Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZKRT M

PS 3511 .N4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Siebenter Jahrgang 1913

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes 1913

Hauptteil

Seite

Andro, L.: Five Sisters auf Reisen 922
Blech-Merwin, Thekla: Lawrence Sterne 779
du Bois-Reymond, Lili: Die Heilung der Beatrice 554
Brezina, Ottokar: Die Natur 823
Charmatz, Richard: Der konstitutionelle Absolutismus 797
Corbach, Otto: Gerechte Löhne . . . . . 532 und 559
Auf dem hohen Meißner 611
Dumas, Alexander: Horatius Cocles redivivus 891
Ehrler, Hans Heinrich: Der heilige Sebastian 774
Ernst, Paul: Die Freier der Witwe 485
Friedemann, Hermann: „Berlin" 919
Friedjung, Heinrich: Balkanfragen 742
Godwin, Catherina: Zwei traurige Glossen 639
Gold, Alfred: Die Kunst und die Zeit 524
Gothein, Marie Luise: Sanssouci 809
Großmann, Stefan: Grabrede auf den Zionismus . 695 und 730
Franz Ferdinand 905
Gutbrod, Otto: Radium-Enthusiasten 821
Harnack, Otto: Giolitti's Sieg 689
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Der vierte Friede 507
Hie Welf — hie Waiblingen 615
Der 3./4. Dezember 1913 . . 833
Heilmayer, Alexander: Ignatius Taschner 846
Heintz-Arnault, Emile: Fremdenlegion 512
Helmolt, Hans F.: Ein Märchen vom Dreibund 543
Dreibundfragen 764
Hervé, Gustave: Vive l'Allemagne! Vive la France! 579
Hesse, Hermann: Der alte Grüne Heinrich 885
Heuß, Theodor: Von Dresden nach Jena 475
Der Baumeister des Kaisers 657
Janus 916

Digitized by Google

Seite

Holdermann, F.: Um die Zukunft der evangelischen Kirche . . . 623
Die Klerikalisierung Süddeutschlands 803
Huebner, Friedrich Markus: Vom Ichroman 928
Hummel, Hermann: Die badische Großblockpolitik 692
Janus: Die Rentabilität der Großgüter 478
Kläger, Emil: Die österreichische Heimatflucht 659
Korn, Georg: Nordische Bauerndemokratie 725
Lechner, Hanns: Im Caféhaus 750
Lederer, Leo: Der Kriegsschatz der englischen Industriellen . . . 551
Liang-Yien: Li-Lien-Ying . . . . . 594, 631, 667, 703 und 735
Loerke, Oskar: Das Avancement 516
Michels, Robert: Die italienischen Wahlen 585
Nippold, Otfried: Ziele der internationalen Verständigung 675 und 711
Ostermayer, W.: Deutsch ist die Landessprache 495
Pernerstorfer, Engelbert: Ein österreichischer Justizskandal . 873
Rauscher, Ulrich: Fahrt im Nebel 816
Rohrbach, Paul: Armenien und die armenische Frage . 837 und 878
Simon, Julius: Vom totgesagten Zionismus 768
Schickele, René: Handgemenge im Café 852
Ode an die Engel 858
Schücking, Lothar Engelbert: Die Unbeliebtheit des Norddeutschen 653
Schücking, Walther: Der Verband für internationale Verständigung . . . . . .
Thoma, Ludwig: Die bayrische Königsfrage 621
Hertling-Mosbacher 761
Dr. Casselmanns Rücktritt 844
Bismarcks Staatsstreichpläne 913
Thomas, Albert (Paris): Frankreich am Scheideweg 869
Wencker, Friedrich: Die Memoiren von Alexander Dumas . . 888
Wertheimer, Fritz: Ein chinesisches Pamphlet 589
Zech, Paul: Geburt der Weihnacht 897

Digitized by Google

Glossen

Seite

* * * Dänemark und Nordschleswig 934
Absolon: Von Gottes Gnaden 614
Plaidoyer 760
Agathon: Universität und Hanseatengeist 568
Bab, Julius: Dehmel 720
Baeumler, Alfred: Straßenbilder 505
Katastrophen 685
Eine posthume Tat Tschudis 789
Bagusche, Hermann: Der Zeitungsbericht 649
Binding, Rudolf G.: Evangelium der Nacht 578
Breuer, Robert: Der Organist des Kaisers 500
Das Leipziger Denkmal 576
Buchholtz, Chr.: René Schickele 862
Carnifex: Boardinghouse 570
Kohlensyndikat 642
5½ Prozent 681
Syndizierungsmotive 825
Christoph: Solidaritätsgefühl 612
Eick, Hugo: Schillers Bühnenstil 686
Ertl, August, Der Kampf um die Arzneitaxe 937
Falkenberg, Albert: Riedesel und Genossen 609
Feiler, Arthur: Der Kampf um die Zigarette 643
Fernau, Hermann: Die französischen Radikalen 679
Freißler, Ernst W.: Götter, Könige und Tiere in Aegypten . . 577
Fridolin: Der Kreuzzeitung auf die Finger! 613
Revolution in Leipzig 682
Gebührentarif für Gottlosigkeit 788
Friedemann, Hermann: Die Erlösung vom Menschen . . . 501
Die Höchstziffer 536
Jüanschikai 565
Die Augenzeugen 610
Aus der Landeskirche 756
Das Sacrileg 787
Gallus, Ernst: Beim Pflügen 898
Goldschmidt, Alfons: Ohm 824
Stinnes und Koppel 865
Gottschalk, Hermann: Die lange Nacht 723
„Eine posthume Tat Tschudis" 899

Digitized by Google

Seite

Graetzer, Franz: Der ethische Yankee 939
Großmann, Stefan: Ein Wiener Parteitag 752
Harnack, Otto: Das Ende des Jubiläumsjahres 932
Harbeck, Hans: Georg Büchner 575
Hauptmann, Moritz: Der Töter Hodlers 504
Hesse, Hermann: Klassikerausgaben 540
Fabeln 794
Schöne Bücher 828
Bilderbücher der Volkskunst 832
Heuß, Theodor: Verständigung 566
Der mißtrauische Schwager 608
Der staatsgefährliche Amundsen 717
Arzneimittelmonopol 830
Hildebrandt, Hans: Der nackte Mensch in der Kunst 901
Holter, Alfred: Der Bauernschreck der Steiermark 572
Hutter, Heinrich: Hertlings Illoyalität 716
Kalkschmidt, Eugen: Hamlet ein Mutter-Problem 573
Der Roman eines Fliegers 827
Kersten, Kurt: Brahmlose Zeit 502
Kiss, Josef: Der Knjas Potemkin 796
Klette, Werner: Tristan Bernard 600
Titine 829
Korn, Walter Achilles: Die indische Bewegung 933
Krauß, E. O.: Pegoud, der Vogel 683
Leybold, Hans: Katholische Literaturglossen 500
Mayer, Alfred: Deutsche Schauspielkunst 939
Mülberger, Arthur: Nobelpreise 537
Poeta militans: Die koketten Dichter 759
Picht, Werner: Gitanjali 861
Rauscher, Ulrich: Scherl 499
Der Kritiker Siegfried Jacobsohn 650
Der Leutnant von Savern 758
Aus der andern Welt 866
Rofler, E.: Das böhmische Lehrerelend 538
v. S.: Ueber- und Unterschätzung 567
Politisches Geld 641
Unerlaubte Kriegsmittel 680
Albanische Grenzkomödie 754
Worte eines Besiegten 786
Spionagegesetz 865

Digitized by Google

Seite

Schuſſen, Wilhelm: Der Vetter und der Bazillus 792
Schwarzſchild, Leopold: „Profeſſor Max Reinhardt-Film“ . 826
Steinitzer, Erwin: Vertauſchte Rollen 718
Stieve, Friedrich: Großſtadtnacht 931
Stöſſinger, Felix: Caruſo 791
Storfer, A. S.: Zur Weckung des Intereſſes 571
Augias-Stall 647
Joſef Kiſs 794
Treuherz, Walter: Das zweite Stadium 755
Wagſchal, Friedrich: „Herauf, uralter Tag“ 688
Weſtheim, Paul: Der Sturm der Mittelmäßigkeiten 541
Der Erisapfel 790
Wirth, Albrecht: Buddhismus und Schwabing 903
Wrobel, Ignaz: Der Zweijährig-Unfreiwillige 899
Sie lächelt wieder 938

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Verband für internationale Verständigung

Von Professor Dr. Walther Schücking (Marburg)

In dem letzten Jahrbuch der großen Friedensstiftung von Carnegie findet sich die Bemerkung, daß man in Deutschland den Haager Friedenskonferenzen ablehnend gegenüber gestanden hat. Kommende Geschlechter werden sich über dieses Faktum nicht genug verwundern können, aber hinweggeleugnet werden kann es nicht. Als die erfreulichste Tatsache aus der ganzen Friedensbewegung in der gesamten Kulturwelt bezeichnet jenes Jahrbuch aber die, einen Umschwung der Stimmung dokumentierende deutsche Gründung des Verbands für internationale Verständigung. Wir haben freilich in Deutschland schon längst eine Friedensgesellschaft gehabt, die es gewagt hat unter dem Hohn und Spott der herrschenden Kreise ihre Ideen zu verbreiten; aber gerade die überwiegend ethischen Argumente dieser Kreise bildeten eine Schranke für ihren äußeren Erfolg und so stellte sich auch in Deutschland das Bedürfnis heraus, das Verständnis für die Probleme des Internationalismus auch in solche Kreise zu tragen, die einstweilen für den prinzipiellen Pazifismus der Friedensgesellschaft nicht zu gewinnen sind. Das tut in Frankreich die von dem Nobelpreisträger D'Estournelles de Constant gegründete Conciliation internationale und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die gleichnamige Gruppe von mehr als 70 000 Mitgliedern, an deren Spitze der bekannte Präsident Butler steht. Mit diesen Gesellschaften, die auch schon in anderen Ländern vertreten, ist der Verband für internationale Verständigung bald nach seiner, von Professor Otfried Nippold und mir

Digitized by Google

vorbereiteten Gründung in Verbindung getreten unter völliger Wahrung seiner nationalen Unabhängigkeit.

A. H. Fried hat uns, geistreich wie immer, das Oberhaus der Friedensbewegung genannt. Es ist mir mehr als zweifelhaft, ob alle unsere Mitglieder damit einverstanden sein werden, aber in unseren nächsten Zielen sind wir erfreulicherweise vollständig einig und das genügt uns. Wir verhalten uns zu den Pazifisten in Wahrheit wie die sogenanten Kathedersozialisten zur Sozialdemokratie. D. h. wir wollen in völliger Unabhängigkeit bei unseren deutschen Mitbürgern Verständnis dafür erwecken, daß die ganze moderne Kulturentwicklung nicht auf eine Ueberspannung der nationalen Gegensätze, sondern auf friedliche Beziehungen zwischen den Völkern durch internationale Verständigung hindrängt, ähnlich wie die Kathedersozialisten uns gelehrt haben, die Versöhnung von Individualismus und Sozialismus anzustreben.

Diese Erkenntnis schöpfen wir aus dem weltwirtschaftlichen Charakter unserer Zeit und den damit im engsten Zusammenhang stehenden Entwicklungstendenzen des modernen Völkerrechts. Deshalb haben gerade die Völkerrechtslehrer bei dieser Gründung die Führung gehabt. Sind doch etwa 20 von ihnen von Straßburg bis Czernowitz und von Kiel bis Zürich auf der vorigen Verbandstagung in Heidelberg anwesend gewesen. Aber selbstverständlich dehnte sich der Kreis der Teilnehmer weit aus über jene Fachgenossen; denn wenn hier auch, wie Lamprecht freudig konstatierte, endlich einmal wieder eine große geistige Bewegung von deutschen Professoren ausgegangen, so wollen wir doch unsere Ideen in immer weitere Kreise unseres Volkes hinaustragen. Ganz besonders ist es uns darum zu tun, die Kreise des wirtschaftlichen Lebens zu gewinnen; denn wir sind der Meinung, daß sobald die Zusammenhänge moderner Weltwirtschaft dort einmal begriffen, für den Ausbau der internationalen Rechtsordnung eine ganz andere Stimmung sich geltend machen wird. In diesem Sinne haben wir nach reiflicher Erwägung

Digitized by Google

unsere diesjährige Tagung nach Nürnberg als einer Zentralstelle des deutschen Handels und Gewerbefleißes verlegt. Soweit über das Schicksal eines Kongresses der Ort entscheiden kann, sind wir über den Erfolg ohne Sorge. Wenn man die Zusammensetzung des Ortsausschusses liest, in dem schlechterdings alle Kreise von Nürnberg sich vereint haben, um unserem Verbande eine gastliche Aufnahme zu bereiten und wenn man weiß, wie anderswo unsere Bestrebungen noch vielfach verkannt und als vaterlandslos verdächtigt werden, dann muß man staunen, wie in Nürnberg die einzigartigen Kulturtraditionen in dem Sinne fortwirken, daß auch heute noch der regsame fränkische Geist die Forderungen einer neuen weltgeschichtlichen Epoche am ehesten begriffen hat.

Wir hoffen, daß das Interesse der Nürnberger und der auswärtigen Gäste unseres Verbandes für unser Unternehmen belohnt werden wird. Ein Gelehrter vom Range Brentanos wird über Weltpolitik und Weltwirtschaft, Autoritäten wie Lammasch und Zorn werden über den Ausbau der internationalen Schiedsgerichtsarbeit sprechen. Da wir uns diesmal in erster Linie an die kaufmännischen Kreise im weitesten Sinne des Wortes wenden wollen, ist weiter das anläßlich des Prozesses Hellfeld gerade dort viel diskutierte Problem eines internationalen Gerichtshofes für Forderungen von Privatpersonen gegen ausländische Staaten auf die Tagesordnung gesetzt, über das Professor Meurer aus Würzburg, einer unserer ersten Völkerrechtslehrer, sprechen wird. Ein Finanztheoretiker von dem Rufe des Erlangers von Eheberg wird die Einwirkung des Kapitals auf Krieg und Frieden beleuchten, ein Thema, dessen Bedeutung durch das letzte Werk von Sombart weiteren Kreisen offenbar geworden. An die Erfahrungen des letzten Jahres können die Referate über die „Einwirkung politischer Krisen auf die Finanzlage, speziell Banken und Börsen" anknüpfen, in die sich der langjährige Direktor der Deutschen Bank in Frankfurt a. M. H. Maier und der Chef des rühm-

Digitized by Google

lich bekannten Handelsteiles der „Frankfurter Zeitung", Herr Leo Benario teilen werden. Einen interessanten Einschlag ganz anderer Art in alle diese volkswirtschaftlichen und juristischen Erörterungen wird ein bekannter Nervenarzt bringen. Hat doch der verdiente Pariser Historiker Professor Seignobos kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß immer eine große Furcht im Volke vorhanden gewesen sei, die einst den Weltuntergang, die Höllenstrafen des Jenseits, die Hexen betraf und die sich heute auf den angeblichen bevorstehend Krieg bezieht. Die moderne Medizin kann uns die Verbreitung dieser Furcht aus Suggestion erklären und gerade über die Bedeutung solcher Suggestion im Völkerleben wird Professor Friedländer aus Hohemark im Taunus sprechen. Mancherlei Anregung und Belehrung wird so hoffentlich dazu beitragen, das deutsche Geistesleben zu befruchten und da im Auslande die gleichen Kräfte am Werke sind, so muß solche Arbeit auch der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zu gute kommen, einer Aufgabe, über die Konrad Haußmann und der französische Senator D'Estournelles de Constant in einer großen Volksversammlung sprechen wollen.

So will der Verband für internationale Verständigung erwachsen auf der Grundlage des neu erwachenden deutschen Idealismus mithelfen, eine neue Zeit heraufzuführen, eine Zeit, in der sich das prophetische Wort des großen schottischen Volksdichters Robert Burns erfüllen möge:

Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht trotz alledem!

Digitized by Google

Von Dresden nach Jena

Von Theodor Heuß

Das führende Blatt der schwäbischen Sozialdemokratie, die Stuttgarter Tagwacht, gehört seit geraumer Zeit zu den Zeitungen, die innerhalb der Sozialdemokratie den schärfsten Radikalismus darstellen; freilich weniger mit Geist und wissenschaftlicher Dialektik als mit erheblichem Gepolter. Dort wurde am Vorabend des Jenaer Parteitags die Parole ausgegeben: Wir brauchen ein zweites Dresden! Laute Leidenschaftlichkeit bewies die Notwendigkeit, dem reformistischen Opportunismus den Garaus zu machen, und der Schreiber jenes Aufsatzes schien fast, so war die Tonart, von dem kommenden Ereignis einer großen Reinigung überzeugt.

Der Abgesang freilich folgte einer anderen Rhythmik und von Dresden war gar nicht mehr die Rede. Das Jubiläum einer zehnjährigen Wiederkehr konnte nicht gefeiert werden.

Aber es war doch lehrreich, an das Jahr 1903 zu erinnern. Denn wenn man die Arithmetik der Abstimmungen vergleicht, 1903 und 1913, dann offenbart sich eine Verschiebung der Schwergewichtslage innerhalb der sozialistischen Partei, die damals, unter dem Dresdener Eindruck, auch der verwegenste Utopist in dem politischen Horoskop nicht hätte lesen können. Der Dresdener Parteitag folgte dem großen Wahlsieg von 1903, der die Früchte der Kardorff-Politik geerntet hatte. Die Fraktionsstärke war fast um die Hälfte an Mandaten emporgeschnellt, Vollmar brachte die Aussprache in den Gang, ob man sich bei solchen Verhältnissen um die Stellung eines Vizepräsidenten im Reichstag bemühen sollte. Eine an sich harmlose Sache. Aber sie erschien einem Teil der Führer damals noch dermaßen abwegig, noch dermaßen als den ersten Schritt zur sozialistisch-parlamentarischen Reformpartei, daß die Frage der parlamentarischen Repräsen-

Digitized by Google

tation und Geschäftsführung von einem ungeheuren revolutionären Stimmungsaufgebot völlig verschüttet wurde. Die Sozialdemokratie zog in den Reichstag mit dem erzwungenen Willen einer parlamentarischen Ohnmacht, die sie sich wenige Zeit darnach von Jaurès in Amsterdam vorrechnen lassen mußte.

Zehn Jahre später. In dem Präsidium verschiedener bundesstaatlicher Parlamente sitzen, ohne Gefährdung für den Staat und für die Partei, brave sozialdemokratische Abgeordnete, an anderen Stellen haben sie sich, wenn auch erfolglos, mit liberaler Unterstützung darum bemüht, der Reichstag wurde eine Zeitlang vom Glockenzeichen des Abgeordneten Scheidemann regiert. Eine Sache, die 1903 die ganze große Partei in lähmende Verwirrung warf, ist zur nicht weiter besprochenen Selbstverständlichkeit geworden. Mehr noch: damals wollte man sich, durch Resolutionsbindungen vor dem Gebrauch der eigenen Macht schützen, heute steht man am Abschluß einer praktischen politischen Leistung, die sich mit dem Tonfall der „Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft" nicht ohne einige umständliche Dialektik zusammenreimen läßt: man hat in sachlicher Parlamentsarbeit geholfen, ein ungeheures Gesetzgebungswerk festzustellen und hat schließlich der größten Steuerforderung, die je an den Reichstag kam und die nun einmal doch der Bezahlung von Geschützen, Gewehren, Festungswerken und Offiziersgehältern dient, seine Zustimmung gegeben.

Jena ist nicht zum zweiten Dresden geworden, konnte es nicht werden. Denn die Fraktion wollte sich keinen Auftrag holen, sondern sich nur der Zustimmung der Partei versichern. Niemand konnte an dieser ernsthaft zweifeln — denn welche Partei, ohne sich mit Ohnmacht zu schlagen, würde es verantworten, der Gesamtheit ihrer Vertrauensmänner das Vertrauen zu kündigen. Die Hoffnungen auf die Abrechnung mit der Fraktion waren von vornherein Phraseologie.

Die geschichtliche Bedeutung dieses Parteitags liegt also darin, daß er nicht Dresden wiederholte, sondern Dresden überwand,

Digitized by Google

daß er darauf verzichtete, mit Resolutionen Revolutionen zu beschwören, sondern sich sachlich, bedächtig, verantwortungsvoll mit der Konstruktion der Staatsnotwendigkeiten befaßte. Macht verpflichtet. Zum zweitenmal, nach dem Vorgang bei den Caprivi-Verträgen, hatte die Sozialdemokratie ihr Gewicht für die praktische, antikonservative Demokratisierung des Staatsaufbaus eingesetzt. Denn darum handelt es sich bei der Abstimmung über die Aufbringung der neuen Steuern.

Es mag hier bei Seite gelassen werden, welcherlei Momente taktischer Natur bei diesem Entschluß mitwirkten, wie weit es den Führern geboten schien, der fatalen Nachbarschaft mit den Konservativen auszuweichen, wie weit die dialektische Verbindung mit dem Parteiprogramm möglich wurde oder nicht. Das ist nicht so wichtig. Die politische Handlung entscheidet, die Theorie folgt ihr erst nach.

Darum aber handelt es sich hier. Man würde den Vorgang unterschätzen, wenn man ihn nur als taktischen Opportunismus betrachten wollte. Das klang durch die Referate so verschiedenartiger Politiker wie Wurm und Südekum hindurch, daß man nun den theoretischen Boden sozialistischer Steuerpolitik schaffen müsse. Daß dies notwendig, zeigt nichts so deutlich als der pseudomarxistische Unsinn, mit dem sich die luxemburgische Resolution umrahmte. Lassalle hat der Partei die Formeln der Steuerpolitik gegeben, aber, trotz seiner glänzenden Deduktionen, sind diese Formeln etwas starr und steif geworden. Ihr Maß paßt nicht mehr recht zu der wandlungsreichen Finanzgeschichte des neuen Reiches. Die denkenden Köpfe innerhalb der Sozialdemokratie wissen das auch — wenden sie sich zu dem Problem, dann werden sie die sozialistische Steuerpolitik aus dem Zwang der Dialektik befreien und sie in unmittelbare Verbindung mit realistischer Staatspolitik bringen.

Digitized by Google

Die Rentabilität der Großgüter, die Steuern und die Kornzölle

Von Janus

Die immer stärker einsetzende Agitation für eine ernsthafte innere Kolonisation — die bisherige „ist nicht recht über den Anfang hinausgekommen", sagt Professor Otto Auhagen in Uebereinstimmung mit Professor Sering — hat nicht nur den Erfolg gehabt, die Regierung und sämtliche Parteien immer stärker auf den „einen Punkt" hinzuweisen, „von dem unser Weh und Ach, so tausendfach, zu kurieren" ist, sondern sie hat auch noch eine erfreuliche Nebenwirkung gehabt. Die in ihrer Machtstellung bedrohten Herren des Ostens protestieren kläglich gegen die immer wuchtiger sich häufenden Daten, aus denen hervorgeht, daß der Kleinbetrieb nicht nur rentabler ist als der Großbetrieb, daß er nicht nur mehr Menschen auf der Fläche ernährt, ungleich mehr Wehrfähige heranzieht, ungleich mehr Steuern aufbringt, und die kleinen Städte entwickelt, indem er sie mit seiner Kundschaft ernährt — sondern daß er sogar produktiver ist als der Großbetrieb, und zwar in einem Maße produktiver, wie man es nicht zu glauben gewagt hätte. Aus einer soeben erschienenen Arbeit von Keup und Mührer*) geht hervor, daß die Kleinbetriebe nicht nur der Fläche mehr menschliche Nahrungsmittel entreißen, sondern daß sie sogar, nach Deckung der reichlicheren Nahrung ihrer eigenen, viel zahlreicheren Bevölkerung, dem

*) Die volkswirtschaftliche Bedeutung von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft. Untersuchungen über den Wert der inneren Kolonisation im Osten der preußischen Monarchie, von Dr. Erich Keup und Richard Mührer. Mit einer Einleitung von Dr. O. Auhagen, Professor an der Königl. Landw. Hochschule zu Berlin. Berlin. Verlagsbuchhandlung Paul Parey. 1913.

Digitized by Google

städtischen Markte noch einen größeren Ueberschuß zur Verfügung stellen.

Das darf nicht wahr sein: denn die Fabel von der größeren Produktivität der Großbetriebe war die letzte Schanze, in die seine Verteidiger sich zurückgedrängt fanden, nachdem sie aus allen anderen hatten weichen müssen. Fällt auch dieses Bollwerk noch, so gibt es keine noch so fadenscheinigen Vernunftgründe mehr, um das sonst von allen ökonomischen und politischen Gesichtspunkten aus verurteilte Institut zu halten. Und darum fangen die Herren an, aus der Schule zu schwatzen. Sie bringen Zahlen — und dabei verwandelt sich der „notleidende Agrarier" vor unseren staunenden Augen plötzlich in den glänzend gedeihenden Unternehmer!

Im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" von diesem Jahre untersucht Sigismund von Chlapowski den „wirtschaftlichen Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten". Er kommt zu dem Ergebnis, „daß die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Fortsetzung der Ansiedlungspolitik einer kostspieligen Entwertung des Grund und Bodens gleichkommt". Dieses Ergebnis ist gewonnen durch recht zweifelhafte Mittel, durch Schätzungen aller Art, die nicht sicher fundiert sind. Hier kann auf diese methodologischen Fragen nicht eingegangen werden, zumal seine Schlußfolgerung durch die auf exaktester, zahlenmäßiger Rechnung beruhenden Arbeiten von Keup und Mührer völlig widerlegt ist. Nur in einem Punkte hat er entschieden Recht: man hat in früheren Arbeiten über diesen Gegenstand die Wirtschaftsergebnisse der jetzigen bäuerlichen Kolonien verglichen mit denen der Großgüter, auf deren Fläche sie entstanden sind. Das ergab geradezu triumphierende Zahlen zu Gunsten der Dörfer — aber die Zahlen waren aus zwei Gründen unbrauchbar. Erstens handelte es sich bei den parzellierten Großgütern meistens um verwahrloste Betriebe, die schon zu ihrer Zeit unter dem Durchschnitt der Großbetriebe standen, oft sehr tief darunter; und zweitens hat sich

Digitized by Google

auch der Durchschnitt der bisher stehen gebliebenen Großbetriebe in der Zwischenzeit enorm gehoben. Wenn man vergleichen will, so muß man die Methode der „Parallelgüter" anwenden, die Keup und Mührer in verschiedener Weise ausgearbeitet haben, d. h. die gleichzeitige Leistung ungefähr gleich großer, ungefähr gleich gelegener, gleich gut geleiteter Großgüter von gleicher Bodengüte mit den Bauernkolonien vergleichen. Dieser Vergleich hat nun zwar nicht die stupenden Unterschiede jener ersten falschen Methode ergeben, aber immer noch Unterschiede von solcher Größe, daß Chlapowski widerlegt, die innere Kolonisation auch unter diesem letzten Gesichtspunkte, gerechtfertigt und der Großbesitz verurteilt ist.

Uns interessieren hier nur die Steigerungen der Erträge im Großbetriebe, die Chlapowski unvorsichtig genug ist, der Oeffentlichkeit vorzulegen. Er zitiert zunächst, was die Roherträge anlangt, zustimmend eine Arbeit von Paul Krische („Die Provinz Posen, ihre Geschichte und Kultur unter besonderer Berücksichtigung ihrer Landwirtschaft — Staßfurt 1907"), in der es heißt: „die Durchschnittserträge sämtlicher Hauptkulturpflanzen haben sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre bei einigen nahezu verdoppelt und sind bei anderen noch mehr gesteigert."

Chlapowski fügt wörtlich folgendes hinzu:

„Man kann wohl annehmen, daß, wenn früher auf einem Gute durchschnittlich 8 Zentner pro Morgen Aussaat geerntet wurden, heute bei rationellem Betrieb mindestens zehn Zentner gewonnen werden. Der Wirtschaftsverbrauch (Saat, Deputat, Futter) beträgt ungefähr 6 Zentner pro Morgen. Bei einer Ernte von 8 Zentnern bleiben also 2, bei einer solchen von 10 Zentnern 4 Zentner zum Verkauf übrig. Jene 2 Zentner brachten vor Jahren ca. 6 ℳ pro Zentner — für heutige Verhältnisse wollen wir 7,5 ℳ in Ansatz bringen. Mit dieser Zahl bleiben wir noch hinter dem Durchschnitt der letzten Jahre zurück. Hieraus ergibt sich folgende Berechnung:

2 Zentner à 6 ℳ = 12 ℳ
4 „ „ 7,5 „ = 30 „

die Differenz beträgt 18 ℳ pro Morgen. Dazu tritt noch die größere Strohernte, die ungefähr mit dem Doppelten der Körnerernte zu berechnen ist, also

Digitized by Google

4 Zentner ergibt, zum Preise von 1 ℳ pro Zentner. Wir erhalten somit 18 + 4 = 22 ℳ.

Allerdings müssen die inzwischen gestiegenen Produktionskosten, infolge höherer Löhne und höherer Preise für landwirtschaftliche Bedarfsartikel, in Abzug gebracht werden. Dieser Unterschied ist auf Posener Verhältnisse auf ca. 6 ℳ pro Morgen zu veranschlagen.

Andererseits sind freilich die Wirtschaftskosten durch bessere Verkehrsmittel nicht unwesentlich herabgesetzt worden. Nehmen wir trotzdem jene 6 ℳ voll an, so beträgt die Differenz 22 — 6 = 16 ℳ pro Morgen.

Das Steigen der Getreideernten hängt mit der besseren Bodenkultur, der Ausführung von Bodenmeliorationen, der besseren Sortenauswahl zusammen. Wir wollen aber dem großen Verbrauch an Kunstdünger Rechnung tragen und letzteren auch noch mit 5 ℳ in Ansatz bringen. Es verbleiben uns somit 16 — 5 = 11 ℳ pro Morgen, d. h., wenn früher bei einer Durchschnittsernte von 8 Zentnern nach Abzug aller Unkosten 12 ℳ den Gewinn des Landwirtes darstellten, bei einer Ernte von 10 Zentnern unter den heutigen Verhältnissen 11 ℳ mehr, d. h. fast das Doppelte erzielt wird ....

Aehnlich wie bei Getreide liegen die Verhältnisse bei den meisten landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Sie sind mehr oder weniger alle im Preise gestiegen und geben bessere Erträge; bei einigen, z. B. bei Kartoffeln, dürfte die Differenz noch wesentlich größer sein als bei Getreide ....

Werden nun im allgemeinen von der Flächeneinheit bessere Resultate erzielt, so kommt noch hinzu, daß die Anbauflächen selbst einen Zuwachs erfahren haben, da die Fruchtfolgen viel intensiver, Brach- und Weideschläge verschwunden sind, der gut lohnende Hackfruchtbau seit dem Ausbau der Kommunikationsmittel ausgedehnt worden, der Zwischenfruchtbau allgemein in Anwendung gekommen ist."

Ich möchte hinzufügen: das ist alles noch zu niedrig geschätzt. Der Rohertrag ist sicherlich viel stärker gestiegen als um 2 Zentner, und die Preise sind, wie er selbst angibt, höher, so daß der Reinertrag bedeutend mehr gestiegen ist.

Chlapowski versucht dann, die durchschnittlichen Reinerträge eines schematischen Posener Gutes zu schätzen. Er verfährt dabei sehr vorsichtig. Denn einerseits setzt er die aus den Büchern erhobenen Produktionskosten einer „Großwirtschaft, die nicht als sehr intensiv, aber immerhin als intensiv bezeichnet werden kann" unter die Ausgaben, andererseits setzt er „eine mäßige

Digitized by Google

Mittel- und Durchschnittsernte" unter die Einnahmen. Ferner nimmt er noch an, daß alles Stroh in der Wirtschaft selbst verbraucht, nichts verkauft wird, und daß die Nutzviehhaltung gerade ihre Kosten deckt, also ebenfalls keine Ueberschüsse bringt. Unter diesen Voraussetzungen kommt er auf einen durchschnittlichen Reinertrag pro Morgen von 29, pro Hektar also von 116 ℳ (p. 287). Das gilt ihm selbst als Minimum. Eine Seite später führt er an, daß man wohl den Getreideertrag um einen Zentner höher ansetzen und annehmen könne, es werde bei hochkultivierten Gütern pro Morgen noch für 3—4 ℳ Stroh verkauft. Das ergäbe zusammen pro Morgen über 8, pro Hektar 32 ℳ Zuschlag und einen Gesamtreinertrag pro Hektar von rund 150 ℳ.

Daß auch das noch sehr gering geschätzt ist ergeben einige aus Wirtschaftsbüchern mehrerer genau beobachteten Güter erhobene Reinertragsberechnungen. Chlapowski führt 4 Güter an. Gut 1 vermehrte seinen Reinertrag zwischen 1903/4 und 1909/10 von 125,34 auf 210,79 ℳ; Gut 2 zwischen 1902/3 und 1909/10 von 91,73 auf 197,09; Gut 4 zwischen 1904/5 und 1911/12 von 84,52 auf 269,81 ℳ pro Hektar. Gut 3 ist erst seit 4 Jahren im Eigentum des jetzigen Besitzers, ist noch nicht in Stand gesetzt (noch teilweise zu drainieren), d. h. befindet sich noch im kritischen Stadium; daher kann es nicht Wunder nehmen, daß seine Reinerträge kaum gestiegen sind. Aber absolut beträgt auch hier pro Hektar der Reinertrag 146 ℳ, übersteigt also das Schätzungsminimum um 30 ℳ und kommt der zweiten Schätzung mit Zuschlag sehr nahe.

Chlapowski kommt denn auch unter dem Titel „Schlüsse und Folgerungen" zu dem Ergebnis:

„daß die Rentabilität des landwirtschaftlich genutzten Bodens sehr erheblich zugenommen hat. Während früher Reinerträge von ca. 40 ℳ pro Hektar als befriedigend angesehen wurden, gilt heute das Doppelte und unter günstigen Verhältnissen das Drei- bis Vierfache als die normale Bodenrente. Die Grundstückspreise sind dementsprechend gestiegen. Kein Wunder. Sie haben den Ertragswert vieler Güter noch bei weitem nicht erreicht.

Digitized by Google

Wie nimmt sich dem gegenüber die Einseitigkeit aus, mit welcher einige Publizisten die Bodenpreisfrage behandeln, von denen die Hausse auf dem Grundstücksmarkte ausschließlich als eine Folge der vermehrten Nachfrage, der Konkurrenz, des Kampfes um den Boden dargestellt wird? In seinem umfangreichen Werke über die Polenfrage befaßt sich Professor Bernhard mit der Agrarfrage in Posen-Westpreußen sehr eingehend. Trotzdem erwähnt er mit keinem Worte alle jene Momente, deren Bedeutung wir nunmehr kennen gelernt haben, also die bessere Lage der Landwirtschaft, den Fortschritt auf dem Gebiete der Agrikulturtechnik, die Hebung der Landeskultur. Dagegen werden Gutskäufen von polnischer Seite mehr oder weniger spekulative Absichten untergeschoben — einzelne Erwerbungen werden als Demonstrationskäufe bezeichnet, bei denen es auf einen Verlust von einigen Hunderttausend Mark nicht ankam. Zur Beruhigung Bernhards und sinnesverwandter Publizisten sei mitgeteilt, daß es schwerlich eine bessere Kapitalsanlage gab, als einen Gutskauf in Posen-Westpreußen in früheren Jahren."

Keup und Mührer haben sich ihrem Programm gemäß mit den Fragen der privatwirtschaftlichen Rentabilität nur ganz vereinzelt beschäftigt. Aus ihren wertvollen Arbeiten sind daher nur wenige Zahlen für unsere Zwecke verwertbar. Ich gebe die interessanteste:

Parallelgut A hatte Geldeinnahmen:

In runden Zahlen 1899 83 000 ℳ; 1904 101 000 ℳ; 1909 152 000 ℳ.

Diesen Geldeinnahmen standen folgende Geldausgaben gegenüber: 1899 70 000 ℳ; 1904 81 000 ℳ; 1909 119 000 ℳ.

Mührer fügt hinzu: „Während die Einnahmen im letzten Jahrzehnt um 83% sich vermehrten, stiegen die Ausgaben nur um 70%". (p. 319/20.)

Mührer hat sich nicht die Mühe gegeben, den Reinertrag in absoluten Zahlen auszurechnen. Wenn wir die Subtraktion vornehmen, so stellt er sich 1899 auf 13 145; 1904 auf 20 025, und 1909 auf 33 153 ℳ. Das macht pro Hektar der Ackerfläche (320) 52,8, pro Hektar der Gesamtfläche 45,3 ℳ Reinertrag. Die Zahlen sind sehr niedrig im Vergleich zu denen, die

Digitized by Google

Chlapowski gibt, und man muß wissen, daß das Gut schlecht arrondiert ist und sehr geringen Boden hat.

Der Grundsteuerreinertrag ist insgesamt nur 7,15, für das landwirtschaftliche Nutzland nur 7,91 ℳ pro Hektar.

Trotzdem bestätigt auch dieses sehr schlechte Objekt die allgemeine Behauptung Chlapowskis, daß der Reinertrag der Güter enorm gestiegen ist, auf etwa das 2½fache.

Und da sind doch wohl zwei Fragen gestattet:

1. Drückt sich diese enorme Steigerung der Rentabilität in den Steuererträgen der ostelbischen Großgüterbezirke aus? Es ist erstaunlich, daß Professor H. Delbrück, der Vorkämpfer für eine gerechte Besteuerung des Großgrundeigentums, der dem Aufsatz von Chlapowski ein Vorwort auf den Weg gibt, diese Frage nicht gestellt hat.

Und 2. ist angesichts dieser enormen Steigerung der Rentabilität der Fortbestand der agrarischen Schutzzölle, vor allem der Kornzölle, wenigstens in der jetzigen Höhe, noch erforderlich? Man hat sie eingeführt, um der deutschen Landwirtschaft Zeit zu lassen, den plötzlichen Ansturm der amerikanischen Konkurrenz dadurch auszuhalten, daß sie ihre Intensität steigerte. Ob dazu Schutzzölle nötig waren, sei dahingestellt: die dänische Landwirtschaft hat sich trotz dieser Konkurrenz geradezu glorreich entwickelt, und sogar die englische hat sich ohne Schutzzölle aus tiefem Fall wieder kräftig erholt. Aber jetzt ist augenscheinlich jene damals gewünschte Anpassung vollzogen, und die amerikanische Konkurrenz hat zudem längst ihre Angriffskraft verloren. Ist es jetzt nicht Zeit, die Kornzölle abzubauen, die alle agrarpolitischen Autoritäten in der Zeit ihrer Einführung nur zeitweilig, bis zur Erreichung genügender Widerstandskraft, der deutschen Landwirtschaft bewilligen wollten? Die Zölle, die unsere Volkswirtschaft so ungeheuerlich belasten und unsere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte hemmen, unsere

Digitized by Google

Industriellen ohne Ende zur Erhöhung der Löhne und den Staat zur Erhöhung der Beamtengehälter zwingen: ein Schöpfen ins Danaidenfaß, weil die Lebensmittelpreise und die Mieten immer wenigstens so stark steigen wie der Geldlohn?

Das deutsche Volk hat soeben erst dem Kaiser sehr reichlich gegeben, was des Kaisers ist. Soll es noch immer weiter dazu verurteilt sein, einer Handvoll von Großbesitzern diese Milliardensteuer jährlich zu entrichten, noch immer, trotzdem es ihnen so glänzend geht, wie figura zeigt? Nur um den unerhörten Schacher mit dem Boden zu befördern, der in Ostelbien grassiert, den Verkäufern Riesenvermögen in den Schoß wirft, und die Käufer beim ersten Umschlag der Handelspolitik oder der Konjunktur an den Rand des Ruins bringen muß? Es gibt keinen Grund mehr, und nicht einmal mehr einen Vorwand: fort mit den Kornzöllen! —

Die Freier der Witwe

Novelle von Paul Ernst.

Eine vornehme Witwe lebte mit ihrem einzigen Kinde, einem Sohn von achtzehn Jahren gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris in einem stillen und großen alten Hause des adeligen Viertels. Ihr Gatte war ihr einige Monate nach ihrer Verheiratung, noch vor der Geburt des Knaben, durch ein Duell entrissen, in das ihn ein galantes Abenteuer mit einer verheirateten Frau verwickelte; die junge Frau, welche kaum eben aus den Klostermauern gekommen war und bis dahin nichts von den leichtfertigen Sitten der Zeit wußte, erschrak auf das Tiefste vor dem Abgrund von Verworfenheit, in welchen sie bei dem Tode ihres Gatten sah; sie dankte ihre ganze Dienerschaft ab bis auf zwei alte Leute, welche noch aus ihrem elterlichen Hause auf dem Lande stammten,

Digitized by Google

nahm einen gelehrten alten Abbé zu sich für die Erziehung des Kindes, und hielt sich in ihrem großen Hause eingeschlossen, wie in ihrem Kloster, indessen auf der Straße vor dem eisenbeschlagenen schwarzen Tor vergoldete Equipagen vorbeirollten, buntbemalte Sänften getragen wurden, hübsche Mädchen auf dem Trottoir trippelten und bramarbasierende Offiziere ihre Säbel auf dem Pflaster klirrend nachschleppten; denn in dieser vornehmen Gegend gab es damals bereits einige Straßen, welche wenigstens einen gepflasterten Bürgersteig hatten.

So wuchs der junge Vicomte in Ruhe, edler Gesinnung und gründlicher Bildung heran.

Nun hatte die Mutter beschlossen, ihr Bild von einem guten Maler malen zu lassen, damit es in der Reihe der Vorfahren neben dem jugendlichen Bilde des verstorbenen Gemahls hängend, einstens eine Erinnerung für die Nachkommen sein könne. Der Künstler kam, suchte sich einen geeigneten Saal, spannte die Leinwand auf und machte sich an die Arbeit; er beendete bald die Sitzungen und nahm dann das halb vollendete Bild nach Hause in seine Werkstätte, um es dort ganz fertig zu stellen. Der junge Vicomte hatte an dem heitern und gesprächigen Mann viel Vergnügen gefunden, und nach einigem Zögern erlaubte ihm die Mutter, ihn in seiner Werkstätte zu besuchen, um die Arbeit an dem Bilde zu verfolgen.

Dieser Maler hatte eine sehr schöne Frau, welche oft in die Werkstätte kam, besonders wenn vornehme Kunden anwesend waren, denn es geschah oft, daß ein Herr ein Bild kaufte und bestellte, wenn er sie gesehen und mit ihr gesprochen hatte; um es etwas deutlicher zu sagen, die schöne Frau war nicht allzuspröde, und der Gatte nicht allzu neugierig, und Beide standen sich nicht schlecht bei diesen Vorzügen. Sie war selber gleichfalls Malerin, und viele hübsche Miniaturporträts, die man damals gern in Brillanten einrahmte und als zärtliche Andenken verschenkte, kamen von ihrer Hand.

Digitized by Google

Der junge Vicomte lernte die reizende und zierliche Frau, die kaum älter war wie er selber, bald kennen. Ein heiteres Chanson singend, kam sie das erste Mal tänzelnd in die Werkstatt, um dem Gatten ein neues Kleid zu zeigen, das aus lauter duftigen Spitzenvolants zu bestehen schien; mit zierlichen Schritten drehte und wendete sie sich, sie kreuzte die Arme und ging mit ernsthafter Miene, breitete die Arme zärtlich nach vorn und ihre Augen drückten ein schmachtendes Verlangen aus, floh schalkhaft, als der Gatte sich ihr nähern wollte, versteckte sich hinter dem fassungslosen jungen Vicomte, und lief dann kichernd wieder aus der Tür. Das nächste Mal traf er sie in schlichtem, braunem Kleid, mit sauberen weißen Ueberärmeln, vor ihrem Maltisch, an einer Miniatur arbeitend, mit spitzen Pinseln aus kleinen Näpfchen die Farbe nehmend und die zierlichen Lippen eifrig spitzend. Er sagte ihr, es sei ihm so merkwürdig, auch wenn ihr ganzes Gesicht ernsthaft sei, so lachten ihre Augen, sie sei gewiß ein Mensch, der nie Böses getan habe. Zu Hause hatte er eine Sparbüchse, in welcher er seit Jahren alle Geschenke von Livres, Talern und Goldstücken aufhob, die er von seiner Mutter erhielt, oder wenn einmal eine Tante oder ein Oheim aus der Provinz zu Besuch kam. Die schloß er jetzt auf und überzählte sie, trotzdem er genau wußte, wie viel sie enthielt; dann fragte er, ganz wie zufällig, welchen Preis seine Gattin auf ihre kleinen Kunstwerke gesetzt habe, und als er ihn erfahren und gefunden, daß er ihn sehr gut bezahlen konnte, ohne daß seiner Mutter, welche die Sparbüchse zuweilen nachsah, der Abgang auffallen konnte, da brachte er stotternd dem Gatten sein Anliegen vor: er wolle gern das Bild eines Engels haben, um es zuweilen heimlich anzusehen, und da er nicht viel Geld ausgeben könne, so wolle er, wenn es der Maler erlaube, seine Gattin bitten, ihm ein solches in Miniatur zu malen, und er wünsche, daß niemand etwas davon erfahre; und wie nun der Maler fragte, wie das Bild aussehen solle, da brachte er stockend vor, er habe sich gedacht, es solle ungefähr so aussehen wie seine Gattin. Der Maler nickte zustimmend und

Digitized by Google

sagte, daß der Kopf seiner Gattin ganz gut geeignet sei als Modell, und bei dem kleinen Format könne man natürlich nicht ganze Figur malen; dann rief er seine Gattin; sie kam in einem reizenden weißen Morgenkleid, er erzählte ihr alles, sie knixte vor dem jungen Vicomte, dann lief sie zurück, holte einen Handspiegel und gab ihn dem jungen Mann in die Hand, indem sie ihm bedeutete, wie er ihn halten müsse; darauf setzte sie sich an ihr sauberes Arbeitstischchen, rieb mit flinken Händchen ihre Farben in die Schälchen, prüfte die Pinsel; der Vicomte saß ihr gegenüber, unaufhörlich schwatzte sie zu ihm, von Kleidern, Ausfahrten, Tanzvergnügen, Verwandten, Besuchen, von einem Kanarienvogel, einer komischen alten Tante, den Nachbarsleuten, der Kattunfabrikation und anderem. Wie alles vorbereitet war, da mußte der Vicomte den Spiegel halten, daß sie sich sehen konnte, wenn sie ihr Bildchen malte; unbeweglich saß er und hielt in fester Hand den Spiegel, indessen sie das Köpfchen bald hob und ihr Bild prüfend betrachtete, bald senkte und schnell einen Strich oder mehrere auf ihr Elfenbeinplättchen setzte; wieder spitzte sie bei der Arbeit ernsthaft den Mund, jeder Gedanke, welcher ihr kam, flog ausdrucksvoll über ihr offenes Gesichtchen, und das waren immer nur heitere Gedanken. Ihn überwallte es bald siedend heiß und bald kalt, ein unsagbares Glücksgefühl, wie er es nie verspürt, war in seinem ganzen Körper, er mußte sich zusammennehmen, daß seine Hand nicht zitterte vor Glück, und ihm war, als sei er in einem unendlichen Raum allein mit ihr, indessen er doch hinter sich den Maler hörte, welcher einmal einen Schritt zurücktrat von seinem Bild, dann leichte Striche machte, zuweilen leise vor sich hin pfiff, den Pinsel wechselte, oder andere kleine Geräusche machte. Er sah ihr Gesicht voll von vorn; er sah es vom Scheitel her, er sah die leise bebenden Nasenflügel, die vielen verschiedenen Arten, wie der Mund geschlossen war, und er war sinnend, heiter, wehmütig, lieblich, erwartungsvoll, glücklich, sehnsüchtig geschlossen; er sah die lachenden Augen, wie sie prüften, verglichen, befriedigt leuchteten; ein leichtes Rot überzog einmal

Digitized by Google

das Gesicht bis zum Hals, sich in scharfen Streifen absetzend, und sie warf ihm einen mutwillig ängstlichen Blick zu; er machte sich nicht klar, daß sie da an ihn gedacht hatte, aber er spürte ein Beben im Herzen und seine Hand mit dem Spiegel zitterte einen Augenblick.

In den Tagen, wo dieses vor sich ging, geschah ein großes Unglück; der Maler, welcher ein leidenschaftlicher Spieler war, geriet eines Nachts mit einem Falschspieler in Streit; wie denn beim Spiel die Stände und Klassen sich wunderlich mischen, war der Falschspieler ein vornehmer Mann; der Maler wurde erstochen, nach Hause gebracht. Niemand bekümmerte sich weiter um den Mord, und die Witwe blieb allein zurück.

Der junge Vicomte erzählte seiner Mutter den Tod, schilderte dann alle Verhältnisse und schloß, daß er nach dem Trauerjahr um die Hand der Witwe anhalten wolle. In dieser Zeit aber sei es nötig, daß sie Unterstützung und Rückhalt habe; deshalb bitte er sie, daß sie mit ihm zu der Unglücklichen gehe, ihr Trost einspreche und ihre Hilfe anbiete.

Die Vicomtesse war sehr betroffen über diese Rede; sie wandte ein, der Sohn sei zu jung, die Frau sei bürgerlich, die Welt werde spotten; er aber antwortete immer nur, es genüge, wenn seine Handlungsweise ehrenhaft sei; seufzend gab die Mutter dem plötzlich so entschiedenen Sohne nach, ließ die alte Karosse anspannen, und fuhr vor das Haus des Malers. Hier hätte ihr nun wohl Manches auffallen können, wenn sie etwas welterfahrener gewesen wäre, aber es war nun einmal so, daß sie nicht mehr Weltkunde hatte wie ihr Sohn. So sagte sie denn nach dem Willen des Sohnes der Witwe, daß sie von dem Unglück gehört habe und ihre Hilfe anbieten wolle, und sprach so lange freundlich, bis die beschämte und zögernde Frau weinend einwilligte, zu ihr zu ziehen und in einem einsamen Zimmer des großen Hauses ihrem Kummer über den unersetzlichen Verlust des innig geliebten Gatten nachzuhängen.

Digitized by Google

Nun begann für den jungen Vicomte eine glückliche Zeit. Täglich bei allen Mahlzeiten saß er dem geliebten Gesicht gegenüber; die reizende Witwentracht kleidete das hübsche und heitere Geschöpfchen so gut, und sie wußte das auch; selbst die Mutter konnte sich ihrer Anmut nicht verschließen und streichelte ihr freundlich die Hände, indem sie von ihren Seelenschmerzen sprach; am Abend las der Jüngling aus einem ernsten oder frommen Schriftsteller den beiden Frauen vor; die Mutter war gerührt, und auch die schöne junge Witwe vergoß Tränen, indem sie sagte, ihre Bildung sei doch bis jetzt sehr einseitig gewesen, denn von den Predigten Bossouets habe sie vorher noch nie gehört gehabt, und von Gedichtbüchern habe sie immer nur die kleinen lustigen Bändchen mit Noten gekannt, nicht solche großen, schönen Bücher, die so traurig seien.

Der alte Diener, welcher in dem Hause lebte, hatte einen Neffen, welchen er zärtlich liebte. Dieser Neffe war gewissermaßen in dem Hause mit erzogen, denn da seine Eltern früh gestorben waren, so war er als Junge täglich gekommen und hatte in der Küche mit gegessen, seine Kleidung war aus abgetragenen Sachen der Herrschaft zurecht geschneidert, und eine Zeitlang hatte er sogar heimlich mit im Hause geschlafen. Als er heranwuchs, war er Kellner geworden, und durch Fleiß und Verstand und unterstützt durch den Rat, die Verbindungen und die Mittel seines Oheims war er nunmehr bereits Oberkellner. Wie es den Menschen natürlich ist, weiter zu streben, so war sein Plan, mit seinen und des Oheims Ersparnissen eine elegante Wirtschaft zu eröffnen in der Nähe der Tuilerien, denn die Herren, welche im Schloß zu tun hatten, wollten gern einmal eine Erfrischung zu sich nehmen in einem erstklassigen Geschäft, aber die Wirte, welche dort saßen, hatten weder den genügenden Weitblick, noch die geschäftliche Sicherheit und den Anstand, welche für den Verkehr mit vornehmen Herrschaften nötig sind. Er sagte sich, daß er für eine solche Wirtschaft eine geeignete Frau brauche, die Weltkenntnis, Umgangsformen und Heiterkeit besaß. Er wußte zwar, daß von

Digitized by Google

der jungen Witwe allerhand erzählt wurde, aber er sagte sich als verständiger Mann, daß man auf das Gerede der Leute nichts geben darf und daß er in seinem Hause später schon Ordnung halten werde. Natürlich war ihm und dem Oheim nicht entgangen, daß der junge Vicomte eine Neigung zu ihr hatte; da beide nicht auf den Gedanken kommen konnten, daß der Vicomte an eine Heirat dachte, so vermochten sie sich nicht zu erklären, daß die Mutter sie in das Haus genommen und sie als Herrschaft behandeln ließ. Allein der Oheim sagte, das geschehe bei Herrschaften oft, daß sie Dinge täten, die unbegreiflich seien, darauf müsse man nicht viel geben, denn das komme von den Dünsten des vielen guten Essens, die aus dem Magen aufsteigen in das Gehirn; er habe gefunden, daß die Herrschaften immer nach kurzer Zeit wieder vernünftig würden und Einem dann Geld gäben.

Man muß aber nicht denken, daß von diesem Allen die junge Witwe nichts merkte, vielmehr merkte sie sogar eher etwas, wie die Anderen selber etwas wußten. Nur war ihr bei den Gefühlen des jungen Vicomte etwas unheimlich zu Mute; hätte er eine Liebschaft mit ihr gewollt, so wäre ihr ja alles klar gewesen, nun aber wußte sie nicht, was sie tun solle und geriet dadurch in große Angst. Der Oberkellner, welcher ihr menschlich näher stand, wurde ihr in dieser Angst ein rechter Seelentrost; es soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß sie sich in ihn verliebte, denn der junge Vicomte war doch ein hübscher, stattlicher Mann mit einem zierlichen Schnurrbärtchen, vornehmen Manieren, feiner Wäsche und jenem Etwas, das ein schlichtes Frauenherz über sich selber erheben kann, indessen der Oberkellner ein kurzer, stämmiger, nicht immer sauberer Mensch war, der bereits einen leichten Ansatz zum Bauch zeigte. Jedenfalls hatte sie in dem Oberkellner einen Mann, mit dem sie in ihrer Art reden konnte, während sie mit dem Vicomte immer so feine Worte gebrauchen mußte, die sie selber nicht recht verstand.

Während diese Dinge nun so lagen, kam ein Schwager der Frau Vicomtesse zu einem Besuch vorgefahren, der eigentlich mit

Digitized by Google

seiner Schwägerin etwas überworfen war und sich deshalb seit langer Zeit nicht hatte blicken lassen. Er war ein früherer Offizier und braver Mann ohne viele Feinheiten, und so begann er denn nach den gewöhnlichen Begrüßungsfloskeln ungefähr so, daß er längst eingesehen habe, daß seine übergeschnappte Schwägerin den armen Jungen durch ihre Altjungfernerziehung gänzlich verpfuschte, aber da er nichts in der Sache zu sagen habe, so habe er sich lieber fern gehalten; nun aber habe er gehört, daß sie eine ganz verrückte Heirat für ihn plane, und da sei es denn doch seine Pflicht als Familienältester, einzuschreiten. Die Mutter saß mit steifem Rücken auf ihrem Stuhl und fragte spitz, was für eine verrückte Heirat er meine. „Na, mit der —" und hier gebrauchte der gute Major einen etwas soldatischen Ausdruck, „die du hier im Hause hast." Die Witwe war einer Ohnmacht nahe, aber sie faßte sich und fragte den Schwager, wie er eine unglückliche Frau, die Witwe eines bedeutenden Künstlers, eine Frau, die sie in ihren Schutz genommen habe, derartig beschimpfen könne. Der Major schüttelte resigniert den Kopf, dann sah er ihr ins Gesicht, endlich tippte er mit dem Finger mehrmals auf die Stirn. Die Schwägerin wollte entrüstet aufstehen, er bedeutete ihr mit der Hand, daß sie sitzen bleiben solle und sagte dann: „Mein Bruder ist ja ein Windhund gewesen, das gebe ich zu, aber er war ein anständiger Kerl. Wenn du ihn hättest zu nehmen verstanden, dann wäre es ganz gut gegangen, denn er war damals verschossen in dich. Aber es fehlte eben hier", und damit tippte er wieder auf die Stirn. Dann erhob er sich, gab ihr zum Abschied die Hand und sagte: „Ich will lieber mit dem Jungen selber sprechen." Die Schwägerin entließ ihn mit kaltem Gruß.

Was der Major mit dem jungen Vicomte besprach, ist nicht nötig, hier mitzuteilen. Er ging mit hochrotem Gesicht die Treppe hinab, setzte sich in seinen Wagen, daß der Sitz krachte und sagte „Lieber will ich ja einen Rekruten lausen, da weiß ich doch wenigstens, was ich tue." Der junge Vicomte aber ging zu derselben Zeit zu dem Zimmer der Malerin, klopfte bescheiden an, sie öffnete,

Digitized by Google

errötete, als sie ihn sah und lud ihn ein; er setzte sich ihr gegenüber, ergriff ihre Hand und wollte sprechen, aber in dem Ueberschwang seiner Gefühle versagte ihm die Sprache; er blickte auf den Tisch, da sah er, wie sie an einem kleinen Bild arbeitete, das war sein Porträt, sie malte es aus dem Gedächtnis; eine tiefe Röte überflog auch sein Gesicht; plötzlich lagen sich die Beiden in den Armen, und keiner von ihnen wußte, wie das geschehen war; ihr Mund fand sich, und sie küßten sich zitternd. Mit einem Male aber machte er sich frei und sagte ihr: „Nun habe ich ausgedrückt, wozu ich die Worte nicht fand. Ich bitte dich, daß du mir die Ehre erweisest, meine Gattin zu werden." Die anmutige Witwe wurde verlegen, ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Es war nicht taktvoll", fuhr er fort, „dich jetzt, wo noch die Trauer um deinen ersten Gatten mit Recht in deinem Herzen wohnt, mit meiner Bitte zu bestürmen, und wenn du mir zürnst, wie dein Erröten und deine Tränen zeigen, so zürnst du mir mit Recht. Aber ich mußte es tun, um der Welt zu zeigen, wie ich ihre Verleumdungen verachte." Die Witwe hatte die letzten Worte nicht aufgefaßt in ihrer Erregung, konnte auch wohl nicht gleich wissen, was er mit ihnen meinte, da sie von dem Besuch des Majors nichts wußte; so antwortete sie ihm schüchtern, daß die Verschiedenheit des Standes doch eine Ehe unmöglich mache, daß er, wenn der erste Rausch verflogen sei, unglücklich mit ihr werden würde, daß er sie vergessen müsse, daß sie auch nicht so klug und gebildet sei, wie er denke, daß sie mit den vornehmen Damen nicht verkehren könne und ähnliches. Er hatte wieder ihre Hand ergriffen und indem er mit überstürzten Worten auf sie einredete, stellte er ihr vor, daß sie auf das Land ziehen würden und am Busen der Natur leben, fern von den lästigen Ansprüchen der Gesellschaft, daß sie ihre Kinder erziehen würden nach den Vorschriften der Natur, Vernunft und Sittlichkeit, daß er sich eine Tochter wünsche, die ihr gliche. —

Aber als er so sprach, da sprang sie plötzlich auf, wurde totenbleich, faßte ihr Herz und sprach: „Herr Vicomte, lassen sie mich,

Digitized by Google

ich habe mich um Geld Männern hingegeben." Er stand mit offenem Munde und starrte sie an. „Hinaus, hinaus", rief sie, schob ihn aus dem Zimmer und verriegelte ihre Tür.

Der junge Vicomte wurde krank und mußte ins Bett gebracht werden. Seine Mutter saß neben ihm, glättete sein Kopfkissen; unter strömenden Tränen, das Gesicht zur Wand gekehrt, erzählte er ihr, was geschehen; in einer Art von halbem Fieber stieß er Verwünschungen gegen seine Geliebte aus, dann flehte er sie um Verzeihung, beteuerte seine Liebe, sagte, daß sie aus Not gehandelt habe, daß die Verführung zu groß gewesen sei, daß er selber, der niemals auf die Probe gestellt sei, nicht das Recht habe, Andere zu richten. Aerzte kamen und untersuchten ihn; man fand ein Herzleiden, das nervöse Zustände erzeugte, Blutarmut, eine schwache Brust, und noch mehr Krankheiten und verschrieb viele Arzneien und Kuren. Der Jüngling aber wurde immer schwächer. Endlich raffte sich die Mutter auf, entließ alle Aerzte, und ging mit langsamen Schritten zu dem Zimmer der Malerin. Müde setzte sie sich auf einen Stuhl; die Andere sah sie erschreckt aus rotgeweinten Augen an, wollte sprechen; aber die Vicomtesse schnitt alles ab mit einer kurzen Handbewegung und sagte: „Ich habe immer ein sittenreines Leben geführt. Kommen Sie zu meinem Sohn."

Die Frau kam, die Mutter verließ ihren Stuhl neben dem Lager des Sohnes, die Frau setzte sich, strich das Kopfkissen glatt, legte ihre Hand in die glühenden Hände des jungen Mannes, bückte sich und küßte ihn auf die glühenden Lippen.

Der Kranke genas in Stunden; bald konnte er das Bett verlassen, am Fenster sitzen, ihr aus seinen Lieblingsbüchern vorlesen, im Zimmer auf- und abgehen, im Korridor, die Treppe hinuntergehen.

An einem Morgen war die Malerin verschwunden. Ein Brief lag auf ihrem Tisch, in welchem sie mit grammatischen Fehlern und unorthographisch schrieb, daß sie nun an eine Versorgung denken müsse und für alle Wohltaten danke, und daß sie um ein

Digitized by Google

freundliches Andenken bitte, und sie habe einen braven Mann geheiratet. Der Diener erzählte, der Mann sei sein Neffe, der Oberkellner.

Als der junge Vicomte das hörte, brach er in ein schallendes Gelächter aus; er ging zu seiner Mutter und erklärte ihr, daß er nun endlich Reitunterricht nehmen wolle, besuchte seinen Oheim; bald war er ein guter Reiter geworden, hatte Kameraden gefunden.

Inmitten seiner Freunde ritt er einmal an der Wirtschaft vorbei, die dem Mann seiner früheren Geliebten gehörte. Zufällig sah er hin, seine Freunde erzählten von der Frau, die so spröde sei wie Lucrezia; er errötete, als er sie erblickte, biß sich auf die Lippen und lachte; die Frau aber ging vom Fenster zurück in den Hintergrund der Stube, aus der Tür, die Treppe hinauf, in ihr Schlafzimmer, kniete vor ihrem Ehebett, legte den Kopf auf das Bett und weinte lange. Ihr Mann rief von unten: „Schatz, es sind zwei Gäste da"; sie antwortete: „Ich komme, ich komme", eilte zur Waschschüssel, wusch sich mit dem kalten Wasser die verweinten Augen und lief singend die Treppe hinunter.

Deutsch ist die Landessprache

Von W. Ostermayer

Betrachten wir uns zuerst einmal eine Speisekarte; nicht die eines feinen Schlemmerstübchens, sondern die Karte eines unserer großen Restaurants mit urgermanischem Bierbetrieb. Sie beginnt mit „Soupe à la reine". Meinetwegen. Ich weiß nicht, welcher Königin von Frankreich diese Suppe so gut mundete, daß sie diesen Ehrennamen erhielt. Genug — das Rezept stammt ganz sicher aus Versailles und ich beruhige mich. Königin-Brühe wäre auch wirklich keine schöne Verdeutschung. „Haricots verts" lese ich weiter unter den Gemüsegängen. Das will besagen, daß mir mein Wirt junge grüne Bohnen nicht in der landesüblichen Kleistertunke vorsetzen will, sondern daß er die zarten Schoten nur in Fleischbrühe und guter Butter zubereitet hat; genau so wie etwa sein Kol-

Digitized by Google

lege Duval in Paris. Gut. Ich würde zwar die Bezeichnung „Bohnen auf französische Art" bescheidener finden, aber ich beruhige mich. Wenn ich nun aber weiter unten sehe: „Klops à la Königsberg„ oder Hering à la Bismarck", dann ärgert mich das. Denn das ist ohne Sinn und mich beschleicht auch der Verdacht, in mir solle die Vorstellung geweckt werden, der Küchenchef sei ein Vollblutpariser. Und träfe das wirklich zu, so wäre der „Hering à la Bismarck" eigentlich eine Frechheit. Aber, vielleicht schreibt der „Herr Ober" die Speisekarte; er stammt zwar aus Pasewalk, hat aber in Straßburg oder Nancy einmal serviert, spricht seither etwas französisch und drängt uns nun seine überlegene Bildung in seiner Weise auf. Schreibt also „Hering à la Bismarck". Man wage es nicht, trotzdem Königsberger Klops zu verlangen, denn die Bestätigung des Auftrags könnte diesmal mit einem gewissen Oberton der Zurechtweisung erfolgen: „Sehr wohl, Klops à la Königsberg".

Doch lassen wir die Speisekarte in Frieden, es gibt viel Törichteres auf anderem Gebiete; bemerkt sei nur noch, daß man im westlichen Norddeutschland, in Oesterreich und im Schwarzwald Gasthöfe findet, die, obwohl bedeutend, sich nicht „Grand Hôtel Imperial", sondern einfach „Zum Hirsch" nennen, auf ihre Karte schlicht setzen: „Ochsenfleisch mit Beilage", dies aber in einer Zubereitung ihrem Gaste vorsetzen, daß er vergnügt auf alle Finessen einer nur dem Namen nach französischen Küche pfeifen kann.

Doch weiter. — Vor mir liegt der Vergnügungsanzeiger einer Berliner Mittagszeitung. Zuerst springt mir da ein riesiges Inserat in die Augen, mit der bildlichen Darstellung eines Stutzers im Ulster, an dessen beiden Seiten zwei Poiretweibchen im Stöckelschritt eine Treppe hinauftänzeln. Neben dem Bilde stehen dann in einer Art Altschrift folgende Worte: „Grand Gala Promenade-drinks Palace, Special Grill-Room, American-Drinks, Turkish Coffee Hall, Reading-Room, Novelty in Musik". „Wo?" höhnte unlängst eine bekannte Zeitschrift. „In Börlin, Potsdamerstreet". An anderer Stelle empfiehlt sich ein Restaurant den verehrten Herren und Damen des Westens unter dem Namen: „The Queen" und braucht außer der Straßenbezeichnung Kurfürstendamm kaum ein deutsches Wort.

Unter dem Namen: Riche, Moulin rouge, Folies caprices, Clou, Palais de Danse, Chat noir, Trocadero, Sanssouci Picadilly, Tabarin u. s. f. verbergen sich Vergnügungsstätten aller Art. Neuerdings gibt es sogar einen Chapeau rouge, ein Boncourt, und in diesem Moment öffnet ein Weinlokal seine Pforten, das sich „Savarin" nennt. Ein großes, sehr vornehm ausgestattetes Weinrestaurant veranstaltet täglich Tänze im „Genre Abbaye Montmartre Paris", ein Hotel im Verkehrsmittelpunkt vermietet „Salles de fete" und so geht es fort und keine Woche vergeht, die nicht mit leuchtenden Lettern die Eröffnung

Digitized by Google

eines neuen Lokales mit einem neuen Phantasienamen ankündigte. Die Schneiderinnen haben jetzt nur noch ein „Maison", z. B. „Maison Klèhm, Maison Grohé", — Möglich, daß die Accents hier ihre natürliche Berechtigung haben erinnern aber immerhin ein wenig an das Grave des Herrn Mullère. Eine Friseurstube in einer stillen, etwas abgelegenen Gegend des Westens prunkt mit der Aufschrift: „Ladies and Gentlemen hairdresser"; selbstverständlich auch mit „Shampooing und english spoken". Was brauchen wir einen Hairdresser"; bis jetzt konnte man sich bei uns so gut wie anderswo den Kopf waschen und den Bart stutzen lassen. Ein Korsettladen hängt ein über die ganze Fensterlänge laufendes Firmenschild mit der Aufschrift: „Au corset gracieux".

So lange es sich um die unmittelbare Verpflanzung einer ausgesprochen ausländischen Einrichtung nach Deutschland handelt, kann man gegen ihre fremdländische Bezeichnung zunächst nichts einwenden. So trug z. B. der in Berlin seinerzeit eröffnete Boarding-Palast seinen Namen mit einem gewissen Recht, da wir nicht eigentlich das besitzen, was man in England unter einem Boardinghouse versteht, und seine Eigentümer hatten nur dieses Mittel, um auf Art und Zweck ihres Unternehmens hinzuweisen, aber dennoch den Takt, aus dem Palast nicht ein „palace" zu machen. Warum hingegen muß eine frühere Markthalle, in der biederer Mittelstand bei Gulasch und einem Glase Bier der Musik einer Militärkapelle lauscht, warum muß sie „Clou" heißen!

Was soll uns überhaupt all der Zauber? Die Rücksicht auf die Ausländer? Nein — denn die Namen sind meist französische, und gerade die Franzosen sind bei uns die seltensten Gäste. Russen und Japaner haben wir weit mehr. — Also sollen wohl die französischen Worte dem guten Germanen ganz besonders süß und fremd ins Ohr fließen, ihm Dinge verheißen, die eines Landsmannes Hirn nie ausdenken könnte? Die Macht des Fremdworts soll ihn bluffen — er soll sich in einem Lokal, das „Clou" heißt, selbst interessanter vorkommen? — Nun, solche Reklamekniffe verfangen doch nur noch bei Kindern und Barbaren und sind auf Jahrmärkten und im Zirkus am Platze. Herrn Snob kann doch internationales Getue auch nicht mehr reizen, nicht wahr? —

Wenn wir also annehmen, daß Gedankenlosigkeit und Nachahmungssucht die Mutter der Verirrungen ist, so treffen wir wohl den Kern der Sache. Erfreulich ist freilich auch diese Erkenntnis nicht, denn sie wäre ein Zeichen dafür, daß es überall ein wenig an Originalität und eigener Erfindung fehlt. Es mag sein, daß uns der Pariser in Dingen des heiteren und erlesenen Lebensgenusses überlegen ist; aber wenn uns ein Walzer lieber ist, als ein Apachentanz wenn wir uns schließlich doch auf unsere eigene Art vergnügen — wozu dann der fremde Schall.

Digitized by Google

Man wende nicht ein, daß es sich bei alldem nur um unwichtige Dinge handelte, die des Aufhebens kaum wert seien und über die man schließlich die Achseln zucken könnte, wie über eine törichte, doch schnell vergängliche Modelaune. Der Geist, der aus dem Humbug zu uns spricht, weniger die Sache selbst, ist zu bekämpfen. Denn er ist nicht nur lächerlich, er wird schließlich der sicherste Führer zum halt- und urteilslosen Kopieren auch auf ernsthafteren Gebieten. — Erst in zweiter Linie kommt dann der Eindruck, den der uns ebenbürtige Ausländer bekommt, wenn er sich das alles betrachtet. Der ist ja ohnehin geneigt, uns für geschäftige Nachahmer zu halten. Zu welchem für uns geradezu schmählichen Urteil muß er vollends kommen, wenn er sieht, wie wir — bildlich gesprochen — fremde Etiketten auf eigene Weine kleben!

Was ist dagegen zu tun? — Es wird nichts helfen, immer wieder zu versichern, daß ein Vergnügungslokal oder eine Werkstatt, in Paris, die es sich einfallen lassen würde, ohne einwandfreie Gründe deutsches Gebahren zur Schau zu tragen, von der Oeffentlichkeit einfach totgemieden werden würde.

Doch halt, wir rufen Herrn von Jagow. Er ist ja der Allmächtige, von Berlin. Und wenn der Berliner sich bedrängt fühlt, so denkt er zunächst nicht an persönliche Gegenwehr, denn das ginge doch „gegen die Bestimmungen und Verfügungen", er geht zur Polizei. Sie ists, die er zur Anstandsdame und Gouvernante in hundert Dingen gemacht hat, die sich eigentlich von selbst verstehen, und so kommt es, daß diese eine ihr freiwillig angetragene Rolle ausgiebig und von Rechts wegen spielt. Der Polizeipräsident wird also „nach Prüfung der bestehenden Mißstände" verfügen, daß die Beilegung von Firmennamen in fremder Sprache ꝛc., ꝛc. künftig nicht mehr gestattet ist, es sei denn, daß hierzu eine stichhaltige Begründung gegeben werden kann. Er wird eine Zensur ausüben. — Und wenn die dann ihre Wirkung tut, kann jedes Preußenherz wieder im Triumphe aufjubeln, was wir doch für rückgratstarke Menschen sind.

Doch Scherz beiseite, es wäre viel wert, wenn es diesmal und einmal auch ohne den Herrn von Jagow ginge.

Digitized by Google

Scherl

„Ich will Ihnen offen sagen, Herr Präsident, ich hab' auch mein' Freud' an ihm g'habt, und so hab' ich ihm seinen Wunsch gern erfüllt. Da ist er 'gangen und i bin nach Haus 'gangen, um ihn zu erwarten. I trank einen kleinen Nordhäuser, rauchte mir eine Zigarett' an, begoß meine Blumen und dann kam der Bursch'. I zündete Gas an, machte die Tür zu und legte nach meiner Gewohnheit die Kette vor, und da war der Bursch' gleich wieder lieb zu mir und schmiegte sich an mich."

Was ist das? Eine Textprobe aus Schönherrs neuestem Bauerndrama? Oder vom lebfrischen Blumenthal ein neues, gut beobachtetes, oberbayrisches Scherzspiel? Nein, es ist ein Passus aus dem Bericht des „Lokalanzeigers" über den Prozeß des Knabenmörders Ritter.

Auf der Anklagebank sitzt ein dumpfer Mensch. Sein stärkster Trieb ist gesetzlich als Verbrechen gebrandmarkt. Sein Hirn ist lang schon krank, in plötzlichen Augenblicken überfällt ihn der Wahnsinn. An einem Abend kommt ein hübscher, gefälliger Bursch zu ihm, in den Freuden schon erfahren, die Ritter erwartet. Für den Mann sind solche Freuden spärlich und gefahrvoll. Bei der Trennung spricht der Junge unter deutlichen Hinweisen von Geld. In eine Minute preßt sich das Schicksal Ritters: gestohlener Geschlechtsgenuß und drohende Enthüllung. In einer Minute werden die zwei Kräfte lebendig, die sich um das Leben Ritters raufen: Wollust und Wahnsinn. Eins heizt das andere, Umarmung wird zur Erdrosselung, der Liebhaber zum Mörder. Ein kranker Mensch, mit verbotener Sehnsucht belastet, steht einer schrecklichen Tat wegen vor Gericht.

Und ihm gegenüber sitzt der Gerichtsberichterstatter von Scherl. Ein armseliges, stumpfes Geschöpf, das an diesen Angeklagten geschäftig den Zeilenmesser legt. Leider muß auf Weisung des Gerichts das Geschlechtliche wegbleiben. Was tun, um den Bericht auch ohne das anziehend zu gestalten? Ihr hattet gesehen — der Schmock wird weanerisch und gibt dadurch den für die Leser erwünschten Gefühlston. „I trank einen kleinen Nordhäuser, rauchte mir eine Zigarett' an" — ein Apostroph zur rechten Zeit muß auch dem Abgebrühtesten zum Herzen reden und in diesem Weanerisch aus der Zimmerstraße verliert sogar die Vierteilung der Knabenleiche viel von ihrem Schrecken.

Wie muß es in dem Hirn (wenn man so sagen darf) eines Menschen aussehen, der über ein zermalmendes Schicksal genau so berichtet, wie über die Folies Caprices, wenn die Budapester Zotenreißer gastieren? Ist diese Art des Berichtes nicht hundertmal widerlicher, als es eine detaillierte Darstellung der ganzen inkriminierten Vorgänge gewesen wäre? Zeigt dieses melodramatische Bedürfnis denn nicht die ganze innere Unsauberkeit von Schmierer und Leser, die sogar Mord und Totschlag in neckischer Form dargeboten sehen wollen? Auf der ersten Seite Hofbericht und „Aus der Gesellschaft" und auf der zweiten dialektgefärbter Mordbericht. Das ist die Mischung für den loyalen Pöbel, wie im „Metropol" zweihundertmal der Koitus angedeutet wird und dazwischen das lebende Bild von der Schlacht bei Sedan mit Gott für Kaiser und Reich beklatscht wird. Das ist das Blatt, das Wilhelm II. täglich liest, für das er also, wie sämtliche Portiers Berlins, eine besondere Vorliebe haben muß. Wer die Geschichte des Wilhelminischen Zeitalters einmal schreiben wird, der

Digitized by Google

muß diesen „Lokalanzeiger" von Anfang bis zu Ende studieren und dann sein Werk, der Vorsicht halber, im Ausland erscheinen lassen.

Ulrich Rauscher

Der Organist des Kaisers

Bernhard Irrgang, dessen Orgelspiel zu den männlichsten Erinnerungen unserer Jugend gehört, ist vor einiger Zeit an die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche berufen worden. Er muß nun dem Kaiser und den preußischen Prinzen und Prinzessinnen vorspielen und muß die Präludien machen zu den Predigten der Orthodoxie. So ist er uns verloren gegangen; so verloren, daß er es nicht mehr wagt, vor dem Volk die Register schwellen zu machen. Ob er nicht traurig ist, wenn er jener Abende gedenkt, da am Hallischen Tor die Menschen sich drängten, um im Halbdunkel der Kirche sein Spiel zu hören; und dann später, in St. Marien, in diesem weithallenden Denkmal aus Väterzeiten, erinnert er sich nicht mehr, wie die andächtige Masse, die das Schiff füllte, sich von ihm emportragen ließ. Nun aber ist er in die höfische Luft geraten und trägt Escarpins und darf dem Plebs nichts mehr spenden von der tönenden Seligkeit, die ihm ein Gott zu verwalten gab. Bernhard Irrgang sollte vor den Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse den heldenhaften Bach erstehen lassen. Sie waren zu ihm gekommen, Mädchen, die ihren Tag in schwerer Arbeit verbringen, Frauen, die vielköpfige Familien zu pflegen haben. Sie hatten ihn gebeten: spiel uns ein Lied vom Mut und vom Willen, der nie verzagt. Er aber hat sie von sich geschickt; er hat geglaubt, daß er es nicht mit seiner Stellung (welch verfluchtes Wort) vereinbaren könne, vor Arbeiterinnen zu spielen. Wer hat ihm diesen Glauben beigebracht. Nur ein Gottloser, ein Schänder des Heiligtums kann es gewesen sein. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern; der Organist des Kaisers aber darf nicht vor Arbeitern spielen. Das ist nicht nur ein Zeichen, das ist eine Schmach der Zeit. Und das Schmachvollste daran ist nicht der Beamte, der fürsorglich aus dem Polizeipräsidium dem Organisten ins Haus gesandt wurde, daß er ihn warne; das Schmachvollste ist die Psychologie dieser Hofluft, die dem Verweser der Gottesmusik es als selbstverständlich erscheinen läßt, der Masse fern zu bleiben. Der Kaiser ist der Summus Episcopus der evangelischen Kirche, die Kirche klagt ergriffen über die Flucht des Volkes aus dem Licht der gotischen Fenster; was glauben wohl der oberste Bischof und seine Hoftalare, wie nun, nach dieser brutalen Enthüllung aus der Welt der Hof- und Polizeireligion, die Menschen sich in die entseelten Steinkästen drängen werden.

Robert Breuer

Katholische Literatur-Glossen

(Diese fünf Glossen stammen aus einem Heft der Allgemeinen schwarzmacherischen Rundschau des seligen Doktor Kausen).

I.

Man bemerkt zu Adolf Bartels' Einführung in die Weltliteratur: „Bei Darstellung der neueren Literatur z. B. gibt es böse Lücken ... Domanig und Paul Keller werden nur genannt; M. Herbert, Kralik, Eichert, Hlatky nicht einmal erwähnt."

So wenig ich Adolf Bartels schätze: das verzeihe ich ihm, daß er Domanig und Paul Keller nur nennt; M. Her-

Digitized by Google

bert, Kralik, Eichert, Hlatky hingegen nicht einmal erwähnt.

2.

„Die psychologische Zeichnung der aus angeborener Blindheit erlösten Heldin ist gut, wenn auch just nicht überraschend vertieft."

Ueberrascht worden wäre er ... durch Tiefe.

3.

Aus der Rezension des Buches „Der Beichtvater, in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet: „.... zumal auf die verschiedenen Verhältnisse und Umstände und Fragen für alle Lagen geht diese Anleitung trefflich ein."

Ich stehe nicht an zu behaupten, daß es außerordentlich wichtig ist, auf die verschiedenen Verhältnisse und Umstände und Fragen für alle Lagen einzugehen. — — Wie werde ich Beichtvater für Eine Mark Achtzig?

4.

„Kennen Sie Oetigheim?" Dortselbst hat man ein (katholisches) Naturtheater.

„Es zieht nur der ganze „Tell" unseres Schiller an uns vorüber. Könnte der Dichter sich unter die Zuhörer mischen und die Frucht seines Geistes genießen, wahrlich, sein Genius müßte aufs höchste befriedigt, seine kühnsten Träume erfüllt und übertroffen sein." — —

„In diesen Szenen ruht die Meisterschaft des Pfarrers Saier." „... eine solche Leistung, das ist nicht bloßes Talent, nicht bloße Uebung — nein, das ist im vollsten Sinne des Wortes Genie."

— — Ich aber sage Euch: wahrlich, wahrlich; das hätte Schiller nicht in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt: daß ihn nicht bloßes Talent, nicht bloße Uebung — nein, daß ihn im vollsten Sinne des Wortes das Genie des Pfarrers Saier in Oetigheim inszenieren würde.

5.

„Das Lebensbrot des Christen" kostet in Kunstleder mit Rotschnitt und abgerundeten Ecken ℳ 1.80, in Kunstleder mit Goldschnitt ℳ 2.25, biegsames Leder mit Rotschnitt ℳ 2.50, biegsames Leder mit Goldschnitt ℳ 3.-, extra dünne Ausgabe ℳ 2.—; und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung. Wo nicht erhältlich, direkt vom Verlag.

Hans Leybold

Die Erlösung vom Menschen

In Wien hat eine Versammlung getagt, die nicht in eine Resolution ausklang. Sie sprach weder vom Balkan noch von Steuerprojekten, auch stellte sie keine Gesetzesanträge. Es war die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wir bedürfen zuzeiten der Erlösung — nicht nur von der Politik: der Erlösung vom Menschen. Die wird uns, wenn der Astronom die Ergebnisse seiner stillen und großen Wissenschaft vorlegt. Ihn zu hören, tut wohl. Wir sind ja überschüttet, belastet bis zur Qual mit menschlichen Angelegenheiten. Sie durchsetzen unser Denken, versperren uns alle Ausblicke und durchseuchen unser Bewußtsein mit Politik. Die Erdbeschreibung ist uns Staatenkunde geworden, die Geschichte gehört der Partei, wie lange, dann wird die Biologie politisiert sein .... Nur die Wissenschaft des Astronomen ist rein von Menschendunst.

Vielleicht nicht einmal sie. Auf der Naturforscherversammlung sprach Professor Seeliger über das Problem des

Digitized by Google

Mars und über die eilfertige Hypothese der „Marsbewohner". Es ist nichts damit. Weder mit den „Kanälen" noch mit ihren überintelligenten Konstrukteuren. Aber hier war ein Ansatz. Eine Hoffnung dämmerte auf, auch den dreißig Millionen Meilen weit entfernten Planeten in den Kreis unserer ordnenden Fürsorge hineinzubeziehen. Der Verengungswahn, an dessen fernsten Horizonten immer und unbedingt etwas Bekanntes stehen muß, konnte sich keine charakteristischere Hypothese erfinden, als die kanalbauenden Marsbewohner. Damit war das Sonnensystem der Verständlichkeit und der Politik gewonnen, und man konnte die fortschrittlichen Einrichtungen der Martier zur Nacheiferung empfehlen. Was auch geschah.

Dem haben die Astronomen nun wohl ein Ende gemacht. Das größte Fernrohr der Welt zeigt auf dem Mars Systeme von Flecken, aber keine Kanäle. Warum sind solche Feststellungen wichtig? Weil sie uns Achtung beibringen vor dem Unbekannten. Und wenn uns die Marsoberfläche die schönsten Geraden zeigte: wir durften nichts daraus schließen. Nichts, als daß diese andere Welt unzugänglich ist jeder Art unseres Schlußfolgerns. Wie es die Zukunft ist und alles, was anders ist als wir.

So steht es auch mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit, Erfahrungen unseres Sonnen- oder Fixsternsystems auf das Weltall anzuwenden. Weder das „Gesetz" des Wärmetodes noch der Erhaltung der Kraft hat Gültigkeit für das unbekannte Ganze. Endlich! Nur der Anblick des Unermeßlichen erlöst von der Borniertheit des Ewig-Menschlichen. Das Erhabene wohnt dennoch im Raume.

Der Materialismus ist tot, aber er ließ uns ein unschätzbares Gut: die Proportionen richtig zu sehen. Seitdem wissen wir mit Renan: „Vom Sirius aus gesehen ist doch dies alles ganz gleichgültig." Wir messen das Große nicht nach Kubikmeilen, dürfen die menschlichen Dinge so wichtig nehmen, als wir immer vermögen; und wissen dennoch: jenseits unserer Hautoberfläche hören sie auf, wichtig zu sein.

Das ist ein Trost im betäubenden Klappern der Vergesellschaftungsmühlen: sich mit Dingen beschäftigen können, die sich um den Menschen nicht kümmern. Erkenntnisse wichtig zu nehmen, die sich nicht anwenden lassen. Und, einmal, das Wort „Natur" wieder ehrlich aussprechen zu hören.

Hermann Friedemann

Brahmlose Zeit

Die erste Saison ohne Brahm beginnt. Die nächste Zeit wird lehren, ob es sich nur um Epigonen handelt, oder um Meister, die auf seinen Wegen fortschreiten.

Der Mann, dem Brahm den Siegelring gab, heißt Barnowsky. Er wird die größte Hoffnung sein, denn er hat bewiesen, daß er gliedern, ordnen und stufen kann. Er ging unbekümmert um den Lärm des Tages und ist nie ins Flachland geraten, durch das man so leicht schreitet, und wo einem Gold entgegenströmt. Gewiß er tat nur das Selbstverständliche, aber darüber hinaus bewies er einen sicheren Instinkt für Schauspielerbegabungen und fortgeschrittene Kunstwerke. Eine norddeutsche klare Natur, aber kein Fremder im Bezirk des Erschütternden. Kaum konnte ein Besserer Brahm's Haus beziehen.

Er hat einen trefflichen Stab und wertvolle Schauspieler um sich geschart und bezieht ein durch das Vor-

Digitized by Google

urteil Tradition geheiligtes Haus. Die Verantwortung ist schwer. Hoffentlich erliegt er im großen Raum nicht der Verführung zum übertriebenen Inszenierungsunfug und zeigt sich dem Willen einer marktschreierischen Zeit gefügig.

Sein Nachfolger im „Kleinen Theater" heißt George Altmann und kommt von Hannover, dort konnte er sich wohl präparieren und bewies eine fortschrittliche, kämpferische Gesinnung. Vielleicht ein blasserer Barnowsky (wie dieser ein blasserer Brahm). Man muß abwarten, wie er sich auf einem großen Kampfplatze entwickelt.

In die Nürnbergerstraße zieht die Sozietät, ein hervorragendes Heer erlesener Schauspieler, aufgewachsen in der Zucht eines unheroischen Heroen, der Stamm aus der vielleicht größten Zeit des Theaters überhaupt. Ein hervorragendes Heer. Aber man erinnert sich stets jener verunglückten Sozietät der 80er Jahre und weiß, wie schnell Massenbewegungen in der Kunst zusammenbrechen. Das sind fatale Punkte, so sehr man diesen Leuten das Beste wünscht und es wie ein Wunder aussähe, wenn einmal Schauspieler selbständig höchst planvoll und zielbewußt eine Entwicklung peitschten ....

Im „Deutschen Schauspielhaus" findet man trotz aller schlechten Prophezeiungen immer noch Lautz, allerdings ohne Schauspieler und Regisseure von auffallender Begabung. Er dient gerne dem Strindberg, aber meist zwischendurch gezwungen der Fabrikware. Es fragt sich aber, ob dieser Lautz nicht als Angestellter eines sicher fundierten Unternehmens Treffliches leisten würde, denn er hat Mut und Ernst.

Meinhard und Bernauer haben etwas wie einen Theatertrust geschaffen und werden jetzt in zwei Theatern Kunst schinden, um in der Königgrätzerstraße Kunst zu fördern — etwas knauserig zwar und zu vernünftig. Die geschäftliche Klugheit, die zwar in dieser Zeit am Theater notwendiger denn je ist, hat mit der Kunst eine Ehe geschlossen, die selten einen Sonntag erlebt. Ferner muß man bedenken, daß sie nur wenige Künstler haben, und der Charakter eines Starsystems nicht ganz umgangen wird. Auch das ist ein Produkt der Klugheit, aber meist für die Kunst nicht von bedeutsamem Wert.

Das „Königliche Schauspielhaus" verspricht, ernster zu arbeiten, aber es fehlt ihm am Regisseur wie an etlichen überragenden Darstellern, so daß man diesen Reformbestrebungen noch etwas skeptisch zusehen muß.

Reinhardt. Dieser hochbegabte Theatermann mit seiner kühnen Phantasie und seinem noch kühneren Geschäftsgeist, seinem starken theatralischen Instinkt, seiner erstaunlichen Arbeitsfähigkeit und -freudigkeit hat sich in unzählige, entgegengesetzteste Unternehmungen verloren und ist längst nicht mehr im Stande, eine Einzige durchzusetzen. Nun herrscht ein wildes Durcheinander, sein Personal zerbröckelt und besteht fast zur Hälfte aus mehr oder weniger begabten Anfängern. Selten noch strahlt das innerste Wesen eines Werkes aus einer Aufführung heraus, meist behängt er die Werke mit aufdringlichem Putz und nivelliert statt zu stufen, bemerkenswert bleibt eine gewisse Sprunghaftigkeit im Können, oft wird er plötzlich müde, um dann an anderer Stelle wieder zu weit zu gehen. Und höchst bedenklich ist es, daß er auch nicht einen einzigen hervorragenden Schauspieler entwickelt hat, denn selbst Moissi ist doch nur ein

Digitized by Google

Stimmparadestück. Und er hat noch nie sich voll und ganz, selbstlos und unermüdlich für einen einzelnen Dichter eingesetzt, selbst wenn er jetzt wieder Wedekind spielen läßt, macht es fast den Eindruck einer Attraktion, denn sobald die Gastspielzeit vorüber ist, erscheint kaum noch ein Werk Wedekind's oder höchstens in dürftiger Besetzung. — Und das ist der große, einschneidende Unterschied aller dieser Männer von Otto Brahm. Kein einziges Theater stützt e i n e Literaturrichtung und zwar diejenige, die die anderen alle bestimmt und entwicklungstragfähig ist. Kein Einziger will mehr kämpfen, aber auch kein Einziger entschließt sich planvoll Nachlese aller Männer zu halten, die seit 1900 am Werke sind. Keiner hat den Mut sich zu beschränken und ein Spiegelbild der literarischen Hauptströmung zu geben. Reinhardt macht das Theater zum Symbol des Reklamegeistes dieser Zeit und die Andern zum Symbole der Ratlosigkeit der geistigen Führer. Unter Brahm war das Theater ein sichtbares Sinnbild des geistigen Wollens einer ganzen Epoche. Das ist vorbei. Zu fragen bleibt allerdings, ist denn überhaupt ein Drama da? Und dann wird man wohl diese Frage verneinen müssen. Es ist eine Uebergangszeit, in der wir stehen. Aber das sollte keinen Theaterdirektor verhindern, wenigstens Nachlese zu halten. Barnowsky scheint Aehnliches zu beabsichtigen. Und aus denselben Gründen wird Berlin lange nicht die Zentralstellung zurückerobern, die es an Dresden, München und Stuttgart verloren hat. Vielleicht daß diesmal wieder wie einst in der Meiningerzeit vom Reiche die neue Entwicklung ausgeht und Berlin befruchtet. Abseits von allen charakterisierten Unternehmungen blüht ein starkes Unternehmen, für das Volk geschaffen, ein wahrhaftes, prächtiges Erziehungswerk, fern von aller Reklame und allem Inszenierungskitsch. Lessing und Schiller würden ihre Freude daran haben. Es ist die „Neue Freie Volksbühne". Und nur von diesem Unternehmen kann die Provinz lernen, Aehnliches in den größten Städten zu versuchen. Kurt Kersten

Der Töter Hodlers

Ferdinand Hodler ist tot — gänzlich tot. Ein Herr Friedrich aus München hat ihn derschloagn. Sein bluttriefendes Mordinstrument heißt „Hodler, die Schweiz und Deutschland."

Der Donnerjubel unsichtbarer Massen scholl dem siegbehafteten Triumphator entgegen: in wenigen Tagen erreichte die Schrift die vierte Auflage! Das ging so zu: eine erste Auflage sah niemand; die zweite wird mit einem breiten blauen Reklamestreifen umwunden, der die stolze Aufschrift trägt: „Erste und zweite Auflage gleich nach Erscheinen vergriffen." Seltsame Logik! Derselbe Streifen deckt die dritte Auflage. Die Tatsache, daß diese bebänderten Prunkstücke auf den Tischen der Bücherläden stoßweise verstauben, in den Schaufenstern reihenweise verbleichen, zwingt zur Einsicht in die Notwendigkeit einer — vierten Auflage! Und mit ehrfurchtbebendem Augenaufschlag weiß der Händler von der „in Vorbereitung" befindlichen fünften und sechsten zu munkeln. Wie heißt doch gleich der moralisch wertende Ausdruck für derlei Manipulationen?

So tobender Empfang des erlösenden Wortes mußte ein Mimosenexistenzchen von Hodlers Art vernichten. So wuchtige, mit imponierend kühner Gebärde geschleuderte Geistesblitze ihn zerschmettern, so gräßliche Enthül-

Digitized by Google

lungen seinen ehrlichen Namen auf ewig schänden wie diese: Seine Porträts lassen „die Materialgerechtigkeit (!) vermissen" — hu! „Er malt den Hintergrund grün in grün" ha, der Bube! Die Faltenlinien an der Hose des Mähers „suchen einen Zentralpunkt" — pfui! Und so jagt eine grauenvolle Belastung die andere, grauenvollere!

Uebrigens lernte Herr Friedrich im Laufe eines langen Romans die Mittel seiner Kunst nicht beherrschen. („Auf diese Armut in dieser Schrift..." „...die Falten dieser Hose, die in ihren einen Zentralpunkt suchenden Linien... darstellt." „..die Truhe darauf könnte glatt von Schokolade sein" usw.). Dagegen hat Ferdinand Hodler durch die Dauer von vierzig Jahren in der Stille der Einsamkeit um das Problem seines Stiles gerungen und hat in diesem Ringen seinen Gestalten eine Ausdrucksintensität im Zwange strengster künstlerischer Form ersiegt, wie nie einer vor ihm. Und nun kommt der impotente Romancier und wagt, dies Leben voll Kraft und angespanntester Arbeit mit „Armut und Potenz" und „Faulheit" abzutun, wagt es der Laie, den Schulmeister mit dem Bakel zu spielen, dem sechzigjährigen Maler mit gerunzelter Stirn und sorgenvoll überlegenem Kopfschütteln technische Rügen zu erteilen: „Die Zwischentöne Grün und Violett (Kennermiene des Meisters) sind in das Ganze einzuordnen versucht (gnädige Anerkennung guten Willens) aber wieder wie immer (Seufzer) ohne Erfolg." Wohlwollend hoffnungsloser Blick in die Zukunft: Satteln Sie um, junger Mann — noch ist es Zeit. Mit einer leichten Handbewegung entlassen. „Nun zu den Schülern!...." Das ersparen wir uns. Moritz Hauptmann

Straßenbilder

Seit Schopenhauers wuchtigen Angriffen auf die „Jetztzeit", seit Nietzsches Lobliedern auf das „Unzeitgemäße" haftet dem Wort „zeitgemäß" ein etwas fataler Geschmack an. Man nimmt es meist nur in den Mund, wenn man tadelt. Es zu gebrauchen, um etwas zu loben, ist bei uns selten. Fast sieht es aus, als ob man sich seiner Zeit schäme. Wäre man konsequent, so müßte man erkennen, daß man sich damit eigentlich der eigenen Person schämt. So wenig man aus seiner Haut kann, so wenig kann man aus seiner Zeit. Die Angst, zu der Gegenwart ja zu sagen, ist eine Scheu vor der Bejahung des eigenen Selbst. Eine Instinktsicherheit des modernen Menschen, der lieber alles sein *will*, als das *sein* will, was er ist, spricht daraus.

Immer noch gilt es, die Schönheit des Lebens, das das unsere ist, zu entdecken. Erst ein kleiner Teil seiner Fülle ist künstlerisch gestaltet. Wer den Mut hat zu sagen: ich will ein Kind *dieser* Zeit sein und keiner andern, denn es ist meine Zeit, der fühlt da, wo er auf die Gestaltung des Modernen trifft, sich von etwas Unbeschreiblichen angeweht, von etwas Unvergleichlichen, Eigenartigen, dem er keinen Namen zu geben weiß. Es gibt eine Kunst, die abgesehen von allen anderen, persönlichen Eigenschaften eine besondere Qualität besitzt: die der Modernität. Ein modernes Bild, eine moderne Zeichnung — sie vibrieren ganz anders in uns als jedes Werk einer anderen Epoche in uns vibriert.

Die moderne Malerei und Graphik liebt zwar das zeitlos Symbolische nicht wenig; aber es ist gleichzeitig eine starke Strömung vorhanden, die das

Digitized by Google

Gegenwärtige will. Künstler, die nicht mystische Ekstasen, sondern das unendlich reiche zitternde Leben suchen, malen heute in Berlin und München wie in Paris. Das interessanteste ist das Verhältnis dieser Kunst zum Impressionismus. Auch die Impressionisten wollten das Leben, den Moment, die Gegenwart. Aber die Modernen sind subjektiver, und bekennen sich auch hierin als Kinder ihrer Zeit. Sie streben nach Wirkungen, die bei den Impressionisten nur angedeutet waren. Die Mittel zu vereinfachen und den Eindruck zu steigern, die stolze Aufgabe.

Eine Mappe mit Lithographien, die im besten Sinne zeitgemäß genannt werden dürfen, hat Henry Bing kürzlich herausgegeben. *) Bing besitzt den Geist und das spezifische Temperament des Zeichners. mit wenigem viel zu sagen. Einem Minimum von Linien weiß er eine so suggestiv wirkende Anordnung zu geben, daß sich eine starke und bestimmte Vorstellung des Gegenstandes bildet. Den Hauptreiz seiner Blätter macht die unfehlbare Sicherheit aus, mit der er die paar Hauptlinien auswählt und auf den Raum verteilt. Jeder Fleck, jeder Strich erhält durch das Ganze eine höhere Notwendigkeit. So bebt gleichsam jede Linie im Uebermaß der ihr zugeteilten Funktion. Das einzelne ist aufs äußerste ausgenützt, es scheint eine seltsame Kraft zu besitzen, anzuregen, Beziehungen herzustellen, und ein unerklärbares Ganze, das nur in der Vorstellungsphantasie des Beschauers lebt, zu schaffen. Eine Fülle von Berechnung steckt in jeder Komposition, und doch scheint alles aus einem glücklichen Zufall dazustehen. Die Verteilung der Massen hat eine gewisse rhytmische Eleganz, etwas prickelnd interessantes. Der Strich ist bei aller Flüchtigkeit fest und präzis.

Der fiebernde Rhytmus des Großstadtlebens, das Tempo der Bahnen und Autos, die Bewegung großer Verkehrsstraßen — von diesen Dingen lebt etwas in den Lithographien Bings. Wir begrüßen es als das Zeitgenössische, Moderne. Es ist ein Stück unseres eigenen Lebens, das hier objektiviert ist, deshalb lieben wirs.

Alfred Baeumler

*) Pariser Straßenbilder. Bei Albert Langen in München.

* * *

Das Gedicht „Bogenlampen" in Nr. 38 ist von Ilse Reicke (Berlin), „Besinnung" von Richard Rieß (München).

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße.

Digitized by Google

Der vierte Friede

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Am 29. September 1911 begann der türkisch-italienische Krieg, am 29. September 1913 ist der türkisch-bulgarische Friedensvertrag unterzeichnet worden. Die kluge Türkei will den Frieden ratenweise schließen, sie erlebte in zwei Jahren ein Bündel Kriege und ein Bündel Friedensschlüsse. Am 18. Oktober 1912 kam der „Friede von Lausanne" zwischen Italien und der Türkei, im Frühjahr 1913 der „Vorfriede von London" nach dem „ersten Balkankrieg"; dem „zweiten Balkankrieg" der Balkanstaaten unter sich um die türkische Beute folgte im Sommer 1913 der „Friede von Bukarest" und nun im Herbst 1913 der vierte „Friede von Konstantinopel", dem ein Kriegsmarsch der Türken, auf dem sie das ihnen aberoberte Adrianopel wieder holten und trotz des papiernen Protestes der Großmächte sich wieder in Europa festsetzten, vorausgieng. Die in dieser Zeitschrift vom 9. August vertretene Losung „Adrianopel den Türken!" war erfolgreich. Der Friede vom 29. September ist zugleich ein Vertrag und ein Sprungbrett für den noch ausstehenden Frieden zwischen Griechenland und der Türkei, auf dem die Türken mit Zustimmung der Bulgaren den Griechen noch einen Teil ihrer Beute, den ihnen der August-Friede von Bukarest gebracht, wieder abzunehmen hoffen und vielleicht Teile an Bulgarien gelangen lassen wollen. Nun geht es also an den fünften Frieden von Athen und zwischen hinein werden Serbien und Albanien, die auch wieder an einander geraten sind, einen sechsten Frieden in Belgrad schließen.

Ueberblickt man dieses Wirrsal von Friedensschlüssen, so erkennt man die ganze Unfruchtbarkeit des Balkankriegs, der im Namen der „Freiheit" die Unterdrückungssucht der Freiheits-

Digitized by Google

helden beleuchtet und zwar scheint die Unterdrückungssucht der christlichen Balkanvölker den anderen noch unerträglicher zu sein, als die türkische Herrschaft, gegen welche Bulgarien einen nutzlosen Krieg geführt hat. Der Balkankrieg illuminiert die Dummheit des Kriegs. Bulgarien, die Vormacht des Balkans, wäre durch einen Handelsvertrag mit der Türkei ddo. 29. September 1912 viel weiter gekommen als durch ein Jahr heldenmäßiger und heidenmäßiger Verschwendung von Gut und Blut, von Saft und Kraft. Jetzt hat es den Frieden geschlossen, den es im Oktober 1912 haben konnte, jetzt will es mit der Türkei in ein gutes Verhältnis treten, jetzt ist es ihm erwünscht, wenn die Türkei rückenfrei gegen die Griechen und ihre Forderungen auftreten kann, jetzt ist Bulgarien heimlich erfreut über den Widerstand, den die Albaner den Serben entgegenstellen. Welches Chaos und welcher Mangel von Logik in diesem ganzen Krieg.

Der Balkanbund war ein ephemeres Gebilde ab irato, dem die innere Kohärenz und die Dauerhaftigkeit des Willens von Anfang an fehlte. Bei der Beuteverteilung mußte die innere Unwahrheit der Freundschaft explodieren. Eingetreten ist nichts, als ein gewaltiger Aderlaß aller Balkanbewohner und in Rumänien, das bis zuletzt im Hintertreffen blieb und gegen einen geschlagenen Gegner einen billigen Krieg führte, sind die Konkurse und die Zahlungseinstellungen zahlreicher als in Konstantinopel. Die Balkanvölker selbst finden, daß der Türke eigentlich der sympathischste ihrer Nachbarn und diesen an Solidität und Umgänglichkeit überlegen sei.

Jenen geistlosen europäischen Schwätzern also, die für die Kriegsnotwendigkeit und das Kriegsbedürfnis den Balkankrieg als Beweisgrund verwerten, hat der Verlauf desselben die Antwort gegeben. Selten ist die Kriegsdummheit so augenfällig geworden. Unreife Völker greifen zu diesem verkehrten Mittel, um voranzukommen und kommen statt dessen zurück.

Digitized by Google

Frei von jeder Sentimentalität kann man starke Lehren aus der blutigen Balkankomödie ziehen. Auch für sämtliche Herren Großmächte, von allen und von jedem einzelnen Großstaat war die Zulassung des Balkankriegs eine Dummheit und keine Stärkung. Rußland und Frankreich sehen ihre Balkanstaaten geschwächt und gierig entzweit. Die Stellung Englands, die zwischen Balkanstaaten und der Türkei laviert hat, ist nicht stärker als zuvor und der Vorteil einer geschwächten Türkei hat auch für England und das Dardanellenproblem seine mißlichen Seiten.

Oesterreich-Ungarns Balkanpolitik wird im Kaiserstaat selbst lebhaft kommentiert. Niemand vertritt die Ansicht, daß Oesterreich-Ungarn nach dem Balkankrieg glücklicher als vorher sei. Oesterreich hat durch Nervosität den Anschein von Schwäche erweckt und den Anblick eines zweiköpfigen Adlers, der immer nach zwei Seiten schaut, oder eines Fuhrmanns gewährt, der nicht weiß, ob er hist oder hott fahren soll. Wiener Staatsmänner, Militärs, Erzherzöge und Politiker halten es für einen Ausweg aus der Verlegenheit, mehr oder weniger ärgerlich gegen Deutschland Vorwürfe zu flüstern, auf Deutschland abzuladen und sich nachträglich stark zu machen: „Wir hätten geschossen, wenn Deutschland mitgemacht hätte." Aber ich bitt schön, wohin hätte Oesterreich geschossen? Auf Montenegro, auf Albanien, auf Serbien oder auf Bulgarien? Das Losgeschlagen-haben wäre heute eine außerordentliche Verlegenheit für Oesterreich. Jeder weggenommene Fetzen Balkanland hätte die Balkanvölker gegen Oesterreich geeinigt und ihren Haß gegen den Sieger geschürt. Jedes große Territorium, das Oesterreich hätte annektieren wollen, würde die „Beute" der Balkanvölker geschmälert, ihre Wut gesteigert, und die Großmächte auf den Plan gerufen haben. Vor allem aber war Italien, von Oesterreich selbst das vertragsmäßige Recht eingeräumt, auf dem linken Ufer der Adria Fuß zu fassen, sobald Oesterreich-Ungarn zugriff und Italien war in all diesen Jahren der Staat mit der geschicktesten Taktik.

Digitized by Google

Herr Dr Friedjung, der auf diesen Zusammenhang selbst scharf hinweist, würde logisch handeln, wenn er — anstatt Deutschland Vorwürfe zu machen, wie er es in dem Aufsatz der Propagandanummer einer neu gegründeten Deutschen Zeitschrift tun darf — angeben wollte, was nach seiner Meinung Oesterreich hätte tun sollen und woran es angeblich von Deutschland gehindert worden ist. Es ist eine falsche Art für die Erweiterung des Bündnisses zwischen Oesterreich und Deutschland Stimmung zu machen, mit dem unsubstanzierten Vorwurf, Deutschland habe versagt und Oesterreich-Ungarn den Adlerflug „gelähmt". Solche Vorwürfe verstimmen nutzlos hüben und drüben und zwar gerade auch deshalb, weil sie unklar und substanziert sind. Falls die Deutsche Reichsregierung nicht Beifall klatschen wollte, wenn Oesterreich-Ungarn etwa ins Blaue hinein hätte marschieren lassen wollen, so verdient Deutschland auch seitens Oesterreich-Ungarns keine Anklage, sondern wenigstens jetzt eine gerechte Würdigung. Man ist immer nur stark, wenn man genau weiß, was man will und nicht nur seine Mittel, sondern auch sein Ziel kennt. Auf dem Balkan aber sind die Verbündeten von heute Gegner von morgen und Freunde ihrer Feinde von gestern. Die dornige Aufgabe, auf dem Balkan Ruhe und Ordnung zu schaffen, konnte Oesterreich ohne europäisches Mandat im eigenen Interesse nicht übernehmen. Das wäre Abenteuer und keine Politik gewesen. Darüber, daß schon Aehrenthals Politik nicht weitsichtig und die Eigenmacht der Annexion von Bosnien und Herzegowina das aufreizende Vorbild für die Balkanstaaten und eine Schwächung der Türkei war, werden sich die Wiener Staatsmänner unter den Nackenschlägen der Wirtschaftskrisis des Balkankriegs wenigstens heimlich eingestehen; diese Krisis aber wäre bei einem Eingreifen Oesterreichs noch dreifach schwerer geworden.

Deutschlands Lehren liegen auf ganz anderem Gebiet als auf dem der Selbstvorwürfe wegen Mangel der Aufreizung Oesterreichs zu einer Teilnahme am Wirrsal des Balkankriegs.

Digitized by Google

Die deutsche Reichsregierung hat im Frühjahr und Sommer 1913 erklärt, Riesenmittel aufwenden zu müssen, um sich militärisch zu stärken, angesichts der „Stärkung, die der imponierende Balkanbund für die slavische Welt bedeute". Zwei Monate hernach hat der imponierende Balkanbund sich gegenseitig in Fetzen zu hauen begonnen und die slavische Welt ist nach dem Balkankrieg gewiß nicht stärker als vorher. Des Weiteren wurden zur Unterstützung der Riesenrüstung die bedrohlichen Truppendislokationen an der deutsch-russischen Grenze öffentlich und vertraulich angeführt, aus welchen auf feindliche Absichten Rußlands geschlossen werden müsse. Hernach erfuhr man, daß jene Truppenschiebungen von Rußland vorgenommen worden sind, nachdem der österreichische Oberst Redl Rußland „die schwerwiegendsten militärischen Geheimnisse", d. h. Teile einer etwaigen deutsch-österreichischen Mobilisierung gegen Rußland verraten hatte. Redl hatte sich erschossen, der Balkanbund ist in die Brüche gegangen und Deutschland wird im Jahre 1914 zum Teil wegen des Balkanbunds und des Spions Redl außerordentlich große Summen aus dem Volksvermögen erheben. Man sagt, das sei unter allen Umständen nötig wegen „der französischen Gefahr". Ist nicht auch hierin ein wirtschaftlicher Trugschluß enthalten? Politisch stark ist insbesondere auch dasjenige Volk, dessen Bankiers viel erspartes Geld an Auslandstaaten ausleihen können. Das Gold beherrscht mehr als je die internationale Freundschaft, in der Türkei, in Griechenland, in Spanien und in China, wo eben jetzt der Fiasko des Fünf-Mächte-Anleihens eintritt. Frankreich leiht Geld aus, Deutschland ist hiezu umso weniger fähig, je mehr es erspartes Geld zu Rüstungszwecken absorbiert.

Ja, der Balkankrieg gibt zu denken, er beleuchtet die Unfruchtbarkeit der Diplomatie und die europäische Planlosigkeit, die nutzlose Riesenopfer fordert.

Wie lange werden die Europäer so planlos und blamabel nutzlos Kräfte verschwenden?

Digitized by Google

Fremdenlegion

Von Emile Heintz-Arnault, Paris

Ein Mann geht in ein Aushebungsbureau. Er wünscht in die Fremdenlegion einzutreten. Nachdem er von einem Arzt untersucht worden ist, unterzeichnet er einen Vertrag. Für 5 Jahre. Er wird nach Marseille geschickt, von dort aus werden die Legionäre nach Oran transportiert. Sie bekommen ihre Zuweisungen nach Bel-Abbés oder nach Saida, wo sie, mit älteren Soldaten gemischt, ihre Ausbildung bekommen. Es ist interessant, in Bel-Abbés z. B., der Ausladung einer Abteilung beizuwohnen. Man sieht da Vagabunden in Fetzen, Herren mit zerschlagenen Zylindern, Herren, die sich stolz und höflich bewegen; man sieht schmutzige Mützen, Fuhrmannskittel, Fracks, kleine Lackstiefel und grobe Schuhe. Mancher hat noch den sicheren Blick des Herrn: aber an den eingefallenen Schläfen, an den bleichen Wangen und an den schlappen Lippen merkt man doch, daß sie alle mit ihren Gedanken und ihrem Mut zu Ende sind.

Woher kommt dieser Gentleman, der jedenfalls in seiner Tasche das Bild einer hübschen Frau versteckt? Was für Verbrechen hat dieser finstere Mann begangen, was will hier dieser ehrliche Bürger mit dem Gesicht eines Notars, der jedenfalls zu Hause Weib und Kinder gelassen hat? An bestimmten Dingen, die sie aussprechen und an anderen, die sie verschweigen, erkennt man, daß in ihnen etwas Geheimnisvolles und Abenteuerliches steckt. Dieser hat zu gut verstanden, ein Schloß zu sprengen, einen Menschen um die Ecke zu bringen. Er kennt die Hiebe, die töten, und weiß, das Messer zu gebrauchen, wenn Gefahr droht. Wie viele hat die Verzweiflung hierher gebracht? Und wie viel unbegreifliche Ursachen? Die Sorgen in schlaflosen Nächten, die Schicksalsschläge, die bösen Taten, alles vereinigt sich und lastet auf den armen

Digitized by Google

Menschen; da kommt der Abend, wo er sich schon ganz erschöpft fühlt, wo er weint, und dann denkt er an diesen Ort, er will Zuflucht suchen unter fremden Dingen, die ihn anheimeln werden.

Man kontrolliert hier nicht die Angaben der Neugekommenen. Namen, Alter, Beruf? Man schreibt auf und manchmal zuckt man die Achseln, so unwahrscheinlich scheinen diese Angaben. Das Alter wechselt zwischen 18 und 45, aber diese Ziffern sind gar nicht genau, es gibt ja Kinder von 16 Jahren, die sich für älter geben.

Als Beruf enregistriert man Beamte, Arbeiter, Schuster, Schlosser, Studenten, Maler, Diener u. s. w. Aber oft ist dieser Mann, der sich für einen Mechaniker gibt, ein Ingenieur, dieser Beamte war Notar, dieser Schlosser hat in der „Ecole Polytechnique" studiert. Es gibt viele, die sich für beruflos ausgeben: denn ein ehemaliger Offizier, ein ehemaliger Priester, einer, der früher Arzt war, würden später nicht imstande sein, es zu beweisen, wenn sie irgend ein Handwerk als Beruf angegeben hätten.

Der Name? Man kann den nehmen, den man will. Durand wird aufgerufen. Es dauert einige Zeit, bis sich einer meldet. „Sie müssen sich Ihren Namen besser merken", sagt der Unteroffizier ....

Ein Korps von so kontrastierenden Elementen gibt ein sehr merkwürdiges Ganzes; im allgemeinen hört man von dem Legionär viel gutes; man rühmt seine seltene Sauberkeit. Er kann alles machen. Alles. Man braucht einen Maler, um einen Saal zu dekorieren: sofort ist da ein Mann. Er malt an der Decke schöne Blumen, einen blutigen Kampf. Man braucht einen Tischler: er ist da. Er macht das ganze Mobiliar für den Offizier. Man braucht einen Komiker, einen Tragödienspieler, einen Komponisten, man braucht Orchesterspieler (für die Regimenterfeste): sie sind alle da.

* * *

In Bel-Abbés — hier besteht die Population meistens aus armen Spaniern —, verkehrt der Legionär mit den Familien;

Digitized by Google

er wirtschaftet, kocht und am Abend sitzt er vor der Tür, seine Pfeife rauchend.

Sie befreunden sich leicht, die Kameraden. Mit einem Wort, in einem Blick haben sie sich verstanden und ihre schmerzlichen Geheimnisse tragen sie von nun an zusammen. Sie sprechen nicht über die Anderen. Sie respektieren alle die Dunkelheiten ihrer Vergangenheit.

* * *

Die Krankheit der Legion ist der „Cafard". Er ist eine gewisse geistige Müdigkeit infolge des Klimas, der moralischen Erschütterung, der physischen Ermüdung, und des vielen Alkohols (Absinth). Am Abend, in den gefüllten Kneipen, in dem Gegröhl der Trunkenen, wenn das Blut vom schweren Alkohol erregt, schneller durch die Adern fließt, kommt der Cafard. Der Cafard ist eine Art Dämmerzustand.

In Bel-Abbés verschwindet plötzlich ein Legionär von reicher Familie. Er bekam immer viel Geld von zu Hause. Er hatte seine Freundin aus Frankreich bei sich, hatte sie in eine eigene Villa schön eingerichtet. Und er verschwand plötzlich.

In Ain-Sefra kamen abends zwei Legionäre aus einer Kneipe. Sie begaben sich nach der Wohnung des Obersten, zerschlugen die Tür und den Kleiderschrank. Der eine nahm die Uniform des Obersten, der andere dessen Zivilkleider und, so aufgetan, marschierten sie triumphierend in die Kaserne ein.

In Ain-El-Adgar zogen, 1908, fünfzig Legionäre unter der Führung eines Leutnants in Marsch aus. Auf freier Strecke erwarteten sie den Zug, der von Ain-Sefra nach Oran fährt. Als er kam, hielten sie ihn an. Sie stiegen gewaltsam ein und zwangen den Mechaniker zurückzufahren. Nach 20 Kilometern ließen sie wieder halten, stiegen aus und begaben sich im geordneten Schritt nach der Marokkogrenze. Cafard. Er hat sie zusammen gebracht. Als sie wieder erwachten, sahen sie das Sinnlose ein und kehrten zurück.

Digitized by Google

Wenn der Legionär unter dem Cafard leidet, trinkt er weiter und wenn er kein Geld hat, verkauft er sein Bajonett, seine Kleider, alles was er hat, an einen algerischen Juden und kümmert sich nicht um das, was später geschehen wird. Der Wein ist billig. In guten Jahren kostet er überhaupt nichts: man zahlt nur am Kneipeneingang 5 Centimes Eintrittsgeld.

Das einzige Mittel gegen den Cafard ist die Aktion, das Jn-den-Kampf-ziehen. Es wird im Rapport gelesen, daß es morgen in den Kampf geht; schon ist der Cafard genesen. Die Legionäre singen jubelnd:

„Tiens, voilà du boudin (ter)
Pour les Alsaciens, les Suisses et les Lorrains,
Pour les Belges il n'y en a plus . . . .

Das ist der Appell, der Anlauf. Hier setzt Heroismus ein.

* * *

Nachdem er fünf Jahre gedient hat, schließt der Legionär einen neuen Kontrakt. Nach fünf Jahren wieder. Dann, war er fünfzehn Jahre im Dienst und hat seine Pension. Jetzt heiratet er. Er bleibt in Algerien und wird Kolonist.

* * *

Das ist das Leben des Fremdenlegionärs von Anfang bis zu Ende. Man kann über die politische Wirkung der Institution seine großen Bedenken haben. Wenn man aber liest, was gewisse Zeitungen über das Leben des Legionärs wissen, so muß doch einer, der es an Ort und Stelle lange beobachten konnte, sich melden und sagen, wie er es selbst gesehen hat.

Digitized by Google

Das Avancement

Von Oskar Loerke

Im Osten von Notre Dame lagen um die Mittagsstunde eines Junitages viele Bauarbeiter mitten auf dem Straßenpflaster und schliefen. Träges Leben summte um sie. Ihr Deckbett und Kopfkissen war ein Schattenstreifen, der sich von der Kirche herunterbückte.

Außer diesem Streifen war alles wie übertüncht mit Feuer und Glut.

Gleich einem Phantom der Hitze stand plötzlich ein langer Strolch, wie von seinem eigenen Traumgespinst, dieser großen Stadt, ausgespieen, mitten zwischen den schlafenden Arbeitern; die geballten Hände waren in den Sammetpluderhosen vergraben, während die Zehen gleich nagenden weißen Maulwürfen mit dem losen Oberleder der Schuhe klappten.

Er fror.

Etwas aus den Taschen derer da unter ihm langen?

Er war müde, obgleich ihn nicht schläferte.

Er stahl nicht!

Er drängte sich nur in die Reihe der Schlafenden und legte zwischen zwei schweißigen Köpfen den seinen nieder. Kameraden! Wohl eine Viertelstunde lag er steif wie eine Leiche, die Augen geschlossen.

Dann setzte er sich auf; nein, er konnte nicht schlafen. Kameraden? Die anderen freilich hatten gearbeitet, er nicht, aber das war es nicht, was ihm fehlte, — lebenslang fehlte, 55 Jahre lang, so weit er zurückdenken konnte. Bisweilen im Absinthrausch kam es ihm nahe, und darum liebte er den Absinth, obwohl er sein Gehirn fraß. Wer weiß, was?

Er streckte sich noch einmal aus und wartete eine ganze Weile, ob ihn niemand von den Arbeitern beachten würde, — nein.

Digitized by Google

Er drehte sich seinem Nachbarn zur Rechten zu, hob dessen Hut vom Gesicht und legte ihn wieder zurück. Der rührte sich nicht. Es wäre ihm gleichgültig gewesen, wenn sie ihn geprügelt hätten. Es wäre ihm auch gleichgültig gewesen, wenn ihm einer ein Zweisousstück geschenkt hätte.

Er erhob sich und ging weiter. Nach einigen Schritten wandte er sich zurück und blickte zum Chorbau der Kirche hinüber. In den Abteilungen des Halbrundes, die durch die schlanken Schwibbogen dort gebildet wurden, nisteten zwischen der Eisenvergitterung der Fenster und dem buntbemalten Glase viele Vögel. Er hatte ein Aufzwitschern gehört. Wohl hatten sie während der ganzen Zeit seines Daliegens gepfiffen, aber er hatte nichts gehört, überhaupt, er hörte oft nicht, was um ihn geschah und in ihm geschah. Jenes Zwitschern kannte er doch. Seit er die Nester an Notre Dame entdeckt hatte, vor zwanzig Jahren, vor vierzig Jahren, nannte er die Kirchen die Nester Gottes in der Stadt, und als ein Spötter, der er war, ging er seitdem in die Kirchen schlafen und sagte, er schliefe in Gott, aber stets am helllichten Tage und abwechselnd mit den Stadtvierteln, um nicht vom Küster hinausgewiesen zu werden.

Nachts, ja, da schlief er wo anders.

Er schluchzte auf, was ihm sonst nie passierte, doch er bemerkte es nicht.

Nachts, Julian, schläfst du — —. Nicht weit von den Zentralhallen gab es ein schmales, schiefes, sehr hohes Haus, in dem er bisweilen nächtigte neben vielen seinesgleichen, meist Greisen: Bettlern, Kranken, Trinkern, — für ein Nichts an Geld, wenn es unter den Brückenbogen der Seine und in den Anlagen zu kühl wurde. Runde, enge Stiegen führten in Säle, die von sieben oder acht Stricken durchquert wurden, welche einen Meter über dem Erdboden von Wand zu Wand gezogen waren. Ueber diese Stricke beugten sich sitzend oder knieend die Alten, die dort ein Nachtobdach suchten, und schliefen, den Kopf auf ihre Arme gelegt, und schliefen, mochten Achseln, Brust und Schultern vom

Digitized by Google

Druck des Stranges auch schmerzen. O, der Strang war ein kleines Bett, und viele konnten in einem Saale so untergebracht werden. Waren sie im Wachen Halbgehenkte, so konnten sie es auch im Schlafe sein. Aber grausam und beleidigend war das Wecken beim Morgengrauen. Die Stricke wurden an ihren Enden plötzlich gelöst, und die Schläfer stürzten nach vorn auf den Boden oder auf die Kameraden der Reihe vor ihnen. Meist ohne Murren erhoben sie sich, reckten die morschen Kleider zurecht und schlichen hinaus. Heute aber, als die Gehenkten von ihren niedrigen Galgen geschnitten wurden, war ein Alter ungeschickter und schwerer als die anderen aufs Gesicht gestürzt und liegen geblieben, gelbgrau und kalt.

Julian schluchzte wieder schwer auf. Sein Kopf brummte und dröhnte. Er lief vor Einsamkeit, lief, wie er früher gegen Abend, die riesigen, nassen Zeitungsblätter über'm linken Arm, rasend durch die Straßen gerannt war, die Ueberschriften ausschreiend und dabei ein Blatt um das andere falzend, ohne einen einzigen Menschen anzustoßen. Und seine Eile und sein Gebrüll waren so gewaltig gewesen, wie wenn in den Blättern der Untergang eines Erdteils gestanden hätte. Alle hatten ihn bewundert, ihm Raum gemacht, alle gekauft. Ja, er besaß die Begabung, die Masse der Menschen zu bewegen, zu bezaubern.

Seit je. Schon damals, als er nachts mit einem Spieße die Abfälle unter den Tischen der Boulevard-Cafés hervorgestochert hatte, so geschickt, als wäre der Spieß ein Organ seines Leibes, ein Saugrüssel gewesen, der zwischen zwanzig kreuz und quer gestellte Tisch- und Stuhlbeine in eine dunkle Ecke stieß und ohne die Gäste zu berühren oder gar zu stören, sicher ein Stück Kuchen oder einen Zigarrenstummel herauszupfte. Die Menge des Volkes hatte ihn bewundert und beklatscht, und er salutierend den Spieß präsentiert. — — — Er sah sich vor sich selber präsentieren. Und dieser andere Julian, war nun ein Verkäufer von kleinen, wollbeklebten Holzpudeln, die auf einem Tablett saßen und denen ein langer Gummischlauch mit Ball aus dem Leibe ragte. Drückte

Digitized by Google

man auf den Ball, so hüpften die Hunde auf den Vorderbeinen empor. Er war nun damit durch die Lokale des quartier latin nachts hausieren gegangen, wo viele Koketten, Studenten und ausländische Künstler und Halbkünstler verkehrten, und hatte durch das Balldrücken die Holztiere aufeinandergehetzt, daß es unzüchtig aussah. Schwermütig sah er sich dann die Heiterkeit an, die ringsum ausbrach, und ab und zu verkaufte er auch einige von seinen Hündchen.

— —

Julian — — Julian — — — andächtig und ehrfürchtig klang ihm das Wort aus einem Gespräche entgegen, das ein Herr mit einem Museumsdiener führte. Er war in der Ruine der Thermen des römischen Kaisers Julian. Wie man doch durch eine Reihe von Sälen gehen und alles sehen konnte, das ganze Hôtel de Cluny, bis hierher, und dabei doch vergessen, wo man war. Die Langeweile und der Winterfrost einst! — ja, er kannte längst alle die merkwürdigen Gegenstände hier und in den anderen Sammlungen, ohne daß er hätte draußen angeben können, was sich in irgend einem der Museen befand. — Der Klang „Julian" durchschauerte ihn, als hätten die Leute, die neben ihm standen und seinen im Lande doch nicht seltenen Familiennamen aussprachen, ihm wohltun wollen, ihn bewundern wie damals mit den Zeitungen und dem Spieß.

So als müßte er ein Erkanntwerden vermeiden, las er die Inschriften, die der kühle, tiefe Raum trug. Da stand geschrieben, daß die römischen Legionen hier einst den Apostaten Julian zum Kaiser ausgerufen hatten. Es war viele Jahrhunderte her, aber hörte Julian nicht doch leise durch die grauen groben Mauern mit den runden Bogen summend und brausend von den Legionären seinen Namen schreien, d. h., nicht seinen Namen, — aber doch deutlich den Namen Julian?

Oder war es der ferne, sausende Lärm der Weltstadt, der hier in der kühlen Stille wie aus einem Trichter klang?

Digitized by Google

Es scholl, es scholl, näher, ferner, verloren, unwillig, traurig, brausend, wie suchend.

Da stand dieser Julian vielleicht wirklich zwischen den schlafenden Mauern hinter der Kirche Notre Dame herum, im prallen Mittagslicht, unerkannt, abgewiesen, — und die Legionen suchten vielleicht nach ihm in einem abgelegenen, armen, verbrecherischen Stadtteil, liefen durch die rue Mouffetard, die rue Tolbiac, die rue — — Julian erschrak und richtete sich straff auf, als wäre er im Stehen eingeschlafen.

Aber sein Kopf war schwer, schmerzte und sank wieder, betrübt, denn der Kaiser hatte geweint, als er gestern abend, alternd und sehnsüchtig nach der Jugend, in einer finsteren Bordellstraße stand, im Regen, im Gewitter, und nur die großen hellen Milchscheiben der öffentlichen Häuser legten feurige Gräben über das Pflaster. Er stolperte oft über diese Gräben, obschon sie keine Tiefe hatten, weil er starr zur Seite auf die Häuser sah, wo sich hinter dem Milchglas oft unendlich zierliche Schatten von Frauen hin- und herschaukelten, wie große Insekten, die dunkel hinter dem lichten Glase atmeten. Und die Schatten summten von fern und wogten leicht in den Hüften, wiegten den Kopf, wiegten die Schultern, blieben stehen — —. Und Julian stand, — — stand. Fern aber mit Fackeln, im Regen, im Dunkel suchten die Soldaten ihren Kaiser und riefen seinen Namen. Julian hörte das hohe Summen der Mädcheninsekten ganz fern und besonders lieblich, und stolperte dabei eben wieder über einen der eingebildeten feurigen Gräben im nassen Straßenpflaster, — nein, nicht im Straßenpflaster, — im Museum.

Im Taumeln richtete Julian wieder den Kopf steif in die Höhe, wäre aber trotzdem in seinen Phantasien verloren geblieben, wenn ihn nicht die Besucher des Museums und die Aufseher groß angesehen hätten.

Da floh er.

Aber noch war er nicht hinaus, so hörte er jenen ersten Herren wieder seinen Namen nennen. Und die Bremse eines Omnibus

Digitized by Google

schrie ihn kreischend, während das Gefährt vor den Fenstern des Hôtels de Cluny zum Halten gebracht wurde.

„Der Kaiser hat kein Geld", murmelte Julian, denn er hatte von neuem die Vorstellung der großen Milchglasscheiben mit den Mädchen dahinter, und hatte die Sehnsucht, hineinzugehen, während der Regen ihn von außen kühlte und kühlte, fast versteinte, doch sein Inneres immer süchtiger erhitzte.

Dann war ihm wieder ein Weilchen klar, daß er auf dem Boulevard St. Garmain in voller Sonne ging, aber das andere Bild hatte sich in seinen Gefühlen verankert.

Geld, Geld, Julian!

Und er fing an, auf der Straße zu betteln.

Als er drei Sous beisammen hatte, fiel ihm ein, daß dies die Summe sei, um eine Fahrt auf dem Metro zu machen. Zumal er am Tunneleingang beim Odeon angekommen war, wurden Gedanke, Begierde und Tat eins. Die Treppe langte nach ihm wie die Zunge aus einem großen Rachen. Er kaufte sich ein Billet. Da, von oben scholl schon wieder brausend sein Name herunter. Schnell, er wollte ihn nicht mehr hören, denn bald würde er Trug und Wirklichkeit nicht mehr auseinanderhalten können, und was dann?

Fahren! Das Poltern der Bahn würde das Brausen seiner Ohren übertönen, das Dunkel würde ihn verbergen. Ah, er fuhr schon, der schwarze Tunnel streifte sich über den Zug wie ein endloser Sack. Geborgen! Die Lichter tanzten und liefen wie Gespenster auf dünnen Beinchen. Es klapperte, es donnerte, gut, mochte es draußen noch so sehr schreien, er hörte kaum noch etwas, auch beim Halten nicht, — — nur dann, wenn er auf eine andere Linie umstieg, tönte es doch ganz nah, die Tunneltreppen brüllten mit dem Lichte von oben: Julian! Das zu kontrollieren, stieg er oft um, er konnte mit seinem Billet ja stundenlang fahren. Hatte er das Furchtbare gehört, so floh er schnell in den nächsten Zug und raste davon.

Digitized by Google

Nun war es aber bald, als bohre sich der Zug in prasselnder Eile tief in die Erde hinein, schräg, schräger, jetzt senkrecht. Man mußte die Füße anstemmen und sich mit den Händen festhalten, wollte man nicht herunterstürzen. Seltsam, daß die Leute so schläfrig dasaßen und sich ihre Angst nicht gestanden. Sie hatten doch alle Angst!

Er fror wieder, schüttelte sich.

Nun umgekehrt, fast senkrecht hinauf. Die Fahrt flog ihm entgegen, wie in Stücken geschleudert, in großen Stücken, die ihm um die Ohren flogen, tief in ihn hinein, immer wahnwitziger. Die Tunnelsteine schienen aus den Wänden zu spritzen, knatternd und pfeifend und donnernd flogen sie ihm an, trafen ihn, bald seinen Kopf, bald seine Brust, nun den Magen: — da mußte er sich erbrechen. Die Leute rückten ab von ihm.

Ob er noch aufstehen konnte? Ja, er stand. Er taumelte gegen eine Tür, der Zug hielt. Die Tür wurde aufgerissen, er torkelte weiter, auf den Bahnsteig, auf die Straße.

Armer Julian! sagte er zu sich selber. Armer Julian, — es war nicht zu helfen, — die Trambahnräder nahmen es ihm quietschend vom Munde und rollten es fort und zogen ihn auf den Schienen nach.

Keine zwei Minuten, so stand er wieder vor dem Hôtel de Cluny. Natürlich, er kam doch eben heraus? Nicht? Die Bäume im Vorgarten schütteln den Kopf und noch einmal, und wie in einer feierlichen Trunkenheit schüttelten sie ihm seinen Namen entgegen: aber sie sagten K a i s e r Julian.

Er ging in den Square, die Linke in die Hüfte gestemmt und den Kopf in den Nacken geworfen. Die Rechte öffnete er sechs, sieben Mal vor sich in der Luft, als drücke er auf einen Gummiball.

Schwarze Flecke tanzten vor seinen Augen und ein Paar der Pudel senkten sich bis zur Erde, wurden grau und blieben stehen, groß wie Rosse.

Digitized by Google

„Gebt eurem Kaiser Geld. Es regnet —"

Er fiel hin, weil wie in dem Metro jetzt die ganze Stadt in die Höhe stieg, die Häuser abwechselnd wie die Waggons des großen Radkarussells am Marsfeld, manche schwammen in gleißenden Wolken. Als er sich aufrichtete, fiel ihm der alte Bettler ein, der tot vom Schlafseile gestürzt war.

Um nicht wieder zu fallen, packte er eines der Pudelrosse am Hals und kletterte hinauf. Es war eine der steinernen Chimären, die im Clugnysquare stehen, anzusehen wie ein riesiger Vogel und zugleich wie ein geflügelter magerer Löwe und auch wie ein hungernder geflügelter Hund.

Julian saugte sich mit seinen Armen fest um den Leib seines Rosses, so rasend ging die Fahrt, — Eile, Lärm und Klumpenfliegen, alles wie vorhin, nur noch unfaßbar vermehrt. Er mußte sich krampfhaft ducken, um von dem Luftdruck nicht ins Leere geschleudert zu werden.

Dann wurde das flatternde Brausen ein wenig schwächer, er konnte sich einer schmerzhaften Ermattung hingeben, die allgemach eine große Süße bekam, dann tat sich ein immer größerer Raum zwischen ihm und dem fliegenden Klingen auf, darauf hatte er nur noch die Empfindung eines fernen, sehr schnellen Fliegens im Leeren, schließlich war auch das Bewußtsein davon nicht mehr in ihm, und nur die dumpfe, tierische Freude an einer erregenden, bewegten Erhabenheit blieb übrig.

Es war nicht weit von fünf Uhr, wann das Museum geschlossen wurde. Als die Türme diese Stunde anschlugen, verließen die letzten Besucher das Haus. Die Aufseher fanden Julian auf der Chimäre sitzen und blöd lächelnd vor sich hinglotzen. Er hörte ihren Anruf offenbar nicht, aber ohne Mühe konnten sie ihn herunterziehen. Sie ließen ihn im Grase liegen, bis ein Schutzmann am Gitter erschien und sagte: der Wagen ist da.

Digitized by Google

Die Kunst und die Zeit

Von Alfred Gold

I.

Man kann die Kunst von heute, scheint mir, gar nicht mehr kritisieren. Sie ist überkritisiert. Sie leidet daran, oder vielmehr wir leiden daran, daß von unserer Zeit schon zu viel über Kunst gesagt worden ist, und daß dieses Gesagte uns doch nicht wichtig genug dünkt, um einmal gesichtet oder gar ästhetisch-erkenntnistheoretisch abgewogen zu werden. Das allein wäre das Interessante an der Sache.

Vielleicht aber wäre noch eines interessant und forderte doch noch zu einer letzten Art von Kritik, zu einer Bilanz ziehenden und resümierenden Art von Kritik heraus und dieses Eine wäre das Verhältnis der Kunst und der Zeit zu einander. Nicht bloß im referierenden konkreten Sinn meine ich das, wie unsere Kunst zu unserer Zeit steht, wie das in der vorigen Generation war und wie es vielleicht nach einem unverbrüchlichen Gesetz sein dürfte. Die Kritik, die diese Kunst- und Zeitbeziehung so gerne im Munde führt, die auf ihr fußt, muß selbst kritisiert werden: so verstehe ich es. Eines Tages, es ist gleichgültig wann, hat man angefangen in der Malerei das zu betonen, was an ihr Erzeugnis und Symptom ihrer Zeit ist. Vielleicht hat es erst mit dem Impressionismus begonnen. Agile Geister wie Richard Muther wußten sehr flink dem Impressionismus seine zeitliche Bedingtheit und seine Hintergründe abzulauschen. Nun blieb man dabei nicht stehen. Aus dem Bedürfnis, eine Kunst zum Teil aus ihrer Zeit zu erklären, wurde ein unbeschränkter Drang, die Kunst und die Zeit in eine Parallele zu setzen. Aus einer gewissen Fähigkeit, das Letztvergangene oder eben Vergehende schon historisch zu behandeln, wuchs die Fragwürdigkeit des Versuches, die Gegenwart selbst als „Geschichte" und alle ihre Erscheinungen als Geschichtsnotwendigkeiten von gleich wichtigem Rang zu betrachten.

II.

Die Aktualität wird auf den Thron gesetzt, die Zeit soll um ihrer selbst willen herrschen und die Kunst, nicht genug daran, daß sie zum Teil ein Erzeugnis und Symptom ihrer Zeit sei, wird von den „Wissenden" nach der Zeit zugestutzt. Die journalistische Errungenschaft à la Muther hat sich in der Tat so entwickelt, daß sie zu einer Umkehrung des Verhältnisses führte. Man fragt nicht mehr nach guter oder schlechter Kunst, „zeitgemäß" muß die Kunst sein. Ganz

Digitized by Google

so grob, wie diese Formel klingt, wird sie allerdings nicht gehandhabt, wenigstens von den besseren Wortführern nicht. Eine außerordentliche Verfeinerung hat sich vielmehr eingestellt, das, was das sterbliche Teil einer Kunst ist, eben ihre Aktualität, sehr sehr rasch zu empfinden. Die Fingerspitzen-Nervosität hat sich verstärkt, und eine neue Malerei so zu drehen und zu wenden, daß man ihre neuen Sensationen als eine Art Notwendigkeit unseres Sensationsdurstes empfindet, ist zu einer eigenen sensiblen Kunstfertigkeit geworden.

Sei es darum. Geistige Gymnastik wirkt darin mit. Auch ein gewisses Jonglieren, ein Artistentum kann Bereicherung sein, nur dürfen die Philosophen dieser Richtung nicht des Glaubens sein, daß sie auf irgend einem festen Grunde stehen. Die Umkehrung des Verhältnisses von Kunst- und Zeitkritik wird sich bezahlt machen, rasch genug. Kein Trugschluß kann die Entwickelung fortsetzen; er muß zu einem Bruch führen. (Der letzte Kubist aber, oder Expressionist, oder Futurist, oder was er sonst sei, wird schaudernd vor der Erkenntnis anlangen, daß der Geist der Zeit ihn genarrt hat; daß die Kunst gar nicht vom „Zeitgeist" dirigiert werden konnte; daß es Verblendung war, das zu glauben; daß es keine sichtbare Entwicklung und kein „Wissen" in der Kunst gibt; daß es nur Schwingungen gibt, die in uns nachschwingen und daß wir die nie — nie — nie — vorher berechnen können).

III.

Mit dem Impressionismus, so meine ich, hatte es angefangen, gewiß. Oder vielmehr mit seinen Vorläufern schon. Wir können heute kaum mehr sagen, wie sich etwa die klassische Kunst oder die ihrer Nachfolger zum zeitlichen Bewußtsein verhielt. Wir stehen jenen Zeiten zu ferne, um wirklich noch den Aktualitätsunterschied gewisser Epochen und Meister nicht nur zu schlußfolgern, sondern zu empfinden. Aber wir empfinden es ohne Weiteres, daß im 19. Jahrhundert in Frankreich mehrmals eine neue Zeit erwacht ist, die mit einem Grad von Bewußtheit und Tendenz, den wir auch noch nachfühlen, eine neue Kunst bringen wollte. Die Akademie wird entweder erneuert, wie von David oder von Ingres, oder sie wird negiert, wie von Corot oder Courbet. In allen diesen Fällen ist gewiß, ausdrücklich oder nicht, mit dem Moment der Zeit und des Zeitfortschritts oder wenigstens mit dem der Ueberwindung und Verbesserung gearbeitet worden. Manet strebt von Couture weg, nachdem Couture diesen unbequemen Schüler selbst abgelehnt und seine Malereien für bizarr erklärt hatte. Manet hat sicher gewußt und damit gerechnet, daß er vergleichsweise etwas Neues, etwas bei seinem Lehrer und bis zu einem gewissen Grade überhaupt noch nicht Dagewesenes will. Als dann die eigentlichen Impressionisten kamen und sich mit ihm verbanden, wurde die Sache vor allem schon durch

Digitized by Google

den vereinten Widerstand der Zeit zu einer Zeitaffäre. Aber wie war der innere Hergang dieser Dinge? Was wollten alle diese Neuerer von Corot und Courbet bis zu Manet und zu Cézanne? Wollten sie der verstandesmäßigen Forderung, zeitgemäßer zu sein als ihre Vorgänger, genügen? Wollten sie überhaupt zeitgemäß sein? Stellten sie Ansprüche an ihre Umwelt, die sich bloß darauf gründeten, daß sie jung waren? Machten sie aus der Jugend ein Programm? Hielten sie das Jüngersein an sich für eine Quelle von Talent?

Nicht die Spur einer Vermutung dafür gibt es.

Der Realismus eines Courbet ist keineswegs aus der realistischen Entwicklungstendenz einer Zeit entstanden. Er konnte vielleicht mit ihr in Parallele gebracht werden. Er konnte von gefälligen Psychologen versuchsweise aus der Zeit erklärt werden, aber herausgeholt wurde er nicht aus der Zeit, nicht aus der Tendenz einer Generation, nicht aus dem Programm einer Jugend von damals. Courbet hat diesen Realismus gebildet, weil irgend eine persönliche Anregung, weil vielleicht die Erinnerung an einige Bilder von Géricault eine Saite in ihm schwingen machte, die seine stärkste Saite war und die auf Realismus gestimmt war. Er schuf eine Entwickelung, aber er schuf sie nicht aus der Angst heraus, von ihr verschlungen zu werden, wenn er nicht an ihre Front liefe. Manet malte nicht im Sonnenlicht, d. h. impressionistisch, weil eine nervös impressionistische Zeit danach verlangte. Die Phrase haben dann erst gefällige Schriftsteller erfunden. Der Impressionismus kam, weil es eine wirkliche Errungenschaft war, die akademische Landschafts- und Figurenmalerei zu verlassen und einen Gesichtseindruck mit all dem wiederzugeben, was man sonst unterdrückte. Dabei war es den Malern, glaube ich, damals vollständig unbekannt, daß ihr Impressionismus einmal „zeitgemäß" sein werde. Das war ihnen vielleicht sogar gleichgültig. Sie wollten nur eines, sie wollten gute Bilder malen und sie hatten das eine für sich, daß die Malerei, die ihnen das Bürgertum von damals als die offizielle und korrekte entgegenhielt, *nicht* gut war.

Liegt darin wirklich eine Analogie zu den Programmmalern von heute? Ist der Expressionismus wirklich eine Errungenschaft, da er einfach aus einer bewußten und willkürlichen Negation des Impressionismus und zum großen Teil also der Rückkehr zu den koloristischen Idealen älteren Stils, in der Rückkehr etwa zu Böcklin besteht, dessen Poesie und Stofflichkeit er nur freilich nicht erreicht? Die Impressionisten, das waren keine abstrakten Zeitgeschöpfe, das waren auch nicht die nervösen Zeitkinder, zu denen sie gefällige Kunstschwätzer machen wollten. Die Impressionisten waren gesunde Temperamente, die in der freien Natur, auf dem Feld und der Wiese, im Wald und auf dem Wasser eine natürliche Verbreiterung ihrer malerischen Welt fanden. Der Expressionist

Digitized by Google

ist in der Retorte zur Welt gekommen. Er ist vom entwicklungsgläubigen und -süchtigen „Kunstdenker" gezeugt. Er will etwas anderes, nur weil es anders, weil es neuer und zeitgemäßer ist, als das, was der Jahrgang vorher wollte. Er will zur Entwickelung, die er um Himmelswillen fortzusetzen nicht verabsäumen darf, das Programm malen. Er will bloß modern sein, weil er gelernt hat, daß auch die Jahrzehnte vor ihm als modern galten, und er übersieht dabei, daß er das Pech hat, nicht eine schlechte Kunst, sondern eine gute Kunst überwinden zu wollen.

IV.

Wo sind denn die Analogien für die Entwickelung von heute? Auf Analogien stützen sich die Kunstwortführer, die diese neueste Wendung legitimieren wollen. Die Analogien sind nicht da. Verschiedene Kunstarten sind im Laufe der Zeit aufeinandergefolgt, das ist richtig, aber die Jugend war nicht immer besser als die ältere Schule. Die angebliche Reform war sehr oft ein unheilvoller Rückschritt. Das, was sich für zeitgemäß ausgab, war in unzähligen Fällen flachster Snobismus, Modespielerei, Kitsch. Braucht es dafür Beweise? Der Römling Mabuse ist doch nicht besser als die für ihn und seine Zeit bereits „altmodische" Eyckschule, als Hugo van der Goes oder Rogier van der Weyden war. Die Klassizisten, die nach Franz Hals und Rembrandt kamen, dachten auch einmal moderner zu sein, als die Maler, deren „Unregelmäßigkeit" (so tadelte Houbraken den Rembrandt) sie überwinden wollten, aber was wurde aus diesen Modeumwälzungen? Vergessene Zeitkapitel, Lücken, Lückenbüßer.

Daß immer neue Kunstversuche aufeinanderfolgen, beweist gar nichts. Wenn die Geschichte etwas lehrt, so ist es höchstens dieses, daß die Jugend, die auf eine große Zeit folgt, unter der Last dieser großen Zeit *leidet*. Die Epigonen, auch wenn sie nicht Epigonen sondern Revolutionäre sein wollten, blühen nach den wirklichen Genies nicht leicht auf. Das ist ihr Schicksal, und es ist grausam, es ist ungerecht. Den Menschenfreund mag es erbittern, daß eine Jugend, die jung sein möchte, neben ihrer Vorzeit nicht aufkommt. Aber für die Kunst gilt die soziale Gesetzgebung nicht und eine Generation, die bloß damit auftrumpfen will, daß sie die gegenwärtige ist, appelliert höchstenfalls an unser Mitleid.

V.

Sprechen wir aber einen Augenblick nicht von Entwicklung, sprechen wir von der Realität des Einzelnen, von den Individualitäten. Die neue Lesart ist die, daß Manet von Cézanne abgelöst wurde. Ob das richtig ist? Wie dem auch sei, Cézanne, der *neben* den Impressionisten einherging, der einen Manet um vieles überlebte und sehr langsam zur Entfaltung und zu späten Früchten kam, hat die Linie, die von Courbet zu Manet führt, allerdings überraschend

Digitized by Google

fortgesetzt. Er stand nicht mehr im Kampf, er hatte sich in eine dünnere, freiere Luft hinauf gerettet. Er hatte nichts mehr mit der Streitfrage des Realismus oder Impressionismus zu tun, obwohl der ihm befreundete Zola an beiden als Wortführer teilnahm. Cézanne kam, als parteiloser Dritter, mit einer eigenen These. Er hatte zwar von Manet die große und breite Fläche als ein Element des Sehens und Darstellens übernommen, aber er zerfaserte diese Fläche nicht wie die Impressionisten und später Manet selbst auch tat, er verfeinerte sie bloß. Eine reine, zum blau und blaugrau irisierende Farbfläche, stumpfglänzend wie Perlmutt, hebt sich von den Dingen und verewigt sie auf den Bildern Cézannes. Diese Malerei der Fläche, die so viel Reichtum in sich selber findet, daß sie auf den ganzen stofflich inhaltlichen Reiz der Raumtiefe verzichten kann, sie ist das persönlichste Eigentum von Cézanne. An ihrem Verzicht, an kleinen Unzulänglichkeiten oder gar Grobheiten erkennt man sie ebenso wie an der edlen Schönheit, eben in der Fläche. Es ist mit Recht gesagt worden, daß Cézanne der moderne Meister ist, dessen Bilder man in kleine Teile zerschneiden könnte, und in jedem Teile wäre er nicht bloß erkennbar, sondern auch restlos enthalten.

Cézanne baut Formen aus Flächen auf, ohne erschöpfend in der Perspektive zu sein. Die Perspektive wird sogar teilweise geopfert, breit und neuartig-schematisch werden die Einzelheiten der Natur, Baumkronen, Terrainpartien zusammengefaßt. Das Bild zerlegt sich auf diese Weise von selbst in schimmernde flächige Einzelheiten. Dabei liegt in der Art und im Grade des Schimmerns, in diesem verhaltenen, koloristischen Reichtum, die Raumsuggestion, die Vertiefung. Würde diese Vertiefung nicht da sein, so bliebe nur ein zeichnerisch kahles Nebeneinander von Flächenteilen, ein übereinander geschobenes System von Raumausschnitten, ein geometrischer Aufriß übrig. Die Kubisten haben das ganz richtig beobachtet. Sie haben bloß den Irrtum begangen, aus dieser Kahlheit, der das Eigentliche fehlt, wieder eine neue Kunst machen zu wollen.

Denn der Kubismus — das soll hier doch wenigstens noch gesagt werden — ist die Grimasse der Cézanne-Nachahmer, die einen kleinen Anhaltspunkt zur Originaltiät irgendwo gefunden haben und damit ihren Generationsstolz bestreiten. (Darauf kommt es vor allem an.) Der Kubismus ist das nichts-als-Zeitgemäße. Der Kubist, der das Wesentliche der Cézanneschen, d. h. der breit-impressionistischen zum Unterschiede von der spitz-impressionistischen Kunst übersieht*) und aus einer sekundären Begleitform Cézannes eine endgültige Lösung, eine Theorie samt Gebrauchsanweisung machen möchte, er fühlt sich

*) Eine frühe und geistvolle Vorausbestimmung des Kubismus (nicht als Modeströmung, sondern dessen, was daran künstlerisches Erlebnis ist) finde ich bei Rodin. Rodin spricht mit Paul Gsell darüber (Deutsche Ausgabe S. 74 und 75) und erzählt, wie ihm ein

Digitized by Google

mit Recht als „Ueberwinder" desjenigen, der eine wirkliche, individuelle Form zu gebären gewußt hat.

Aber wie sehr verarmen wir an unserer Fülle von Ueberwinderehrgeiz.

VI.

Neben Cézanne stand Van Gogh. Auch bei ihm kam noch eine individuelle Formengebung aus einem persönlichen Temperament, nur ist die Form allerdings ihrer farbigen Innerlichkeit und Geschlossenheit entkleidet und mehr den Wirkungen eines äußerlichen Kolorismus angenähert. Mit der Gemäldemalerei verbindet sich bei ihm eine kunstgewerbliche, manchmal an das Plakathafte grenzende Art der Darstellung. Ihre Einzelheiten sind nicht von absoluter Neuartigkeit, denn seine Zeichnung hat van Gogh nach den Japanern und vielleicht in noch höherem Grade nach Daumier entwickelt und die Farbtontechnik hat er, in ihren entscheidenden Anfängen wenigstens, mit den Neoimpressionisten, den Seurat, Croß u. s. w. gemein. Was ihn kennzeichnet, ist die Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit, die alles, was wirklich oder auch nur scheinbar nicht Hauptsache ist, ihren gesteigerten Zwecken unterordnet und auslöscht. Die Hauptsache bei van Gogh ist die bis zum Letztmöglichen getriebene Ausdrucksstärke, die Stärke eines Ausdrucks allerdings, der immer zugleich halb literarisch, erzählerisch ist und durch das Unterstreichen der Empfindung wirken will, mit der er sein Sujet anpackt.

In der gefühlsmäßigen Beziehung unserer Bewußtseinsinhalte zu uns selbst, so sagt, glaube ich, Bergson, liegt unser ursprünglicher philosophischer Trieb begründet, den wir nun einmal nicht loswerden. Sieht man van Gogh'sche Malerei darauf hin an, so wird man auch ihre „philosophische" Seite nicht verkennen.

An sie knüpfte nun aber zugleich die Richtung an, die sich später die expressionistische hat nennen lassen. Und damit trat das, was im Schaffen eines Einzelnen ein natürlicher Ansatz, eine Triebäußerung, war, in ein Bereich der Nachahmung ein, für das es nicht geschaffen war. Art und Stärke des Gefühls sind etwas Unnachahmliches. Malereitechnik läßt sich lernen, Naturstudien kann man auf Schulen treiben und auch die Kenntnis historischer Kunstmethoden ist erringbar. Nur gerade die Empfindung, wenigstens das eigentliche und schöpferische an ihr, ist unübertragbar. Wer das Beste von van Gogh wieder-

Studienfreund einst gesagt hatte: „Betrachte eine Oberfläche immer als das äußerste Ende eines Volumens, als die mehr oder minder breite Spitze, die dieser Körper gegen Dich richtet. Auf diese Weise wirst Du Dir bald die Kunst des Modellierens erringen." „Anstatt die verschiedenen Teile des Leibes als mehr oder minder ausgedehnte Flächen zu sehen, stellte ich sie mir als die Vorsprünge kubischer Massen vor." Das klingt allerdings anders als die Theorie der Ineinanderschachtelung leerer Breitseiten.

Digitized by Google

geben will, gibt eine Karikatur. Der „Expressionist", der selber ein leidenschaftliches und sich verzehrendes Temperament wäre, würde das Vorbild des Lehrmeisters fliehen, aber der Modemaler, der trotzdem, aus „Ueberzeugung", die Malerei zu einem betonten, barocken, ungebändigten Ausdruck „seiner Empfindung" machen möchte, ist bestenfalls taktlos. (Dabei bleibe die Frage offen, wieweit sogar bei van Gogh selbst das ungezügelte Ringen nach Kraft und Größe des Ausdrucks ein wirkliches Korrelat und Zeugnis in seinen Bildern finden konnte. Es scheint mir noch unentschieden, ob das Elementarfeuer van Gogh's, auf seinen übermenschlichen Umwegen, nicht zu — gewollten oder ungewollten — Resultaten kam, deren tiefere Wirkung sich einmal verflüchtigen könnte. Die Kunstgewerblichkeit, die Plakatartigkeit ist auf alle Fälle ihr sterbliches Teil; ein Blumenstück, das an eine Tapisserie denken läßt, läßt seine seelischen Obertöne bald vergessen, und eine Landschaft mit einem Haus, die lichtlos ist wie ein Steinmosaik und auch so perspektivelos wie ein solches, bietet, als Malerei betrachtet, fast nur Zufallswirkungen.)

VII.

Eine Jugend aber, die als Generation auftritt und ihren Generationsstolz befriedigt, löscht alle Individualität und schon den ersten Keim des Individuellen in der Kunst, Kampf und innere Entwicklung des Einzelnen, aus. Niemals hat die ältere Generation des Impressionismus das getan. Manet hat, noch als fertiger Künstler, mit Couture um jedes seiner Bilder gerungen wie mit einem Engel, der ihn segnen sollte.*) Cézanne schuf, in aller Vereinsamung, Bilder, in denen er sicher war, das Beste und Eigentliche noch gar nicht gegeben zu haben. Van Gogh dachte nicht in der kühnsten seiner Halluzintaionen daran, die älteren Götter, die er (ohne Ironie!) die „impressionistes du grand Boulevard" nannte**), entthront oder auch nur „überwunden" zu haben.

Die Theorie der Ueberwindungen haben erst die späteren Nachahmer und Theoretiker ausgespielt.

Die Jugend, die mit dem Anspruch auftritt, allein ihre Zeit zu vertreten, Entwicklungsträger, Zeitträger zu sein, beweist damit allein noch so wenig, daß sie uns nicht einmal neugierig macht, ihre Exponenten kennen zu lernen. Sie hat bestenfalls jenes Zeit- und Zusammengehörigkeitsgefühl für sich, das auf eine gewisse gemeinsame Rassen-Disposition schließen läßt. Und das sei ihr denn — so verblüffend es auch zunächst klinge — ohne Liebe oder Haß zu-

*) Erinnerungen an Manet von Antonin Proust.

**) In den Briefen an seinen Bruder. Deutsche Ausgabe in Vorbereitung im Verlag Paul Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

gestanden: Eine Rassengemeinschaft ist mit diesem Schichtwechsel in der Tat neu auf den Plan getreten. Die Verbindung des altakademischen Rezeptgeistes mit der expressionistischen „Gefühlsgrimasse" (wie willkommen war dafür auch Greco!) ist ihr unfehlbar deutliches Kenn- und Merkzeichen.

Die Rasse hat gewechselt; das ist alles. Das ist die Entwicklung, ist der Zeitumschwung. Die Rasse der Künstler und des Ideals, das sie vertreten, bestimmt ja — nicht die Gestaltung der Kunst, aber ihre Geltungsmode. Die Rasse als Gruppe, als Einheit, deren Grenzen sich nicht an ein System knüpfen lassen, nicht nach der Herkunft oder dem Glauben, nicht nach der Physiologie oder Physiognomie, sie, die nichts Politisches, nichts Menschlich-Moralisches aussagt, sie ist in der Kunst ein Etwas, das selbstschöpferisch wirkt. Sie kann das Zeichnerische oder das Malerische begünstigen, das Dunkel oder die Helligkeit, das Natürliche, Stillebenhafte oder das Halluzinationssüchtige. Uebersehen wir nicht, daß solch ein Rassengegensatz in der Tat durch die Schicksalsgeschichte der Kunst geht, daß diese Gegensätze wohl immer auch nebeneinander bestehen, daß sie aber nur wechselweise und nacheinander zur Geltung kommen. Und leugnen wir nicht, daß auf die Rasse des Malerischen in der Malkunst, der Natürlichkeit und „blonden" Helligkeit in den Farben, jetzt die entgegengesetzte als die vorherrschende gefolgt ist. Die Linke und die Rechte, die Whigs und die Tories lösen sich ab. Die Rechten sind ans Ruder gekommen, das muß man denn hinnehmen; nur das als „Entwicklung" zu feiern, was als Reaktion und Episode sich erklärt, ist eines jener Kampfmittel, die man aus dem Kampf ausschließen sollte.

Ein Geschlecht, das paradox sein will, weil ihm das Einfache nicht interessant genug vorkommt, herrscht heute. Ein dunkles Geschlecht, uns Anderen fremdartig, fremdblütig, mit der Natur nicht im Bunde, aber der Sensation untertan, alle guten Früchte einer gebildeten Landschafterkunst ablehnend, aber den Primitiven aller Breiten, bis zu Giotto, treu folgend, das sind die Gouvernementalen von heute. Eine Rasse, ja das ist es, was sich damit kennzeichnet, aber wenn man vor kurzem noch — so weit waren wir — Liebermanns und Manets Naturalismus und das hieß: ihre Gefühlskeuschheit als überraschend „germanisch" (es ist ein bloßes Wort, aber in diesem Sinne sagt es doch etwas) hat bezeichnen können, so sind diese Neuerer gerade das nicht.

„Der Impressionismus ist tot!" schreien sie jetzt in alle Winde hinaus. Die ihn niemals geliebt haben, den Impressionismus, Kunstgewerbemenschen und Akademie-Menschen, Ornamentgläubige und Romantiker — Romantiker aller Jahrgänge, denen er nie etwas Angenehmes gewesen — sie möchten aus seinem Grab ein neues Reis ziehen. (Und wieviele tun sogar nur mit, weil ihnen jede Anfeindung moderner Berühmtheiten recht ist!) „Nach-Impressio-

Digitized by Google

nismus" ist zu einer Parole geworden. „Post-Impressionismus and his Aesthetics", unter diesem Titel läßt sich, um nur eine besonders charakteristische Zeitstimme zu nennen, das wissenschaftsstrenge „Burlington Magazine" jetzt von einem stürmischen Entwicklungsherold Bekenntnisse schreiben. Der Verfasser, Clive Bell *), ruft der Kunst als Generalbefehl zu: „Thou shalt create form!" (Das Wort „Form" ist ja so bequem, wenn es sich um den trügerischen Schluß handelt, daß die „malerische" Richtung und der Impressionismus vor allem keine suggestiven Gestalteindrücke geben.) Und vom Nach-Impressionismus verkündet er rühmend, daß er durch seine Betonung (richtiger muß es aber doch wohl heißen: einseitige Auffassung) eben der Form über die Zeitalter hinweg die Hand reiche der — byzantinischen Kunst.

Byzantinische Mosaikkunst, „frühchinesische" Grabmäler, das sind die Argumente und Vergleichsgegenstände für unsere „Entwicklung" geworden.

Arme europäische Malerei!

Gerechte Löhne

Von Otto Corbach

Der Rechtssinn im modernen Wirtschaftsleben orientiert sich nach einer allgemeinen Vorstellung vom gerechten Lohne, die also jene Rolle übernommen hat, die im Mittelalter und noch in der frühkapitalistischen Epoche der Neuzeit der Begriff des „gerechten Preises" spielte. Der Grundgedanke des „justum pretium", der auf Aristoteles zurückging, war, die Selbstkosten für den Händler, also den Einkaufspreis, ferner die nötigen Zuschläge für eine standesgemäße Lebensführung und für die Unkosten des Handelsbetriebes durch die unparteiische Behörde genau festzustellen und durch Summierung dieser Ziffern unter Berücksichtigung einer Risikoprämie für allerlei Ausfälle einen festen Preis amtlich zu sanktionieren, der den Händler vor Verlust, den Käufer vor Uebervorteilung schützen sollte. Dieses Prinzip, dem ein moderner Kaufmann, Benno Jaroslaw, in seinem bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen interessanten Buche „Ideal und Geschäft" eine Wiederauferstehung in den heutigen Verhältnissen entsprechender Gestalt wünscht, führte im Mittelalter dahin, daß dem Handelsmann verboten war, zum Bauer aufs Land zu fahren, um dort ihm sein Getreide abzukaufen; auf dem öffentlichen Stadtmarkte nur, bei Tage ferner — nicht zur Nachtzeit oder ohne Zeugen — durften sie handelseinig werden; und daß die Obrigkeit sich nicht damit

*) Januar 1913.

Digitized by Google

begnügte, dem Kaufmann zu befehlen: Wenn du verkaufen willst, mußt du zu unsern Taxpreisen verkaufen, ihn vielmehr schlechtweg zum Verkauf zwang. Passierte er auf seinen langen Reisen mit seinen Warentransporten eine der zahlreichen Städte, die das sogenannte Recht der Niederlage genossen, so mußte er seine Vorräte nolens volens auspacken und den Bürgern Gelegenheit geben, Einkäufe in beliebiger Höhe zum Taxpreise zu machen, mochte die Chance für einen größeren Gewinn an einem entfernteren Marktplatze noch so sicher und verlockend sein. Wenn er versuchte, dies Vorkaufsrecht zu umgehen, indem er einen großen Bogen um solchen Stapelplatz machte, so konnte er an irgend einem Schlagbaum, bei irgend einem Brückenzollamt abgefaßt werden und Pferde, Wagen, Hab und Gut verlieren. In den Zeiten des eigentlichen Mittelalters kam man mit solcher behördlicher Ueberwachung des Wirtschaftslebens einigermaßen gut aus; während der Epoche des sogenannten Merkantilismus jedoch verlor der bureaukratische Schematismus schließlich die Fähigkeit, die Mannigfaltigkeit und den bunten Wechsel des Wirtschaftslebens in sein System zu spannen. Vernunft ward Unsinn, Wohltat Plage, und so kam es, daß Adam Smith seinen Zeitgenossen das Evangelium vom freien Spiel wirtschaftlicher Kräfte als dem besten Mechanismus zur Schaffung einer natürlichen Ausgleichung der Preise predigen durfte. Jaroslaw zählt einige der Ursachen auf, die zum Zusammenbruch der noch der Herrschaft des „gerechten Preises" gewidmeten merkantilistischen Wirtschaftspolitik führten. Keiner der Faktoren, welche der Berechnung des gerechten Preises zugrunde gelegt waren, blieb konstant. Mißernten, Fehden und Epidemien steigerten zunächst den Einkaufspreis, lähmten dann wieder die Kaufkraft. Das Risiko war zu unruhigen Zeiten geringer als in Kriegsläuften, bei Reisen durch Länder, die sich einer starken Fürstenmacht und eines gesicherten Landfriedens erfreuten, ein kleineres als da, wo der Raubritter ungestraft den Kaufmann „legen" durfte. Dazu kamen die häufigen Schwankungen des Geldwertes, die durch die Aufschließung der Reichtümer Amerikas und das Hineinströmen großer Mengen von Edelmetall zur Kalamität wurden. Wenn man auch versuchte, durch häufige Revision der Taxordnungen diesen Wandlungen gerecht zu werden, es war stets ein Nachhinken. Die wichtigste dieser Ursachen aber übersieht Jaroslaw völlig: die Freizügigkeit. Die mittelalterlichen Wirtschaftspolitiker hatten, als sie ihre Preistaxen schufen, die Hülle eines gewaltigen Problems nur an einem Zipfel angefaßt; sie vermochten nur einen winzigen Teil davon bloßzulegen. Den Hauptfaktor bei der Herstellung von Waren bildete menschliche Arbeitskraft. Wie also kann eine noch so peinlich genaue Regelung der Warenpreise Gerechtigkeit im Wirtschaftsleben bedingen, solange

Digitized by Google

die Löhne für Arbeitsleistungen willkürlich bestimmt werden. Allerdings schreckten merkantilistische Staatsmänner auch nicht vor einer Anwendung der Idee des justum pretium auf Lohnverhältnisse zurück: der Handwerker mußte in manchen Ländern, besonders in Frankreich unter Colbert seinen Gesellen einen behördlich bestimmten Lohn zahlen; zu diesem Lohn wurde der Geselle auch verpflichtet zu arbeiten: Koalitionen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen wurden hart bestraft. Als aber das mobile Kapital den Landarbeiter von den Fesseln des feudalen Zeitalters befreite, um Eigentumsrechte an ihm erwerben zu können, als der freie Zug der Bevölkerung, der tröpfelnd begann, bald mächtig anschwoll, und Menschen, die Labruyère als „eine Art menschenscheuer Tiere bezeichnet" hatte, deren Schicksal in der Hörigenwirtschaft schon Friedrich dem Großen als „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui révolte le plus l'humanité" erschienen war, die städtischen Arbeitsmärkte füllten und überfüllten, da mußten alle Berechnungen mittelalterlich-merkantilistischer Wirtschaftspolitiker über den Haufen geworfen werden: „Die Hungerkonkurrenz riß die Löhne und Arbeitseinkommen der alten städtischen Handwerker und Arbeiter in die Tiefe, und alle Pforten der Hölle schienen sich aufgetan zu haben", um mit Franz Oppenheimer zu reden. Mangel lehrt wirtschaften, aber Ueberfluß verführt zur Verschwendung. Im Zeitalter handwerklicher Zunftordnungen hatte es Zeiten gegeben, wo gewissermaßen immer zwei Meister einem Gesellen nachliefen, wo infolgedessen die abhängigen Arbeitskräfte im Gewerbe und Handel wie rohe Eier behandelt wurden. In der Epoche des Frühkapitalismus herrschte Ueberfluß an Menschenkräften, schon weil die Einführung von Maschinen in immer größerem Umfange Arbeit ersparte und Arbeiter freisetzte. Darum wurde wilder und rücksichtsloser wie je in der Sklaven- und Hörigenwirtschaft mit Menschenkraft gewüstet. Die Sklavenbesitzer des Altertums hatten ihr menschliches Arbeitsvieh auch nur solange in kurzer Zeit sich zu Tode arbeiten lassen, als das Mittelmeergebiet noch nicht ausgeleert war, als der Preis der Sklaven noch nicht zu einer Höhe gestiegen war, die seine pflegliche Verwaltung und seine Reproduktion durch Fortpflanzung erheischte. Später wurde der Sklave auf den großen Possessorenwillen sogar zum verheirateten Hörigen auf eigener Scholle. Aehnlich verlief die Hörigenwirtschaft. Aus Irland berichtete um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der englische Reisende Young, ein Gutsherr könne dort kaum einen Befehl erfinden, den seine Grundsassen zu vollziehen sich weigern dürften; vom Erschlagen eines Landmanns durch Bediente eines Edelmanns rede man als von der gleichgültigsten Sache. So verhielt es sich überall. Als aber in der Leibeigenenbevölkerung rasche Abnahme der ehelichen Frucht-

Digitized by Google

barkeit und Zunahme der Kindersterblichkeit eine Zeitlang zusammen auf einen Mangel an Arbeitskräften hingewirkt hatten, besserte sich die Lage des Leibeigenen zusehends und die Kosten seiner Unterhaltung stiegen derart, daß die Einrichtung der Leibeigenschaft schließlich jeden Wert für den Arbeitgeber verlor und reif wurde, vom Lohnsystem abgelöst zu werden. So begann die Aera des modernen Kapitalismus. Die Freizügigkeit wurde zum Mittel, ein Ueberangebot von Arbeitskräften für die Eigentümer der Produktionsmittel zu erzeugen, nachdem Sklaverei und Hörigkeit dazu nicht mehr ausreichten. In den Kulturstaaten Westeuropas und Amerikas ist der Kapitalismus über seine Kindheits-, Jugend- und Flegeljahre hinaus; aber in Rußland und vor allem in Japan wiederholen sich, weil dort der Kapitalismus noch im ersten Entwicklungsstadium steckt, Vorgänge, wie sie Marx im ersten Bande seines „Kapitals" an englischen Zuständen schildert. Dr. Robert Schachner erzählt uns von Stätten japanischer Industrie, die er besuchte: er sah dumpfe Hütten ohne Luft und Licht, verfinstert durch giftige Dämpfe, die den Atem beengen; er beschreibt den Raum einer Zündholzfabrik in Osaka: „Aus Holz gebaut, die Balken schlecht gefügt, so daß die widerliche Luft über die Arbeitenden zog, ein bläulich weißer Qualm auf dem Ganzen; Hunderte von zarten Mädchen und jungen Frauen sitzen mit knieend eingezogenen Beinen vor ihrer Arbeit, die Mütter die Säuglinge an der Brust, die ein- und zweijährigen Kinder in Hürden verwahrt, die älteren drei- und vierjährigen neben der Mutter bei der Arbeit mühsam die winzigen Finger quälend, Zündhölzer in die Schachtel zu zwingen. Man vergleiche mit diesen Bildern, was man von manchem amerikanischen Industrieunternehmen hört, dessen Arbeiten bei hohen Löhnen gesunde Arbeitsräume, Badegelegenheiten, Sport- und Spielplätze, Bibliotheken usw. zur Verfügung stehen, die die Kapitalisten, von denen sie abhängen, aus freien Stücken für sie schaffen ließen.

Der Grundgedanke des justum pretium braucht nicht erst wieder ins Leben gerufen zu werden; er ist mächtiger als je im Streben der modernen Kulturmenschheit nach dem „gerechten Lohne" entwickelt. Die Forderung des gerechten Lohnes schließt die des gerechten Preises ein; denn die soziale Bewegung unserer Zeit will letzten Endes alle Ausbeutung fremder Arbeit beseitigen, nur noch solches Einkommen gelten lassen, was eigener Arbeit einzelner oder sozialer Arbeitsgemeinschaften entspringt. Die mittelalterliche Forderung des gerechten Preises suchte von der Peripherie des sozialen Problems in einer Spirale zu dessen Mittelpunkte zu gelangen, die soziale Bewegung der neuesten Zeit strebt von dessen Mittelpunkt aus in einer Spirale zur Peripherie. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Höchstziffer

Wir haben sie jetzt, an deutschen Hochschulen. Die Frage ist: ob das ein Ausnahmefall war, oder — der erste Schritt.

Nach dem Erlaß des preußischen Kultusministers wird künftig der Zustrom ausländischer Studenten durch eine Höchstziffer eingeschränkt, die „von den Studierenden keiner Nation überschritten werden darf." Also Kontingentierung nach Nationen. Berlin wird im kommenden Winter überhaupt keine Russen (um die handelt es sich hauptsächlich immatrikulieren, in München ist ihnen als Grenze ein Prozentsatz von 6 v. H. gesetzt. Ob diese etwas rauhe Methode gegen die Pflichten der Gastfreundschaft und die Großherzigkeit der Wissenschaft verstößt, ob die praktische Notwendigkeit sie entschuldigt. das mögen ihre Befürworter unter sich ausmachen. Das Interessante an der Höchstziffer ist nicht ihre Wirkung auf die russischen Studenten, sondern: die Höchstziffer.

Der Kultusminister hat sich alles Details über Art und Wünschbarkeit der fremden Gäste enthalten: er spricht von nichts als ihrer „übermäßig wachsenden Zahl". Vielleicht meint er es wirklich so. Man wird sich ja mit Unfreundlichkeiten nicht bloßstellen wollen, oder Furcht vor fremdem Wettbewerb verraten, und Kummer um schlimmstenfalls zwei Millionen Geldausgabe trauen wir den deutschen Staaten denn doch nicht zu. Das ist es nicht. Auf dem seelischen Untergrund des Erlasses aber hockt, vielleicht unbewußt, das Grauen vor der „wachsenden Zahl". Und die Sehnsucht nach dem numerus clausus.

Unsere Zeit will den Ausschluß: täuschen wir uns nicht. Wer Schutzzölle verwirft, stemmt sich um so grimmiger gegen die Einfuhr von Menschen, das Ideal, möglichst zahlreich zu sein, schlägt eben denen, die stark davon würden, ins Gegenteil um. Demokratien rufen nach Einwanderungsverboten, freie Berufe bitten um Zulassungsbeschränkungen. Weiß man, was es bedeutet, wenn die größte demokratische Partei vor ihren Anhängern den „Gebärstreik" empfehlen darf? Wie die Einheimischen gegen die Wanderarbeiter, die Innungen gegen die Außenseiter schließen die Lebenden einen Trust wider die Ungeborenen. Nicht zufällig hat das verlangsamte Wachstum europäischer Völker sein Gleichnis im Geistigen. Dem Stolz der großen Zahl überwächst die Empfindung: es sei des Volkes zuviel.

Drückt nicht die „Akademiker" dies Unbehagen vor der eigenen Menge am schwersten? Heute empfindet, in überfüllten Hörsälen, notdürftig untergebrachten Seminarien, unzulänglichen Laboratorien und Kliniken, den Druck des Gepferchtseins schon der Student. Daß sich die Zahl seit dreißig Jahren verdreifacht, seit dem Kriege vervierfacht hat, wäre im Vergleich zu anderen Berufsgruppen noch nichts Beängstigendes — handelte es sich nicht eben um die Universität. Die kann nicht mit. Das Studium industrialisiert sich reissend, ohne daß die Möglichkeiten der Verwertung entsprechend wüchsen; und die Hochschule bleibt was sie war. Sie rechnet mit anderen Zeitmaßen und anderem Lebensstil, ihr Tempo ist nicht das Tempo Neudeutschlands. Aber die Zahl der Studierenden wächst, automatisch, und dies Wachstum vollzieht sich unabhängig von seinen Zwekken. Wir haben zur Zeit dreimalhunderttausend „Akademiker"; was sollten wir, in kaum einem Menschenalter, mit achtmalhunderttausend be-

Digitized by Google

ginnen? Einmal muß die Bildungskrise ja offenbar werden. Sie drängen sich in die Hörsäle, weil sie die Bildung, die Form ist, verwechseln mit dem Willen zur angewandten Fähigkeit, zu dem der neue Geist sie treibt. Gerade das aber kann ihnen die Universität nicht geben; Expansion ist dem Wesen der Hochschule feindlich.

Entweder die Not wird ein Abflauen des akademischen Studiums erzwingen; oder, wahrscheinlicher, die Studierenden selbst werden Mittel suchen, das Wachstum ihrer Zahl zu beschränken. Mit dem Ausschluß der fremden Studenten hat es begonnen.

Hermann Friedemann

Nobelpreise

Wie die Zeitung uns berichtet, scheint von Stockholm selbst, der Heimatstadt Nobels, eine Bewegung auszugehen, die weitgehendster Beachtung verdient.

Mit wenigen Ausnahmen war bisher die jährlich zu verteilenden Preise der Nobelstiftung solchen Leuten zuerkannt worden, die als Gelehrte oder Künstler einmal schon einen Namen in der Welt hatten, zum anderen auch in ihrer großen Mehrheit zu den „Beati possidentes" zu rechnen war.

Der Sinn der Nobelpreise war aber offenbar ein ganz anderer.

Um Wissenschaft und Kunst zu fördern, hat es keinen Zweck, geheimen Medizinalräten und Professoren h. c. noch mit einigen 100 000 ℳ unter die Arme zu greifen, da diese Persönlichkeiten in der Regel schon sozial derart gestellt sind, daß sie ihre Talente frei und ungehindert ausnützen können. Vielmehr wollte Nobel — und er hat es in seinem Testamente doch deutlich genug ausgesprochen — jungen Talentierten, bisher noch unbekannten Menschen, die außerdem der materiellen Sorgen noch keineswegs enthoben sind, den Weg zum Erfolge und zur Ehre ebnen und erleichtern. Solchen Persönlichkeiten die nötigen Mittel an die Hand zu geben, frei und ungehindert ihren Problemen und Ideen nachzugehen, ist ein großer und schöner Gedanke, der nun endlich auch in die Tat umgesetzt werden sollte.

Nobel selbst, der Erfinder des Dynamits, wird wohl am eigenen Leibe verspürt haben, was es heißt, ohne gesicherte Existenz und materiellen Hintergrund seine ganze Kraft und Energie für eine Idee oder einen Gedanken einzusetzen, von dem man a priori keineswegs sagen kann, ob er jemals zum ersehnten Ziele führt.

Hoffen wir also, daß das Nobelkomitee zu Stockholm sehr bald zu hören bekommt, daß auch außerhalb Schwedens die Verteilung der Preise schon längst bei vielen Kopfschütteln und Hinfallen erregt hat und daß in Zukunft eine sichere Gewähr dafür besteht, daß die Belohnung nur solchen Talenten zuerkannt wird, die noch jung und noch nicht über die Sorgen des alltäglichen Lebens erhaben sind.

Vielleicht entschließt sich dann auch der eine oder andere der bisherigen Nobelpreisträger, die ihm zugefallene Summe — einzelne haben es ja getan — zu wohltätigen oder anderen gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung zu stellen.

Dem Manne aber, der es gewagt hat, zuerst öffentlich auf diesen Mißbrauch des Namens und Testamentes Nobels hinzuweisen — Leonhard Hwan, der seinerzeit das Testament mitunterschrieben hat, wollen wir von Herzen danken, daß er dieser neuen Strömung seine gewichtige Stimme

Digitized by Google

geliehen hat und wir wollen hoffen, daß von nun an Nobels Wille auch erfüllt wird.

Der Jugend gehört die Zukunft und es würde gar nichts schaden, wenn auch das Nobelkomitee in Bälde sich von Grund aus umgestalten würde, vor allem in dem Stimmrecht, daß auch jüngere und junge Persönlichkeiten in dasselbe gewählt werden sollen.

Wer einmal die 60 überschritten hat, sollte der jüngeren Generation Platz machen. Arthur Mülberger

Das böhmische Lehrerelend

Die Lehrer Böhmens sind schon lange in ihren Bezügen nicht aufgebessert worden, daß heute viele von ihnen hungern müssen, in des Wortes nackteſter Bedeutung. (600—1200 K. Anfangs-, 2600 K. Endgehalt!). Schuld daran sind die eigentümlichen politischen Verhältnisse in Böhmen, wo die deutschböhmischen Landtagsabgeordneten sich gezwungen sahen, die Tätigkeit des Landtags und damit schließlich auch die ganze Landesverwaltung lahmzulegen, solange nicht ihre gewiß bescheidenen nationalen Mindestforderungen von der tschechischen Mehrheit erfüllt würden. Aber die Tschechen wollen sich zu keinerlei Zugeständnissen herbeilassen, verlangen im Gegenteil neue Rechte auf deutschem Gebiet. Hinter den Tschechen aber steht in dieser Sache die österreichische Staatsleitung, welche seit Jahrzehnten auf eine Slawisierung Oesterreichs hinarbeitet, während den jeweiligen offiziellen Regierungen die Aufgabe zufällt, diese Slawisierungen so zu bemänteln, daß die guten Deutschen trotzdem hübsch bei der patriotisch dynastischen Stange bleiben. Einen Bestandteil dieser eigentlichen Staatsleitung nun bildet die Feudalaristokratie in Böhmen, wo der ehemals deutsche Adel der Schwarzenberg, Thun usw. ja auch zu den Tschechen übergegangen ist.

Es mußte sich also für die Regierung Stürgkh darum handeln, die deutschen Abgeordneten von ihrer Obstruktion abzubringen und für die tschechischen Forderungen gefügig zu machen. Dazu sollte die Not der Lehrer dienen. Dieselben leitenden Kreise, die verhindert hatten, daß für die Lehrer ausreichend gesorgt werde, solange der Landtag arbeitsfähig war, stimmten plötzlich in der ihnen zugänglichen Presse bewegliche Klagen über die Not der Lehrer an und — daß ihnen nur im Wege des Landtags geholfen werden könne. Und eine hohe Regierung und ein noch höherer Adel fanden den Weg bis in die sonst ganz als umstürzlerisch verdächtigen Lehrerkreise und gaben ihnen Ratschläge, wie man auf die Abgeordneten einwirken müsse, das Ausgangswerk zu vollenden; dann werde den Lehrern sicher geholfen werden. Sonderbarer Weise fanden die hohen Kreise diesen Weg nur zu den deutschen Lehrern. Zu den tschechischen kamen sie erst später und auf anderen Wegen. Unter der „Vollendung des Ausgleichswerkes" verstanden sie bei den Deutschen eine restlose Annahme der tschechischen Bedingungen. Die deutschen Lehrer waren dann auch naiv genug darauf hereinzufallen und übten den gewünschten Druck in dieser Richtung auf die deutschen Landtags- und Reichsratsabgeordneten aus.

Aber die deutsche Bevölkerung Böhmens, die Wähler also, wollten nicht zugeben, daß einem auch noch so wichtigen Stande zu lieb die nationalen Belange ganz Deutschböhmens auf's

Digitized by Google

Spiel gesetzt würden, und sie gaben ihren eigenen Abgeordneten deutlich genug zu erkennen, daß sie einen diesbezüglichen Versuch bei den bevorstehenden Neuwahlen mit ihren Mandaten büßen müßten. Durch ein allzustürmisches Eintreten für einen Ausgleich um jeden Preis aber büßten die deutschen Lehrer ihrerseits in Deutschböhmen viele Sympathien ein, obzwar ihre wahrhaft skandalöse Notlage sie jeder Verantwortung nach dieser Richtung entheben müßte. Denn der Hunger muß auf die Dauer jedes nationale Interesse übertönen.

Nun aber leiden nicht nur die deutschen, sondern auch die tschechischen Lehrer in Böhmen. Da aber die deutschen Politiker nicht gegen die Lehrer obstruieren, sondern gegen den nationalen Uebermut der tschechischen Landtagsmehrheit, so wollten sie die Landtagsverhandlungen für die Lehrergehaltsregulierung freigeben und traten mit geeigneten Vorschlägen an die tschechischen Parteien heran, die ja doch auch ein Interesse an der endlichen Besserstellung ihrer eigenen Lehrer haben mußten.

Und nun fanden eine hohe Regierung und ein noch höherer Adel den Weg zu den tschechischen Lehrern und ihren Parteien und wirkten mit allen Mitteln auf sie ein, sie möchten den deutschen Vorschlag nur annehmen, wenn die Deutschen ihre Landtagsobstruktion aufgeben. Die Lehrergehaltsfrage dürfe man nicht aus der Hand geben, denn das sei die einzige Handhabe, um die Deutschen von ihrer Forderung nach einer „Zerreißung des glorreichen Königreiches" abzuzwingen. Und dieses Schlagwort verfehlt seine Wirkung nie. Die Tschechen gingen auf den deutschen Vorschlag nicht ein — doch mißlang die Aktion der Regierung, die Deutschen auf diesem Weg von ihren nationalen Mindestforderungen abzubringen, da sie lieber ihre Lehrer weiterhungern lassen als ganz Deutschböhmen für immer bedingungslos den Tschechen preisgeben.

So sahen sich die Tschechen schließlich in die Zwangslage versetzt, „ihr" glorreiches Königreich bankerott werden zu lassen oder den Deutschen das nationale Lebensrecht, so weit dies eben vom Landtag abhängt, einzuräumen. Da kam ihnen Hilfe in der Not: der Verfassungsbruch zu gunsten der Tschechen, welcher die unangenehm gewordene deutsche Obstruktion mit einem Schlag aus der Welt schaffte. Er mußte den Deutschen natürlich etwas plausibel gemacht werden. In der offiziellen Begründung des Verfassungsbruches seitens der Regierung Stürgkh wurde dann auch tatsächlich die Regelung der Lehrergehalte als ein Hauptgrund angeführt. Die Folge davon war, daß der Verfassungsbruch zunächst verhältnismäßig ruhig hingenommen wurde. Aber kaum erschien er einigermaßen gesichert, da erklärte Graf Stürgkh einer erstaunten Welt und einer noch erstaunteren Lehrerdeputation, ein Zeitpunkt für die Gehaltsaufbesserung lasse sich leider noch nicht angeben, keinesfalls sei schon 1914! an die Erfüllung ihrer Wünsche (22 Millionen K.) zu denken. Diese Kundgebung erfolgte nach so vielen feierlichen Versicherungen und nach der verfassungswidrigen Neueinführung und Erhöhung von Steuern im Lande Böhmen.

Die Sache ist aber noch nicht aus. Neuerdings gewann es den Anschein, als ob infolge der Erregung in Deutschböhmen die deutsche Obstruktion auch auf den Reichsrat übergreifen würde, wodurch die Armeeforderungen und das Budgetprovisorium gefährdet wür-

Digitized by Google

den. Da besinnt sich Graf Stürgkh neuerdings auf das Lehrerelend, streicht 10 von den sozusagen schon bewilligten, nur noch nicht flüssig gemachten 22 Millionen für die Lehrer, um mit dem Rest den deutschen (nicht auch den tschechischen!) Reichsratsabgeordneten die Zustimmung zur Heeresvermehrung und zu den Balkankosten (Milliarden!) und den neuen Steuern abzukaufen.

Welch weitere Kapitalien die Staatsleitung dann noch aus der Not der Lehrer schlagen will, ist heute noch nicht bekannt.

So wird in Oesterreich Politik gemacht. Das Traurige ist nur, daß sich kein führender deutscher Abgeordneter getraut, einem solchen Skandal ein Ende zu machen. Sie müssen sonderbare Gründe dafür haben.

E. Rofler

Klassikerausgaben

In dem letzten Jahre haben einige der hervorragendsten neuen Klassikerausgaben Fortschritte gemacht. Der Laie, der sich höchstens um ein nagelneues, aktuelles Buch etwa einmal aufzuregen vermag, begreift den Wert solcher Ausgaben schwer und gar nicht den Reiz, den die Folge, die Verbesserung, die Konkurrenz solcher Ausgaben für den Bücherfreund haben. Es handelt sich eben bei guten Neuausgaben nicht um das mechanische Reproduzieren vorhandener Texte, sondern vielfach auch um Wiederherstellungen, Verbesserungen und neue Funde. Ein Musterbeispiel für eine solide, sachliche, ernsthafte Ausgabe ist der Gotthelf im Verlag Eugen Rentsch in München. Es ist davon der zweite Band erschienen, und hoffentlich wird nun bald der Erfolg dieser beiden ersten Bände hinreichend sein, um die Ausführung des ganzen Werkes zu sichern und zu beschleunigen. Gotthelfs Erzählungen waren zum Teil in arg entstellten, gemilderten, verschlimmbesserten Fassungen im Umlauf, er selber mag sich wenig darum bekümmert haben, wie ihn denn das Predigen und Schimpfen überhaupt mehr freute als das Dichten. Er wäre wütend, wenn er uns über die langen zornigen Predigten seiner Bücher lächeln sähe, und würde es für Entartung ansehen, daß wir statt dessen seine tiefe Anschaulichkeit, seine saftig urtümliche Sprache und die ungewollte, poetische Gerechtigkeit seiner Darstellung verehren. Wir tun es aber doch, und dankbar halten wir uns dabei an diese treue, vorzügliche Ausgabe.

Von dem einzigen genießbaren Neudruck der Werke Eichendorffs (bei Georg Müller, München) ist der dritte Band fertig geworden. Zwei fehlen noch, auf die man mit Ungeduld wartet. Beim vorliegenden Bande handelt es sich lediglich um einen Neudruck, so daß die quälende Langsamkeit des Erscheinens unverständlich bleibt. Aber wir müssen froh sein, überhaupt einmal einen schönen Eichendorff zu bekommen. Wenn er nicht der große Dichter, sondern eine amoureuse Gräfin aus dem achtzehnten Jahrhundert wäre, und wenn er nicht die schönsten deutschen Gedichte, sondern französische galante Briefchen geschrieben hätte, so würden uns längst seine Werke in Leder und in Karten, vollständig und gekürzt, gut und schlecht übersetzt in diversen Konkurrenzausgaben angeboten worden sein.

Die Dickensausgabe des Verlags Albert Langen ist nun auf fünfzehn Bände gewachsen und bald fertig. Man freut sich der stattlichen Ausgabe, in die der Uebersetzer Meyrinck eine Menge von Arbeit gesteckt hat und denkt mit

Digitized by Google

dankbarem Respekt an diese enorme Leistung, zu der sich hier nicht ein beliebiger Uebersetzer, sondern ein Dichter und hervorragender Stilist hergegeben hat.

Bei Georg Müller in München begann auch eine große kritische Hölderlin-Ausgabe zu erscheinen, von der bis jetzt ein Band vorliegt. Er enthält Briefe, vor allem aber in schöner Uebersichtlichkeit die Uebersetzungen Hölderlins aus dem Griechischen. Der Herausgeber, Norbert von Hellingrath, schätzt in seinem Vorwort diese Uebersetzungen überaus hoch und doch ohne Zweifel nicht zu hoch ein; sie sind tatsächlich das Griechischste, was je in Deutschland geschrieben worden ist, in ihnen ist nicht eine Spur mehr von jenem leicht stilisierenden, leicht entstellenden Glase, durch das man im achtzehnten Jahrhundert die Antike sah — es ist, als seien für diesen Einen die Zeiten verschoben und das Griechentum brüderlich nahe gerückt, so nahe wie es auch Goethe nie erlebt hat. Dazu kommt die tiefe, aus Zauberbrunnen schöpfende Sprachkraft dieses seherischen Dichters, diese einzigartige, wunderbare Mischung modern-musikalischer Sensibilität mit ehrfürchtig frommer Mäßigung! Diese Uebersetzungen werden nie populär werden können, und Gott bewahre sie davor! Für kultivierte Freunde und ernsthafte Liebhaber des Schönsten sind sie hier gesammelt.

Wiederholt möchte ich betonen: die schönste einheitliche Sammlung von Klassikerausgaben, die wir haben, ist die des Tempelverlags in Leipzig. Sein zwölfbändiger Schiller ist nun durch eine Biographie Schillers von Fr. Strich abgeschlossen, die ich hier anzeige, ohne sie gelesen zu haben. Die Ausgabe selbst steht, wie fast alle Klassiker dieses Verlags, in meiner Bibliothek und in meinem ständigen Gebrauch und bewährt sich gleich den früheren. Zu wünschen wäre ein baldiges Fertigwerden des Mörike und eine Fortführung des Goethe, von dem erst die eigentlich literarischen Werke erschienen sind. Dafür begann der Verlag kürzlich etwas sehr Hübsches Neues: eine zweisprachige Ausgabe von Shakespeare. Hamlet und Romeo sind erschienen; sie zeigen den englischen und deutschen Text (es ist der Schlegelsche) Seite für Seite korrespondierend einander gegenübergedruckt. Auffallend ist, wie gut die beiden Schriften nebeneinander aussehen, die schlanke Antiqua des Urtextes neben der leichten, feinen Tempelfraktur. Der Gedanke solcher zweisprachiger Ausgaben ist alt, aber ich habe ihn nie so hübsch und wohlüberlegt durchgeführt gesehen, und wenn erst die weiteren Bände erschienen sind, so werde ich ohne Zweifel meinen bisherigen Shakespeare (ebenso wie ich es mit Lessing, Goethe, Schiller, Heine gemacht habe) aus dem Bücherschrank entfernen und diesen zweisprachigen des Tempelverlags dafür einstellen. Hermann Hesse

Der Sturm der Mittelmäßigkeiten

Sie meinen im Ernst diese Leute vom „Sturm", die jetzt die Berliner Snobs mit einem so wohl assortierten Raritätenkabinett ergötzen, seien verrückt. Keine Spur, Weltgeister wie Nietzsche, wie van Gogh mußten dem Irrsinn verfallen; aber diese auf Ulk dressierte Gruppe? Es sind harmlose Narren, Attraktionen dritten Grades, die sich ihre Clownerie wahrlich sauer genug werden lassen, sind nicht mehr, als was man unter Spekulanten kleine

Digitized by Google

Rechner zu heißen pflegt. Glauben Sie, diese Leutchen wüßten nicht ganz genau, was sie für Mittelmäßigkeiten sind? Sie wissen aber ebenso genau, daß heute nach mittelmäßigen Pinselfritzen kein Hahn mehr kräht. Sie wissen, daß solch mittelmäßiges Stümperchen nur noch durch Blague einige Aufmerksamkeit auf sein armseliges Ich lenken kann. Also heißt es etwas ausknobeln, was in aller Welt noch nicht dagewesen ist. Etwas, verstehen Sie, was die Leute Kopf stehen macht. Nicht wahr, das Porträt des Futuristenhäuptlings Marinetti, die angeklebten Schnurrbartspitzen, der aufgeleimte Samtrevers, das ist solche Knobelei. Sogar der gute Walden, der so große Brusttöne von sich gegeben hat, wird nicht abstreiten wollen, daß das simpelste Kitschmalerei mit einem angeklebten Sensationsbedürfnis ist. Glauben Sie wirklich, Sie, ich oder sonst einer hätte ohne die angepappten Schnurrbartschwänzchen je eine Pinselei von diesem Severini auch nur beachtet! Und bei 355 von diesen 366 Nummern ist es genau dasselbe. Kratzt man die Firnisschicht eines wirklich sehr lose übergekleisterten Ismus runter, so kommt zum Vorschein eine kleine Schäbigkeit, die Sie von jedem Akademieschüler genau so haben könnten. Nehmen Sie die Bilder von Stückgold, Seewald, Werefkin, Bloch, der Münter statt des Stuckrezeptes gibt es jetzt ein bischen Kandinsky, ein bißchen Picasso oder was sonst gerade im Café Stephanie in Kurs ist. Oder man macht die Sache noch einfacher, man malt zwei Dutzend Schießscheiben, knobelt ebenso geheimnisschwangere Titel aus und läßt sich von den befreundeten Schreiblingen als den unergründlich tiefen Philosophen ausspielen. Es gibt für Leute, die ohne etwas zu können, es über den Plakatmaler hinausbringen möchten, nichts Bequemeres als derlei Tricks. Auch die große Zahl dieser armen Schächer ist nicht zu verwundern. Wie viel Mittelmäßigkeit haben wir, der jedes Mittel, sich ein bißchen bemerkbar zu machen, recht ist. Kann es aber eine einfachere, eine leichter zu fruktifizierende Methode geben, als so ein bißchen Futurismus oder Kubismus, für die ein Walden mit so echten Brusttönen die Reklametrommel rührt. Das einzig Wunderbare ist, daß er es auf nicht mehr als 366 solcher Mittelmäßigkeiten gebracht hat. Wenn er gerissener wäre, so müßte er aus seinem Geschäft schon den ärgsten Konkurrenten der Großen Berliner gemacht haben.

Paul Westheim

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße.

Digitized by Google

Ein Märchen vom Dreibund

Von Hans F. Helmolt

s geht an die Nieren; das ist leider keine Frage mehr. Wie unbequem, verantwortungsvoll und darum gefährlich es auch sei, wir haben einfach die Pflicht, Klarheit zu schaffen. Nur so besiegen wir die Peinlichkeiten der gegenwärtigen Verstimmungsära.

Worum handelt es sich? Um nichts mehr und um nichts weniger als um die Aufrechterhaltung des Dreibunds. Wohin sind wir bereits geraten, wenn jetzt nicht bloß still im Verborgenen blühende, nur künstlich zu vorübergehender Bedeutsamkeit hinaufgeschraubte Provinzorgane, sondern auch vielbeachtete Publizisten ungescheut die Frage des Zerfalls und der Aufteilung Oesterreich-Ungarns unter dem Gesichtspunkt erörtern, daß sich Deutschland dabei rechtzeitig die ihm passenden oder nötigen Stücke sichere! Selbst das an sich ungefährliche, aber sehr wichtige Problem des Verhältnisses zu Rußland wird unter diesen durchaus unzeitgemäßen Winkel gebracht. Welche Verirrung, Dinge der hohen Politik mit der Spitzmarke eines „Entweder-oder" zu versehen — als ob man nicht das Eine tun könne, ohne deshalb das Andere lassen zu müssen! Wozu diese nervöse Gereiztheit? Sie führt nur zur Schaffung einer ungemütlichen Atmosphäre, die den Weizen der Entente gedeihen läßt.

Der springende Punkt war einmal die Notwendigkeit, daß sich der Leiter von Oesterreich-Ungarns auswärtiger Politik endlich entschlösse, zu Serbien in ein leidlich anständiges, nachbarlich erträgliches Verhältnis zu gelangen. Seit sieben Jahren hatte es, teilweise mit Recht und noch öfter zu Unrecht, fortgesetzte Nadelstiche des Großen gegen den Kleinen gesetzt: ein Verfahren, das einer Großmacht weder würdig und angemessen

Digitized by Google

war noch vorausſehender Klugheit entſprach. Doch laſſen wir Vergangenes vergangen ſein, wenn wir nur die Gewißheit haben, daß mit der verfehlten Uebung dauernd gebrochen werden ſoll! Da liegt der Haſe im Pfeffer. Wien meinte: Belgrad werde mit der Zeit ſchon kommen müſſen und dann Bedingungen erbitten, die es bisher als unannehmbar zurückwies. Hierin lag ein grober Irrtum. Gewiß hatte Oeſterreich oder, wenn man will: Ungarn einerſeits Grund zu Beſchwerden über ſerbiſche Halsſtarrigkeit, anderſeits zu Vorſicht in der Behandlung gewiſſer wirtſchaftlichen Streitfragen; und es hat in der Tat Jahre gegeben, wo man auch in Deutſchland geneigt war, dem Bundesgenoſſen in dem einen oder dem andern Punkte den Rücken zu ſteifen. Aber dieſe Zeiten ſind vorüber; das ſieht ein, wer, eine Politik dauernder Verärgerung verſchmähend, Realpolitik zu treiben für erſprießlich hält. Gerade eine Großmacht wie Oeſterreich-Ungarn hatte es, ohne ſich auch nur das Geringſte zu vergeben, in der Hand, dem kleineren Nachbarn gegenüber Großmut walten zu laſſen und Entgegenkommen zu zeigen. Solche Gelegenheiten waren häufig genug da; Wien und Budapeſt haben ſie konſequent und gründlich verpaßt. Und noch vor ganz kurzem war, wie ich aus guter Kenntnis der Dinge heraus verſichern darf, die Bereitwilligkeit am Ballhausplatze, mit Serbien ehrlich zu verhandeln, verteufelt gering. Hierin hat die ſehr geſchickt gemanagete Anfrage des ſtaatsmänniſch unzweifelhaft ſtark begabten Miniſterpräſidenten Nik. Paſchitſch, ob gelegentlich ſeiner Heimreiſe eine offizielle Unterbrechung in Wien genehm wäre, die erwünſchte Beſſerung erzielt. Genaueres hat man ja, begreiflicherweiſe, über die dabei gepflogenen Unterhaltungen nicht zu hören bekommen; aber die Tatſache an ſich iſt entſchieden ein großer Fortſchritt.

Hoffentlich macht dieſen Erwartungen die Behandlung des albaniſchen Problems kein plötzliches Ende! Hier iſt auf beiden Seiten viel Takt angebracht. Auf „beiden“ — das iſt zu wenig. Außer Oeſterreich-Ungarn und Serbien ſpielt auf dieſem Felde ja auch Italien eine beachtliche Rolle; daß ſie ſich nicht

Digitized by Google

zum widerwärtigen Gegenspieler oder Störenfried auswachse, das zu verhindern ist die zweite Notwendigkeit. Und da wollen ebenfalls die Hemmungen nicht weichen. Die wegen ihrer Inopportunität recht törichten Triester Erlasse Hohenlohes lasse ich ganz bei Seite: sie gehören zu den leidigen Grenzfragen des inneren Ressorts. Was jetzt viel wichtiger ist, das sind die jäh wieder auftauchenden Differenzen zwischen Wien und Rom über das Gemeinsame ihrer Balkanpolitik. Daß diese Gemeinsamkeit zwar eine gottgewollte Gegebenheit ist, weil sie auf natürlicher geographischer Grundlage, der Nachbarschaft oder dem Adria-Anrainertume, beruht, im übrigen aber erzwungen ist, leugnet ja kein Mensch. Am unzweideutigsten hat diese Eigenschaft der italienische Botschafter in Paris, Tommaso Tittoni, betont, als er noch Minister des Aeußern war, indem er am 14. Mai 1904 in der Deputiertenkammer erklärte:

„Albanien selbst hat keine große Wichtigkeit. Seine besondere Bedeutung liegt in seinen Häfen und Küsten, deren Besitz für Oesterreich oder Italien gleichbedeutend mit der unbestrittenen Vorherrschaft im Adriatischen Meer ist. Die kann aber weder Italien Oesterreich zugestehen, noch Oesterreich Italien, und wenn das eine danach streben sollte, müßte sich das andere diesem Vorhaben mit allen Mitteln widersetzen. Da die beiden Staaten den Frieden vorziehen und ernstlich das Bündnis aufrecht zu erhalten wünschen, so haben sie auf jedwede etwaige Besetzung Albaniens im Falle der Störung des status quo verzichtet."

Das ist das klassische, zum internationalen Dogma erhobene Bekenntnis: für Oesterreich-Ungarn und Italien ist und bleibt Albanien ein noli me tangere. Gerade deshalb, weil diese Prägung von einem noch heute in verantwortungsreicher Stellung befindlichen Italiener stammt, darf man die Mahnung an Italien richten, nicht in überreiztem Mißtrauen hinter jedem von einer vorübergehenden Not gebotenen Akte Wiens gegen oder auch in Albanien eine Verletzung jenes obersten Grundsatzes zu argwöhnen. Eine die Welt a la Bosnien überraschende österreichische Besetzung Albaniens mit nachfolgender Einverleibung ist nicht zu fürchten. Weshalb nicht? Weil aus

Digitized by Google

einer derartigen Verletzung oder Vernichtung der Grundlage jeder österreichisch-italienischen Verständigung über das adriatische Kondominium Italien unbedingt das Recht nicht nur, sondern sogar die Pflicht ableiten würde und müßte, sich in der Wegnahme geeigneter Plätze am „andern" Ufer die entsprechende Kompensation zu sichern. Es ist aber ein Angelpunkt der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik, der selbst in Zeiten gefährlichsten Schwankens und hilflosen Herumexperimentierens der ruhende Pol geblieben ist: den Italienern niemals den Anlaß oder auch nur Vorwand zum Heischen einer Kompensation am Balkan zu lassen oder gar etwa selber in die Hände zu spielen.

Aus diesem Grunde muß ich mich abermals, mögen es andere geschmacklos und gehässig finden oder auch nicht, mit Heinrich Friedjung beschäftigen. Nachdem er den Kampf um „die Legende von Springe" verloren hat, versucht er es jetzt mit einem Märchen vom Dreibunde.

Ende August hatte er die These verfochten, der Verlust des Sandschaks Novibazar für Oesterreich-Ungarn sei die Folge einer Furcht Berlins vor dem angeblichen Ernste der russischen Probemobilisation. Ich habe die die chronologische Abfolge der einzelnen Ereignisse auf den Kopf stellende Verkehrtheit dieser Behauptung im „März" vom 13. September nachgewiesen. Da man dies schlechterdings nicht widerlegen konnte, verlegte mit bewährter Dialektik die Wiener „Reichspost" den Schwerpunkt und schob mir unter, ich hätte „die Dinge so schildern mögen", als ob Franz Ferdinand im November 1912 als Kriegfordernder nach Berlin gefahren sei; diese Darstellung sei rein willkürlich. Das war mir aber gar nicht eingefallen zu behaupten. Meine Ansicht von dem wesentlichen Thema der Aussprache in Springe geht vielmehr dahin, daß man damals dem Erzherzog-Thronfolger freundschaftlich erklärt hat: „Das, was du — reichlich zu spät — beabsichtigst und von dem du wünschst, daß wir es eventuell mit den Waffen unterstützen, das bedeutet unfehlbar den

Digitized by Google

Krieg, einen frivolen Krieg, dessen Berechtigung vor Deutschland zu begründen einfach unmöglich ist".

Da also die Preisgabe des Sandschaks nicht mehr auf Deutschlands bleiche Russen-Angst Ende November 1912 zurückgeführt werden kann, so probiert es Friedjung nunmehr damit, dem Dreibundvertrag selber die Schuld zuzuschieben und damit abermals — was man ja von seinem Standpunkt aus verstehen, ja loben kann — sein Oesterreich zu entlasten. In der neuen Cottaschen Monatsschrift „Der Greif" hat er vor kurzem einen sehr beachtenswerten Aufsatz „Der Inhalt des Dreibunds" veröffentlicht und durch Wiedergabe von Andeutungen, die ihm die inzwischen verstorbenen Staatsmänner Graf Aehrenthal und von Kiderlen-Wächter gemacht hatten, das sehr bescheidene Maß unserer bisherigen Kenntnisse erweitert. Kontrollieren freilich läßt sich die Authentizität dieser Aufklärungen leider nicht mal in dem Umfange, daß man annehmen dürfte, es handle sich bei etwa auftauchenden Schwierigkeiten um ein verzeihliches Mißverstehen von leisen Nuancen innerhalb eines lebhaften, nicht sofort durch Niederschrift festgelegten Gesprächs. Denn etwa nunmehr an die jetzt lebenden Inhaber der betreffenden maßgebenden Aemter zu appellieren und sie zu beschwören: gebt doch endlich den ganzen Wortlaut des Vertrages preis oder stellt wenigstens richtig, was der Wiener Publizist vielleicht schief aufgefaßt oder ausgelegt hatte, das hätte gar keinen Zweck: es ist von vornherein aussichtslos. Also müssen wir der Sache mit innern Gegengründen beikommen. Und das ist, bei Lichte besehn, gar nicht so furchtbar schwer. Friedjungs wichtigste Sätze lauten so:

„Um jeden Zweifel auszuschließen, wurden Erklärungen ausgetauscht des Inhalts, daß die Bestimmungen des Vertrags von 1879 durch den Dreibund von 1887 keine Einschränkung erlitten hatten. Es blieb also dabei, daß das Verhältnis zu Italien von Zeit zu Zeit einer Erneuerung bedurfte, was zwischen Wien und Berlin überflüssig war. Nun aber — und hierin liegt der Kern der österreichisch-deutsch-italienischen Abmachung von 1887 — erhielt der Dreibundvertrag eine besondere Bestimmung über die Zukunft des Balkans. In den drangvollen Tagen, da Rußland das Pro-

Digitized by Google

tektorat über Bulgarien an sich reißen wollte und Oesterreich-Ungarn durch den Mund des Grafen Kalnoky erklärte, dies unter keiner Bedingung dulden zu wollen, sah sich dieser Minister zu einem wichtigen Zugeständnis an Italien veranlaßt. Das Wiener Kabinett erklärte, daß es ebenso wie das von Rom die Erhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel wünsche; sollte Oesterreich-Ungarn jedoch genötigt sein, seine Grenzen in jenen Gebieten zu erweitern, so dürfe sich Italien gleichfalls am Balkan ausdehnen."

Also die oben berührte, aber abgelehnte Kompensationsbestimmung in optima forma. Friedjung versichert, man habe darüber bisher aus Rücksicht auf die Pforte Schweigen bewahrt; doch nun sei die Bestimmung durch die Ereignisse von 1912 und 1913 gegenstandslos geworden: die Aufteilung der Balkanhalbinsel sei vorgenommen worden, ohne daß Oesterreich-Ungarn in sich den Ehrgeiz gefühlt habe, selbst zuzugreifen. So sei auch Italien nicht mehr in der Lage, Kompensationen zu fordern (Seite 19). Und weiter unten (Seite 21) faßt Friedjung diese überraschende Enthüllung noch einmal in die Worte zusammen:

„Der Verzicht Oesterreichs auf Albanien steht in gleicher Linie mit dem auf dem Sandschak ... Es lag im Wortlaut und im Sinne des Dreibundvertrages, daß, wenn Oesterreich-Ungarn die Hand auf Mazedonien oder selbst nur auf den Sandschak legte, Italien eine Kompensation zu verlangen berechtigt war. Die aber bestand in Albanien, insbesondere im Hafen von Valona. Da dies in Wien nicht zugestanden wurde, enthielt man sich hier lieber tatkräftigen Eingreifens. Jedenfalls war die betreffende Bestimmung des Dreibundvertrages, die hiermit zum ersten Male bekannt gemacht wird, einer der wichtigsten Gründe für die Zurückhaltung des Wiener Kabinetts." Es möge in Berlin noch so bestimmt in Abrede gestellt werden, es sei dennoch wahr, daß Deuschland mehr als einmal den an sich zahmen Flux des Wiener Kabinetts gelähmt habe.

So wird neueste Geschichte geschrieben! Die österreichische Passivität wird neben eingestandenem Mangel an Energie den Abmachungen der deutschen Reichsregierung in die Schuhe geschoben. Ein so fehlerhaftes Vorgehn oder Nachverschiedenenseitenziehn werde sich bei der bevorstehenden Aufteilung der Asiatischen Türkei (!) mit Sicherheit rächen. Gemach! Die ganze Grundlage der Friedjungschen Argumentation wankt, wenn wir genauer zu-

Digitized by Google

sehen. Daß er, vielleicht verführt durch unbestimmte Gelegenheitsäußerungen des ihm bis zum unrühmlichen Ausgange des „Hochverrats-Prozesses von 1909" befreundeten Grafen Aehrenthal oder des temperamentvollen Herrn v. Kiderlen, die Negation des oben angeführten „Noli me tangere" in die positive Fassung: Erweitert Oesterreich seine Grenzen am Balkan, so darf sich Italien dort gleichfalls ausdehnen, wandelte, muß als grober Verstoß gegen eine der vornehmsten Regeln der historischen Methodenlehre mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden. Im konkreten Falle widersprechen der Friedjungschen These nicht nur, wie ich oben glaube erwiesen zu haben, die Worte und die Taten, kurz: das gesamte Verhalten Oesterreich-Ungarns wie Italiens in dem immerhin langen Zeitraume seit 1887, sondern auch eine stattliche Reihe von wuchtigen Sätzen in der großen Kammer-Rede Tittonis vom 3./4. Dezember 1908, wo der damalige italienische Minister des Auswärtigen vor der schwierigen Aufgabe stand, Italiens Billigung der österreichischen Annexion Bosniens zu rechtfertigen. Wenn je, so hätte damals der die auswärtigen Angelegenheiten Italiens verantwortlich leitende Staatsmann Anlaß und die Pflicht gehabt, den angeblichen Kompensationsparagraphen des Dreibundsvertrages zur Entlastung seiner eigenen und seiner Vorgänger Balkanpolitik zu zitieren. Er hat aber dies nicht nur nicht getan, sondern vielmehr das Märchen von einem so aussehenden Vertragsinstrument ausdrücklich zurückgewiesen.

Der Abgeordnete Barzilai hatte im Laufe der Interpellationsdebatte zwei schwerwiegende Behauptungen aufgestellt: erstens, daß Tittoni einer geheimen Korrespondenz, worin Oesterreich-Ungarn als Entschädigung für eine Einverleibung Bosniens und der Herzegowina die Abtretung Trients an Italien versprochen habe, keine Beachtung geschenkt hätte; zweitens, daß Tittoni einen angeblichen Artikel 4 des Dreibundvertrags, der Italien für den Fall einer Aenderung des status quo am Balkan durch Oesterreich-Ungarn Kompensationen zusichere, nicht genügend berücksichtigt hätte. Beide Vorwürfe

Digitized by Google

behandelte und widerlegte Tittoni damals ausführlich. Was besonders den zweiten betrifft, so gebrauchte er dafür die folgende Form: „Wo schützt uns der Dreibund über den Berliner Vertrag hinaus vor Veränderungen des status quo? In Albanien und in Mazedonien. Aber natürlich nur im Falle neuer Besitzergreifungen in jenen Gegenden." Damit ist für jeden, der hören und sehen will, einwandfrei festgestellt, daß der Sandschak ganz unmöglich unter den Gesichtswinkel gebracht werden kann, den Friedjungs Theorie fordert. Mit beißender Ironie verspottet vielmehr Tittoni die Leute, die sich zu dieser Frage stellen, als ob man sich noch am Vorabende des Berliner Kongresses befände und als ob Oesterreich-Ungarn die Gegenden, um die es sich handele, erst noch besetzen müsse. Nein, der Verlust des Sandschaks, d. h. der einseitige und freiwillige Rücktritt Oesterreich-Ungarns vom 25. Paragraphen des Berliner Vertrags im Oktober 1908, und der Verzicht auf jeden Versuch, ihn angesichts des Anfang Oktober 1912 drohenden ersten Balkankriegs wenigstens provisorisch wieder in Geltung zu setzen, waren offenbare Eigentumsfehler des Wiener Auswärtigen Amtes. Sie sind weder einer Verpflichtung des Dreibundvertrags noch einer „lähmenden" Geste Deutschlands zuzuschreiben. Darum haben wir auch gar keine Ursache, unser Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn einer Revision oder Neuorientierung zu unterziehen.

Was weiß war, ist weiß, und was schwarz war, bleibt schwarz. Glaubt man am Ballhausplatze (der — notabene — für Friedjungs Artikel um Gottes Willen nicht verantwortlich gemacht werden darf!), mit der deutschen Balkanpolitik unzufrieden sein zu müssen, was für ein paar unwesentliche Punkte ruhig als berechtigt zugegeben werden darf, dann soll man das unter Wahrung der Beweiskraft geschichtlich belegbarer Tatsachenreihen an geeigneter Stelle zum Ausdrucke bringen. Ein Stein des Anstoßes, die Spannung mit Serbien, ist ja bereits im Begriffe weggerückt zu werden; das Thema Albanien wird — schon unter diesem Gesichtspunkte — wohl in absehbarer Frist seine Schrecken

Digitized by Google

verlieren; und für Bulgarien wird Wien hoffentlich ebenfalls bald sein starres aut-aut aufgeben: in der Einsicht, daß ein Entgegenkommen Griechenland gegenüber an dem einen Punkte dessen erwünschtes Einlenken an einem andern (Korfustraße) mindestens erleichtert und wahrscheinlich macht. Ueber Wiens Flirten oder „Extraturen" mit Rußland, Frankreich und England braucht das Haupthaar der Germania nicht gleich graue Färbung zu bekommen: solche Anbiederungen sind Reflexerscheinungen im internationalen Leben, die, wie früher das Beispiel Italiens lehrte, nur den Wert vorübergehender Gelegenheitsäußerungen haben, aber das Gewicht eines so fest verankerten Verhältnisses wie das des mitteleuropäischen Dreibunds nicht alterieren können. Dagegen aber muß von vornherein — principiis obsta — Einspruch erhoben werden, wenn unter dem gefährlichen Aushängeschild einer wissenschaftlichen Abhandlung der Versuch gemacht wird, dem Dreibunde Dinge zu vindizieren, die ihm von Beginn seiner Gründung an bis heute wesensfremd waren und sind.

Der Kriegsschatz der englischen Industriellen

Von Leo Lederer

Das ständige Streikfieber, das seit einiger Zeit die englische Arbeiterschaft beherrscht, und nicht zum mindesten der Verlauf des Massenstreiks der Grubenarbeiter im vergangenen Jahre, haben das Unternehmertum Englands mit einem sozialpolitischen Pessimismus erfüllt, der vor zwei Wochen seinen Ausdruck in einem folgenreichen Entschluß der englischen Industriellen gefunden hat. Mit einem Garantiefonds von einer Milliarde Mark will die „United

Digitized by Google

Kingdom Employers Defence Union" den Kampf mit der Arbeiterschaft aufnehmen. Bis zur Erschöpfung der Streikenden soll in Zukunft jeder Ausstand durchgefochten werden, jeder Unternehmer, der sich von unbilligen Forderungen der Arbeiter bedroht sieht, soll aus dem Milliardenfonds gestützt und schadlos gehalten werden. Bis zu 75 Millionen Mark sollen jährlich für diese Zwecke aus dem Fonds zur Verfügung gestellt werden und sie werden, wie das Verteidigungskomitee meint, weitaus genügen, um alle Kämpfe mit den Arbeitern in den vereinigten Königreichen zu gewinnen. Die Milliarde ist zwar bis heute noch Chimäre und kundige Leute behaupten, daß die Gründerliste der neuen Union nicht allzu viel bekannte Namen zähle. Dennoch sind gleich in der ersten konstituierenden Versammlung des Verbandes einige Millionen für den Fonds gezeichnet worden, und man wird es schließlich auch begreiflich finden, daß nicht alle Unternehmer gleich mit offenen Visieren in die Kampfarena treten wollen. Daran, daß die englischen Industriellen sehr wohl imstande sind, die Milliarde aufzubringen, kann man jedenfalls nicht zweifeln.

Es wäre unrichtig, die neue Gründung den in Deutschland längst bestehenden, in England dagegen fast noch unbekannten Organisationen der Arbeitgeber zum Zweck der Streikversicherung gleichzustellen. Die deutschen Streikversicherungsverbände beschränken sich im wesentlichen auf eine Milderung der wirtschaftlichen Folgen eines Ausstandes für den Unternehmer. Gegen eine Prämie von ein bis drei Mark für je tausend Mark der ausgezahlten Jahreslöhne wird der deutsche Industrielle bei den verschiedenen Streikversicherungsverbänden gegen das Ausstandsrisiko versichert, um im Falle eines ungerechtfertigten Streiks eine Mark pro Tag und Arbeiter, 1‰ des Jahreslohnes oder auch 10% des Arbeiterwochenlohnes, je nach den Satzungen des Verbandes, während der ganzen, oder während eines Teiles der Streikdauer zu erhalten. Gewiß haben auch diese Verbände den Zweck, den Arbeitgeber im Kampf gegen die Forderungen der

Digitized by Google

Arbeiterschaft zu stärken. Aber sie verfolgen doch nicht in so ausgesprochener Weise jene sozialpolitischen Ziele, wie sie die englischen Industriellen jetzt verkünden.

Denn die Defence Union will sich durchaus nicht damit begnügen, das Ausstandsrisiko auf einen größeren Kreis von Unternehmern zu verteilen. Sie will als Trade Union gelten mit allen jenen Rechten, die die Trade Unions der Arbeiterschaft schon besitzen. Sie will frei und selbständig mit der freien Arbeiterschaft oder auch mit Trade Unions der Arbeiter verhandeln „ohne Einmischungen von außerhalb", sie will die Unverletzlichkeit des Arbeitsvertrags auf ihre Fahne schreiben, den Arbeiter vor dem „Terrorismus" der Gewerkschaften schützen, den Boykott wie das Streikpostenstehen bekämpfen und eine Abänderung der Arbeitergesetzgebung herbeiführen, das alles durch rücksichtslose Anwendung der wirtschaftlichen Macht, die in ihrer Milliarde liegt.

Man kann gar nicht verkennen, daß sich fast alle diese Pläne nicht nur gegen die Gewerkschaften, sondern auch gegen die Arbeiterpolitik der englischen Regierung, vor allem gegen das sozialpolitische Programm Lloyd Georges richten. Es hat die englischen Industriellen seit jeher mit geheimem Widerwillen und Mißtrauen erfüllt. Am verhaßtesten ist ihnen vielleicht die Tätigkeit der Einigungskommissare in Arbeitszwistigkeiten, die sie meist zu Konzessionen an die Arbeiter zu bewegen suchen. Daß sie dennoch, im Gegensatz zu weiten Kreisen der deutschen Industriellen, auch mit den Trade Unions und nicht nur mit den eigenen Arbeitern verhandeln wollen, will bei dem sinkenden Einfluß der Gewerkschaftsführer nicht allzu viel bedeuten. Die meisten Verhandlungen werden sicher ergebnislos verlaufen und die Arbeitgeber, gestützt auf ihren Fonds, weit weniger zu Zugeständnissen bereit erscheinen als heute, unter der vermittelnden Tätigkeit der Regierung.

Ob die englischen Industriellen mit ihrer Milliarde einen wirklichen Erfolg erzielen werden, ist freilich noch die Frage. Denn mit ihrer Kampfstellung treiben sie die Arbeiter höchstens

Digitized by Google

immer weiter in das revolutionär-syndikalistische Lager. Schon der letzte Massenstreik der englischen Grubenarbeiter hat gezeigt, daß der moderne Streik sich nicht nur gegen das Unternehmertum, sondern gegen die bürgerliche Gesamtheit richtet, und es kann nicht im Interesse dieser Gesamtheit liegen, daß nun auch die Unternehmer den Kampf bis zur Erschöpfung proklamieren und die Verschärfung der Gegensätze so auf das äußerste treiben. Man darf auch annehmen, daß die englischen Liberalen den neuesten Absichten der Industriellen Englands sehr wenig Sympathie entgegenbringen werden. Vielleicht werden die Gründer des neuen Bundes mit ihrer Haltung nur erzielen, daß Streikfragen in Zukunft nach dem Vorbild von Australien und Neuseeland geregelt, daß die Einigungsverhandlungen obligatorisch oder Ausstände und Aussperrungen gesetzlich strafbar erklärt werden. Sicher ist es eine falsche und trostlose Theorie, Arbeit und Kapital als zwei ewig feindliche Mächte anzusehen und dem Syndikalismus des Arbeiters den Syndikalismus des Unternehmers entgegensetzen zu wollen.

Die Heilung der Beatrice

Von Lili du Bois-Reymond

Am Fürstenhofe von Moroso war Trauer.

Sie wirkte um so niederdrückender als kurz vorher eine wahre Feststimmung geherrscht hatte, die an diesem Hofe sehr ungewöhnlich und erfrischend gewesen war.

Fürst Languido der Siebzehnte war ein trefflicher Mann in jenen Jahren, die man in ausgleichender Gerechtigkeit die Besten zu nennen pflegt, und führte seine selbst auferlegte schwere Regentenpflicht: sich und die Andern zu langweilen mit Resignation und einem gewissen höflichen Eigensinn unerbittlich durch.

Wie war es doch gekommen, daß man sich fast drei Monate lang an diesem Hofe nicht gelangweilt hatte?

Digitized by Google

Wenn man dieser befremdlichen Erscheinung auf den Grund ging, so fand man, daß sie zusammenfiel mit dem Aufenthalt des deutschen Malers Hans Rosenplüth am Hofe von Moroso.

Fürst Languido hatte nur eine Stelle, an der er sterblich war, das war seine wunderschöne junge Frau, die Fürstin Beatrice.

Ihre Schönheit und mehr noch ihre strahlende, funkelnde Heiterkeit hatte sein lauwarmes Blut um mehrere Grade erwärmt und ihn seiner schon erwähnten Haupt-Lebensaufgabe fast untreu gemacht.

So sehr, daß es ihn wirklich bekümmerte, als diese Heiterkeit sichtlich nachzulassen begann, das silberne Glöckchen von Beatricens Gelächter immer seltener durch Schloß und Park hallte, und die hohe Frau immer häufiger die Kunst ausübte, die am Hofe von Moroso längst zur höchsten höfischen Vollendung gediehen war: unbemerkt zu gähnen.

Aber was für ihn selbst und seinen ganzen Hofstaat ihm gut schien, das meinte er bei Beatrice nicht ertragen zu können, und die Angst, sie möchte das Lachen so verlernen wie ihre ganze Umgebung, quälte Languido dermaßen, daß er sich an ein sehr ungewohntes und ermüdendes Nachdenken begab.

Dieses Nachdenken führte ihn darauf, daß Beatrice immer gewünscht hatte, gemalt zu werden, und da auch er sehr wünschte, ein Bild seiner schönen Frau zu besitzen, und sich außerdem für sie viel Aufheiterung und Zerstreuung von der ja eminent standesmäßigen Beschäftigung des Gemaltwerdens versprach, so schrieb er an seinen kunstliebenden Schwager, den Markgrafen Otto, der irgendwo im südlichen Deutschland lustigen Hofhalt hielt, und bat ihn, seinen Hofmaler, von dem er so viel rühmliches zu berichten wisse, nach Moroso zu schicken, wenn er ihn während einiger Wochen entbehren könne.

Und dann kam Hans Rosenplüth mit seiner Palette und seinen dunkelblauen Augen, seinen Pinseln und seinen krausen blonden Haaren, seinen Farben und seiner Mandoline, seinen tollen Späßen und seiner zarten Ritterlichkeit. Ach, was waren das für Monate

Digitized by Google

am Hofe zu Moroso! Selbiger Hof war kaum wieder zu erkennen; alle Kavaliere lernten die Mandoline spielen und übten die feine, neue Kunst fleißig unter den Fenstern der Hoffräulein. Das fast verwachsene Naturtheater wurde von Hans eigenhändig mit der großen Heckenschere wieder zurecht geschnitten, und die Fräulein lernten Rollen, als gelte es die ewige Seligkeit. Die halb verschimmelte Prachtgondel wurde von Hans neu bemalt und flott gemacht, und es gab Mondscheinfahrten mit Gesang auf dem großen See im Park. Dazwischen malte er ein Bild von der Fürstin Beatrice, das ein Wunder an Lieblichkeit wurde, allerdings auch in vielen und langen Sitzungen nur langsam gefördert werden konnte.

Aber was tat das? Beide Zwecke des Fürsten Languido wurden erreicht: er bekam ein Bild, das seiner schönen Frau würdig war, und selbige schöne Frau hatte ihr silbernes Lachen völlig wiedergefunden.

Alles nimmt ein Ende, wie man immer zu Unrecht sagt, denn in Wahrheit nehmen nur die hübschen Dinge ein Ende und die widrigen dauern ewig — aber da dies etwas Hübsches war, so nahm es ein Ende — es kam der Tag, da Hans Rosenplüth widerwillig den letzten Pinselstrich am Bilde machte, und am nächsten Tage nahm er, fürstlich belohnt, seinen Abschied, denn der Markgraf hatte schon Briefe über Briefe nach ihm geschrieben.

Und bald nachher war es geschehen, daß die schöne Beatrice ihr Lachen ganz verlernte, und immer tiefer in unheilbare Schwermut zu versinken schien. Languido war untröstlich, er berief Aerzte und Astrologen, er studierte selber Bücher der Heilkunde, aber nichts wollte sich finden, das Beatricens Zustand gebessert hätte. Fast neigte er sich der Ansicht des arabischen Hofgelehrten zu, der da meinte, es sei immer eine mißliche und unheilsamere Sache, ein Bild eines Menschen zu malen; alle Heiterkeit und Lebensfreude, die der unheimlich geschickte Maler in das Konterfei der Fürstin hineingehext habe, sei nun eben von ihr gewichen, und es sei sogar fraglich, ob sie solche zurückerlangen könne, wenn das

Digitized by Google

Bild zerstört würde, ein Ansinnen, dem sich übrigens auch die hohe Frau mit ungewohnter Heftigkeit widersetzte.

Es wurde aber immer schlimmer und schlimmer mit ihr und schließlich entschloß sich Languido zu einem heroischen Mittel, davon er in einem alten Märchenbuch gelesen hatte. Er verhieß jedem, dem es gelänge Beatrice wieder zum Lachen zu bringen — nicht zwar sein halbes Fürstentum, denn Moroso war zu klein, um das Halbieren zu vertragen — aber einen Kuß von seiner wunderschönen Frau, was ein so unerhörter Verstoß gegen die Etikette war, daß der Oberhofmeister mit schwerem Kummer daraus ersah, wie Beatricens geheimnisvolles Gemütsleiden ihren hohen Gemahl zerrüttet habe.

Es soll hier nicht von den zahlreichen mißglückten Versuchen berichtet werden, die die Ankündigung solch herrlicher Belohnung hervorrief, sondern nur von dem einen erfolgreichen.

Es kam ein Troubadour, dem südlichen Frankreich entstammend, an den Hof, den wiederum der fröhliche Schwager Languidos, zur Erheiterung seiner armen Schwester, gesandt hatte.

Er verweilte einige Zeit und ließ sich von den Herren und Damen viel über die Krankheitsgeschichte der schönen Fürstin erzählen. Dann überraschte er plötzlich Languido mit der Mitteilung, er wolle sich mit Gottes Hilfe, und den schönsten Lohn in Demut erhoffend, unterfangen, die Fürstin zu heilen. Befragt, wie und auf welche Weise, erklärte er, es sei nichts weiter vonnöten, als daß der ganze Hof versammelt werde. Dann werde er in Gegenwart so vieler edler Zeugen die Heilung versuchen.

Es geschah. Rings im Kreise saßen die Hoffräulein im höchsten Schmuck, hinter ihren Stühlen hielten sich die Herren. Die schöne Fürstin, mit düsterem Angesichte wie jetzt immer, saß auf erhöhtem Sitze neben ihrem Gemahl.

In der Mitte des Saales stand ein seltsam Gerät: ein metallener Dreifuß, auf dem glühende Kohlen knisterten. Daneben stand der Troubadour, ein schlanker, dunkeläugiger Mann, gar anmutig

Digitized by Google

anzuschauen in seinem knapp anliegenden Wams; in der Hand ein blitzendes Döschen.

Er verneigte sich, trat vor und begann: Erlauchter Fürst, erhabene Fürstin, schöne Damen und edle Herrn! Ungewöhnliche Leiden heischen ungewöhnliche Heilmittel. Wenn ich eines anwende, das euch vielleicht ein wenig in Verlegenheit setzt, so weiß ich doch, jeder in diesem edlen Kreise bringt gern ein Opfer, der allverehrten Fürstin zu Liebe, damit ihr silberhelles Lachen wieder läuten möge zu unsrer aller Wonne. Möge es mir gelingen, durch einen Spaß, mit dem ich kürzlich noch am Hofe des Markgrafen Otto die Festgesellschaft ergötzen durfte, bei der lustigen Hochzeit des Hofmalers Hans Rosenplüth mit der stolzen Gräfin Mechthildis.

Hier hob Beatrice den tiefgesenkten Blick und blitzte den Troubadour aus großen Augen an. Er hielt einen Atemzug lang inne, dann neigte er sich gegen sie und fuhr also fort: „Ich ließ dort — wie jetzt hier — ein Kohlenfeuer bereiten, und ehe ich das Pulver darauf schüttete, das ich dort — wie hier — in diesem Döschen bereithielt, erklärte ich die Wirkung sotanen Pulvers, das ich von einem weisen Inder einst erhielt, und dessen Zauberkraft sich noch stets bewährt hat: Vernehmet! sobald dies Pulver die Kohlen berührt — achtet alle genau auf die holden Damen im Kreise, bitte ich euch — erglänzen, grün wie Smaragden, die Lippen all der minniglichen Frauen, die mehr als einen Mann geküßt haben — gebt nun acht!"

Im nächsten Augenblick erscholl ein vielstimmiger Schrei und alle holden Gesichter verschwanden hinter großen Fächern — ob es schon nicht vonnöten war, denn der Troubadour hielt sein Döschen noch ungeleert über der Gluth.

Aber in die Verwirrung hinein läutete das Silberglöckchen von Beatricens Lachen; sie schritt die Stufen hinunter mit stolzer, strahlender Heiterkeit, trat auf den Troubadour zu, der erschauernd auf die Kniee sank, — sie beugte sich über ihn und küßte ihn auf den Mund, während sie ihm das Döschen aus der Hand nahm und seinen Inhalt in die Kohlengluth schüttete.

Digitized by Google

Gerechte Löhne

Von Otto Corbach

(Schluß.)

Wie jedermann weiß, sind die australischen Gemeinwesen am weitesten auf dem Wege zu einer öffentlich-rechtlichen Ordnung der Lohnverhältnisse vorgeschritten, und dort finden wir auf dem Markte der Arbeitskräfte die öffentlichen Gewalten in ähnlicher Weise bestrebt, für Gerechtigkeit zu sorgen, wie solche bei uns im Mittelalter auf dem Warenmarkte für Gerechtigkeit zu sorgen suchten.

Seit den großen Ausständen in den Jahren 1890 und 1891, die vorübergehend den ganzen Wirtschaftsorganismus des Landes lähmten, gelten im öffentlichen Leben Australiens Ausstände und Aussperrungen für barbarische Kampfarten, die möglichst durch Rechtseinrichtungen entbehrlich gemacht werden sollten. Eine Kolonie nach der andern, und der Bund selbst schufen seitdem immer neue Gesetze zur Vermeidung oder friedlichen Schlichtung von Lohnkämpfen. Deren Grundlage besteht darin, daß Streiks und Aussperrungen als ungesetzlich gelten, wenn andere Mittel vorgesehen sind, die entstandenen Streitigkeiten zu schlichten. Ein Gesetz des Commenwealth vom Jahre 1904 bestimmt, daß keine Person oder Organisation wegen eines industriellen Streites irgend etwas zur Herbeiführung eines Streiks oder einer Aussperrung tun darf und sieht für den Uebertreter Geldstrafen bis zu 20 000 Mark vor. Der „Industrial Disput Act" aus dem Jahre 1908 bedroht Personen mit schweren Strafen, die Aussperrungen und Ausstände in Gewerben hervorrufen oder hervorzurufen suchen, die die Allgemeinheit mit notwendigen Lebensmitteln versorgen oder sich mit Transportdiensten befassen. Der gesetzliche Begriff der notwendigen Lebensmittel schließt ein: Gas, Wasser, Licht, Milch, Fleisch, Kohle. Personen, die derartige Streiks oder Aussperrungen anzustiften suchen, werden mit Gefängnis bis zu 12 Monaten bedroht. Zum Ersatz für die verbotenen Kampfmittel sind obligatorische Einigungsämter und Schiedsgerichte eingerichtet. Ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes des Commenwealth oder einer der Kolonien führt den Vorsitz des Bundes- oder eines einzelstaatlichen Schiedsgerichts. Die Beisitzer werden von den Parteien gewählt. Die Gerichte treffen gesetzlich bindende Entscheidungen über irgend einen Streit über Löhne oder allgemeine Arbeitsbedingungen, die eine der beiden Parteien

Digitized by Google

bei ihm anhängig macht. Der Vorsitzende hat aber auch die Befugnis, auf Verlangen der Regierung oder aus eigener Initiative Vertreter der Parteien vor sich zu laden. Die Einhaltung der Schiedssprüche kann von den Behörden erzwungen werden. Lohntarife, die auf diese Weise zustande kommen, sind gewöhnlich für drei Jahre bindend. Irgendwelche Versuche sie durch Streiks oder Aussperrungen außer Kraft zu setzen, können bestraft werden, in einigen Fällen mit Gefängnis oder mit Bußen, die für den Arbeitgeber bis zu 20 000 Mark, für einzelne Arbeiter bis zu 200 und 400 Mark betragen dürfen. Unter Umständen kann das Gericht Bevorzugungen zugunsten von Mitgliedern der Trade-Unions anordnen. Bei Verletzungen haften die Gewerkvereine mit ihren Mitteln für die zu zahlenden Bußen oder Geldstrafen; wenn diese nicht ausreichen, können die Restsummen von den einzelnen Mitgliedern zwangsweise eingetrieben werden. Neben den „Industrial Courts", den Schiedsgerichten, gibt es noch Lohn- und Einigungsämter, die als niedere Instanzen fungieren und gegen deren Urteile an den Industrial Court des Einzelstaates oder des Bundes appelliert werden kann. Die Trades-Unions sind in Australien öffentlich-rechtliche Einrichtungen. Die meisten Kolonien ermutigen den einzelnen Arbeiter, mit dem Arbeitgeber durch seine Gewerkschaft zu verhandeln, oder zwingen ihn sogar dazu. Sie statten die Gewerkvereine mit Machtbefugnissen aus und schreiben ihnen oft bestimmte Verfassungsformen vor. Der „New South Wales Industrial Arbitration Act" aus dem Jahre 1901 verlangte von ihnen, daß sie sich als „Industrial Unions" im Handelsregister eintragen lassen und Statuten einreichen, die eine ordentliche Geschäftsführung vorschreiben und eine scharfe Auseinanderhaltung von solchen Mitteln, die für politische und wohltätige und solchen, die für „industrielle" Zwecke vorgesehen sind. Die industriellen Zwecke beziehen sich auch auf die Bezahlung von Geldstrafen für Verletzungen schiedsrichterlicher Entscheidungen. Gesetzlich anerkannte Gewerkvereine können ihre Mitglieder wegen rückständiger Beiträge gerichtlich belangen, auch wegen der Bußen oder Strafgelder, die sie ihnen nach Maßgabe der Statuten auferlegen dürfen. Daß die sozialpolitische Gesetzgebung der australischen Kolonien im ganzen zugunsten der Arbeiterschaft gewirkt hat, geht daraus hervor, daß bereits 38 verschiedene Industriezweige an Mindestlöhne gebunden sind. Auch die gesetzlichen Schutzvorkehrungen gegen die Einwanderung fremder Lohndrücker und die hohen Zölle, die auf der Einfuhr von Erzeugnissen fremder Truste und Schwitzindustrien ruhen, führen in dieser Hinsicht eine beredte Sprache.

Das durch den großen Bergarbeiterstreik in England veranlaßte englische Minimallohngesetz ist nur ein schüchterner Anlauf, australische sozial-

Digitized by Google

politische Experimente auf europäischem Boden nachzuahmen. Briand erlitt in Frankreich nach dem letzten französischen Eisenbahnstreik bei einem solchen Versuche kläglich Schiffbruch. Das englische Gesetz bestimmt, daß Mindestlohn und Arbeitsregeln von gemeinsamen Bezirksstellen der Grubenbesitzer und Bergarbeitervertreter unter Vorsitz eines oder dreier unabhängigen erwählten oder amtlich ernannten Persönlichkeiten mit ausschlaggebender Stimme für alle Untertagarbeiter des Bezirks, die den zu vereinbarenden Bedingungen regelmäßiger Arbeit genügen, festzusetzen sind, doch so, daß früher vereinbarte bessere Lohnsätze nicht unterschritten werden. Auf den bisherigen Durchschnittslohn der besonderen Arbeitergruppe ist ebenfalls Rücksicht zu nehmen; ferner sind höhere oder niedrigere Festsetzungen abweichend vom Bezirkssatz für einzelne Bergwerksgruppen zulässig. Die Mindestlöhne und Arbeitsregeln sind bei Uebereinstimmung beider Parteien in der Bezirksstelle jederzeit abänderbar, auf dreimonatige Kündigung einer nennenswerten Gruppe hüben oder drüben nach je einem Jahre. An Stelle fehlender Bezirksstellen kann das Handelsministerium geeignete Personen zu Lohnfestsetzern und Beisitzern ernennen und binnen drei Wochen, wenn beide Parteien nicht eine längere Frist vereinbaren. Nach Errichtung der Geschäftsstelle oder späterhin in entsprechenden Fristen nach Ablauf einer Kündigung müssen die Mindestlohnsätze und Arbeitsregeln festgesetzt sein, sonst muß der Vorsitzende sie allein bestimmen. Das Gesetz, das zunächst drei Jahre gelten soll, will also, daß kein Bergarbeiter unter einem nach Ort und Zeit jeweilig kollektiv-paritätisch vereinbarten Satze in der Grube arbeiten darf. Es sind keinerlei Zwangsmaßregeln oder Strafen zur Durchführung einer gesetzgeberischen Anweisung vorgesehen, man hat sich nur zu einer öffentlich-rechtlichen Verhandlungs- und Schiedsgerichtspflicht ohne Zwangsvollstreckung entschlossen. Die bisherigen Nachrichten über die Wirkungen des Gesetzes lauten ungünstig. In Südwales, wo sich die beiden Parteien am schnellsten über die Einrichtung einer Bezirksstelle und die Wahl eines Vorsitzenden einigten, wollten die Gesetzgeber mit ihren Zugeständnissen nicht über etwa 4 Schilling, als Mindesttagelohn hinaus-, die Arbeiter mit ihrer Forderung nicht unter 5 Schilling herabgehen. Schließlich setzte der Vorsitzende einen Satz von ungefähr 4½ Schilling fest, aber keine von den beiden Parteien will sich dem fügen. Der Führer der Arbeiter, Harthorn, kündigt neue Kämpfe an. In andern Bezirken sollen die Aussichten noch ungünstiger sein.

Solche Eingriffe öffentlicher Gewalten in das private Erwerbsleben, wie sie die Gesetzgebung in Australien vorsieht, sind in europäischen Staaten nicht möglich, solange es noch scharfe Klassengegensätze gibt. Und selbst in

Digitized by Google

Australien, wo wie in allen jungen Ländern für sozialpolitische Experimente ursprünglich die denkbar günstigsten Bedingungen vorlagen, lehrt die Erfahrung, daß sich die Lohnverhältnisse dauernd mit bloßen gesetzgeberischen Mitteln nicht regeln lassen. Gerade in den letzten Jahren haben sich in Australien manche große Ausstände ereignet, die wider die Gesetze waren, und in den meisten Fällen wagten es die Behörden nicht einmal, die Strafbestimmungen anzuwenden. Wo sie aber angewandt wurden, riefen sie soviel Erbitterung in Arbeiterkreisen hervor, daß sie nur dazu beitrugen, künftige Konflikte vorzubereiten. Der bureaukratische Mechanismus zur Lohnregelung hat längst angefangen, die wirtschaftliche Entwickelung zu hemmen, statt zu fördern, und Arbeiter wie Arbeitgeber sehen immer mehr ein, daß die soziale Frage durch behördliche Einmischung allein nicht zu lösen ist. In jüngster Zeit haben sich in Australien sogar revolutionär-syndikalistische Tendenzen in der Arbeiterbewegung bemerkbar gemacht.

Man hat den Krieg eine Fortsetzung der Diplomatie mit andern Mitteln genannt, aber es ist wohl richtiger, die Diplomatie eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln zu nennen. Wo wirklich friedlicher Verkehr zwischen Völkern stattfindet, etwa zwischen verschiedenen in einem Staatsverbande vereinigten Nationalitäten, da ist auch die Diplomatie überflüssig. Darum ist es unsinnig, von sozialpolitischen Schiedsgerichten eine Lösung der sozialen Frage zu erwarten, bedeuten sie doch nur einen Wechsel der Waffen, mit denen Lohnkämpfe ausgefochten werden. Nur das praktische Wirtschaftsleben selbst kann die Kräfte erzeugen, die den sozialen Frieden als normalen Zustand herzustellen und zu sichern vermöchten.

Solche Kräfte aber sind in den Bestrebungen schon wirksam, die den Arbeiter aus einem bloßen Lohnempfänger in einen Mitinhaber der Unternehmung zu verwandeln suchen, in dem er tätig ist. Wenn die Carnegie-Stahlkompagnie, wie Andrew Carnegie in seinen „Problems of to Day" (1908) berichtet, hunderttausend ihrer Arbeiter zu stimmberechtigten Aktionären macht, ihnen Mindestlöhne und Mitwirkung an schiedsgerichtlichen Entscheidungen bei Arbeitsstreitigkeiten zugesteht, so kann man nicht leugnen, daß sich in der Sphäre des Hochkapitalismus bereits grundsätzlich eine Aenderung des Lohnsystems zu vollziehen beginnt. Daß diese Art der „Arbeiterbeteiligung" zunächst nur der Streikverhinderung dienen soll, also als eine Art Bestechung aufgefaßt werden kann, beweist noch nichts gegen die Annahme, auch sie bedeute einen Kulturfortschritt. Auch die Sklaven- und die Hörigenwirtschaft gingen erst zugrunde, als einzelne Sklaven- und Hörigenbesitzer selbst aus egoistischen Motiven dazu getrieben worden waren, der alten Herrschaftsform als einer überlebten Erscheinung zu entsagen.

Digitized by Google

Ein englischer Großindustrieller, der ungefähr 37 000 Arbeiter beschäftigt und wöchentlich über 1¼ Millionen Mark Löhne ausbezahlt, hat berechnet, daß nur durch die Partialstreiks dem englischen Unternehmer ein Schaden von 9¼% des Kapitals, und der Arbeiterschaft ein Lohnausfall von 22¼% erwachse. In dem Maße, wie die Arbeiterkoalitionen wachsen und die Kämpfe an Umfang und Intensität zunehmen, nähert sich die ganze Volkswirtschaft einem kritischen Punkte, wo Kapital- und Arbeitskraft durch Kampf und Kampfmittel derart geschwächt werden, daß sowohl Unternehmer als Arbeiter zu Verträgen zusammentreten zur gemeinsamen Fortsetzung der Arbeit. Denn das entscheidende Moment ist bei allen Kämpfen wieder die Weiterexistenz der beteiligten Schichten.

Ein soeben bei W. Kohlhammer in Stuttgart erschienenes Buch von Dr Johannes Huber über „Kapital- und Verwaltungsbeteiligung der Arbeiter in den britischen Produktivgenossenschaften" gibt die Ergebnisse einer neuerdings vorgenommenen Erhebung über die praktischen Erfahrungen wieder, die in Großbritannien bisher mit dem System einer „Labour-Copartnership" gemacht worden sind. Es geht daraus hervor, daß die Copartnership-Betriebe im Zeitraume von 1893 bis 1907 ihr Kapital und ihre Gewinne verdreifacht, ihren Umsatz vervierfacht haben. Bei Privatfirmen, vor allem bei den 28 großen englischen Gasgesellschaften mit ihren 19 613 Angestellten findet die Arbeiterteilnehmerschaft noch ausgedehntere Anwendung als bei den Genossenschaften. Rund 12% (600 675 Pfd. Sterl.) ihres Aktienkapitals befand sich im Jahre 1910 in Händen der Angestellten. Der korporativen Produktivbetätigung in England liegt eine bestimmte Theorie zugrunde, wonach die Arbeitskraft der Arbeiter einem Kapitalbetrag entspricht, der im Geschäfte tätig ist. Die jährlich den Arbeitern ausbezahlte Lohnsumme entspräche also einem Zinse für dieses Arbeitskapital. Kapitalisiert man diese „Arbeitszinsen" mit dem gleichen Prozent, das dem eigentlichen Geldkapital zukommt, so erhält man den Betrag, den die Arbeitskraft oder die Arbeiterschaft wert ist. Bezieht z. B. ein Arbeiter 1600 Mark Löhne, so entspricht seine Arbeitskraft bei einer Zinsrate von 5% einem Kapital von $\frac{1600 \cdot 100}{5} = 32\,000$ Mark. Nun sind alle drei Produktionsfaktoren — Arbeit, Kundschaft und Kapital — auf den gemeinschaftlichen Nenner „Kapital" gebracht, und nun kann eine Gewinnverteilung in gerechter Weise erfolgen, nämlich in Prozenten der verschiedenen Kapitalformen. Besonders bemerkenswert ist noch, daß in allen englischen Produktivgenossenschaften bei der Leitung das Bestreben stark entwickelt ist, die Arbeiter dazu zu erziehen, die innere Organisation

Digitized by Google

des Unternehmens zu verstehen und an dessen Entwickelung geistig regen Anteil zu nehmen. In jeder Genossenschaft gibt es ein besonderes Bildungskomitee, das über einen Erziehungsfonds gesondert Rechnung führt. Die Gelder werden für Vorträge, spez. Bibliotheken usw. verwendet. Ein französischer Soziologe, Charles Gide, hofft, daß die Copartner-Betriebe, von denen es auf dem europäischen Kontinent erst wenige gibt, mit der Zeit durch ähnliche Ursachen emporkommen würden, wie im Mittelalter die freien Städte Zufluchtsorte der Refugianten waren, die vor den gestrengen Herren, den Edikten oder gar der Sklaverei dahin entflohen waren. „Diese genossenschaftlichen Produktivstätten, fährt er fort, werden ebenso aufblühen wie jene Refugiantenzentren. Sie werden wachsende Kristallisationspunkte für das übrige Land werden. Sie werden einerseits durch ihre günstigeren Arbeitsbedingungen und besonders durch eine sozusagen vollständige Unabhängigkeit einen stets wachsenden Teil der intellektuelleren Arbeiterbevölkerung an sich ziehen." Wahrscheinlich werden sie freilich erst dann zu größerer sozialer Bedeutung gelangen, wenn ihr Prinzip, im Sinne der Vorschläge Franz Oppenheimers, auf die landwirtschaftliche Produktion angewendet wird. Die englischen Erfahrungen lehren, daß Produktivgenossenschaften um so lebensfähiger sind, je größer der Eigenverbrauch der Mitglieder an den von ihnen hergestellten Produkten ist. Weil in dieser Hinsicht jede landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft vor jeder industriellen einen gewaltigen Vorsprung hat, muß man Oppenheimer Recht geben, wenn er behauptet, nur von der Urproduktion aus ließen sich mit dem Arbeiterbeteiligungsprinzip grundstürzende Aenderungen in der Organisation des Wirtschaftslebens hervorrufen. Möglich, daß die Einbeziehung neuer ungeheurer Arbeiterreserven, wie die der slawischen und mongolischen Völker, in die kapitalistische Weltwirtschaft den modernen Kulturnationen zuviel neue Unruhe bringt, als daß es in absehbarer Zeit zu Versuchen in großem Stile mit Arbeiterbeteiligungstheorien kommen kann. Gewiß ist, daß schließlich einmal der Weg der Kulturmenschheit zu dem Ideal sozialer Gerechtigkeit, d. h. gerechter Löhne uns über die Produktivgenossenschaft führen kann.

Digitized by Google

Jüanschikai

Es fehlt bei uns (und wahrscheinlich auch im Weltosten) nicht an Leuten, die Leistungen als degradierend empfinden. Wer leisten will, muß das Grundsätzliche vereinfachen; sich formieren; und mit Luther der Ansicht sein, daß der heilige Geist kein Skeptikus ist. Die Voraussetzungen zerdenken und dennoch die Tat aus ihm aufbauen: das ist jenseits der menschlichen Möglichkeiten. Den Grundsätzlichen wird immer Bismarck ein Schlagetot und Cäsar ein Verwüster sein — kaum, daß gelegentliche kluge Aphorismen dieser Männer sie nachsichtig stimmen. Ihnen wird das Urteil über Chinas ersten Präsidenten nicht schwer fallen.

Uns anderen fällt es schwerer. Soweit wir uns nämlich nicht entschließen können, den „Männern der Tat" bedingungslos Beifall zu klatschen; soweit wir glauben, die Kraftleistung als solche reiche denn doch nicht aus. Unterdessen sorgt die Geschichte dafür, daß der Prozeß der Handelnden und der Denkenden immer von neuem, mit neuen Parteien aufgenommen wird; sie liebt es, an Wendepunkten zwei klare Typen, weithin sichtbar, zu formen und hinzustellen: nun vergleicht. In China heißen die beiden: Jüanschikai und Sunjatsen.

Jüanschikai ist ein vollkommenes Beispiel. An ihm können wir, wenn jemals, nachprüfen, welches die Möglichkeiten und welchs die Grenzen des „Tatmenschen" sind. Denn alles Störende ist abgeblendet; rein, abstrakt, tritt der Typus heraus. Die großen Gestalten der westlichen Geschichte waren doch (für unser Auge) immer noch mit Ideologie belastet, von Moral getrieben oder gehemmt. In Napoleon war Phantasie, in Bismarck die Idee der „Realpolitik" mächtig. Napoleon hatte ein Ziel, Bismarck eine Aufgabe. Was von dem allem hat Jüanschikai? Selbst wenn sein Handeln von einer Idee getrieben, von einer Moral geregelt sein sollte: uns wäre es nicht erkennbar. Was Europäern verständlich ist an diesem Menschen des Ostens, ist voraussetzungslose Tätigkeit — Machtgebrauch um des Machtgebrauchs willen.

Auch auf Jüanschikais Lebensweg hat man versucht, Moral anzuwenden: das ist doch überflüssige Mühe. Von solchem Standpunkt wäre der Mann der hundert Masken ein Ungeheuer. Jede Staffel seines Aufstiegs ist ein Verrat. Er hat die Regentin, deren Großkanzler er war, an den jungen Kaiser, und den an die Regentin verraten. Er schmiedete Revolution mit dem Radikalen Kangyuwei und half dann die Reform in Blut ertränken. Er begünstigte den Boxeraufstand, bis er gut fand, ihn niederzuwerfen. Er hat mit abgründiger Verschlagenheit die Dynastie zu Tode beschützt, die Monarchisten getäuscht und die Republikaner eingewickelt. Mit irgendwelcher, selbst etwa esoterischer Moral hat das nichts zu tun. Ist es das unbekümmerte Schreiten zu einem Ziel?

Das ist es eben: daß auch dies Ziel fehlt. Jüanschikai hat, als Organisator Chinas, einfach immer das Notwendige getan? Mag sein. Aber das Notwendige hatte keinen Horizont. Vierhundert Millionen Menschen, zu welchem Ziel auch immer zu führen, wäre eine Aufgabe, jedes Mittels wert: doch eine unleistbare. Keine Menschenkraft wäre fähig, die ungeheuerliche Masse Chinas zu formen. Aber diese Masse ist unpolitisch: sie kommt als Ganzes nicht in Betracht. Sie ist Schauplatz, nicht Material der jähen Verwandlungen. Man kann in China, aber nicht China regieren. Jüanschikai hat an Heeres- und Verwaltungsreformen

Digitized by Google

manches Beträchtliche vollbracht. Dennoch, was war in fünfzehn Jahren das Wesentliche seiner Leistung? Er hat es möglich gemacht, inmitten von Totfeinden, zwischen den Parteien, unter unaufhörlichen Katastrophen, in der Macht zu bleiben und sein Leben zu erhalten: ein Herrscher vielleicht, gewiß kein Führer.

Die Volksdichtung Pekings hat wohl Recht, wenn sie ihn einen Karrenlenker mit verfaulten Zügeln nennt.

Und sein Gegenbild Sunjatsen? Der ist ein Diener des Gedankens, aber seine Ideen gehören nicht ihm, sind Abguß, nicht Schöpfung. Johannes v. Jensen, der ihn schildert, macht sich über seine „Primusnatur" nicht schlecht lustig. Neben Jüanschikai, dem Handelnden ohne Ziel, ist Sunjatsen der Entwerfende ohne Selbständigkeit: im besten oder schlimmsten Fall mit Anlagen zum Robespierre.

Beide im Letzten unzulänglich, ihnen fehlt eine Dimension. Gewiß ist Jüanschikai der weitaus Bedeutendere. Sein Wesen gehört zu den menschlichen Maßstäben. Die Möglichkeiten der voraussetzungslosen Tatkraft hat er so ziemlich erschöpft: wir erkennen, wo das Mindestmaß von Geistigkeit beginnt, das statt des Schweren das Große leistet. Nicht Cäsar ist Jüanschikai, sondern Sulla.

Hermann Friedemann

Verständigung

In den Tagen, da in den Militärkanzleien von Frankreich und Deutschland die ungeheure organisatorische Aufgabe betrieben wurde, die vergrößerten Heeresformationen in den Rahmen der bisherigen Bestände einzufügen, hat in Nürnberg eine Aussprache stattgefunden, wie das Verhältnis der beiden Staaten und Nationen so gestaltet werden könnte, daß es der militärischen Gewaltanstrengungen nicht mehr bedarf.

Man weiß, daß Kongresse und Resolutionen keine Geschichte machen, und die „Realpolitiker" überschlagen deshalb gerne die Spalten der Zeitungen, die von derlei berichten. Sie sind von dem sehr relativen Wert all solcher Kundgebungen von vornherein dermaßen überzeugt, daß sie sich dabei nicht weiter aufhalten. Sie beweisen damit ihre eigene Kurzsichtigkeit. Sie verkennen, daß der Kongreß ein unentbehrliches Instrument unserer Oeffentlichkeit geworden ist und daß ein Kongreß dieser Art, wie er bei der Tagung des Verbands für internationale Verständigung jetzt in Nürnberg beisammen war, als Symptom von stärkster Bedeutung ist.

Walter Schücking hat im „März" neulich das Notwendige gesagt. Wir erleben, daß an einer Stelle von wachsender Bedeutung unsere Hochschulprofessoren wieder zu Führer einer geistigen Bewegung werden wollen, die unmittelbar in das praktische Leben der Völker hineinwirkt. Die Staatsrechtslehre verzichtet darauf, nur mehr deskriptives Kommentar zu sein; sie will wieder in der Ordnung der Rechtsprobleme zwischen den Staaten zu schöpferischer Gestaltung kommen. Das ist von entscheidendem Gewicht. Es handelt sich nicht darum, optimistische oder sentimentale Stimmungen zu erzeugen noch sich in anklägerischer Resignation zu gefallen, sondern die Wege zu finden, die die Zukunft der Völker beschreiten kann.

So war die Aussprache in Nürnberg in ihrer Beschränkung auf umschriebene Tatsachengruppen von wesentlichem Ertrag. Professor Otfried Nippold

Digitized by Google

hat in seiner programmatischen Ansprache die Fragestellung in der glücklichsten Weise herausgearbeitet:

„Wir vertreten die Temperenz in der auswärtigen Politik; wir halten weder den politischen Alkoholismus der Alldeutschen, noch die politische Abstinenz der Pazifisten für das Richtige, sondern halten es mit der goldenen Mittelstraße. Aus der Exaltation, zu der man mit den beiden Extremen kommt, möchte der Verband das deutsche Volk zurückführen zu einer ruhigen, vernunftmäßigen und sachlichen Betrachtung der politischen Angelegenheiten. Er lehnt den Gedanken einer internationalen Verständigung à tout prix, bei der man die Ehre der eigenen Nation preisgibt, nicht weniger entschieden ab als die Ueberspannung des Nationalbewußtseins. Die Völker sollen einander nicht nachlaufen; es genügt, wenn sie einander ohne Vorurteil kennen zu lernen suchen. Der Verband beschäftigt sich auch nicht mit der Frage, ob der Krieg aus der Welt geschafft werden kann; er gibt zu, daß in gewissen Lagen ein Staat diese ultima ratio nicht abweisen kann. Unter allen Umständen aber verdammt er die gewissenlose Kriegshetze als ein Verbrechen an Staat und Menschheit. Die Versicherung der deutschen Staatsleiter, daß unsere Rüstungen nur den Frieden sichern sollen, akzeptiert er unter der Voraussetzung, daß eine klare Politik der Verständigung den Friedenswillen außer jeden Zweifel rücke."

Präsident Dr. Curtius in Straßburg hat dem die Formel hinzugefügt: Wenn du den Frieden willst, rüste zum Frieden. Das ist mehr als ein literarisches Wortspiel, es ist eine Gesinnungsfrage. Ihr die Antwort zu finden, kann als die vornehmste Aufgabe der kommenden Jahre gelten, damit wir endlich aus dem so verantwortungslosen als subalternen Betrieb des internationalen Chauvinismus herauskommen.

Theodor Heuss

Ueber- und Unterschätzung

An allen Punkten der Erde, wo politische oder militärische Wertung fremdländischer Kraft in Frage kommt, unterhalten wir diplomatische und Militär-Beobachter und Berichterstatter, ganz abgesehen von inoffiziellen Kundschaftern. Und trotzdem herrscht in der Einschätzung des Auslandes fast ausnahmslos starke Ueber- oder Unterschätzung vor. Da nicht überall Mangel an Fähigkeit und Gelegenheit hierfür den Grund abgibt, scheint es vielmehr, daß an leitenden Stellen förmlich gefordert wird, in der Beurteilung das ganze Licht auf die eine Seite und den ganzen Schatten auf die andere zu werfen. Daß man Einwertungen ohne Ueber- oder Unterschätzung für minder brauchbar erachtet. Insbesondere in drohenden Konfliktszeiten ist diese Begünstigung der Subjektivität der Berichterstatter, auf Kosten der Objektivität ihres Urteils, sehr bedenklich. Der Gegenwartszug geht in der öffentlichen Meinung ohnehin mehr als es recht und nützlich ist, nach der Richtung hin, alles in „Schwarz" oder „Weiß", in „Gut" oder „Schlecht" zu sondern. Die moderne Hast, der Einfluß der bedenkenlosen Tagessensation, fördern noch diese Tendenz. Die Weltpolitik sollte jedoch ruhiger arbeiten.

In den politischen Krisen der Jetztzeit haben Ueber- und Unterschätzungen

Digitized by Google

viel irrige Orientierung und viel unnötige Beunruhigung verursacht.

Vor dem Konflikt zwischen Japan und Rußland wurden allgemein die japanischen Kräfte unter- und jene des Zarenreiches überschätzt. Der weiße Rabe, der in Gestalt des deutschen Militärattachés in Tokio, die unbedingte Ueberlegenheit Japans auf dem eigenartigen mandschurischen Kampfboden voraussagte, wurde in Berlin als Schwarzseher ebensowenig beachtet, wie der französische Oberst Stoffel vor 1870 in Paris.

Vor dem ersten Balkankrieg kam wieder starke Ueberschätzung der Türkei und ebensolche Unterwertung der Balkanstaaten zum Zug, um dann in der zweiten Kampagne einer Unterwertung der Gegner Bulgariens Platz zu machen.

In der bedenklichen Epoche, da von Rußland aus, ein europäischer Krieg zu Gunsten der Balkanslaven zu drohen schien, überschätzte man ganz sicherlich politisch wie militärisch die russischen Kräfte. Und diese Ueberwertung der russischen Schlagfertigkeit und des von ihr abhängenden Kriegswillens hat sich seither in jeder politischen Krise typisch wiederholt. Die russische Ueberschätzung hat Oesterreich eine wirtschaftliche Niederlage gekostet, hat den Dreibund gelockert, hat fast alle Blamagen der Großmächte auf dem Balkan verursacht, und hypnotisiert noch heute die Weltpolitik.

Wurde diese sich nicht so oft in Extremen bewegen, in fortwährenden Maximas und Minimas der Einwertung, würden die vielen Wirtschaftsschädigungen durch politische Beunruhigungen zweifellos gemäßigt werden. Aus Ueber- und Unterschätzungen nährt sich zum Teil das Schaukelverhältnis zwischen Deutschland und Frankreich, Deutschland und England, Deutschland und Rußland — und bezüglich der andern Großmächte ist es wohl auch nicht anders.

Ich glaube, daß zahlreiche Mißverständnisse, Verstimmungen und Krisen vermieden würden, wenn sich die große Politik nicht stets nach solchen Extremurteilen orientieren würde. Es muß mehr Objektivität in die Sache.

Es kann gewiß eine politische oder militärische Unterschätzung eines Fremdstaates verhängnisvoll werden, aber ebenso kann die Ueberschätzung schwere Schäden zur Folge haben.

v. S.

Universität und Hanseatengeist

In dem Streit um die Hamburgische Universitätsvorlage kehrt ein Argument immer wieder, das zu den seltsamsten gehört, die in einer solchen Situation geäußert werden können: man bestreitet, daß in der Bevölkerung Hamburgs das Bedürfnis nach einer Universität empfunden werde, und lehnt darum die Vorlage ab. Es scheint hiernach, daß man die Universität für ein Ding hält, das große Aehnlichkeit mit einem Lagerschuppen, einer Polizeiwachtstelle oder einem Sprengwagen hat. Von diesen nützlichen Dingen wird immer eine genau bestimmte Anzahl gefordert; das Bedürfnis nach ihnen wird durch das Anwachsen der einzulagernden Waren, der ordnungsbedürftigen Bevölkerung und der zu erfrischenden Straßenzüge eindeutig bestimmt. Aber die Universität? Es mutet seltsam an, sie mit dem gleichen Maß gemessen zu sehen, und besonders seltsam, daß es in Hamburg geschieht.

Denn wenn vor einigen hundert Jahren ein deutscher Duodezfürst be-

Digitized by Google

schloß, aus den Einkünften seiner Domänen und aus Zöllen und Abgaben eine Universität zu schaffen, seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkt geistigen Lebens umzubilden, und es nicht verschmähte, sein Land damit zur Provinz der deutschen Gelehrtenrepublik zu machen, so wird es niemand dem in kleinbürgerlicher Enge aufgewachsenen Philister jener Tage verargen, wenn er beim Abendschoppen räsonnierend sein Votum abgab: das schöne Geld wäre besser für die Pflasterung der Straßen oder für die Minderung der Auflagen verwendet worden. Die löblichen Einwohner von Heidelberg und Leipzig, Göttingen und Breslau hatten in der Tat — andere Bedürfnisse, und ihre Städte hätten auch ohne Universität leben können: nur wären sie nicht das geworden, was sie heute für die deutsche Kultur bedeuten. Und für ängstliche Gemüter mag hinzugefügt werden, daß die Universität einige von ihnen nicht gehindert hat, beachtenswerte Zentren von Industrie und Handel zu sein .... Warum sollte das in Hamburg anders werden?

Welch ungewöhnlich günstige Bedingungen hier für die Bildung einer ganz neuen Form des alten deutschen Universitätstypus gegeben sind, in der das Erbteil der deutschen binnenländischen Kultur mit dem weltwirtschaftlichen Geist Hamburgs verschmelzen könnte, ist oft gesagt worden; man braucht jetzt nur noch an den Artikel erinnern, den vor einigen Monaten Georg Simmel, Professor an der Universität Berlin, im „Tag" veröffentlicht hat. Soll Hamburg diese Möglichkeit genommen werden, nur weil die breiten Massen seiner Bevölkerung das Bedürfnis nach einer solchen Schöpfung nicht spüren?

Es ist doch sonst nicht Hamburger Art gewesen, sich an die Befriedigung von Bedürfnissen zu halten, von denen alle Spatzen auf den Dächern pfeifen. Der Kaufmann von hanseatischem Wuchs läßt nicht Bedürfnisse an sich herankommen, sondern weckt sie. Er schafft sich Kunden und Verkäufer, Waren und Märkte. Haben die Männer, die in der Südsee und in Westafrika Geschäftsverbindungen angeknüpft haben, darauf gewartet, daß ihnen die unbekannten Völker ihre Bedürfnisse kundgetan hatten, mit europäischen Stoffen und Hüten und anderen Blüten unserer Zivilisation versorgt zu werden? Niemand hat ein Bedürfnis nach importierten Bananen im deutschen Publikum konstatieren können, bevor es Unternehmer in ihm geweckt hatten, die es als ihre Aufgabe ansahen, verborgene Möglichkeiten aufzuspüren und zu realisieren.

Das alles, wirft man nun ein, gälte nur von Dingen des Alltags, nicht von geistigen? Eine merkwürdige Vorstellung vom Geiste! Wenn etwas das geistige Leben klar definiert, so ist es seine Unabhängigkeit von naturgegebenen Bedürfnissen, von der Sphäre der Notdurft. Alles Geistige wird aus einem Ueberschuß geboren, der sich mitteilen will, nicht aus Rücksicht auf irgend ein Bedürfnis, das nach Befriedigung schreit. Ist einmal das Werk in die Welt gesetzt, so mag die Umwelt, langsamer oder rascher, eine Beziehung dazu finden, aus der ein neues Bedürfnis für sie herauswächst. Wären die Schöpfungen Lichtwarcks und Brinckmanns möglich gewesen, wenn man vor 25 Jahren ihre Verwirklichung davon abhängig gemacht hätte, daß die Majorität der Hamburger Bevölkerung das Bedürfnis nach solchen Schöpfungen äußerte und durch Bewilligung der Kosten dokumentierte? Und wer will sich heute

Digitized by Google

Hamburg ohne diese Schöpfungen denken? Der Geist schafft ohne Absicht auf bestimmte Nutzen, aber das hindert nicht, daß seine Werke dem menschlichen Gemeinwesen dienen — nicht seinen momentanen Zwecken, sondern seiner dauernden Erneuerung.

Es scheint jedoch, daß gerade dies von den Gegnern der Universitätsvorlage vermieden werden soll. Man fürchtet den Luftzug aus fremden unbekannten Gebieten, die Einbeziehung in die Universitas litterarum werde die Hamburgische Eigenart zerstören. Es hat einige Zeit gedauert, bis Hamburg ins wirtschaftliche Zollgebiet des Reichs eingeschlossen wurde. Die Zeit des geistigen Zollanschlusses an das Reich soll noch etwas hinausgeschoben werden. Man hegt das Bild eines inselhaft für sich bestehenden Hamburg, inmitten der unerhörten Geisteskämpfe dieser Zeit gemessen und gedigen hinlebend unter alten schönen Bäumen, mit unaufhaltsam wachsenden Einfuhr- und Ausfuhrhandelsziffern und großen Scharen liebenswürdiger bootfahrender und tennisspielender junger Mädchen. In dem geschlossenen Rahmen dieses Bildes haben die autorisierten Vertreter des deutschen Geisteslebens nur als gelegentliche Gäste Raum; man nimmt ihre unverbindlichen Anregungen dankbar und oft enthusiastisch entgegen; und dann schließt sich die ruhige schwere Welle des Hamburgischen Lebens, mit seinen zurückhaltenden Formen und seiner eigentümlichen Geselligkeit, wieder, als ob nichts geschehen wäre. Dieses Bild ist für einen Liebhaber geordneter Stabilität nicht ohne Reiz. Aber von Hanseatengeist scheint mir in ihm weniger zu sein als in dem Willen zu einer Universität, die allein die geistigen Kräfte Hamburgs in einem Brennpunkt sammeln und der Eigenart seiner Kultursubstanz ein Recht auf Weltgiltigkeit verleihen kann.

Agathon

Boardinghouse

Der Name schon ist charakteristisch. Den ganzen Kurfürstendamm runter und rauf findest du: Konfiserien, Robes, Plumes, Flirts, Kokottes, nur nichts, was auf märkische Erde paßt. Also auch kein Gasthaus, sondern ein Boardinghouse, wo du für den „Café" 40 Pfennige bezahlst und von einem ekelhaften Zeitungsneger begrüßt wirst. Ueberbaut ist dieser Besichtigungstempel von einem Taubenschlag, den nur der Konkursverwalter etwas gesäubert hat. Das war so was für diese „modernen" Jüngelchen, für diese Luderchen mit Stöckeln und Altersschatten. Die Männer jobbern sich mühsam die Tochtermitgift zusammen und die Tageswitwe steigt ab. Das ist Berlins Weh. In diese Unnatur paßte eine Gründung hinein, die wohl das staatsanwaltlichste ist, was die Reichshauptstadt bisher erlebt hat. Man machte die Sache natürlich per Aktienform. Die übliche Grundstücks„verwertung". Herr Fedor Berg, der sein schlimmes Krachtalent schon beim Eispalast erwiesen hatte, war die Triebkraft. Die Sache sah danach aus. Posaunenstöße zum Beginn, Geiertöne ein Jahr später. So was an Schluderei und Fahrlässigkeit, so was an Gewissensmangel ist kaum noch zu finden. Mit dem Konkurs ist die Angelegenheit nicht abgetan. Hier muß einmal in die Berliner Gründerseele geleuchtet werden. Heute nur ein Blick in die Bücher. Herr Berg führte sie und machte e i n e Eintragung ins Kassabuch. Das Memorial ohne Zeitinnehaltung, von Belegen keine Spur, ein

Digitized by Google

fortwährendes Wüten gegen § 38 Handels-Gesetzbuch. Dann setzten die Direktoren dieses unerhörte Verfahren fort. Zahlenmäßiges aber nicht materielles Uebereinstimmen der Konten, Hypothekenbelastung zum Drittel der beträchtlichen Schuld, Versteckspielen in der Bilanz. Diese Zauberer brachten es fertig, das Gewinn- und Verlustkonto unter die Aktiven zu schmuggeln. Natürlich Kreditgeschäfte zwischen Gründer und Verwaltung, fehlende Gutschriften, unglaubliche Zwischengewinne. Fünfundsiebenzig Prozent des Aktienkapitals sind überhaupt nicht eingezahlt worden. Aber verbucht sind sie. Das nennt man wie ein „ordentlicher Kaufmann" Geschäftsführung treiben. Selbstverständlich ist ein Geheimer Kommerzienrat unter den Lieblingen zu finden. Der Titel stammt aus Lippe-Detmold. Woog heißt der Mann. Er ist für den Kulturhistoriker unentbehrlich. So was kannst du in Berlin schockweise finden. Entzückender Darlehensgeber. Weltmann, wie gemacht zum Genossen des Herrn Berg.

Doch die Personen sind eigentlich gleichgiltig. Es ist das Ganze, diese ekelhaft ungesunde Berliner Gründungsluft. Ekelhaft und Luft. Das ist es. Man macht einen „Palast" auf, man ist alles schuldig geblieben, man bezahlt die Gläubiger mit unbezahlten Aktien, man freut sich des Lebens, während der Handwerker seine letzten Groschen prozeßbereit vorschießen muß. Man macht endlich einen frisch-fröhlichen Konkurs und findet bald wieder Schafsköpfe, die eine neue Pleite vorbereiten helfen. Hier müßte eine strafrechtliche Bodenreform einhauen, daß die Lappen fliegen. Kaschemmenbleichgesichter sind dagegen harmlose Jungfern. Schon der Streichholzklauer wird in Preußen verknackt. Der Millionenverbrecher macht die Bude zu und läßt die Gläubiger die Konkurskosten zusammenbringen. Solch ein Geschluder ist in dem paraphiertesten Lande der Welt möglich. Und Berlin, soweit es nicht betroffen ist, lacht. Es wird ein Witz mit Handbewegung gerissen. Indessen vermodert der Aktienfluch des gerechten und klugen Jhering im Bücherschrank. Die Kollegen von der praktischen Fakultät sollten ihn hervorholen, bedenken und danach handeln.

Carnifex

Zur Weckung des Interesses ...

Im Dorfe Leuthen hat sich ein Verein zur Weckung des Interesses für die glorreiche Schlacht von Leuthen gebildet. Um die Freude am Besuch des Schlachtfeldes zu wecken, hat der Verein nach Meldung der „Schlesischen Zeitung" Wegweiser aufgestellt, die die Form von friderizianischen Grenadieren haben. Bahnbrechende Gedanken kommen immer aus kleinen Orten, mögen auch die Schriftgelehrten — nach dem alten Schema „Was kann gutes aus Nazareth kommen?" — ihre Nase rümpfen. Der Leuthener Verein zur Weckung des Interesses für die glorreiche Schlacht von Leuthen hat mit seinen neuartigen Wegweisern nicht nur eine patriotische Tat vollbracht, sondern zugleich auch der Kunst neue Wege gewiesen; nun werden auch die Bildhauer eine Existenzberechtigung haben und wenn nun auf allen Gefilden Deutschlands, wo es etwas zu sehen, etwas zu gedenken gibt, wie Jasons eherne Drachensaat recht bärbeißige Statuen in Telegraphenstangendistanz emporsprießen werden, so werden die altmodischen Vogelscheuchen bald als überflüssig aufs Altenteil gesetzt werden können. Die

Digitized by Google

alte Uebung der Touristenvereine, den Wanderer durch farbige Markierungen zurechtzuweisen, war ohnehin eine schreiende Benachteiligung der Klasse der Farbenblinden, und mancher, der Rot von Blau nicht unterscheiden konnte, sah sich plötzlich auf der Spitze des Mönches, obschon er es partout auf die Jungfrau abgesehen hatte.

Nun, hoffen wir, wird das Beispiel des Vereins zur Weckung des Interesses für die glorreiche Schlacht bei Leuthen bald die Welt erobern, und die Verkehrsvereine vom Berner Oberland werden sicher alles aufkaufen, was es an Jungfrauen und Mönchen unter den mittelalterlichen Holzskulpturen nur gibt. Und was z. B. den Weg nach München anbelangt, der wird sicher mit Bieruntersätzen gepflastert und von Jesuitenwegweisern bepflanzt sein.

Die wenigen preußischen Städte, die kein Schlachtfeld haben, daß sie das Interesse für die dazugehörige Schlacht wecken könnten, werden damit vorliebnehmen müssen, die Wege in ihrer Peripherie mit Schutzmannwegweisern zu versehen, was immerhin von höchst eindringlicher pädagogischer Wirkung sein wird. Auch werden sie in Erwägung ziehen können, ob sie nicht schlechthin Bismarckfiguren, denen Stadtpläne um den Hals gehängt werden, verwenden sollen; die Kosten würden sich bei Massenfabrikation gar nicht so hoch belaufen.

Ueberhaupt: der Leuthener Gedanke bedarf einer Korrektur. Die Herren vom Verein zur Weckung des Interesses für die glorreiche Schlacht bei Leuthen scheinen von dem höchst unloyalen baccillus democratiae nicht verschont geblieben zu sein. Warum ixbeliebige friderizianische Grenadiere hinstellen, warum nicht gleich eine Schützenlinie von lauter Friederichs. Diese Modifizierung des Leuthener Gedankens hat noch einen Nebenvorteil. Man kann das Material, das sich in der Berliner Siegesallee angesammelt hat, schön verwerten. Es wird doch jeder Markgraf und Kurfürst in deutschen Landen ein Schlachtfeld haben, wobei er jetzt als Wegweiser zur Weckung des Interesses für seinen Ruhm delegiert werden wird. So kann noch manche fürstliche Persönlichkeit posthumerweise zum Führer des Volkes werden ... Den Berlinern aber kann die Dezentralisierung der Siegesallee nur recht sein. Schließlich ist man ein einig Volk von Brüdern und es ist nicht einzusehen, warum nun nicht auch das übrige Reich seinen Teil abkriegen soll.

A. J. Storfer

Der Bauernschreck der Steiermark

Es verlautet, daß Wölfe,

Einheimische Jäger versichern, daß nur eine Löwin

Mit Gewißheit steht fest, daß er ein Anlaß ist, einen Bezirkskommissär zu entsenden und mit der Ergreifung von Maßnahmen zu betrauen. Aber während der Kommissär Maßnahmen ergreift, ergreift der Bauernschreck weitere Kälber und vermehrter Schrecken die Leute. Ob das Fabeltier von der Entsendung des Bezirkskommissärs Kenntnis hat, weiß man nicht; wohl aber, daß es trotzdem weiterhaust und durch seine Unverschämtheiten nicht nur Statthaltereibeamte, Gendarmen und Jäger, sondern noch mehr Reporter und Redakteure zu neuen Unternehmungen reizt. Die Kühnheit und Ausdauer, mit der immer wieder neue Nachrichten über den Unhold in die Welt gesetzt werden, übertrifft bei weitem die Kühnheit und Ausdauer des

Digitized by Google

Unholdes in der Erlegung von Rindern und Rehen. Der Bauernschreck macht sich nur der Erbeutung schuldig, der Bauernschmock der Ausbeutung. Und schneller als der Jäger ist der Reporter zur Stelle, wenn eine Kuh zerrissen wird.

Daß sich eine Löwin monatelang in Kärnthen und Steiermark von Wild- und Weidevieh nährt, braucht noch kein Beweis dafür zu sein, daß diese Länder in Asien liegen. Erst daß ebenso monatelange Berichte, die sich bis zu Landkartenskizzen steigern, von einem gläubigen Volk, dessen Glaube Sensationsgier und Unwissenheit ist, mit Andacht aufgenommen werden, macht jene Gegenden verdächtig. Aber während in einem solchen Falle Jäger ausgeschickt würden und es hieße: euren Kopf oder den des unbekannten Tieres, was sicher diesem den Kopf kostete, „ergehen" in Steiermark Bekanntmachungen und Aufforderungen, werden Telephonleitungen gelegt und gestohlen, Gendarmen aufgefressen und im nächsten Morgenblatt dem Leben wiedergegeben. Und grasgrüne Wadelstutzenneugierde ist für einen Tag befriedigt und erhofft sich von dem nächsten neue Märchen von sachverständiger Seite.

Sie wird nicht enttäuscht. Die Märchensammlung heißt tausend und ein Stier und wird täglich zweimal fortgesetzt. Um jedes Vieh, das „gerissen" wird, reißen sich sechs Einsender und der Bauernschreck erweist seine Schädlichkeit, indem er mehr die Phantasie der Artikelschreiber als die der zu seiner Erlegung abgesandten Bezirkskommissäre und Kommandanten anregt. Denn nicht nur Juristen, sondern auch Infanteristen hat man ihm nachgehetzt und man verbindet auch hier das Nützliche mit dem Unangenehmen und macht aus der Jagd eine Felddienstübung. Es mag sein, daß sich der Bauernschreck in einer schwarzgelben Schlinge fängt. Er hätte seine Vorgänger. Aber es ist nicht wahrscheinlich, denn er ist ein geheimnisvolles, unbegreifliches Wesen und bringt immer noch lieber harmlose Rehe und Schafe um als wildernde Journalisten.

Bei der Beliebtheit, deren sich das Fabeltier als Ereignis und Thema erfreut, muß es auch seine Dichter finden. Neckische Erzählungen, die ihm ein größeres Interesse für verschwitzte Lederhosen als für frisches Wildfleisch zutrauen, finden beifallseifrige Leser und Weitererzähler. Er hat nicht nur fünfhundert Rinder, sondern auch einige Feuilletons auf dem Gewissen und es ist wahrscheinlich, daß uns bald ein einheimischer Poet eine Bauernschreckhymne dichten wird, zu singen von einem Chor von Bezirkskommissären, Gendarmen und Berichterstattern. Bedauerlich ist nur, daß man auch dann noch nicht genau wissen wird, wer eigentlich der Urheber aller dieser Veranstaltungen ist, wie er aussieht, wie er heißt; es bleibt der einzige Trost, wenigstens zu wissen, wovon er lebt.

Alfred Holter (Graz)

Hamlet ein Mutter-Problem

Unsere erotischen Seelenforscher sind von einer so unermüdlichen Geschäftigkeit, daß ihnen kein Feld zu weit und kein Weg zu steil ist, um überallhin ihre glänzenden Theorien aufzupflanzen und derart unsern trüben Horizont aufzuhellen. Nachdem die Psychoanalyse die Beziehungen lebender Menschen mit sensationellem Erfolg auf einen sexuellen Generalnenner gebracht hat, sind auch die Toten nicht mehr vor diesen interessanten Untersuchungen

Digitized by Google

sicher, und die Unsterblichen erst recht nicht. Erich Wulffen, ein Dresdener Staatsanwalt von unbesieglichem literarischen Ehrgeiz, hat uns in die Gedankengänge eingeweiht, auf denen der Kriminalpsychologe literarische Meisterwerke Goethes, Schillers, Ibsens oder Gerhart Hauptmanns beschleicht. Was er da entdeckt zu haben glaubte, war nicht viel, und jedenfalls nichts, was die ästhetische Betrachtung und Wertung irgendwie bereichert hätte. Nun ist er einen Schritt weitergegangen, und kommt uns psychoanalytisch. Der unsterbliche Hamlet hat dran glauben müssen.

Nämlich: es ist nicht der Tod des Vaters, auch nicht gekränkter Ehrgeiz, nicht der Ingrimm über den Brudermörder, nicht der Groll über den Thronräuber, was den Dänenprinzen zur rächenden Tat treibt. Sondern mit einem geradezu unerhörten Seelenschmerz packt ihn zu allererst und fast ausschließlich die rasche Verheiratung der Mutter mit dem Bruder ihres Mannes. Und warum? Weil die Neigung Hamlets zur Mutter unbewußt erotisch gefärbt sei, ein Gefühl, das sein ganzes Wesen und Handeln durchdringe. Hamlet ist also ein „Mutter-Problem". Weil er das ist, kann er nicht handeln wie ein normaler Mensch, etwa wie Laertes, der den Tod des Vaters sogleich rächen würde, sondern Hamlet muß zaudern, da er sich selber schuldhaft fühlt, schuldhaft der blutschänderischen Neigung, die um nichts besser ist als der Brudermord des Königs Claudius. Aber weiter. Warum tötet Hamlet den König endlich doch? Lediglich weil er durch den Tod der Mutter, die aus Versehen den Giftbecher trinkt, zur Tat gereizt wird. So zu lesen in „Shakespeares Hamlet, ein Sexualproblem" (Carl Duncker, Berlin).

Die Gemeinde der Freud'schen Theoretiker mag an diesem hoffnungsvollen Juristen ein großes Wohlgefallen haben. Andere Leute weniger. Sie werden sich nicht entschließen können, auf ihre fünf Sinne zu verzichten, um aus der Tiefe des Unbewußten blindlings Erkenntnisse zu schöpfen, die den natürlichen Ablauf eines künstlerisch aufs feinste organisierten Lebensprozesses in dieser hahnebüchenen „Wissenschaftlichkeit" auf den Kopf stellen. Denn so vielfältig auch die Tragik im Schicksal Hamlets bedingt ist, so zahlreich und abweichend die Erklärungsversuche für seine temperamentvolle Schwäche auch ausfallen mögen — daß sie just auf Rechnung einer unterbewußten Perversität zu setzen sei, diese Aufklärung ist denn doch das Tollste, was uns bisher zugemutet wurde.

Aber sie ist zeitgemäß. Insofern sexuelle Verirrungen ein beliebtes Thema der Erörterung unter fortgeschrittenen Zeitgenossen sind. Und weil die sexuelle Erotik überhaupt, dank unserer famosen psychoanalytischen Forschungs- und Behandlungsmethoden, mit gangbaren Schlagworten den Tag derer beherrscht, die nichts Rechtes mit sich anzufangen wissen. Diese Leute kommen sich plötzlich ungemein wichtig vor, weil sie eine neue Nüance in ihr Kulturheldentum einfügen können; weil sie aus verflossenen Pubertätsschmerzen sexuelle Belastungen folgern und sich jedenfalls ungemein interessant dünken, indem sie das tun.

Es ist aber weiter gar nicht interessant und wichtig, sondern zumeist eine etwas unappetitliche Mode, die sich des manchmal doch ungemein heilsamen Schamtüchleins entschlägt. Wenn diese Mode nun gar, in den düstern Mantel der gestrengen Wissenschaft

Digitized by Google

gehüllt, einherkommt wie Monna Vanna, um uns überraschende Lichter aufzustecken, wo es doch schon einigermaßen Tag ist, auch ohne sie, wenn die Kunst in dieser Weise von unten her angeleuchtet wird, so werden wir für möglichst viel frische Luft sorgen müssen, um besagte Lichter auszublasen. Wieweit die Psychoanalyse für die Pathologie der Geisteskranken und Neurastheniker Brauchbares geleistet hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Ihre Uebergriffe aber ins künstlerische Gebiet sind ein Unfug, den sie in ihrem eigensten Interesse vermeiden und bekämpfen sollte.

Eugen Kalkschmidt

Georg Büchner

Am 17. Oktober 1813, am Tage der Völkerschlacht von Leipzig, wurde dem in Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt, ansässigen Distriktsarzt Ernst Büchner ein Sohn geboren, der während seines wie ein Katarakt jählings dahinbrausenden Lebens weit mehr darauf bedacht war, in selbstloser ungestümer Kraftentfaltung dem „heiligen Geist" der Menschheit zu dienen, als die kurzsichtigen Wünsche seines tyrannischen Vaters zu erfüllen.

Georg Büchner saß acht Jahre auf den Schulbänken des Darmstädter Gymnasiums, tat sich durch „glänzende" Leistungen hervor und schrieb doch ärgerlich mit Riesenbuchstaben in sein Diktatheft: „Lebendiges! Was nützt der tote Kram!"

Und in Straßburg und Gießen öffnete der junge Student der Medizin sein leidenschaftlich bewegtes Herz bereitwillig den Fragen der Zeit. Die revolutionären Freiheitsbestrebungen der „Schwarzen" und anderer Geheimbünde packten ihn mächtig. Aber er hielt sich zunächst zurück und verschanzte sich hinter altkluge und skeptische Bedenken. Er verachtete die Phrase und erwartete das Heil allein von der Tat. Den Eltern schrieb er: „Das Ganze ist doch nur eine Komödie", und hochmütig sprach er von „revolutionären Kinderstreichen". Gleichwohl war er Demokrat durch und durch und ein Republikaner von reinstem Wasser. Sein Haß gegen den „Aristokratismus" schwoll unheimlich an und entlud sich endlich mit explosiver Heftigkeit in dem denkwürdigen „Hessischen Landboten".

Fast der klaren Besinnung beraubt, warf er kurz darauf im Elternhause das genialische Revolutionsdrama „Dantons Tod" binnen fünf Wochen aufs Papier, hielt des Nachts den ganz in seinem Bann stehenden Mitgliedern der von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte" radikale Vorträge und entzog sich, als der Boden unter seinen Füßen zu brennen anfing, seinen Verfolgern durch eine schleunige Flucht. In Straßburg ging so etwas wie eine Mauserung mit ihm vor. Er widmete sich mit verdoppeltem Eifer seinen medizinischen und philosophischen Studien, verkehrte brieflich und literarisch mit seinem Gönner und Freund Karl Gutzkow und arbeitete an seiner Dissertation und an mehreren Dramen.

Am 5. November 1836 veranstaltete er, nachdem ihm für seine Schrift „Sur le systeme nerveux du barbeau" der Doktortitel verliehen worden war, in Zürich eine Probevorlesung über die Schädelnerven, die ihm die venia legendi eintrug. Die Schweiz wurde dem jungen Dozenten und Dichter zur zweiten Heimat. Rastlos betätigte er sich. Im November 1836: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern ..." Und im Januar 1837: „In längstens acht Ta-

Digitized by Google

gen will ich ‚Leonce und Lena' mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen ..." Und dann fällte ihn hinterrücks der Tod. Am 19. Februar 1837 erlag er, nachdem er mehrere Tage wie ein Irrer getobt hatte, dem Typhus.

Georg Büchner als den „Johannes, welcher dem Messias Lassalle voranging", zu feiern, ist unangebracht. Jedenfalls ist der Verfasser des „Hessischen Landboten" kein Sozialdemokrat im heutigen Parteisinne. Die Not der Bedrückten frißt an seinem Herzen, und für eine heilige Pflicht hält er es, das von „unersättlichen Pressern" ausgesaugte Volk zu befreien. Aber der Dichter in ihm sträubt sich gegen irgendein mundgerechtes politisches Programm, und der Dichter in ihm erkennt sehr bald, daß alles Schreien und Schreiben des Einzelnen unnütz ist, und daß nur „das notwendige Bedürfnis der großen Masse" Umänderungen herbeiführen kann. Verzweifelnd spricht er von der deutschen Indifferenz, die alle Berechnung zu Schanden macht, und im Juli 1835 gibt er ein Urteil ab, das für die heutige Generation noch das Gewicht eines moralischen Vorwurfes hat: „Ich weiß, wie ... zerstückelt (sic!) die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes (sic!) Handeln unmöglich ist".

Den politischen Verschwörer und den Dozenten an der Züricher Universität verdrängt der Dichter von „Dantons Tod", „Leonce und Lena", „Lenz" und „Wozzeck". Grabbes und Griepenkerls kraftmeierischen Freskodramen wirken bunt und klotzig neben Büchners wundervoll beseeltem Revolutionsgemälde, und Brentanos „Ponce de Leon" erscheint als ein ohrenbetäubendes, plumpes Witzfeuerwerk neben dem schimmernden Schmetterling „Leonce und Lena". Tiecks und Hoffmanns Beschreibungen des Wahnsinns sind äußerlicher und romanhafter als der „Lenz", und die naturalistische Dichtung der achtziger Jahre (von der „Familie Selicke" bis zu den „Webern") hat keine Gestalt hervorgebracht, die den Wozzeck an psychologischer Glaubwürdigkeit übertrifft.

Georg Büchners entsetzlich früher Tod ist ein Trauerfall der deutschen Literaturgeschichte. Dieser Jüngling hätte, auf den Bahnen Shakespeares und Goethes wandelnd und den Antrieben seiner eigenen stürmischen Genialität folgend, noch manches Schriftwerk von unvergleichlicher Schönheit in die Welt setzen können. Sein Leben hätte mehr sein können als ein „Epigramm"; er hätte, wenn ich mich der Phraseologie seines Danton bedienen darf, Atem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen gehabt! Hans Harbeck

Das Leipziger Denkmal

Der steinerne Koloß, der auf dem Leipziger Schlachtfeld in fünfzehnjährigem Karren und Hebeln hochgewälzt wurde und nun fertig dasteht, lehrt uns eine erschütternde Weisheit: Es gibt ein willkürliches Wollen und ein metaphysisches Müssen. Die Kunst aber kann nicht, was sie will, sondern nur das, was sie muß.

Es mag einmal so gewesen sein, daß die Deutschen tiefergriffen waren von der Sehnsucht und der sittlichen Notwendigkeit, dem gewaltigen Geschehen der Völkerschlacht ein Denkmal zu setzen; Ernst Moritz Arndt forderte solche Wahrzeichen mit feuriger Inbrunst. Damals mangelte es an Geld, und so blieb das Gedächtnis der Toten und der Sieger den Herzen ihrer Kinder überlassen. Die Jahrzehnte gingen und brachten ein Geschlecht der organi-

Digitized by Google

sierten Phrase. Mit monumentaler Logik hatte die Entwicklung aus den Bausteinen von Leipzig das neue Deutschland geschichtet, ein lebendes Denkmal der Kraft, die damals geboren worden war. Des prophetischen Sängers heiliger Wunsch erfüllte sich; die Geschichte hatte sich selber geehrt, das Volk hatte den Helden des 18. Oktobers die Schuld gezahlt. Die geschichtsblinden Philister aber vermochten die Großheit solches Geschehens nicht zu begreifen und kamen nun in der Gemütlichkeit des Friedens pathetisch nachgehinkt. Sie empfanden nicht das lästerlich Lächerliche, der selbstverständlich gewordenen Wirklichkeit eine krampfhaft erzwungene Konkurrenz zu bieten. Sie begriffen nicht, daß solch steinernes Mal inzwischen aus einer nationalen Pflicht zu einer Vereinsmeierei geworden war. Wo ist in der Geschichte der Baudenkmale ein Beispiel dafür, daß einem noch so gewaltigen Ereignen nach hundert Jahren die für die Jahrtausende bestimmte eherne Form gefunden wurde. Nur solche unsterbliche Form aber wäre jener Tage würdig gewesen. Sie konnte nicht mehr geleistet werden; sie träumte nicht mehr im Rhythmus der Zeit, sie war von der Tatsächlichkeit überholt und damit unmöglich geworden. Die Pyramiden wuchsen aus dem Ewigkeitsgefühl der Pharaonen, St. Peter wölbte sich im Zenith des Papsttums; dem blutigen Glauben von 1813 konnte die parlamentierende Skepsis des zwanzigsten Jahrhunderts keinen Ausdruck gewinnen. Das Mißlingen des kurzsichtigen Planes eines sentimentalen Festeifers war von vornherein offenbar und ist nichts als eine Dokumentation der wirkenden Gerechtigkeit. So ist es denn gekommen, daß für fünf Millionen Mark (was sind Millionen gegen Blut) ein Monstrum nie dagewesener Art großgepäppelt wurde, ein Widersinn in sich selber, eine Gedankenlosigkeit und eine verlogene Ohnmacht. Die Phantome Persiens und Assyriens, die plumpen Ausbrüche tschechischen Wahnes wurden zu einem dumpfen Veitstanz beschworen; aus den Mumien eines entleerten Wotankultes und aus den Trümmern einer längst toten Symbolik wurde ein gräßlicher Fastnachtsscherz angerichtet. Die Größe dieses Denkmals erschöpft sich in Metern, in Nasen, die mannshoch sind, in zentnerschweren Zehen und in aufgeblähten Körpern von Akrobaten, die sich faltig wälzen. Wo ist in diesem bombastischen Steinfieber auch nur ein Zipfel deutschen Geistes und dankbaren Väterglaubens. Man steht erdrückt vor dem rohen Materialismus, der im Kubikinhalt den letzten Funken seelischer Andacht erstickt; man steht hoffnungslos vor solcher reklamehaften Großzerrung unfruchtbarer Gedankenarmut. Diesem Werkzeug der Willkür fehlt das innere Maß, darum wirkt es trotz seiner vielstelligen Ziffern wie ein Spielzeug, wie das Lallen von Epigonen, die heldenhaft sein möchten und nur kindisch sind.

Robert Breuer

Götter, Könige und Tiere in Aegypten*)

Es ist schwer ein gutes Buch zu schreiben über ein Land, dessen Bewohner jede bewußte innere Beziehung zu der gigantischen Kulturhöhe ihrer Altvorderen verloren haben und mit ihrer Geschichte Schacher treiben wie Proleten mit einem Zufallserbe.

Der Fremdenstrom, der sich mit seinen unseligen Erzeugern und Skla-

*) Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig 1913.

Digitized by Google

ven, den Tourist Offices, Dragomanen, Reklamepoeten, Ansichtskartenkitschiers, jahraus jahrein durch Aegypten wälzt, hat den Stimmungsgehalt, die Ursprünglichkeit des Landes wie mit einer dicken Schleimschicht überzogen. Feiles Gesindel mimt in den Straßen und Basaren „völkische Eigenart." Und wenn beim Sonnenauf- und Untergang irrsinnige Farbkomplexe am Himmel explodieren, fragt sich der nüchterne Beschauer kritisch, ob Cook auch da....

Mechtild Lichnowsky hat für die marktgängige Aufmachung des heutigen Aegypten nur ein mitleidig verächtliches Lächeln. „Schwedische Handschuhtöne" sieht sie in den abendlichen Nilwässern. Sie findet die Kraft, die breitgetrampelte Oberfläche zu durchdringen. Ihr reiches, reines Blut schafft ihr eine eigene und starke Beziehung zu den Göttermenschen, die vor Jahrtausenden dem Lande die unvergänglichen Merkmale ihres Riesenwillens und Schönheitsglaubens aufgezwungen haben. Wie sie den Kinderglauben der Gottkönige interpretiert, ihre Gräber und Paläste schildert: das ist keine Bücherweisheit, es ist empfundene, erlebte Geschichte, aus einem Künstlerhirn neu geboren.

Innigste Hingabe an alte Prächte und doch der starke Wille zur Gegenwart. Tiefstes Genießen der Fremde, dabei die unverrückbare Verwurzelung in der Heimat. Und über dem allen eine große, warme Güte, die sich hemmungslos den Tieren gibt — die Hummel Anna, die Hummel Sophie, der weinende Esel — und nur vor den Menschen schmerzlich zögert. Und ein leises Entsagen....

Ein starkes, schönes Buch, an dem man sich ehrlich freuen kann.

Ernst W. Freissler

Evangelium der Nacht

Wenn so stolz zu lichten Sternen
Tannenwaldung aufwärts steigt,
die Unnahbarkeit der Fernen
strahlend sich ihr niederneigt,

Stehst auch du im dunkeln Schauer
deiner Wurzeln wie ein Baum.
Und in deiner Fesseln Trauer
sinkt ein Licht aus jenem Raum.

Erdgeboren, erdgebunden,
dennoch traue, daß auch du
ragst in haupterhobnen Stunden
unnahbarem Glanze zu.

Rudolf G. Binding

Die alleinige Annahme von
Inseraten und Beilagen
für den März ist an
Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstr. 41
übergegangen.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße.

Digitized by Google

Vive l'Allemagne! Vive la France!

Von Gustave Hervé (Paris)

Gustave Hervés Buch „Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung" ist soeben in deutscher Uebertragung bei Duncker & Humblot, München und Leipzig, erschienen. Wir baten den bekannten französischen Sozialisten, sein Werk selber bei den deutschen Lesern einzuführen.

Spaß beiseite!

Werden wir, Deutsche und Franzosen, fortfahren, uns derartig wie Hund und Katze anzustarren in alle Ewigkeit hinein?

Werden wir fortfahren, Milliarden auf Milliarden in das bodenlose Faß des bewaffneten Friedens zu werfen?

Werden wir fortfahren, auf beiden Seiten der Grenze Zündstoffe anzuhäufen, damit eines schönen Morgens, trotz des friedlichen Willens beider Regierungen und der immensen Mehrheit beider Völker, eine einfältige Diplomatie, die mit dem Feuer spielt wie ein Affe mit Streichhölzern, einen Weltenbrand entfache und alles in die Luft sprenge?

Sollen wir auf beiden Seiten der Grenze, die Deutschen aus Furcht vor einem Revancheversuch der Franzosen, die Franzosen aus Furcht vor einer neuen Territoriumszerstückelung, — und in allen Ländern macht die Furcht die Leute dumm —, sollen wir fortfahren überall Verbündete zu suchen, ihr Oesterreich und Italien, wir England und Rußland, so daß wir von dem Triebwerk unserer Allianzen gefaßt werden, wenn es der österreichischen Regierung oder der Kosakenregierung einfällt — ich sage es trotz des Respektes, den ich einem Verbündeten der französischen Republik schulde — Dummheiten zu begehen, die nicht wieder gut zu machen wären?

Diese Fragen sind nicht an die Kanonen- und Panzerplattenhändler Deutschlands und Frankreichs gerichtet. Diese Patrioten

Digitized by Google

haben bepanzerte Ohren und kugelsichere Gehirne gegen alle Vernunftgründe, die eine Verringerung ihrer Dividenden herbeiführen könnten.

Ebenso wenig richte ich diese Fragen an die Chauvinisten Frankreichs oder an deren Brüder in Deutschland: mit dieser Sorte von Menschen kann man nicht vernünftig reden.

Sondern sie sind an alle jene zivilisierten Deutschen und Franzosen gerichtet, die da fühlen, daß ein neuer deutsch-französischer Krieg, wer auch immer der Sieger sein möge, im 20. Jahrhundert eine Schande für beide Völker und ein Zurücktauchen der Menschheit in die Barbarei wäre.

Für diese habe ich mein letztes Buch „l'Alsace Lorraine" geschrieben.

Elsaß-Lothringen? Aber ist denn diese Frage nicht schon seit 42 Jahren geregelt? Siehe den Frankfurter Vertrag. ... Man kennt die alte Leier.

Zugegeben: Diplomatisch gewertet existiert die elsaß-lothringische Frage nicht mehr.

Aber sie existiert psychologisch. Und das ist das Unglück!

Wir wollen doch keine Vogel Strauß-Politik treiben, nicht wahr?

Wenn es in Frankreich nur internationalistische Sozialisten gäbe — eine Sippschaft, der Ihr gehorsamster Diener zugehört, wie sein Strafregister beweist, das wegen allzu heftiger internationalistischer Krisen mit 11 Jahren und 3 Monaten Gefängnis geziert ist — dann wäre die Frage schnell geregelt: Trotz Elsaß-Lothringen würde man sich sofort umarmen. Nicht etwa, weil im allgemeinen die französischen Sozialisten das bismarckische Verfahren bewundern, das eine Provinz, die französisch war, von Frankreich losgerissen hat. Aber Frankreich, sogar das Frankreich der Menschenrechte, hat so viele ähnliche Taten auf dem Gewissen, von der Zerstückelung Preußens nach Jena angefangen bis zur Unterjochung einer Anzahl asiatischer und afrikanischer Völkerschaften, daß ein Sozialist, der den Sinn für das Lächerliche

Digitized by Google

bewahrt hat, sich wirklich grotesk vorkommen würde, wenn er von dem in der Person der Elsaß-Lothringer vergewaltigten Recht sprechen wollte. — Das Recht? Aber schlafen und tanzen denn nicht alle Großmächte auf dieser Sprungfedermatratze?

Und übrigens gibt es für den französischen Sozialisten andere, drängendere Probleme.

Schließlich, so sagt Herr Marcel Sembat in seinem neuesten Buche — und Marcel Sembat ist eine Autorität der französischen Sozialistenpartei — möge man die deutsch-französische Verständigung ohne Bedingungen schließen; nach der so geschaffenen Entspannung wird Elsaß-Lothringen ganz von selbst von der kaiserlich deutschen Regierung etwas weniger schlecht behandelt werden.

Das ist alles sehr schön.

Aber auf 12 Millionen französische Wähler gibt es im ganzen nur 1 Million Sozialisten und so optimistisch man auch sein möge, man wird zugeben, daß noch viel Zeit notwendig sein wird, bis sie die Majorität des Landes bilden.

Auf was es also hier ankommt, das ist nicht so sehr die Meinung der einen Million französischer Sozialisten, obwohl deren Gefühle ihre Wichtigkeit haben, sondern die Meinung der 5—6 Millionen französischer Republikaner, die für die radikale Partei stimmen, die eine der linken Regierungsparteien des gegenwärtigen Frankreichs ist.

Von diesen französischen Radikalen aber eine Verständigung mit Deutschland verlangen, ohne vorher über Elsaß-Lothringen zu „plaudern", das wäre ebenso unsinnig, als wollte man vom deutschen Kaiser verlangen, den Frankfurter Vertrag zu zerreißen und Elsaß-Lothringen bedingungslos und mit Entschuldigungen an Frankreich zurückzugeben.

Wenn man sich in Deutschland dieser Wahrheit verschließt, dann versteht man nichts von der Denkungsart des französischen Volkes.

Nicht etwa, daß die französischen Radikalen irgendwelche Revancheideen nährten. Sie denken nicht nur nicht daran, sondern — und auch das muß man in Deutschland wissen! — selbst die

Digitized by Google

Parteien der Rechten würden sich unmöglich machen, wenn sie es je wagten, offen für eine Revanche einzutreten. So sehr ist die Gesamtheit des französischen Volkes friedfertig gesinnt.

Welches sind nun in Bezug auf Elsaß-Lothringen die Gefühle jener radikalen französischen Bourgeoisie, die mit ihren Führern und ihrer Presse gegenwärtig das gesamte republikanische Frankreich, mit Ausnahme der Sozialisten, hinter sich hat?

Diese Gefühle sind sehr vielseitig:

Zunächst muß man eine gewisse ehrbare Sentimentalität berücksichtigen: Für alle Republikaner, für die der Patriotismus eine Religion geblieben ist, sind die Elsaß-Lothringer Brüder, die man der großen französischen Familie entrissen hat, in der man sie trotz ihres deutschen Ursprungs, und insonderheit seit der großen Revolution, immer mit der vollsten Gleichberechtigung behandelte. . . . Und diese Wunde blutet seit 42 Jahren.

Eine Wunde der Eigenliebe auch, wie hervorgehoben werden muß: Wie sollte sich der französische Nationalhochmut nach den Niederlagen, die ohne Beispiel in der Geschichte des modernen Frankreichs sind, nicht tief verletzt fühlen?

Dann aber hauptsächlich der Schreck, daß man eine neue Gebietszerstückelung erleiden könnte. Dies ist vielleicht das alles beherrschende Gefühl. Dieser Schreck nämlich ist es — und keineswegs ein Revanchegedanke — der das republikanische Frankreich in die Kosakenallianz geworfen hat und später in die Verständigung mit England.

Was tun, um diesen patriotischen Schmerz zu stillen, diese Wunde der Eigenliebe zu verbinden und diesen Schrecken des republikanischen Frankreichs zu beenden?

Es gibt nur ein einziges Mittel und dieses hängt von der öffentlichen Meinung Deutschlands ab: Eine Geste zugunsten Elsaß-Lothringens.

Aber welche Geste?

Digitized by Google

Eine Geste natürlich, die mit der Sicherheit und mit der Eigenliebe des verständigen Teiles der deutschen Nation vereinbar ist.

Es gibt in Frankreich nicht einen Republikaner, der sich einbildet, daß diese Geste die bedingungslose Rückgabe Elsaß-Lothringens zu Frankreich sein könne.

Gewiß, die Geste, die der öffentlichen Meinung in Frankreich am meisten zusagen und die Frankreich ohne Rückhalt, ja mit Begeisterung in die Arme Deutschlands werfen würde, das wäre der Austausch Elsaß-Lothringens gegen alle französischen Kolonien mit Ausnahme der des afrikanischen Nordens. Wie enorm auch das in Austausch gegen die annektierten Provinzen zu gebende Kolonialreich sein möge, die öffentliche Meinung Frankreichs würde ohne Klagen damit einverstanden sein. Nun ist es aber höchst unwahrscheinlich, daß die öffentliche Meinung in Deutschland auf diese Lösung, sowie auf andere ähnliche Lösungen, die ich in meinem Buche vorschlage, überhaupt näher eingehen würde; und außerdem ist es sehr ungewiß, ob diese Lösung nicht vom wirtschaftlichen Standpunkt aus große Nachteile für Elsaß-Lothringen selbst enthält.

Glücklicherweise aber gibt es eine weniger utopistische und näher liegende Lösung, die die Elsaß-Lothringer durch ihre kürzlich aufgestellten Forderungen uns selbst möglich gemacht haben, indem sie erklärten, daß sie sich damit begnügen würden: die Bewilligung der republikanischen Autonomie Elsaß-Lothringens im deutschen Kaiserreiche.

Unter der Bedingung nämlich, daß diese von der deutschen Regierung den Elsaß-Lothringern zu bewilligende Selbstregierung nicht nur eine Vertrauens- und Sympathiekundgebung für die Bewohner der Reichslande wäre, sondern auch ein Versöhnungs- und Freundschaftspfand für Frankreich — die Art zu geben ist mehr wert als das was man gibt — wäre diese Geste durchaus hinreichend, um eine Verständigung zwischen beiden Ländern möglich zu machen.

Digitized by Google

Damit, daß die französischen Abgeordneten so zahlreich an der ersten deutsch-französischen Verständigungskonferenz in Bern teilgenommen haben — von den Sozialisten abgesehen, waren etwa 130 bis 140 radikale Abgeordnete in Bern und darunter vier ehemalige Minister und Minister von morgen — haben sie dem deutschen Volke klar zu verstehen gegeben, daß sie bereit sind, mit den Vertretern des deutschen Volkes über Elsaß-Lothringen zu „plaudern" in der Absicht, dabei ein ehrenhaftes und gewinnbringendes Abkommen für beide Nationen zu erreichen.

Wenn nun jene radikale Partei, der die Mehrzahl der nach Bern gekommenen Parlamentarier zugehört, den „Block" mit der sozialistischen Partei wieder gebildet haben wird — und die politische Lage in Frankreich ist derartig, daß es unmöglich ist, die neue Blockbildung noch lange hinauszuschieben — dann wird diese Partei wieder die politische Macht besitzen und wird offiziell im Namen des französischen Volkes sprechen und handeln können.

Sache der deutschen Sozialisten und Radikalen und im allgemeinen aller Pazifisten und anständigen Leute aller Parteien in Deutschland muß es sein, den Vorteil der Stunde zu erfassen.

Die deutschen Sozialisten haben bereits damit begonnen, diese Frage der öffentlichen Meinung Deutschlands vorzulegen, indem sie auf ihrem letzten Kongreß in Jena einen Antrag des elsässischen Delegierten Grumbach zugunsten einer deutsch-französischen Annäherung auf Grund der an Elsaß-Lothringen zu gewährenden Autonomie angenommen haben.

Möge jetzt die bürgerliche Demokratie Deutschlands sprechen!

Wenn die 4½ Millionen Wähler, die in Deutschland für die Sozialdemokratie stimmen und die 1½ Million deutscher Bürger, die freiheitlich wählen, in allen Tonarten vom Rhein bis zur Weichsel die deutsch-französische Annäherung auf Grund der an Elsaß-Lothringen zu gewährenden republikanischen Selbstregierung im Rahmen des deutschen Kaiserreiches verlangen werden, dann wird die deutsche Regierung sie wohl hören müssen.

Digitized by Google

Und an diesem Tage wird der Frieden zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen sein; nicht jener schmerzhafte Friede, nicht der bewaffnete Friede, den man in Frankfurt in Blutschrift unterzeichnete, sondern der Friede, der weder Unzufriedenheit noch Rachsucht hinterläßt, der fruchtbare Friede, den zwei Gegner bei ihrer Versöhnung durch einen freundschaftlichen und loyalen Händedruck besiegeln. (Deutsch von Herm. Fernau)

Die italienischen Wahlen

Von Prof. Dr. Robert Michels (Turin)

Wer eines erneuten Beweises bedarf, um sich der Einsicht nicht zu verschließen, daß Imperialismus und Demokratie, wie sie heute verstanden wird, keine Gegensätze sind, sondern vielfach in kausalem Nexus stehen, der werfe einen Blick auf die in wenigen Tagen fälligen Wahlen zum italienischen Parlament.

Das italienische Volk ist lange Zeit das einzige in der Welt gewesen, das sich mit der immerhin geringen Ausnahme der Abyssinierkriege in der Frage der auswärtigen Politik logisch auf den Standpunkt seiner Herkunft gestellt hat. Geboren als Erstling des Nationalitätenprinzips, das jedem Volke das Recht auf das politische Bestehen, jeder nationalen Anima das Recht auf ihren politisch-staatlichen Corpus vindiziert, war Italien stets geneigt, für unterdrückte Völker oder solche, deren Territorien bedroht sind, diplomatisch einzutreten, ja seine Söhne fochten, zu Freiwilligenkorps geballt, in den Vogesen gegen die Deutschen, im Epirus gegen die türkischen Eindringer. Mit dieser Politik ist seit drei Jahren radikal gebrochen worden. Italien hat in völliger Nichtachtung ethnischen und ethischen Prinzipien und der alleinigen Richtschnur politischer Konvenienz folgend, sich mutig dem Imperialismus an den Hals geworfen.

Digitized by Google

Die bevorstehenden Parlamentswahlen sind die ersten, die nach dem Umschwung der Verhältnisse stattfinden. Sie werden den Umschwung zum Ausdruck bringen.

Bisher waren in Italien alle des Lesens und Schreibens Unkundigen, die sogenannten Analphabeten, vom aktiven wie passiven Wahlrecht ausgeschlossen worden. Den Forderungen der Sozialisten und Republikaner, das Wahlrecht zu einem allgemeinen zu gestalten und ihm nicht formell-intellektuelle, sondern steuergesetzliche und militärisch-rechtliche Gesichtspunkte zu unterlegen — darauf, daß der Steuerzahler und die Militärpflichtigen ein sittliches Anrecht auf die Teilnahme an der Mitbestimmung der Gesetze besitzen — hatte die Regierung selbst dann ein eisernes Nein entgegengesetzt, als die Parteien der äußersten Rechten mit so ernsten Maßregeln wie dem politischen Massenstreik drohten. Der größte Gegner, ja, man mag wohl sagen, Verächter dieser Gesetzesänderung war aber Giovanni Giolitti, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Wahlerweiterung als einen Versuch, das Land den Inkompetenten und geistig Minderwertigen auszuliefern, zu verhöhnen.

Der gleiche Giolitti beantragte selbst während des Tripoliskrieges, ohne jegliche direkte Not — denn er war gerade in jener Periode vor dem Angriff der Sozialisten sicherer denn je — das Wahlrecht völlig zu verallgemeinern. Bisher hatten sich 3 219 000 italienische Bürger im Besitz des Wahlrechts befunden. Von nun an sollten 8 572 000 mit diesem Grundrecht ausgestattet sein. Die Motivierung dieser Sinnesänderung der Regierung und ihrer Mannen ist ganz überwiegend patriotisch. Wider Erwarten gehorsam und freudig hatten sich die theoretisch von altersher der Kolonialpolitik abholden Bauern und Stadtarbeiter gegen die Türken geschlagen. Eine solche regierungsfromme Haltung erheischte Belobung und Ansporn zu weiterer Betätigung auf diesem Wege. Im Parlament führte der Ministerpräsident das Argument ins Feld: das italienische Proletariat habe sein politisches Reifezeugnis durch sein patriotisches Verhalten auf den Schlacht-

Digitized by Google

feldern Afrikas erbracht. Wer für ein großes Ziel das Leben freudig zu lassen bereit wäre, der sei auch fähig, das Interesse des Vaterlandes auch bei den Wahlen zu wahren und habe ein Recht darauf, vom Staate als Vollbürger betrachtet zu werden.

So ist das neue Wahlgesetz der unter den glänzendsten Auspizien unternommene Versuch einer Regierung, die Arbeiter- und Bauernmassen des Volkes im Dienste der Vaterlandsidee, wie sie von den Intellektuellen verstanden wird, gefügig zu machen. Es ist der Versuch einer Belobungspolitik, wie sie für eine sozialistisch reine Arbeiterpolitik gefährlicher nicht gedacht werden kann. Sie bedeutet den denkbar stärksten Anreiz zur stückweisen Aufgabe der Grundprinzipien des modernen Sozialismus zu Nutz und Frommen einer ausgesprochen bürgerlichen, ja monarchisch-liberalen Demokratie.

Was der Einzug der neuen 5 353 000 Wähler im übrigen Neues bringen wird? Wir meinen, in den Voraussagen ziemlich sicher sein und zusammenfassend sagen zu können, daß, wenn auch zugegeben werden kann, daß ein allzu großer Personenwechsel sich als Folge des Einzugs der neuen Millionenwähler in die Arena des politischen Stimmzettelkampfes sich ergeben mag, im ganzen die innere wie äußere politische Lage Italiens durchaus unverändert aus der Feuerprobe hervorgehen wird. Manche fürchten, daß die ungezählten neuen Haufen Proleten, welche das erweiterte Wahlgesetz in die Wagschale des öffentlichen Lebens wirft, über Gebühr das Heer des politisch organisierten Proletariats vermehren werde; eine unbegründete Besorgnis, da die sozialistische Partei zerspalten am Boden liegt und teils durch ihre alten Zerwürfnisse, teils ihre vaterländische Politik sich zur Zeit wenigstens völlig unschädlich gemacht hat. Andere jammern, daß, zumal in Süditalien, das Gros der Wähler den Klerikalen zufallen würde.

Das mag sein. Aber eine Gefahr schließt auch das nicht in sich und das aus zwei Gründen. Einmal liegt dem Papst aus sehr komplizierten Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen

Digitized by Google

möchte, selbst nichts an der Bildung einer ausgesprochen katholischen Partei in Italien. Der Vatikan hat erklärt, sein einziges Interesse bestehe in der Aufrechterhaltung der heutigen Familieninstitutionen (Nichteinführung eines Ehescheidungsgesetzes) und der Dotierung des obligatorischen oder doch wenigstens fakultativen durch Priester zu erteilenden Religions-Unterrichtes in den Elementarschulen. Die Kandidaten, die für diese Wünsche Gewähr bieten, sollen unterstützt werden. In praxi ist der Vatikan sogar noch weit transigenter. In Rom hat er in zwei Wahlkreisen die katholischen Kandidaten, welche gegen die Regierungskandidaten aufgestellt waren, zum Rücktritt bewogen, obgleich diese letzteren sich nur in ersterem der beiden Programmpunkte sine qua non erklärt hatten. Aber auch davon abgesehen besteht eine direkte klerikale Gefahr für Italien nicht. Die Trennung zwischen Kirche und Staat, die in der historischen Entwicklung des Landes tief begründet liegt, findet kaum Gegner. Ja, es darf heißen, es gibt in Italien weder Klerikale noch Antiklerikale, wenigstens nicht in französischem oder deutschem Wortsinne.

Auch im übrigen ist feststehend, daß die bevorstehenden Wahlen dem italienischen Staatskarren keine neue Richtung geben werden. Man mag es beklagen oder bejubeln, die Tatsache steht fest: die nunmehr fast über zehn Jahre währende Aera Giolitti hat es verstanden, die Ansätze zur Bildung eines modernen Parteiwesens in Italien im Keime zu ersticken. Sozialisten und Konservative, Republikaner und Katholiken, alle ziehen an fast dem gleichen Strange. So wird die Regierung fortfahren, die soziale Gesetzgebung in bescheidenem Umfang und bedächtigem Tempo weiter zu fördern. Sie wird fortfahren in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit als treue Vermittlerin oder neutrale Zuschauerin zur Seite zu stehen. Sie wird fortfahren, den Krieg in Tripolis zu Ende zu führen und die Kolonie modern herzurichten, ohne dabei auf ernstlichen Widerstand in der Kammer zu stoßen. Das italienische Volk hat gezeigt, daß es in seiner Gesamtheit verstanden hat, daß der Imperialismus Geld kostet und Opfer erfordert,

Digitized by Google

und hat es gelernt, die Folgen dieser Politik in der Volkswirtschaft ohne allzu lautes Murren mit altrömischer Grandezza zu ertragen.

Die beiden großen Aufgaben der nächsten Jahre, die Erneuerung und eventuelle Neuorientierung der Handelsverträge und die definitive Position in der äußeren Politik — Italien schlägt sich zugleich mit zwei Gegnern herum, Frankreich und Oesterreich, und wird sich diesen Luxus, der freilich in den Verhältnissen selber begründet liegt, auf die Dauer doch nicht leisten können — sind teils technischer, teils diplomatischer Natur. Beide werden im neuen Parlament ihren Widerhall, nicht ihre Erledigung und Lösung finden. Zwar ist Italien das typische Land der Demokratie in Europa. Aber wo Kompetenz vonnöten, tritt die Demokratie, falls sie nicht Uebel anrichten soll, in den Hintergrund.

Li-Lien-Ying

Biographie des Obereunuchen Li-Lien-Ying unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi

Von Liang-Yien

Vorbemerkung

Von Fritz Wertheimer.

Die Biographie des Obereunuchen der im Jahre 1908 verstorbenen großen Herrscherin ist vielleicht weniger eine streng sich ans Sachliche haltende Lebensbeschreibung, als ein modern-chinesisches Pamphlet, aber sie ist sicherlich eine der besten Sittenschilderungen, die wir vom chinesischen Hofleben der niedergehenden Mandschudynastie besitzen und als solche zum Verständnis des überraschend schnellen Unterganges der einst so berühmten Dynastie von großer Wichtigkeit. Die vorliegende Biographie ist eine der Einzeldarstellungen aus der neuesten Geschichte Chinas, die, nicht immer streng wissenschaftlich und unter Berücksichtigung aller Quellen, aber stets interessant und fesselnd geschrieben, von den Schülern des reformerischen Schriftstellers und jetzigen republikanischen

Digitized by Google

Ministers für Unterricht Liang-Chi-Tschau in den Buchhandel gebracht werden. Geschichtliches Verständnis ist ja bei den Chinesen nie gering gewesen, und die Begriffe für Sachlichkeit und Kritik sind in der letzten Zeit sogar vielleicht gewachsen. Immerhin sind auch bei der hier gebrachten Darstellung die Quellen oft Gerüchte und Dinge, die Jeder weiß, die aber Keiner beweisen kann. Der Philosoph Menzius hat schon gesagt: „Es würde besser sein, kein Buch der Geschichte zu haben, als alles zu glauben, was es enthält."

Die Biographie Li-Lien-Yings ist von einem unserer ersten Sinologen übersetzt worden, der seinen Namen nicht genannt zu sehen wünscht. Ich schicke ihr zum besseren Verständnis eine Einführung voraus und mache einige Randbemerkungen zu einzelnen Behauptungen, die dem deutschen Leser, der nicht so sehr mit den chinesischen Dingen vertraut ist, den allgemeinen Rahmen zu finden erleichtern sollen und die auch manche übereifrige Behauptung des chinesischen Autors etwas eindämmen sollen. Man soll gewiß nicht alles glauben, was diese Biographie enthält. Aber man darf der allgemeinen Sittenschilderung wohl Glauben schenken, denn hier deckt sich die Darstellung mit allem, was wir bisher über diese Zustände wußten, und sie erweitert und vertieft unsere Kenntnis wesentlich. Die chinesische Geschichte und insbesondere die Vorgänge der letzten Monate werden wir aber nie begreifen, wenn uns nur die äußeren Tatsachen bekannt sind, sondern dazu gehört vor allem ein tiefer Einblick in die Sitten-Zustände am Kaiserhofe. Daß Li-Lien-Ying viele Jahre lang der verhaßteste Mann in China sein konnte, dem man einen großen Teil der Schuld an dem Untergang des Kaiserhauses zuschreibt, das versteht man so recht, wenn man hier seine Biographie liest; und wenn man damit zusammenhält, was aus anderen Quellen berichtet wird, so wird man den Krebsschaden des ganzen Eunuchensystems voll begreifen. Die weitaus beste Schilderung des gesamten Hoflebens unter der politisch und staatsmännisch ebenso bedeutenden, wie persönlich skrupellosen und verschwenderischen Kaiserin Witwe Tzu Hsi, einer der größten Frauen, die vielleicht jemals auf einem Thron gesessen haben, bot uns bisher das Buch der früheren Hofdame der Kaiserin, der Prinzessin Der Ling: two years in the forbidden city. Prinzessin Der Ling hat als Tochter des Pariser chinesischen Gesandten eine ausgezeichnete europäische Bildung genossen, die sie mit der klassischen Bildung der vornehmen Mandschurin vereinte und die sie befähigte, mit offenen Augen zu sehen und zu empfinden. Zweifellos ist sie von der überragenden Persönlichkeit Tzu Hsis etwas geblendet worden, und da sie ihre Lieblingshofdame war, ist manch optimisches Urteil wohl auch verständlich. Aber trotzdem ist ihre Kritik offen und freimütig. Jedenfalls ist sie kundiger und eindringender als die Amerikanerin Miß Carl, die die Kaiserin Witwe einmal gemalt hat, um das Bild zur Ausstellung nach St. Louis

Digitized by Google

zu senden (die Prinzessin beschreibt in ihrem Buche übrigens auch jene Zeit des Portraitsitzens sehr schön), und die dann ihren Aufenthalt am chinesischen Hofe geschildert hat. Dann besitzen wir in dem ausgezeichneten Quellenwerke von Bland und Backhouse: China under the empress dowager, das F. v. Rauch (leider nicht sehr gut) ins Deutsche übertragen hat, sehr viele Einzelschilderungen vom chinesischen Hofe und auch Aufzeichnungen über die Wirksamkeit Li-Lien-Yings. Alles, was wir von ihm wissen, bestätigt im großen ganzen den Eindruck, daß er ein gefährlicher Herr gewesen ist. Interessant ist die Angabe der letzterwähnten Autoren, daß Li-Lien-Ying in der Boxerzeit seinen ganzen Einfluß bei der Kaiserin gegen die Fremden in die Wagschale warf und daß er, wenn es allein nach den Prinzipien der Gerechtigkeit zugegangen wäre und wenn die russische Botschaft ihn nicht aus unbekannten Gründen gedeckt hätte (?), als einer der ersten auf der schwarzen Liste des Friedens-Protokolls gestanden hätte, das heißt, hingerichtet worden wäre. Daß er gegen die Fremden stark gehetzt hat, scheint sicher. Und ebensogut stimmt zu seinem Charakterbilde die Tatsache, daß er, als der Hof von Peking fliehen mußte, unter dem bekannten chinesischen Vorwande der Erkrankung sich der allgemeinen Flucht entzog und erst zusah, wie die Dinge gingen. Als die Flucht glücklich verlaufen war, stellte auch Li-Lien-Ying sich wieder ein. Er soll damals bei der übereilten Flucht seine ganzen angesammelten Schätze verloren haben, durch den Verrat eines Eunuchen, den er später dafür köpfen ließ.

Die ganze Eunuchenschaft des Kaiserpalastes war aufs Beste geübt im Intrigenspinnen, und Prinzessin Der Ling will alle ungünstigen Berichte über die Kaiserin Witwe und ihren Lebenswandel auf solches Eunuchengeschwätz zurückführen. Li war darin aber sicherlich der Meister. Er soll 16 Jahre alt gewesen sein, als er „seine Familie verließ" (so nennt man die Entmannung in China) und hat sich aus dem armen Schuhflicker-Gesellen selbst zu einem der gewandtesten und schlauesten Höflinge erzogen, den die Geschichte kennt. Vielleicht kam auch eine tiefe innere Liebe für die Kaiserin Witwe dazu. Der glänzende Plauderer und Schauspieler soll beim Begräbnis der Kaiserin Witwe im Jahre 1909 ein wirklich klägliches Bild gegeben haben, als er, von Alter und Krankheit geplagt, dem Leichenzuge folgte, und er soll fast allein die Spuren wirklichen Jammers und aufrichtiger Trauer gezeigt haben. 40 Jahre hatte er seiner Herrin und damit sich gedient, denn die Bankiers in Peking sollen heute, da er in tiefer Zurückgezogenheit und fast schon vergessen lebt, sein Vermögen auf 40 Millionen Mark schätzen, obgleich doch die Besetzung der verbotenen Stadt in der Boxerzeit ihm den Verlust seiner damaligen

Digitized by Google

Schätze gebracht hat. Wenn er von den zur Reorganisation der chinesischen Flotte bestimmten Summen in den Jahren 1890—1894 gewaltige Mengen zum Ausbau des Sommerpalastes der Kaiserin abführte und so die chinesische Niederlage mit verschuldete, so hat er auch dabei sicherlich sein Schäfchen ins Trockene gebracht.

Persönlich verbreitete der große Herr, wo er hinkam, Schrecken und Furcht. Prinzeß Der Ling erzählt einen hübschen Fall. Eines Tages gab es während des Schlafes der Kaiserin Witwe einen ungeheuren Lärm im Palast. Die Kaiserin befahl ihrer Umgebung, den Korb mit den Bambusstäben zu bringen, und die Hofdamen und Diener mußten mit den Bambusstäben auf die aufgeregten Eunuchen und Diener losschlagen. Sie taten das lachend und lässig, aber keine Ruhe kam. Der Grund war der: Die Eunuchen wurden vom Volke auch oft „Krähen" genannt und sie haßten deshalb diesen Vogel. Sie ließen ihn besonders einfangen, befestigten unter den Füßen der Vögel Feuerwerkskörper und ließen die Tiere auffliegen, das Feuerwerk explodierte dann und zerriß zur großen Freude der grausamen Schar die armen Vögel. Das geschah gewöhnlich außerhalb des Palastes. Diesmal war aber unglücklicherweise ein Vogel über den Palast geflogen, und das Feuerwerk war etwas zu spät explodiert, daher kam der Lärm und die Aufregung. Auch Li hatte sein Nachmittagsschläfchen gemacht und war aufgewacht. Die Prinzessin beschreibt sehr lebhaft, wie alles Befehlen der Kaiserin nichts half, wie aber alles zur Salzsäule erstarrte, als der allmächtige Eunuch nahte. 100 Stockhiebe für die Schuldigen war die Strafe. Li, der keine Nerven und kein Mitleid kannte, ließ sie vollziehen. Er war einst zugegen, als ein Friseur das Haar der Kaiserin machen sollte, der nur zur Aushilfe da war, weil der Hauptfriseur krank war. Die Kaiserin wachte ängstlich darüber, daß man ihr kein Haar ausriß, und ihr Friseur wußte diesen unvermeidlichen Vorgang immer geschickt zu verbergen. Sein Stellvertreter aber gab auf die Frage der Kaiserin ohne weiteres zu, daß er ein paar Haare ausgerissen hatte und stand wie versteinert da, als ihm die Kaiserin befahl, die Haare wieder einzusetzen. Die Hofdamen konnten mit Mühe ein Lachen verbeißen. Li fragte seine Herrin: Warum ihn nicht zu Tode prügeln lassen? Und unverzüglich befahl ihm die Kaiserin, den Mann in seine Gemächer zu nehmen und dort gebührend zu bestrafen! —

Li war allmächtig. Er führte das Geburtsregister sämtlicher Hofdamen und regelte das Geschenkwesen, er erinnerte die Kaiserin an Festtage und besondere Gelegenheiten. Er schikanierte bis aufs Blut die armen Hofdamen, aber er war geschmeidig und glatt zur Prinzessin Der Ling, weil

Digitized by Google

er die besondere Liebe seiner Herrin für sie kannte. Die Prinzessin beschreibt einmal seine Ankunft bei irgend einer Gelegenheit: „Später kam der Haupteunuch Li-Lien-Ying in seiner Amtskleidung. Er besaß den zweiten Rang (sonst durften Eunuchen höchstens den vierten Rang haben!) und trug einen roten Knopf mit einer Pfauenfeder. Er war der einzige Eunuch, dem jemals erlaubt war, eine Pfauenfeder zu tragen. Er war ein schrecklich aussehender Mann, sehr alt, und sein Gesicht war voll von Runzeln. Aber er hatte wundervolle Manieren!" Der ganze Palast zitterte vor ihm, man ging zu ihm, wenn irgend ein Fehler vorgekommen war und bat ihn um seine Hilfe und seine Vermittelung, selbst die junge Kaiserin bat ihn um seine Hilfe in schwierigen Fällen. Nur der Kaiser Kuangsü hielt sich von ihm fern (Prinzeß der Ling entwirft überhaupt ein überraschend gutes und sympathisches Bild von diesem unglücklichen Herrscher) und erlaubte den Eunuchen nur, ihn anzusprechen, wenn er sie dazu aufforderte. Aber das Volk in Peking kaufte gern die Photographie, auf der die Kaiserin Witwe im Kostüm der Göttin der Gnade erschien und als erster Diener Li abgebildet war. Das war symbolisch für Lis Macht und Einfluß. Die Eunuchen waren verschlagen und grausam. Wenn die Kaiserin 10 000 Vögelchen kaufte und an einem bestimmten Tage freiließ, so zogen sie schon monatelang vorher einige Papageien auf und dressierten sie, damit sie bei der allgemeinen Flucht nicht davon flogen, Li aber erklärte dann der Kaiserin, diese Vögel hätten ihre Güte so gut erkannt, daß sie bei ihr bleiben wollten, und das Gesicht Tzu Hsis strahlte. Während sie aber für das Glück und Heil der 10 000 der Freiheit übergebenen Vögelchen betete, hatten draußen schon die Eunuchen Fallen gestellt und Vorkehrungen getroffen, diese Vögel einzufangen und dann zu guten Preisen in Peking zu verkaufen. (Vögel spazieren zu tragen, ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der Chinesen, sie gehen mit ihren Vögeln aus, ähnlich wie Europäer mit ihren Hunden). Solche und ähnliche Geschichten finden wir zu Dutzenden in den genannten Quellen, und alle ergeben zusammen ein Bild vom chinesischen Hofe, das uns die vollkommene Verlotterung und Verweichlichung der Mandschus erklärlich erscheinen läßt. Li war 40 Jahre lang das Haupt und die Spitze dieser Eunuchenwirtschaft. Er verkörperte das System, und auf ihn häufte sich der Haß und die Wut seiner Untergebenen und des gesamten Volkes. Man lese seine Lebensbeschreibung, die hier der chinesische Autor gibt. Sie erscheint als eins der interessantesten Dokumente der neueren chinesischen Literatur und bringt Licht und Aufklärung in manche bis jetzt dunkle Ecke.

Digitized by Google

I.

raußen ist der Himmel dunkel, der Frühlingsregen rauscht hernieder, und ich sitze im östlichen Pavillon meines Gartens müßig. Plötzlich fällt mein Blick auf eine japanische Zeitung, die vor mir auf dem Tische liegt. Ich lese den Namen des Li-Lien-Ying, des Obereunuchen. Der Reichsverweser, Vater des Kaisers Suen-Tung (die Sache ist drei Jahre her) habe dem früheren Obereunuchen am Kaiserlichen Hofe ein Landhaus geschenkt, damit er dort in Ruhe seines Alters pflege. Ich frage mich, ist das wahr oder ist das nur ein leeres Gerücht? Wahrlich, wo die Gerechtigkeit so mit Füßen getreten wird, muß der rächende Zorn der Götter entbrennen! Warum? War nicht bald nach dem Tode der Kaiserin-Witwe, die in ihrem letzten Willen geäußert hatte: „Laßt nicht die Eunuchen im Staate herrschen, sie haben manches glänzende Herrschergeschlecht zu Grunde gerichtet", die Nachricht gekommen, es sollte mit der Eunuchenwirtschaft gründlich aufgeräumt werden? Und war nicht Li-Lien-Ying einer der bösartigsten Eunuchen, die durch den Palast schlichen, kein Mensch mehr, sondern ein Dämon? Hieß es nicht damals, daß er der Kaiserlichen Strafkammer zum peinlichen Verhöre übergeben sei? Und dann wurde weiter erzählt in den Teehäusern der Hauptstadt, daß er um seines hohen Alters willen, und weil er so lange Jahre hindurch der Günstling der Fürstin gewesen war, verschont werde und binnen 100 Tagen das Weichbild der Stadt zu verlassen habe! Ja, man wollte erfahren haben, daß er seine Tage in einem Buddhistenkloster zu beschließen habe. — Li-Lien-Ying, ein sudraplärrender Mönch, ein köstlicher Gedanke! Ein alter Herr, der bis dahin still seinen Wassergeistertee geschlürft hatte, sagte bedächtig: „Die Kaiserin-Witwe hat ihn aus dem Schlamm des Volkes aufgehoben, ihn zu ihrem Kammerdiener gemacht, der jeden Morgen ihre mandschurische Haartracht zu frisieren hatte, sie hat auf dem Sterbebette gebeten, den Obereunuchen gnädig zu behandeln." „Was wollt ihr", rief ein anderer, „der Schuft bleibt am Leben,

Digitized by Google

fast ein halbes Jahrhundert lang hat er schweres Unheil über China gebracht! Zu seinem ungeheuren Reichtum wird er noch einen Teil der Schätze fügen, die die alte Kaiserin-Witwe hat bei Seite schaffen lassen. Er kennt all die Banken der Schansi-Geldleute, in die er auf ihren Befehl die Gelder hinterlegt hat!" So redete man in den Tee- und Weinhäusern und Klubs der Stadt. — Aber nichts geschah. Man forschte gar nicht in seiner dunklen Vergangenheit, man behandelte ihn glimpflich wie einen verdienten Staatsbeamten! Was hat dieser Mensch doch für ein außerordentliches Glück der Götter genossen! Ich, der Schreiber dieses aber möchte in die Vergangenheit des Mannes zurückgehen und erzählen, wie es ihm gelungen ist, in der Regierung die leitende Stelle zu gewinnen, und wie er hinter all den großen Ereignissen der vergangenen Jahrzehnte steht. Beginnen wir mit den frühesten Notizen über ihn.

Li-Lien-Ying stammt aus der Provinz Tschili, aus der Stadt Hokienfu. Von seinem Vater Li-Kwun, in der Zeit des Kaisers Hienfung weiß man, daß er eins der vagabundierenden Subjekte der Stadt war und mehrmals im schweren Holzkragen*) vor dem Gerichtsgebäude stand. Ein tüchtiger Mandarin der Stadt, Ja-Zing-Mu mit Namen, sah im Süden des Kreises eine weite Strecke Oedland und bat den Thron um die Erlaubnis, das elende Volk der Stadt, welches sich seit den Hungerjahren sehr vermehrt hatte, dort ansiedeln zu dürfen. Es kam aber dieser Sache wegen zu Tumulten, die Volksmenge stürmte das Yamen des Beamten und plünderte sein Eigentum. Unter den Plünderern war auch der Vater des Li-Lien-Ying. Der Beamte kehrte bald mit Soldaten zurück, und es ging ein schweres Gericht über die Missetäter. Li-Kwun aber hatte unter den Wertstücken des Man-

*) „Der schwere Holzkragen" bedeutet eine der leichteren Strafen im älteren China. Der Kopf des Verurteilten wurde in die mittlere Oeffnung eines quadratischen Holzrahmens gesteckt und dann der Rahmen geschlossen. Mit diesem schweren, wohl 1 Meter im Quadrat großen „Kragen" wurde der zu Bestrafende längere oder kürzere Zeit vor dem Gerichtsgebäude oder an öffentlichen Plätzen (nach der Abschreckungstheorie!) zur Schau gestellt.

Digitized by Google

darins, der ein großer Sammler war, gute Beute gemacht und floh damit unverzüglich nach Schantung, wo er sich in der Stadt Zingdschufu niederließ und ein Geschäft eröffnete.

Als nun diese Sache, welche viel Staub aufgewirbelt hatte, zur Ruhe gekommen war, kehrte Li-Kwun nach Hokienfu zurück, kaufte Land und Häuser, nahm ein Weib, und sein erster und einziger Sohn war Li-Lien-Ying. Seine Nachbarn kannten die Quelle seines Reichtums. Li-Kwun aber erzählte eine andere Geschichte, wie er mitgerissen worden sei von den Uebeltätern, wie er entflohen sei und in den Straßen Zingdschufus Kot aufgelesen habe, bis er einen kleinen Handel eröffnet habe, der ihm durch die Gunst der Götter geglückt sei. Aber mit dieser harmlos rührenden Erzählung konnte er seine lächelnden Zuhörer nicht überzeugen.

Wie gewonnen, so zerronnen, heißt ein chinesisches Sprüchwort. Li-Kwun starb und ließ seine Frau mit dem Knaben in gar dürftigen Umständen zurück. Als Li-Lien-Ying 16 Jahre alt war, starb auch seine Mutter, und der Junge wurde nun eine der Vagabundengestalten der Stadt, kräftig und stark, faul, zu allen üblen Streichen geneigt, der nur dann zu einer Arbeit griff, wenn er nichts zu stehlen fand und wenn ihn der Hunger plagte. So trieb er es bis zum 21. Jahre. Endlich fand er seinen Unterhalt durch Kauf und Verkauf von geschmuggeltem Salpeter und Schwefel zur Anfertigung von Pulver für Feuerwerkskörper, und da er dabei ein gewisses kaufmännisches Talent zeigte, kam sein kleines Geschäft in die Höhe. Aber endlich packten ihn die geheimen Spione des Mandarins, und er mußte ins Gefängnis wandern.

Im Gefängnis ging es ihm nun herzlich schlecht. Er magerte ab und sah mit seinem totenfarbigen Gesicht und den Lumpen am Körper wie einer der Menschen aus, die „vergessen im Kerker verfaulen." Durch einen Verwandten, der im Yamen als Schreiber angestellt war, wurde er endlich aus der langjährigen Kerkerhaft befreit. Dieser gab ihm auch 10 Täls, um einen kleinen Straßenhandel zu beginnen. Aber es dauerte nicht lange, so

Digitized by Google

hatte Li-Lien-Ying das Geld verspielt. Er fristete dann als Schuhflicker sein armseliges Dasein.

2.

In den Vorgemächern der Häuser der Vornehmen harren wie eine Wolke die Diener des Klanges der Glocke, die sie zur Aufwartung herbeiruft. Das ist das Bild in einer reichen, chinesischen Haushaltung. Im Kaiserlichen Palast ist es das Heer der Eunuchen. Nie war die Eunuchenwirtschaft schlimmer als unter dem Kaiser Yuen-Dsung, der Tang-Dynastie, sowie unter dem Kaiser Yung-Lo der Ming-Dynastie. Damals begrüßten die hohen Beamten, wenn sie zur Audienz befohlen wurden, ehrfurchtsvoll die Eunuchen, die in ihren verschiedenen Abstufungen den Betreter des Palastes empfingen und nannten sie Exzellenzen. Die Herrlichkeit des Himmelssohnes sollte dadurch in seiner ganzen Pracht offenbar werden, daß sich die Menschen sogar vor den Sklaven, die um seinen Thron stehen, so tief erniedrigten. So geboten es jene Kaiser in ihrem Hofzeremoniell. Und der Hochmut eines solchen Eunuchen wuchs ins Riesengroße, wenn der Gouverneur einer Provinz tief sich beugend vor ihm stand. —

Auch unter der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi wurde diese alte Hofsitte wieder erneuert. — Obereunuch war zu jener Zeit Schen-Lan-Yü *) der mit Li-Lien-Ying aus derselben Stadt stammte. —

Li-Lien-Ying rief noch immer durch die Straßen von Hokienfu aus, wo es alte Sandalen auszubessern gäbe und verdiente nur so viel, daß er kaum zweimal am Tage sich satt essen konnte. Er warf die elende Sache kurz entschlossen bei Seite und ging nach

*) Ob das richtig ist, scheint zweifelhaft. Andern Quellen zufolge, war Lis Vorgänger ein gewisser An-Te-hai, von dem allerdings Li ebensoviel an Verschlagenheit und Raubgier hätte lernen können. Dieser An-Te-hai, der nach einem chinesischen Pamphlete eigentlich gar kein Eunuch und sogar der Vater eines Sohnes der Kaiserin-Witwe gewesen sein soll, war sicherlich ein Meister der Verschwendung und wenn auch die Gerüchte von den zahllosen Palastmaskeraden und Orgien, deren Veranstalter er gewesen sei, übertrieben sein mögen, so bleibt doch genug an Tatsachen übrig, um zu sagen, daß er ein würdiger Vorgänger Lis war. Er fand ein unrühmliches Ende. Im Jahre 1869 sandte ihn die Kaiserin-Witwe, die sich damals mit der Kaiserin-Witwe Tzu-An in die Regentschaft teilte und in Geldknappheit war, nach Schantung, um Gelder und Tribut einzuziehen. (Siehe darüber das etwas phantasievolle Werk „la vie secrète de la cour de Chine,"

Digitized by Google

Peking. Vielleicht konnte ihm der Landsmann zu einer kleinen Stelle verhelfen. Tagelang trieb er sich in der Nähe der verbotenen Stadt umher, hungernd und bettelnd, bis es ihm endlich glückte, Schen-Lan-Yü, seinen Landsmann und Bekannten zu treffen. Er wolle ihm dienen, wie nur je ein Sklave seinem Herrn gedient. „Ich will dir auf Tod und Leben ergeben sein, nur hilf mir, daß ich dort Eingang finde in jene Stadt, damit ich immer um dich sei". „Wie wäre das möglich, Mensch, ohne verschnitten zu sein. Hier hast du Geld, vielleicht habe ich hin und wieder einen kleinen Auftrag an dich. Zeige dich mir von Zeit zu Zeit." So gelang es dem Li-Lien-Ying, wenn auch verstohlen, in das Viertel zu gelangen, wo die Eunuchen wohnen, und er gewann sich Freunde durch seine Bereitwilligkeit und Anstelligkeit. —

Nun galt es eine verwegene Tat, und der junge Mann führte sie aus. Nur dem Entschlossenen helfen die Götter. Auch sein Vater hatte zugegriffen, und es war ihm geglückt. Warum nicht ihm? Mehr als das elende Leben hatte er nicht zu verlieren! Aber gelang ihm der Einwurf dieses letzten Einsatzes, so sah er andere Möglichkeiten vor sich! —

Er kaufte ein Schermesser, betrank sich, schlich sich hinein und vollführte mit wilder Entschlossenheit den gefährlichen Schnitt. Man fand ihn in seinem Blute liegen und meldete die Sache dem Obereunuchen, der nicht wenig erschrocken war, als er seinen Bekannten sah. Er befahl den Bewußtlosen in seine Gemächer zu tragen, bat, der Wache nichts von dem aufregenden Vorfall zu

das in Paris 1910 erschien). Dort aber benahm er sich höchst eingebildet, maßte sich kaiserliche Ehren an, kleidete sich in die gelben Drachengewänder und sein Schiffszug auf dem Kaiserkanal glich einer kaiserlichen Fahrt. Der Gouverneur berichtete darüber an den Prinzen Kung und dieser erreichte von der Kaiserin-Witwe Tzu-An ein Dekret, das seine sofortige Enthauptung ohne Prozeß in Peking verfügte. So geschah es. Einige Eunuchen seines Gefolges erdrosselte man. Aber einem gelang es zu entfliehen und die Tsu-Hsi zu benachrichten und zwar durch die Vermittlung Li-Lien Yings. Diese konnte zwar das Geschehene nicht ändern, aber von jener Zeit an soll sie, die bisher nur ihrem Vergnügen gelebt, sich um die Staatsgeschäfte gekümmert haben und sollen die Versuche datieren, ihre Mitregentin auf die Seite zu schieben, was ihr bekanntlich im Lauf der Jahre glänzend gelang.

Digitized by Google

melden, und behandelte die Wunde seines Landsmannes mit jener heilkräftigen Salbe, die den Eunuchen bekannt ist für solche Fälle. So war Li-Lien-Ying ein Verschnittener geworden.

Eines Tages befahl die Kaiserin-Witwe dem Schen-Lan-Yü ihr das Haar zu frisieren, nach der Art, wie sie bei den vornehmen Mandschurinnen unter dem Namen „Pferdegehänge" bekannt ist. Durch ein feines Drahtgeflecht wird das meist sehr üppige Haar zu einer Frisur geformt, die mit einem Pferdebehang einige Aehnlichkeit hat. Sie wird mit Goldplättchen und köstlichem Gestein verziert. Auch der Zopf der Mandschuren, der auf uns Chinesen übergegangen ist, soll an das „Göttertier" erinnern, von dessen Rücken der Mandschure hochmütig auf die Welt herabsieht, als wäre sie die weite, unbegrenzte Steppe seines Heimatlandes. — Schen-Lan-Yü war nicht im Stande, das Verlangen der hohen Fürstin zu erfüllen und wurde ungnädig entlassen. Als er unter den Eunuchen davon sprach, rief Li-Lien-Ying plötzlich: „Ich vermag es, war ich doch in Hokienfu eine Zeitlang bei einem Zopfflechter beschäftigt und habe mich auch für die Haartrachten der Mandschurinnen interessiert." Am nächsten Morgen meldete Schen-Lan-Yü dies der Kaiserin. Geschmückt — eine hübsche Figur und ein interessantes, freches Gesicht hatte der verwegene Bursche — kniete er am nächsten Tage vor der Fürstin, die ihm befahl, mit dem Frisieren zu beginnen. Wo der Bursche die Geschicklichkeit her hatte, die Götter wissen es! Aber als die hohe Dame ihren Handspiegel nahm, erklärte sie sich für befriedigt. „Tritt jeden Morgen bei mir an und frisiere mich", befahl sie, und so kam Li-Lien-Ying als Kammerdiener in den inneren Hofdienst. —

Schen-Lan-Yü war froh, daß er aus der Ungnade gerissen war und unterwies seinen Günstling in allem, was er wußte, um das Wohlgefallen der Herrin zu erwerben. „Sei zurückhaltend, stets ehrfurchtsvoll in deinem Benehmen, vermeide alle üblen Gerüche an deinem Körper und nenne sie mit leiser Stimme:

Digitized by Google

Lau Fo Ya d. i. Alter Buddha.*) Der Kaiser Tung-Dschi wird Buddha genannt, die Kaiserin-Witwe hat aber als Anrede den Namen Lau Fo Ya angenommen."

So war der Vagabund als Kammerdiener in die nächste Umgebung der mächtigen Fürstin gekommen, der sie täglich frisierte, — wahrlich eine seltsame Geschichte, aber am chinesischen Kaiserhofe sind immer seltsame Geschichten an der Tagesordnung gewesen. — (Fortsetzung folgt.)

Tristan Bernard

Von Werner Klette

Man erzählt sich, der Verfasser des „Kleinen Kaffeehauses", Tristan Bernard, habe eines Tages im Parkett unerkannt der Erstaufführung eines seiner Stücke beigewohnt. Als man am Schlusse nach dem Dichter rief, sagte Tristan Bernard vergnügt und gespannt zu seinem Nachbar: „Ich bin neugierig, ob er kommen wird."

Kein besseres Beispiel seines Humors kann man anführen, obgleich seine „Mots" Legion sind. Oder finden Sie die Worte hübscher, mit denen er eine „Conférence" über die „Jumeaux de Brighton", seine Modernisierung eines Plautischen Parasitenstückes, einleitete? „Wenn ich Sie alle so dasitzen sehe, ist mirs, wie dem winzigen Entlein, das man auf den Tisch bringt: es zittert, wenn es so viele Münder sieht, die bereit sind, es zu verschlingen."

So leicht verständlich diese netten Worte sind, so schwer ist es, diesem bärtigen Lächler kritisch restlos beizukommen. Das gelingt kaum seinen Landsleuten, von denen neuerdings einer**) wenigstens so viel über Tristan Bernards bisheriges Leben gesagt hat, daß wir unsere eigenen Eindrücke von seinen köstlichen Werken mit etwas Biographie umkleiden können.

*) Lau-Fo-Ya = alter Buddha wurde Tsu-Hsi von allen Eunuchen genannt und durch diese kam der Name in die Bevölkerung Pekings und des Reichs, so daß er schließlich ihr ständiger Beiname wurde.

**) René de Chavagnes in der Revue (XXIV, 10).

Digitized by Google

I.

In Beſançon, wie Victor Hugo, iſt er 1866 zur Welt, 14jährig iſt er nach Paris gekommen. Als Schüler war er ein miſerabler Mathematiker, als Dragoner ein furchtſamer Reiter. Bald wäre er Advokat geworden; es genügte, daß er der techniſche Leiter der Aluminiumfabrik ſeines Papa wurde*), dann der ſportliche Leiter der Buffalo-Radfahrbahn.**) Da es mit dem Stahlroß nicht ging, griff er zur Stahlfeder, und dieſe vertauſchte er ſpäter mit der ihn (wie er behauptet) inſpirierenden Schreibmaſchine. Er nennt ſich gern den faulſten lebenden Schriftſteller, hat aber etwa 43 Stücke mit 82 Akten geſchrieben (1895/1913). Seine Augen erſcheinen ſtechend und böſe; alle aber ſagen, er ſei die Güte ſelbſt. Henry Bataille definiert ihn als das Faß des Diogenes, aus dem etwa des Sokrates Stimme hervortöne, und wenn ihm ſeine Kollegen, die meiſtens bei ihm etwas profitiert haben, ins friedlich und ſpöttiſch lächelnde Antlitz blicken, dann kürzen ſie die Formel: „Er iſt ein Vollbart, hinter dem was vorgeht" ab zu der glücklichen Syntheſe: „Triſtan Bernard iſt ein ernſter Vollbart, der lächelt".

II.

Die Aufzählung ſämtlicher Romane, Erzählungen, Komödien ſei Ihnen geſchenkt; Wißbegierige finden einige 26 von G. Sorbets in Nummer 149 der „Illustration théâtrale" zuſammengebracht, welche den „Unbekannten Tänzer" enthält. Dieſer gehört zu den ſechs wertvollſten Stücken, und neben ihm iſt „Das kleine Kaffeehaus" (Le Petit Café) ſein beſtkonſtruiertes Stück, „Der Hühnerſtall" (Le Poulailler) der philoſophiereichſte und lebendigſte Schwank und „Triplepatte" die beſte Satire; „Monsieur Codomat" aber wird fehlerhaft vor lauter Streben nach Aufrichtigkeit, und den „Costaud des Epinettes" haben wir lieb. Die arme Lantelme, die im deutſchen Rhein ertrinken mußte, durfte hier zum erſten Male zeigen, wie viel ſie konnte, und Triſtan Bernard bewies, bei aller bewußten Laxheit, ſeine zuverläſſige Kenntnis der verſchiedenſten Milieus: das des „Kraftpietſches vom Epinettenviertel" ſo gut wie das der Jubiläen feiernden Theaterdirektoren, und holte das in allen vorhandene Menſchliche heraus. Das Moment der Güte aber macht den Humoriſten.

Darf ichs bekennen? An dieſem Abend des 14. April 1910 iſt mir im Vaudevilletheater im Herzen aufgegangen, wer Triſtan Bernard iſt; die Verſtandesformeln gaben dann die Kritiker, wenn ſie ihn nannten: „Der Pointilliſt des

*) Davon ſpäter gelegentlich des Danseur inconnu.

**) An Intereſſe am Sport hat es ſicher nicht gefehlt; Triſtan Bernard iſt ein leidenſchaftlicher Freund des Sportes in ſeiner fürchterlichſten Form: des Boxens.

Digitized by Google

Humors"*) oder „Der Beobachter der Komik des Alltags"**) oder „Der Komiker von Charakter und Situation".***) Hier wußte ein Dramatiker Beſcheid auf der Bühne, ein gütiger Menſch im Menſchenherzen; für ihn fand derſelbe kluge Kollege die Charakteriſierung: „Er verſteht es, unendlich generelle Gefühle auszudrücken, indem er ihnen außerordentlich ſpezielle Formen gibt."****) Später aber lernt man, der beſte Triſtan Bernard ſteckt nicht im läſſig-ſanften und weiſe-nachſichtigen Roman, nicht einmal in jenen Dreiaktern, ſondern im Einakter. Im Einakter, wo die Friſche des Zuſchauers am leichteſten die detailfrohe Art des Humoriſten ertragen und genießen mag. Und ſo ſind vielleicht gerade unter den Einaktern die Meiſterwerke; etwa das von Lugné-Poë durch die Länder geführte „Freiheit iſt Bürde" (Le Fardeau de la Liberté) oder die vom Théâtre Français geſpielten Scherze: „Der anſpruchsvolle Maler" (Le Peintre exigeant) und „Engliſch wie mans ſpricht" (L'Anglais tel qu'on le parle).

III.

Triſtan Bernard trifft durchaus nicht immer ins Schwarze. Wie er ſich neuerdings in recht ungeſchickten und plumpen Titeln gefällt, ſo hatte die Kritik bei ihm oft anderes zu beklagen, als die bei einem Humoriſten verſtändliche Armut an Handlung. Er macht ſich nichts draus. Ueber zwei ſolcher Werke hat er einmal geſagt: „An die beiden bewahre ich eine ſehr gerührte Erinnerung; ſie ſind ſehr jung geſtorben." Genau ſo ulkt er, wenn die Reporter am Premièrenmorgen ſich bei ihm einfinden, ſagt ihnen etwa: „Die Leute in meinem Stück, das in der Normandie ſpielt, begeben ſich im Automobil von einem Schauplatz zum andern; ließe ich ſie mit den ſchlechten Zügen der dortigen Staatsbahn fahren, ſo brauchten ſie ſtatt 9 Stunden über 24: wo bliebe dann die Einheit der Zeit?" Oder wenn er den ausgezeichneten Poulailler, mit dem im Dezember 1908 das Théâtre Michel eröffnet wurde, ſo empfiehlt: „Das Fabrikat, das ich auf den Markt werfe, iſt feinſte Sorte, Modell 1909".

Manchmal freilich geht Triſtan Bernard über die humoriſtiſche Satire hinaus, und ſollte es je, was Gott verhüte, ein „Zyniſches Theater" geben, dann hat er mit ſeiner „Eintracht" (L'Accord Parfait) den erſten Schritt getan, denn das iſt nichts Geringeres als eine amoraliſche Umſtülpung des Ehedreieckes, ein zyniſcher Wechſelaustauſch von Gatte und Liebhaber.

*) Nozière in Gil Blas.

**) Paul Souday in L'Eclair.

***) Robert de Flers in Figaro und Liberté.

****) Léon Blum in Comoedia.

Digitized by Google

Von Triſtan Bernards (Sie dürfen das Triſtan ebenſowenig weglaſſen, wie Sie das „de Boulogne“ hinzuſetzen dürfen, wenn Sie vom „Bois“ reden), alſo von ſeinen Stücken geht die Rede, ſie ließen ſich nicht erzählen; wir müſſen aber die Probe machen. Dazu wählen wir nicht die allerliebſte Geſchichte, die (und weil ſie) auch in Deutſchland aufgeführt wird, wo ein Kaffeehauskellner bei Tage Kellner und bei Nacht Lebemann iſt, was ein Journaliſt, der „einen Märtyrer der modernen Ziviliſation“ bei der Fronarbeit überraſchen will, ſtaunend notiert.... Sondern wir wollen uns gemeinſam freuen über den „Anſpruchsvollen Maler“, den „Hühnerhof“ und den „Unbekannten Tänzer“.

IV.

Le Peintre exigeant läßt ſich alſo wirklich nicht erzählen. Die Komik liegt in den Charakteren, die Handlung iſt mehr als nebenſächlich. Das Stück iſt gut, nicht weil Hotzeplotz ein Maler iſt, der die Aufgabe, Herrn und Frau Gomois zu malen, komiſch ernſt nimmt, ſondern weil unſere Blicke von den Individuen weiterfliegen ins allgemein Menſchliche.

Wenn Hotzeplotz komiſch viel verlangt, ſo iſt das zu porträtierende, eitle Paar noch viel komiſcher, weil er und ſie ihm alles zugeſtehen. Hören wir zu.... Hotzeplotz, ein ſchnell begeiſterter und leicht abſpringender Menſch, jubelt: „Wie ſchön Sie ſind, Herr Gomois! So recht der kalte, gierige Geſchäftsmann! Und Sie, Frau Gomois, ſo gar nicht intelligent! Nichts von der häßlichen, ſo gar nichts von der ſcheußlichen Klugheit!.... Es wird was, es keimt, ich fühle, es wird reifen!.... Aber, Herr Gomois, wenn Sie ſich den Vollbart abnehmen ließen, wie gewänne da Ihr Geſicht an Ausdruck!....“ (Nach einer Weile, während deſſen Hotzeplotz ſich mit dem Töchterlein Lucie abgegeben hat, kommt Herr Gomois nackten Geſichts zurück; bedenklich ſchaut Hotzeplotz ihn an): „Es wird lange dauern, bis er wieder ſproßt!“ An jenem Töchterlein hat ihm die Klarheit des Lächelns, das freilich unabſichtlich bleiben muß, bezaubert; man denkt lächelnd an Hodler: „Dieſes Lächeln, ſchwärmt Hotzeplotz, muß erſt bis zur Spitze meines Pinſels dringen und dann bis auf die Leinwand. Dann wird man es ſehen, und ich kann verſchwinden; es exiſtiert definitiv“.

Der armen Lucie iſt es gar nicht wie lächeln; eher drohen die Tränen: ſie ſoll ihren Vetter Henri nicht heiraten! Einen Augenblick ſchwankt der Maler: ſoll er ſie noch unglücklicher machen, ſoll er die „wirkliche Syntheſe des Schmerzes“ malen?.... Lächelnd naht da Vetter Henri. Ihm ſteht das Lächeln ſchlecht. Stände der Schmerz ihm beſſer? „Aus Ihrer Heirat wird nichts!“ bemerkt darum der Maler. Aber auch im Schmerz ſieht Henri unintereſſant aus. Hotzeplotz läßt ihn fallen.... Da nahen Arbeiter, welche die Wohnung vorrichten

Digitized by Google

ſollen; Hotzeplotz will ein farbig reizvolles Milieu ſchaffen; ſchon ſind die Stühle friſch überzogen, und Hotzeplotz plant, dieſe koſtſpieligen Ueberzüge mit Aſche künſtlich zu dämpfen. Wie alſo der Arbeiter den Arm ausreckt, und hier denken wir an den „Baumfäller", triumphiert der Maler: „Das iſt ja die Syntheſe der ewigen Arbeit! Menſch, bleiben Sie ſtehen; Herr Gomois muß Ihnen 2000 Franken geben. Das iſt ja die ganze Menſchheit, wie ſie ſich anſtrengt. Fort mit den andern, ihr ſtört mich!"

Vorhang.

V.

Zur Charakterſtudie ein Situationsſchwank.

Le Poulailler fegt als dreiaktige Komödie über die Bretter. Bertrand hat ſeine junge Frau, Jacqueline, nach der erſten Honigwoche verlaſſen müſſen, da ſie ſeine Zärtlichkeiten, nach Hilfe ſchreiend, zurückſtieß. Troſt ſuchte er bei einer rumäniſchen Studentin, Vanina, und bei einer Freundin ſeiner Frau, Emmeline. Mit dieſen beiden genoß er die Freuden der Liebe bis zur Erſchöpfung. Er läßt ſich darum von einem befreundeten Arzte ein Zeugnis ſchreiben, daß er Ruhe braucht. Nirgends, ſo glaubt er, findet er dieſe ſicherer, als bei ſeiner jungen Frau.

Sie ahnen den Witz: in der Erinnerung ſind der kleinen Jacqueline Bertrands kleine Heftigkeiten gar nicht mehr ſo verabſcheuenswert vorgekommen, ja, ſie wäre nicht abgeneigt, dieſe verblaſſenden Erinnerungen ein wenig aufzufriſchen; ihrer alten Tante geſteht ſie das, und rüſtet *ihm* ſein Bett in *ihrem* Zimmer.

Nun hat er einen Freund, Léonard, der in pikantem Gegenſatz zu ihm eine dreiwöchige Abweſenheit ſeines Verhältniſſes zum Ausleben verwenden will. Der eine ſucht Ruhe, der andere Abwechslung. Was dem einen als „ermüdendes und lächerliches Geſtikulieren" erſcheint, darin ſieht der andere eine 14 lange Jahre entbehrte Ferienfreude.

Wir ſind im Schwank: die beiden Damen, die Bertrand „verſetzt", ſind ſehr hartnäckig. Vanina niſtet ſich als Geſellſchafterin bei der alten Tante ein, und da Emmeline ja mit Jacqueline befreundet iſt, dürfen wir auch ſie im alten Schloß begrüßen.

Während alſo Léonard vor Liebesſehnſucht zappelt, hat der Ruhe ſuchende Bertrand ſtatt zweier Frauen nun gleich drei auf dem Halſe. Dazu muß ihn Jacqueline erwiſchen, wie er Vanina zärtlich umfaßt, was er ihr doch nicht weigern kann. Und nicht minder nett iſt der Moment, wo Jacqueline der Freundin klagt: „Jetzt, wo ich ihn mir wie damals wünſchte, voll Glut und Schwung, iſt er müde." — Emmeline: „Stimmt!" — Jacqueline: „Wie weißt du das?"

Digitized by Google

Léonard aber herbergt in einem kleinen Pavillon, und das ist denn der „Hühnerstall". Er wird bedient von Irma, einem freundlichen und willigen Stubenmädchen. Schon hofft er .... Da kommt Vanina, um sich an Bertrand zu rächen. Schon hofft er .... Da kommt Emmeline, die im Schloß vor Froschgequak nicht schlafen kann. Kurz, die zum Schwank gehörige Unwahrscheinlichkeit ist da. Aber nicht darum erzähle ich Ihnen das alles, sondern damit Sie Léonard verstehen können, wenn er sagt:

„Das Schicksal hat mich erst lange spröde behandelt, nun überschüttet es mich plötzlich mit einer solchen Fülle von Glück, daß ich nichts davon profitiere!" Oder, um einem Besucher*) der Uraufführung das Wort zu geben: Tristan Bernard bringt es fertig, aus einem Schwank heraus folgende Philosophie erklingen zu lassen: „Der Mensch trägt in sich die Einschätzung für das Maß und den Zeitpunkt seiner Freude, ... die Lust duldet nicht, übernährt oder zu falscher Stunde befriedigt zu werden. Die gewünschten Dinge müssen sich an ihrem Platz, zu ihrer Zeit, im rechten Maße einfinden. Nicht nur das Uebermaß verdirbt sie, sondern auch ihr überraschendes Eintreffen und die Unordnung."

Also: der eine hat gar keine Frau, der andere gleich drei; jener erste möchte eine Frau, und da sich gleich drei einstellen, bekommt er gar keine. Das verwirrt ihn so, daß er, als auch noch Jacqueline auftaucht, ungezogen wird: er faßt es nicht mehr, daß eine Frau nichts von ihm will. So ist Bertrands Vorwurf nicht ganz unverdient: „Ich habe nacheinander Vanina und Emmeline hier eintreten sehen, und jetzt noch meine Frau!" — „Und das Stubenmädchen!.... du vergißt das Stubenmädchen!" jammert Léonard.

Nachdem Jacqueline Bertrand verziehen hat und sie sich geeinigt haben, angeregter Ruhe zu pflegen, vollzieht sich die äußere Lösung in wildem accelerando: die störenden Damen reisen ab, und der unglückliche Léonard .... Ich darf nur andeuten, daß die Tante dem Diener den Eintritt verweigert.

VI.

Le Danseur incconnu endlich. Durchaus nicht Tristan Bernards bestes Stück (das hat er überhaupt noch nicht geschrieben!) Aber es ergänzt die beiden anderen als komisches und sentimentales, als psychologisches und romantisches Werk. Ich glaube, es wurde überhaupt nur durch die Kunst des „jeune premier" André Brulé gerettet; es wäre besser ein Einakter.

Der erste und beste Akt enthält jene berühmte, jene entzückende 12. Szene zwischen Henri und Berthe, d. h. zwischen einem jungen Abenteurer und einem jungen Mädchen von Welt, so viel ich sehe das einzige, das Tristan Bernard

*) Léon Blum in Comoedia.

Digitized by Google

nicht mißlungen iſt. Junge Mädchen aus guter Familie ſind das einzige, was er nicht zeichnen kann. Das Stück enthält, wenn wir hart ſind, nur noch eine gute Szene, und wir erwähnen ſie kurz, weil ſie uns hinführt zu einigen Schlußworten über Triſtan Bernards Stoffe. Henri ſoll und will ſich Berthe, der guten Partie, nähern; gegen ſpätere Zahlung von 50 000 Franken will ihn ein ſauberer Freund dem alten Gonthier empfehlen und dieſem vorſchwindeln, Henri ſei wer weiß was für ein Held. In Wirklichkeit iſt er ein nichtsnutziger Vertreter einer deutſchen Metallfabrik: er weiß kaum, was ſie dort herſtellen. Dem Herrn Gonthier aber wird er als außerordentlicher Geſchäftsmann vorgeſtellt, worauf dieſer ihn ſeinem Freunde Blivet gegenüber ebenſo herausſtreicht. Ich überſetze einige Zeilen:

Blivet: Sie ſind Vertreter der Artberggeſellſchaft?
Henri: .... Ja, ja ....
Blivet: Beſonders Croniumſtahl führen Sie, nicht?
Henri: Croniumſtahl, ja, ja ....
Blivet: Zu welcher Verwendung?
Henri: Zu allen Verwendungen ....
Blivet: Sie haben auch Eiſenalumiumſtahl und Iridiumſtahl?
Henri: Ja, ja ....
Blivet: Sind Sie zufrieden mit dem Iridiumſtahl?
Henri: Nicht unzufrieden.

Blivet: Ohne in Detailfragen der Herſtellung einzutreten, die anſcheinend ſehr geheim gehalten werden, können Sie mir wenigſtens Ihre Reſultate ſagen, die Sie für Elaſtizität und Bruchwiderſtand erhalten haben?

Henri: Nun, ſehr ſchöne Reſultate.

Blivet: Welche Zahl erreichen Sie beiſpielsweiſe für den Widerſtand?
Henri (halblaut): Zehn oder zwölf.
Blivet: Zehn oder zwölf?
Henri: .... Dreihundert ....
Blivet (erſtaunt): Ah!

Henri (beiſeite): Ich habe ſehr ſchlecht geantwortet. Deſto beſſer. Nun kommt alles heraus, und mich ſetzt man vor die Tür.

Blivet (zu Gonthier): Er *will* nicht reden. Er muß famos im Handel ſein!

Mit dieſem Zitat haben wir den Ring geſchloſſen und ſind wieder bei Triſtan Bernards Biographie; denn Henris ſympathiſche Züge ſind ſeine eigenen, als er noch Aluminium fabrizierte; die anderen aber gehören einem Typus an, der ſich (nach der läſſigen Seite) in Triplepatte, nach der ſchüchternen in Daniel Henry (des Romans: Mêmoires d'un jeune Homme rangé) wieder-

Digitized by Google

holt. Sehen wir uns die Charaktertypen, die er mit Vorliebe zeichnet, und die Situationen, die „seine" Komik enthalten, zum Schluß ein wenig an.

VII.

Realist ist Tristan Bernard ebenso sicher wie Optimist.

Geldangelegenheiten sind ihm die Hauptquelle der Komik. Wenn der „Purotin" Henri in der 9. (und einzigen nicht schlechten) Szene des Schlußaktes des „Unbekannten Tänzers" jemandem 34 Franken zu geben hat und in den Taschen kramt: 28 hat er, mit den Sous sind es 31 Franken 80, mit den Briefmarken 33 Franken 50, mit zwei Rohrpostbriefen 34 Franken 10; aber diese 10 Centimes zu viel haben nichts zu sagen —: dann ist das, bei Tristan Bernard wenigstens, hinreißend komisch. Allgemein redet man bei Tristan Bernard bald so viel von Verträgen, Geld, Börse, Schulden und Nichtbezahlen, wie bei Henri Bernstein, der doch darin jeden Rekord schlägt.

Erweitern wir den Kreis: alle Kleinlichkeiten des Menschenlebens kennt unser Humorist, zunächst einmal der Dinge, dann auch der Charaktere. „Man darf über die Menschen nicht urteilen, weil das einen daran hindert, sie zu verstehen", sagt er so schön. Und so sind denn die Schüchternen bei ihm häufig, die er gern in einer unvorhergesehenen Situation komisch dulden läßt.

Aber er ist so reich, daß er sich fortwährend darüber amüsieren kann, wenn alle Versuche scheitern, ihn zu klassifizieren. Ein Essay über diesen König des Humors zu schreiben, verstimmt den ehrlich suchenden Kritiker: man kommt ihm nicht bei. Aber aus fast jeder seiner Komödien könnte man eine ganze Nummer der Fliegenden Blätter (nicht des Simplizissimus!) machen. Er ist Optimist; aber was ist er nicht?! Da ist ein Dolmetscher der englischen Sprache, der keinen Brocken Englisch kann; da ist eine Mission gegen die Unsitte der Menschenfresserei, die in Not kommt und Negerfleisch essen muß; da sind die verschiedenen, mehr oder minder liebenswürdigen Diebe, Einbrecher, Mörder, Hallunken, Parasiten, und Tristan Bernard würde uns auslachen, wollten wir sie einordnen als Gestalten der Berufskomik wie seine Hausbesitzer, Kellner, Dienstboten. Um sein Stoffgebiet noch weiter zu machen, hat er mit den verschiedensten Mitarbeitern gemeinsam geschaffen. Er war stets zu erkennen. Und jedesmal, wenn man etwas neues von ihm erfährt, kann man nicht erschöpfend sagen, was den Reiz der neuen Dichtung ausmacht; aber man lächelt noch lange ein bißchen töricht vor sich hin und sagt, wie vor einem verblüffend charakteristischen Brouwer oder Daumier: „C'est du Tristan Bernard!"

Digitized by Google

Der mißtrauische Schwager

In den Zeitungen wird so viel darüber geschrieben, daß man fast glauben könnte, die Sache sei so wichtig. Die ältesten Aengste und Besorgnisse der Legitimität kriechen aus ihren Löchern hervor und die wichtigen Mienen der Journalisten und Geheimräte legen sich in Falten, als ob in der Tat der Bau des preußischen Staates und des deutschen Reiches in der Welfenfrage verhandelt würde.

Das ist der reine Dunst, in dem sich staatsrechtliche Fliegenfänger gerne aufhalten oder Leute, die von der Bedeutung des Wohlergehens der p. p. Fürstenhäuser in seiner Rückwirkung auf die Nachtruhe der p. p. Staatsbürger durchdrungen sind. Dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit ist es furchtbar gleichgültig, ob und mittels welcher Kletterstücke der Schwiegersohn des Kaisers auf den braunschweigischen Herzogsthron kommt, und es sieht sich nicht mal um wegen der hannöverschen Frage. Diese ist erledigt, und ein verständiger Mensch läßt sich weder durch die Sentimentalität des hannöverschen Hofadels noch durch die Wichtigtuerei überflüssig werdender Welfenführer aus dem Gleichgewicht bringen.

Die Geschichte, ob der junge Prinz Ernst August, der in Rathenow auf dem Bahnhof steht und auf den Zug nach Braunschweig wartet, ob der vorher offiziell für sich und seine Familie feierlich auf den Thron von Hannover verzichtet, oder ob er die Meinung besitzt, sein Fahneneid als Offizier gelte als dauerhafte Anerkennung der Reichsverfassung, wird aus einer Welfenfrage zu einer Hohenzollernfrage.

Der Kronprinz taucht auf und wirft in die versöhnliche Familiensentimentalität seines Vaters einen Stein. Der Kaiser will dem Mann seiner Tochter keine Schwierigkeiten machen. Er hoffte auch, mit dieser Heirat ein Teil Verstimmung und staatsrechtliche Halbheit erledigen zu können. Aber er kommt nicht recht voran damit. Der Alte in Gmunden stellt sich zwar nicht selber mehr in den Kampf, aber die Herzlichkeit hat nach der Hochzeit wieder aufgehört, und er wehrt es nicht, wenn die Welfenführer, im Kampf um ihre öffentliche Existenz, alles besorgen, um Durcheinander herzustellen.

Die Cumberländer sind in einer verteufelten Situation. Ueber vierzig Jahren haben sie ihre Anhänger in der Romantik der Vasallentreue bei sich erhalten, und jetzt sollen sie deutliche Abschiedsworte sprechen. Der Alte kriegt das nicht mehr fertig. Der Junge weiß, daß das Ganze zwecklos, aber er will sich um eine solche Absage gleichfalls herumdrücken. Ungehemmte Zeitungsartikel sprießen hervor, und die traditionell geringe Beliebtheit des Welfenhauses — die ehemaligen Untertanen begannen mit ihrer heroischen Anhänglichkeit erst, als die Familie entthront war — sammelt nun den populären Wunsch auf dem jungen Prinzen: Entsagen sollst du, sollst entsagen! Und an die Spitze der populären Stimmung stellt sich der Kronprinz.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß er an der Sache interessiert. Denn wenn die Angelegenheit die Bedeutung hätte, die ihr von den Leitartikeln zugewiesen wird, dann gehörte es zu seinen Zukunftssorgen, einen künftigen Nebenbuhler um die hannoversche Residenz rechtzeitig unschädlich zu machen. Er hat darüber mit Bethmann Briefe gewechselt; der Kanzler will ihn beruhigt haben, daß

Digitized by Google

er keine Sorge zu haben brauche. Das ist ein interner Vorgang derart, wie die Akten in den Ministerien wohl Dutzende kennen. Das der Betrachtung werte ist nur, daß der Kronprinz gleich für die Veröffentlichung der Sache in seinem odiösen Leibblatt, den „Leipziger Neuesten Nachrichten" gesorgt hat. Das ist der Fall: hohenzollernsche Familienpolitik. Den Kanzler trifft das diesmal nicht. Der ist Statist im Schatten eines kaiserlichen Vaterwillens. Der Thronfolger meint den Vater — er macht das Wettrennen um Popularität.

Und der Vater runzelt die Stirne.

Theodor Heuss

Riedesel und Genossen

Der Landeshauptmann in Ostpreußen hat Ende Juli an die Direktoren der Landes-Heil- und Pflegeanstalten in Tapiau, Kontau und Allenberg eine Verfügung erlassen, in der er den Wunsch (!) ausspricht, kein Pfleger und keine Pflegerin möge mehr dem ostpreußischen Verein der Pfleger und Pflegerinnen beitreten, und alle, die noch Mitglieder wären, möchten ihren Austritt erklären. Alle Neuanzustellenden aber haben künftig einen Revers zu unterzeichnen, in dem sie sich verpflichten, weder dem Lokalverein noch dem allgemeinen Bunde mit dem Sitz in Neuruppin beizutreten. Wer seinem Verein treu bleibt, ist amtlich erledigt. Alle Vergünstigungen (Unterstützungen pachtweise Ueberlassung von Acker- und Gartenland, Gehaltsaufbesserungen ꝛc.) sind für den Outsider aufgehoben, die lebenslängliche Anstellung schwindet in nebelhafte Fernen.

Dieser Landeshauptmann tut mehr für den Staat, als amtlich von ihm verlangt wird. Im Vollgefühle bureaukratischer Sicherheit schleudert er seinen Erlaß heraus, er etikettiert immer noch nach altem Muster: treu, deutsch und pensionsberechtigt. Er benützt den besonderen Schutz, den die Beamten durch den Staat genießen und der sie wehrlos macht gegen gewisse Wirkungen neuzeitlicher Allgemeinentwicklung. Er überbietet den Staat mit seinem väterlichen Wohlwollen und macht sich und ihn zur Karikatur. Daß die Oeffentlichkeit sich mit seinen Praktiken befaßt, nimmt er heimlich lächelnd wahr. Es geht nicht anders. Jeder ersehnt den Sieg seines Gedankens. Wenn die „Tat" des ostpreußischen Landeshauptmanns im Lokalen versänke — was wäre das für ein Sieg! Nein, er will zünden, über weite Entfernungen hinweg. Solidarität, das ist sein Ziel. Auf ihrem Grunde entsteht das System. Er weiß: es kommt nicht so sehr darauf an, den Einzelfall zu produzieren, als das System heraufzuführen. Nun haben wir das System.

Herr von Riedesel, Landeshauptmann zu Kassel, hat das Verdienst für sich, das System durchgeführt zu haben. Dadurch, daß er gegen die Pfleger der Landes-Heilanstalt in Haina wie im ostpreußischen Falle vorging, hat er den Einzelfall ausgelöscht. Erst das System hat Anspruch auf das Interesse der Oeffentlichkeit. Herr von Riedesel wird siegen — selbstverständlich. Vielleicht hat er das Glück, das Fluidum des mit ihm entzündeten Geistes auf die Organe anderer Verwaltungen zu übertragen. Beinah sieht es schon jetzt so aus.

In der preußischen Eisenbahnverwaltung wird seit langem darauf hingearbeitet, aus der Beamtenorganisation ein offizielles Verwaltungsinstrument zu machen, auf dem nur noch vorgeschriebene Melo-

Digitized by Google

dien gespielt werden dürfen. Das heißt Desorganisieren. Und alles geschieht unter Heranziehung des überspannten Autoritätsbegriffs. Die Eisenbahndirektion Elberfeld hat soeben verfügt, daß ihr „alle Veränderungen in der Organisation der Fachvereine, in der Besetzung der Vorstandsämter, des örtlichen Geschäftsbereichs, des Fachorgans usw. auf dem Dienstwege sofort nach Eintritt" mitzuteilen sind. „Die Uebernahme von Aemtern in Fachvereinen bedarf der Genehmigung der königl. Eisenbahndirektion." In dieser Verfügung steckt mehr als ein Aergernis, das nur die Beamten angeht, sie ist in hohem Grade politisch oder wirkt doch so.

Seit 1852 hätschelt die preußische Bureaukratie ein Disziplinargesetz, dessen Grundzüge durch die Entwicklung längst überholt sind. Aehnlich ist es im Reich, wo das Gesetz von 1873 gilt. Artikel 98 der preußischen Verfassungsurkunde, der die Regelung der Rechtsverhältnisse der Beamten durch besonderes Gesetz fordert, ist immer noch nicht erfüllt, trotzdem der preußische Landtag die Regierung seit einem Jahrzehnt zur Initiative drängt. Es gibt nur ein Mittel, das endlich Remedur schafft: noch mehr Riedesel'scher Geist muß über die Beamten kommen. Die Staatsarbeiter rühren sich, sie wollen ein Staatsarbeiterrecht; die Privatangestellten drängen auf Schaffung eines einheitlichen Arbeitsrechts. Solange die öffentlichen Beamten der Firma Riedesel und Genossen durch ihre Passivität das Dasein erleichtern, solange werden sie vergeblich den Mangel eines zeitgemäßen Beamtenrechts beklagen.

Albert Falkenberg

Die Augenzeugen

„Der Kapitän und die Offiziere, sämtlich Engländer, verdienten das höchste Lob; leider aber muß ich sagen, daß die Mannschaften, Deutsche und Belgier, sich sehr schlecht benahmen" ... So ähnlich. Es ist der Bericht eines Geretteten vom Dampfer Volturno. Wir erfahren, wie sich die Passagiere, und wie unter ihnen die verschiedenen Nationalitäten, im Augenblick der Gefahr verhielten. Was der Kapitän tat. Wieviel Rettungsboote abgelassen oder nicht abgelassen wurden. Daß die Mannschaften sich kopflos und feige; daß sie sich umsichtig und mutig benommen haben. Daß es Deutsche und daß es vielmehr Ausländer waren. Dies alles mitsamt Kritik und Nutzanwendung: Stunden nach einem fürchterlichen Ereignis.

Unsere Berichterstattung hält auf Fixigkeit. Nur wenig Geduld, und man hatte den Bericht des Kapitäns, der sachlich die Fakten herzählt, das Urteil den andern überlassend. Doch bis dahin vergehen drei Tage: und solange darf der Zeitungsleser nicht warten. Was soll ihm der Tatsachenbericht (auf den er ein Recht hat) oder Totenliste, die man ihm telegraphiert, wenn es erreichbare Augenzeugen gibt? Sie haben die Stimmung erlebt, und sie wissen auch, was von dem Ereignis zu halten sei. Weshalb fragt man sie nicht? Man fragt. Und der Leser hat hinter dem Telegramm die „Erzählung eines Geretteten".

Sei es. Der Augenzeuge war in der Nähe, als die Feuergase der Explosion Menschen lebendig rösteten, er durchlebte bestialischen Sturm auf die Boote, die Sohlen seiner Stiefel sind versengt, er hat das Kentern gesehen und das Gebrüll Ertrinkender gehört, kaum, daß man ihn auf den Rettungsdampfer

Digitized by Google

trug, soll er einem Ausfrager Rede stehn ... Aber sei es. Wenn seine Nerven so fest sind, mag er das Material zum Stimmungsbild liefern. Nur: der Frager begnügt sich auch damit nicht. Er verlangt ein Urteil. Und dagegen muß man protestieren.

Menschen, die dem Grausigen entronnen sind, eignen sich nicht zu Berichterstattern; noch weniger aber eignen sie sich zu Richtern. Haben sie selbst nicht die Klugheit und Scham, mit ihrem Gutachten zurückzuhalten, so muß es ihnen bedeutet werden. Man kennt die Fragwürdigkeit erster Vernehmungen. Was aber soll man von dem Urteil erwarten, das unmittelbar aus dem wüsten Krampf eines Massenereignisses abgegeben wird? Das Ergebnis zeigt es. Kein Widerspruch fehlt; jede dankbare Lesart ist vertreten. Es kann ja nicht anders sein. Wo eine Vielheit ist, da ist der menschliche Durchschnitt; und wo ein Elementarereignis die Instinkte zusammenschüttelt, da erschöpft dieser Durchschnitt so ziemlich alle Möglichkeiten. Eine Masse von Hunderten, seien es Mannschaften oder Fahrgäste, ist heldenhaft und feige, aufopfernd und brutal, diszipliniert und tierisch, alles zugleich. Was gäbe es Menschliches, das auf glühendem Verdeck oder im kenternden Boot, zwischen Gehorsam und Todesfurcht sich nicht ereignete? Nicht zwei sind unter den Zeugen, die dasselbe gesehen haben. Doch sie urteilen; sie haben die Uebersicht nicht verloren; sie sind sogar in der Lage, praktische Völkerpsychologie zu treiben. Und ihr Urteil bleibt, bis auf Weiteres, giltig.

Sollen wir auf diese Zeugen verzichten? Natürlich nicht. Sie mögen aussagen, was in ihrem Gedächtnis lebt, Sachliches und Persönliches. Aber sie sollen ein wenig warten, bevor sie jede wilde Impression dem Drucke überantworten. Und sollen, vor allem, die Anwendung andern überlassen. Jede Katastrophe, bei der menschliches Verschulden in Frage kommt, hat ihre kompetenten Richter, und wenn es ein Elementarereignis ist, wenigstens ihre Sachverständigen. Sie mögen die Berichte der Miterlebenden prüfen, wenn das Material beisammen ist. Sie werden es sehr vorsichtig tun, und weit mehr nach der Verkettung der Dinge fragen als nach dem, im ganzen genommen, nie sehr verschiedenen menschlichen Verhalten.

Den Zeitungsleser aber kümmern die Elemente nicht, er will Schuld und Verdienst, ein vereinfachtes Drama. Das findet er, leider sofort, in den Berichten der Augenzeugen. Und gleichzeitig ein fertiges Urteil, erweitert zu einer scheinobjektiven oder gesinnungstüchtigen Würdigung der beteiligten Nationen. Katastrophen, sollte man denken, bringen die Völker zusammen; sie hätten genug zu tun, die gemeinsame Not einander tragen zu helfen. Hier bringen die Geretteten, kaum daß sie das Schiff der fremden Retter betreten haben, sogleich auch den Nationalhader mit. Das fehlte uns noch.

Hermann Friedemann

Auf dem hohen Meißner

Man muß dabei gewesen sein, um gründlich erfassen zu können, was der erste freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner am 10. und 11. Oktober gewesen ist und zu bedeuten hat. Aus den Beschlüssen, die gefaßt worden sind, kann man nicht viel davon erfahren, und auch nicht aus den Zeitungsberichten. Die Rede der Jugend ist Stammeln. Wenn sie mehr

Digitized by Google

sein soll, so verdient sie Mißtrauen. Einem Jungen, der das reife Alter belehren will, dem soll man antworten: „Du bist ein Großmaul." Das betonte Ferdinand Avenarius mit Recht in der Ansprache, worin die Jahrhundertfeier ausklang.

Das Wesen der Jugend offenbart sich in ihrem Treiben, ihrem Handeln. „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten." So lautet einer der Formeln, über die sich die Vertreter der 20 Bände, die zu der Feier eingeladen hatten, einigten. Man erklärt das vielfach für anmaßend. Zu Unrecht. Diese Jugend reißt sich mit einem Ruck von den schlechten Gewohnheiten unserer städtischen Kultur los, sucht zu den Quellen des Lebens zurück; doch sie will nicht nur von etwas frei sein, sondern auch zu etwas, was der Mühe wert ist. Nur daß sie auch in dieser Hinsicht den heutigen Erwachsenen mit einem gesunden Mißtrauen gegenüber tritt. Gottfried Traub ist einer, der dieses Mißtrauen zu überwinden weiß. Sein Herz für die Jugend offenbarte sich in seiner Mahnung an die Erwachsenen, daß das Wachstum der Jugend, wie alles Wachstum Stille, Ruhe brauche. Dieses Stillebedürfnis ist es ja gerade, weswegen die freideutsche Jugend außerhalb der Lernstunden in der Gestaltung ihres Gemeinschaftslebens von autoritativer Bevormundung durch erwachsene Erzieher frei sein will. Was Traub in seiner Festrede von der echten Vaterlandsliebe sagte, wird in den Herzen seiner jugendlichen Zuhörer noch lange nachwirken. Am zweiten Tage der Feier sprach Gustav Wyneken. Manchen ist er zu philosophisch. Immerhin lauschten ihm alle, auch die, auf welche sein etwas priesterhaftes Wesen befremdend wirkt, mit großem Ernst. Gerade bei diesem Redner konnte man wahrnehmen, ein wie fruchtbarer Boden die freideutsche Jugend für neue fruchtbare Gedanken ist, für die die Zeit der Verwirklichung erst kommen wird, wenn vieles, was heute noch trotzig besteht, zerfallen ist. Ein gewisser Gegensatz zu Wyneken ist Hermann Popert, der Verfasser des „Harringa". Wyneken will seine „freie Schulgemeinde" in den „Dienst des Geistes" stellen, Poperts „Vortrupp-Bund" soll eine „freie Tatgemeinschaft" bilden: Da hat man zwei Pole.

Die Tagungen sollen jedes Jahr wiederholt werden. Die Freundschaft aller Erwachsenen, die selber vorwärts wollen, sollte dem Streben dieser Jugend ein gewisser Besitz werden!

Otto Corbach

Solidaritätsgefühl

Das Solidaritätsgefühl der Berufe wächst, am stärksten freilich, sobald es sich um Fragen des Lohns und Gehalts handelt. Da hält alles zusammen, was sich sonst bekämpft. Man kann das auch unter Pfarrern erleben: in Fragen der Besoldung läßt man den Standpunkt zuhause. Dagegen haben wir garnichts einzuwenden; bloß predige man dann nicht den übrigen Klassen über die Sünde des materialistischen Geistes. Er hat überall die gleichen Nachwirkungen und fragt nicht, ob sein Anhänger Pfarrer oder Kaufmann, Lehrer oder Arbeiter ist; er wirkt überall wie süßes Gift. Das wird offenbar, sobald es sich um Verteidigung von höheren Gesichtspunkten handelt. Wir erleben jetzt wieder einen klassischen Fall. Dem Pfarrer Fuchs in Rüsselsheim, der

Digitized by Google

einstimmig als Nachfolger Traubs nach Dortmund gewählt ist, will das Konsistorium in Münster die Türe vor der Nase zuschlagen. Es will ihn überhaupt nicht einmal prüfen, ob er „wert" und „würdig" ist, in der preußischen Landeskirche Dienst zu tun, obgleich er schon Jahre hindurch seiner hessischen Kirche mit Treue und Hingebung gedient hat. Weil „man" zu rechter Zeit eine Erklärung hessischer Geistlicher an das preußische Konsistorium einschickte, die auch er einstens im Fall Jatho unterschrieben hatte, nahm man dies ad notam und will man schon von vornherein nichts mehr von ihm wissen. Was bedürfen wir weiter Zeugnis! Ein Zeichen mit Rotstift an der verdächtigen Stelle der Zeitung genügt. Drei Pfennige Porto und das Konsistorium ist unterrichtet.

Klärlicherweise steht hier ein Recht sämtlicher deutscher Landeskirchen in Frage. Die Zulassung zu einer mündlichen Prüfung bedeutet ein Recht, das jeder Geistliche einer Landeskirche hat, wenn er von der Gemeinde einer andern Landeskirche gewählt worden ist. Man sollte wirklich meinen, daß alle Pfarrer der verschiedensten Richtungen hier Hand in Hand gehen. Es handelt sich doch um sie selbst und ihre eigene Ehre: was heute dem einen passiert, kann morgen dem andern begegnen. Jedes Solidaritätsgefühl kann sich am besten beweisen, wo es gemeinsame Rechte verteidigt. Statt dessen geht ein hessischer Geistlicher im „Reichsboten" in so gehässiger Weise gegen Fuchs vor, daß man sich nur wundern kann, daß es solche „Kollegen" gibt. Er macht sich lächerlich über Fuchs, meint, es würde sich die große Mehrzahl der hessischen Geistlichen garnicht darüber aufregen, wenn Fuchs diesen Mißerfolg erlitte und fügt dann noch den häßlichen Satz hinzu: „man würde ja Fuchs persönlich die Beförderung gönnen und ihn ohne Widerrede ziehen lassen". Wenn sich auf geistlicher Seite eine solch niederträchtige Gesinnung offen herauswagt, dann wundere man sich nicht, wenn andere Stände und Berufe genug vom „geistlichen Stand" haben. Es fällt uns bei dieser Gelegenheit eine andere Geschichte ein, die wir hier zum besten geben wollen. Es ist ein Gespräch vor Jahresfrist, das ich am besten rein objektiv im Wortlaut wiedergebe, da ich mir seinen Inhalt keineswegs aneignen will. Ich hörte es zufällig und gebe es lediglich als eine Stimmung und Auffassung, die eben auch möglich ist und im bestimmten Fall wirklich war, zur Chronik: Es war von gewissen byzantinischen Stimmungen innerhalb des Konservatismus die Rede, und der eine sagte: „Ganz so schlimm kann ich's doch nicht finden. Die konservativen Landwirte in Westpreußen zum Beispiel sind doch ziemlich deutlich und wirksam für ihren „rausgeschmissenen" Kameraden, den Pächter Sohst, eingetreten!" — Worauf der andere zu meinem Entsetzen wörtlich: „Ja, erlauben Sie, so heruntergekommen wie Pastoren sind sie natürlich nicht!"

Eben hatten nämlich die Pfarrvereine abgelehnt, zum Fall Traub Stellung zu nehmen. Christoph

Der Kreuzzeitung auf die Finger!

In der Tat, man muß ihr ein paar draufgeben. Denn das hochmögende Blatt ist so unanständig geworden als ob es jetzt in die Konkurrenz mit den „Deutschsozialen Blättern" oder

Digitized by Google

dergleichen Organen treten wollen, das Blatt des preußischen Feudaladels.

Es stürzt sich, mit dem „germanischen Rechtsgefühl", das sich im übrigen in schwebende Prozesse nicht mischt, auf den Prozeß von Kiew. Die innere Sympathie treibt diese Kreuzesritter an die Seite der dumpfen und boshaften, abergläubischen und grausamen Russenpraxis. Ja, der Ehrgeiz geht, die grobe und offene Barbarei jenes Unternehmens in der Niedrigkeit der Gesinnung zu übertreffen.

Die Kreuzzeitung übertrifft die Russen, die für die Unterdrückung der dortigen Juden den Popanz eines sektiererischen Religionsverbrechers suchen, indem sie dem Judentum in seiner Gesamtheit den Vorwurf entgegenschleudert, das Verbrechen zu schützen.

Es genügt diesen Satz niederzuschreiben: „Nicht die Frage nach Schuld und Sühne, nach Recht und Unrecht ist für das Judentum das Ausschlaggebende, sondern lediglich das Bestreben, einen der ihrigen, ob schuldig oder nicht, dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen!"

Nichts weiter.

Die vollkommene Unanständigkeit eines derartigen Vorwurfs passiert unangefochten die Spalten des Blattes, das die Gesinnung und Bildung der herrschenden Schicht in Preußen zusammenträgt.

Zahllose Edelmenschen recken sich wieder in dem Bewußtsein ihres besseren Menschentums.

Und die Nowoje Wremja grüßt den Bruder dankbar um dieser Hilfe wegen.

Nichts weiter! Fridolin

Von Gottes Gnaden

Plötzlich soll er nun nichts mehr taugen,
Unser Otto, König von Gottes Gnaden,
Schon erscheint er auch den loyalsten Augen
Als wirklich stark daneben geraten.

Die Bayerntreue geht in die Binsen,
Man hört auf den Angestammelten niesen;
Man hat allerdings bisher vollwertige Münzen
Mit seinem Bild noch nicht zurückgewiesen.

Aber! Was nicht ist kann noch werden!
Man hockt teils im Wirtshaus, teils auf der Scholle
Und rechnet, teils Hochwürden, teils die Gescheerten
Um wieviel man den König verkaufen solle.

Kurzum ein äußerst würdiger Schacher,
Ganz wie um Krautköpfe oder um Radis,
Eins tröstet Herrn von Hertling, den Königsmacher:
Das Gottesgnadentum ist nämlich gratis!

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Hie Welf — hie Waiblingen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Welfenfrage, die beigesetzt schien, ist plötzlich wieder auferstanden. Eine nachträgliche Erregung bemächtigte sich erregbarer Gemüter. Eine Angelegenheit, die in der ersten Hälfte des Jahres Grund zu ernsten und sachlichen Erwägungen geben konnte, ist nach abgeschlossener Vermählung einer verspäteten Demonstrationssucht der alldeutschen Presse begegnet, die alarmierend und verwirrend gewirkt und nationale und loyale Kreise angesteckt und beunruhigt hat. Da es sich um ein Gemengsel persönlicher, politischer, höfischer und staatsrechtlicher Fragen handelt, so ist der Verworrenheit ein ausgiebiger Spielraum geöffnet. Es verlohnt sich die Dinge auseinander zu halten.

Des Kaisers einzige und besonders geliebte Tochter hat sich vor Jahresfrist mit dem ältesten Sproß der durch Preußen entthronten Welfenfamilie verlobt. Der Kaiser und der zürnende Vater des Bräutigams, welcher Herzog von Cumberland heißt und nach dem Legitimitätsprinzip auf Braunschweig und Hannover Ansprüche zu besitzen überzeugt ist, haben, der Erstere freudig, der Letztere minder freudig, ihre Einwilligung erteilt. Dem kaiserlichen Schwiegersohn ist der braunschweiger Herzogthron von dem Vater seiner Braut zugesagt und gleichsam im Reichs-Grundbuch aufgelassen. Der Schwiegersohn hat diese Aussicht akzeptiert und trat aus der bayrischen Armee in ein preußisches Husarenregiment über.

Damit war der weiteren Entwicklung präjudiziert. Und dies gedankenlos zu verkennen, ist der Fehler einer Agitation, die ein Jahr später einsetzt, nachdem sie aussichtslos geworden ist, wie die Einstimmigkeit des kommenden Bundesratsbeschlusses erklären wird.

Digitized by Google

Bei der Verkündigung der Verlobung flossen die Lippen der Gutgesinnten Presse über von heller Verlobungsfreude: durch die eheliche Verbindung des Zollern- und des Welfenhauses sei der alte Zwist beigelegt, durch den Eintritt des Welfensproß' in die Reihe der regierenden Fürsten als Herzog von Braunschweig sei ein dynastischer und staatsrechtlicher Ausgleich hergestellt. Deutschland habe Grund sich zu freuen mit dem Hohenzollernhaus und der Kaisertochter.

Der Prinz Ernst August schrieb in jener Zeit einen Brief an den Kanzler, daß er auch als Herzog von Braunschweig nichts gegen Preußen unternehmen wolle und ein loyales Mitglied des deutschen Bundesstaats sein werde. Dies, in Verbindung mit dem Uebertritt in die preußische Armee, dem Fahneneid und dem bevorstehenden Verfassungseid, galt als ausreichende Gewähr und als die Versicherung, daß er sich bei der Besteigung des braunschweigischen und Nichtbesteigung des hannoverischen Throns als Gemahl der Kaisertochter und präsumptiver Vater der Kaiserenkel beruhigen würde.

So sah und behandelte es Bethmann-Hollweg und mit ihm die Presse.

Die feierliche Vermählung hat stattgefunden, wieder unter Hekatomben von Leitartikeln und unter freudigen Worten. Der Kaiser hat beim Hochzeitsfest seines Lieblingskindes den besten, menschlich wärmsten Trinkspruch gesprochen, den er je gehalten hat, in Anwesenheit des Kronprinzen. Der Vater Cumberland hielt sich zurück, aber dies überraschte nicht bei dem Legitimistengeist des gekränkten Cumberlands.

Ich habe zur Zeit der Hochzeitsfeierlichkeiten in Berlin, zu der die Gekrönten herbeiströmten, an der Spitze der König von England und der Zar von Rußland, nicht verstanden, weshalb nicht damals die staatsrechtliche Frage gelöst worden ist und die Stellung eines Antrags im Bundesrate wegen Braunschweigs in den Herbst verschoben wurde. Denn daß der Bundesrat das Wort

Digitized by Google

des kaiserlichen Schwiegervaters einlösen werde, darüber bestand und besteht nirgends ein Zweifel.

Nun aber die Hochzeitsstimmung verflogen ist, wird von Alldeutschland und Jungdeutschland Bethmann-Hollweg der Prozeß gemacht, er habe deutsche Rechte dynastischen Interessen geopfert. Und als er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hochoffiziös sich dagegen verwahrt und auf die vollzogenen kaiserlichen Entschließungen zwischen den Zeilen hindeutet, wird der verschärfte Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er sich hinter dem Kaiser decke, statt diesen zu decken.

Es ist gut, alle politischen Akte unter die konstitutionelle Lupe zu nehmen. Aber was hier von Bethmann-Hollweg verlangt wird, das ist, daß er gegen die Verlobung der Hohenzollernprinzessin Viktoria Luise hätte ein Veto einlegen sollen, weil die Cumberländer nicht ausdrücklich zu erklären bereit waren, sie seien damit einverstanden, daß ihnen Hannover aberkannt worden ist. Das Letztere ging Ernst August, das Erstere Bethmann-Hollweg über die Kraft. Der Protest Bethmann-Hollwegs hätte sich gegen Kaiser Wilhelm II. und seine väterliche Verlobungseinwilligung gerichtet, der Protest wäre bei dem Mangel ebenbürtiger, protestantischer Königs- und Fürstensöhne vielleicht auf eine Ehelosigkeit der Prinzessin hinausgelaufen. Staatsrechtlich scheint es mir eine der allerheikelsten Fragen zu sein, wie weit bei einem Verlobungsconzens das väterliche Recht durch das königliche Recht und seine konstitutionelle Beschränkung eingeengt ist. Aber zugegeben, daß dynastische Verlobungen eine politische Seite haben, daß dies im vorliegenden Fall zutrifft und daß, auch ohne Gegenzeichnung, die konstitutionelle Frage vom verantwortlichen Staatsmann aufgeworfen werden kann, wie von Bismarck in der Battenberger Frage — so muß doch Bethmann-Hollweg so gut wie seine Vorgänger wissen, daß die Hohenzollerische Politik seit einem Jahrzehnt auf die *Beilegung des Welfenstreits* durch eine *Heirat* gerichtet ist. Das Auswärtige Amt, schon unter Hohenlohe und Bülow, war dem Plan einer Vermählung des

Kronprinzen mit der Schwester Ernst Augusts nahe getreten und nur der Abneigung des Hauses Cumberlands ist es zuzuschreiben, wenn nicht eine Welfin künftige deutsche Kaiserin ist.

Als diese erste Concordienformel versagte, und weil der Prince of Wales noch in sehr jugendlichem Alter steht, eröffnete sich, insbesondere nach dem Tod des ältesten Prinzen von Cumberland, die Zukunftsperspektive einer Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise mit dem nunmehr ältesten Agnaten des Welfenhauses. Es trat hinzu eine gegenseitige Neigung, die auch bei königlichen und kaiserlichen Vermählungen ein nicht unwesentliches Moment ist. Hätte der Reichskanzler das von Hohenzollern längst ersehnte Ziel ausschalten können und sollen? Die nationalliberale Fraktion spricht ihm ihr lebhaftes „Bedauern" aus, darüber, daß der Reichskanzler sich nicht in parlamentarische Fühlung gesetzt habe. Dieser Vorwurf trifft ihn manchmal in Fällen, in denen die nationalliberale Partei ihn nicht erhebt. Es ist bemerkenswert, daß die nationalliberale Partei eine konstitutionelle Forderung erhebt, die in ihren Konsequenzen so weit geht, parlamentarische Fühlung vom Reichskanzler vor seiner Zustimmung zu einer Verlobung im kaiserlichen Hause zu wünschen. Denn auf die Verlobung allein kommt es an. Alles andere ist logische Folgeerscheinung.

Herr Abgeordneter Friedberg wird das nicht ernstlich bestreiten können, angesichts folgender Erwägung: Hohenzollern kann seine Prinzessin nicht einem völlig Depossedierten vermählen. Der junge Welfe kann Verlobung und Vermählung nur bei einer wenigstens teilweisen Restitution eingehen. Ferner: derjenige, der kaiserlicher Schwiegersohn wird, kann sich nicht leicht dem Verdacht aussetzen, daß er diese Ehe um den Preis eines formellen Verzichts auf Rechte seines Hauses erstrebt habe. Der Tochtermann des deutschen Kaisers kann überhaupt nicht mit einem demütigen Mißtrauen behandelt werden, wenn nicht seine ganze Stellung von Anfang an notleiden soll. Die Welt von heute ist in solchen Dingen heikel. Nimmt er den Thron von Braun-

Digitized by Google

schweig an, ohne den von Hannover zu begehren, so liegt darin eine konkludente Handlung. Freilich, die Vermählung selbst schafft dem halbhundertjährigen Schmerz der Welfen und ihrer Anhänger moralische Bundesgenossen und darin liegt eine weitere Besonderheit: Ist Ernst August befähigt und deutsch genug, deutscher Herrscher von Braunschweig zu sein, so fehlt, wenigstes nach der rein persönlichen Seite die Möglichkeit des Gegenbeweises, daß er nicht deutscher Herrscher in all' seinen angestammten Landen sein könne. Aber mehr: Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig wird dies mitfühlen, für sich und ihre präsumptiven Prinzen. Hier also liegt ein menschlicher Konflikt, der in der Person der Hohenzollerntochter und Welfenmutter zugleich persönlich und politisch ist.

Das fühlen auch diejenigen Hannoveraner, die immer noch meinen, ihr Land könnte als deutscher Bundesstaat soviel sein, wie als preußische Provinz. Diese Hoffnung wollen sie nähren an dem Mangel eines formellen Verzichts und eben diese Tendenz macht sie für diejenigen Hannoveraner unbequemer, die die Umwandlung Hannovers in eine preußische Provinz als Fortschritt für das Land und das Reich verfochten haben. In den Empfindungen der Hannoveraner ist der Sitz der Erregung und der politischen Erwägungen. Man versteht auch, daß in Preußen schon die Erörterung dieser Frage durchaus unwillkommen sein muß. Und diese Stimmung suchen die alldeutschen Organe, immer geneigt, heikle Situationen zu erschweren, plump auszuschlachten. Damit ist gar nichts geholfen. Sogar ein von ihnen abgerungener, formeller Verzicht würde mehr schaden als nützen. Denn er würde den Wunsch nach seiner Rückgängigmachung nicht ausschließen. Nur eins kann helfen: wenn Ernst August in Braunschweig schlecht regieren würde. Regiert er gut, so wird nichts verhindern können, daß Vergleiche und Wünsche lebendig werden. Und man würde ihm das Mitleid des abgerungenen Verzichts entgegenbringen und diesen für moralisch unverbindlich ausrufen oder ausflüstern. Daß aber der Kaiser sich nicht befreunden kann,

Digitized by Google

seinem Schwiegersohn nach der Eheschließung Bedingungen zu stellen, die vor der Eheschließung nicht gesetzt wurden, sollte gerade den Schwärmern für Kaiser und Reich nicht verschlossen sein.

Unter diesem Gesichtspunkt ist das neuerdings von dem Kronprinzen erhobene Ansinnen zu werten.

Eine schwierige Situation seines Schwagers, seiner Schwester, seines Vaters und seines Reichskanzlers hat er nutzlos erschwert, mit seinem kronprinzlichen Einspruch und mit der selbstgerechten Zulassung der Publikation dieses vaterlandsrettenden Schrittes. Nutzlos — denn er hätte vor der Vermählung gegen diese ohne Verzicht Einsprache erheben müssen. Wenn er die Hochzeit mitfeiert und jetzt fortdauernde Depossedierung des Schwagers von dem Braunschweiger Thron fordert, befürwortet er die Nichteinlösung einer von Hohenzollern vor der Hochzeit gegebenen Zusage oder erweckten Aussicht.

Das ist in einer hohenzollerischen Familienangelegenheit seitens des Kaisersohns keine unanfechtbare Haltung.

Die staatsrechtliche Frage, ob ein Kronprinz Briefe schreiben darf, tritt angesichts der zweifellosen Unzweckmäßigkeit des verspäteten Schreibens und der Zulassung politischer Verwertung derselben durch alldeutsche Ruhmredigkeit in den Hintergrund. Ein Kronprinz hat natürlich das formelle Recht, Briefe an jedermann zu schreiben, und ganz gewiß auch in Familienangelegenheiten. Nur, wenn er gerade an den Reichskanzler schreibt, behandelt er die Angelegenheit selbst, als einen Gegenstand der Politik, und wenn er darin gleichzeitig gegen die Politik seines Herrn Vaters und seines Reichskanzlers Verwahrung und Protest einlegt, so ist damit ein Gegensatz markiert und eine Kritik des Kronprinzen an den Akten und Absichten des Kaisers und Reichskanzlers geübt, die Schwierigkeiten verursacht und Verwirrung anrichtet. Dies wird im allgemeinen nicht für die Aufgabe eines Kronprinzen angesehen.

Digitized by Google

Der deutsche Kronprinz hatte schon bisher keine glückliche Hand und keine guten Ratgeber, wie dies diesen Sommer vom „März" unter der Ueberschrift „Der deutsche Kronprinz" belegt wurde. Immer deutlicher tritt seine Fähigkeit, sich alldeutschen Beifall zu verdienen, hervor. Dieser Beifall aber ist kompromittierend, denn er wird keiner Draufgängerei vorenthalten. Deutschland aber dient dies nicht und auch nicht einer klugen und loyalen Lösung der Stimmungen und Verstimmungen, die man Welfenfrage nennt.

Die bayrische Königsfrage

Von Ludwig Thoma

Als staatsrechtliche Frage ist sie längst gelöst und eigentlich konnten ehrliche Zweifel über ihre Beantwortung nie gehegt werden. Dagegen ist uns nicht mit wünschenswerter Offenheit gesagt worden, wer die Frage zum ersten- und zweitenmale aufgeworfen hat und warum.

Daß König Otto nach den Bestimmungen des Familienstatuts von 1816, welche in die Verfassungsurkunde von 1818 übernommen worden sind, bei noch so lange währender Regierungsunfähigkeit König bleibt, ist klares Recht. Alles, was über Lücken der Verfassung, über Zustände, die man nicht voraus gesehen hat u. s. w. geschrieben wird, ist Zwirnsfädlerei und Larifari. Wer daran zweifelt, soll das erst kürzlich veröffentlichte Gutachten des bayrischen Ministeriums lesen und er muß einsehen, daß darin unanfechtbar die rechtliche Lage klar gelegt ist.

Daraus folgt, daß König Otto nur mit Abänderung der Verfassung entthront werden kann, und der servile Versuch der Zentrumspresse, mit nicht nur falschen, sondern auch verlogenen Hin-

Digitized by Google

weisen auf die liebe alte goldene Bulle dem Regenten das Recht der Proklamation zuzusprechen, ist abgeschlagen worden.

Wenn es notwendig ist, den bestehenden Zustand aufzuheben, dann muß es geschehen mit Einwilligung der beiden Kammern, und die Klerikalen kommen um die fatale Pflicht, Farbe zu bekennen, nicht herum.

Sie haben das erstemal nein gesagt, sie werden beim zweitenmale ja sagen.

Daß sich an ihren Gründen nichts geändert haben kann, ist weiter kein Hindernis; es ist nur eine Blamage, die sich diese konservativen Elemente selbst mit einem Verfassungsbruch gerne erspart hätten. Ist die Aufhebung der Regentschaft notwendig?

Die Antwort lautet „nein"; und der glatte Beweis liegt offenkundig vor in der sechsundzwanzigjährigen Regierung des verstorbenen Regenten Luitpold.

Es ist einfach nicht wahr, daß sich während ihrer Dauer diese Notwendigkeit fühlbar gemacht hat. Ueber die Bedenken staatsrechtlicher Tüpfler ist die Vernunft immer hinweggegangen und die Gesetzgebung ist nirgends auf Hindernisse gestoßen.

Wenn kürzlich im Namen aller bayrischen Handelskammern erklärt worden ist, daß die Aufhebung der Regentschaft als notwendig „ersehnt wird", so verstehen wir die heimlichen Beweggründe heroischer Kommerzienräte und lassen uns keinen Blimel-Blamel vormachen.

Den Hinweis auf das Volk, das sich nach dem neuen Könige sehnt, mögen sich die Herren sparen.

Das Volk ist erheblich taktvoller, als die Schar der Streber und es war dem alten Regenten Luitpold immer dankbar, daß er die Liebedienerei gewisser Herren vornehm zurückgewiesen hat.

Die Erinnerung an König Ludwig II. und sein Schicksal ist heute noch so lebendig, daß sie durch die Entthronung seines Bruders nicht aufgefrischt werden muß.

Digitized by Google

Das ist viel ernsthafter, als es die Byzantiner wahr haben wollen.

Lassen wir nur die klerikalen Thronstützen am bisher Unantastbaren rühren, lassen wir sie ihre Phrasen vom Gottesgnadentum selbst entkräften, es wird dazu beitragen, daß man die Leisetreter im Volke recht kennen lernt.

Um die Zukunft der evangelischen Kirche

Von Dekan F. Holdermann

Die Fälle Jatho und Traub gehören heute der Geschichte an. Beide haben ein außergewöhnliches Interesse und eine Bewegung der breitesten Oeffentlichkeit für die hier in Frage stehenden Probleme der evangelischen Kirche zu bewirken vermocht. Nach Verfluß von zwei Jahren, beziehungsweise einem ist aber die Frage berechtigt: Was ist der Ertrag dieser Bewegung? Für die evangelische Kirche vor allem. Denn die an den Namen Jathos und Traubs anschließende Bewegung wollte eine solche in der evangelischen Kirche und für sie sein. Was ist erreicht worden?

Ihr Kampf galt dem System protestantischen Staatskirchentums und seinem prononzierten Typus, der preußischen Staatskirche. Aber ein positiver Erfolg des Kampfes gegen dieses Staatskirchentum ist trotz der schweren Blößen, die es sich gegeben hat, und trotz des außerordentlichen Wiederhalls der Anklage bis jetzt kaum zu verzeichnen. Diese Position ist viel stärker und zäher als man gemeinhin glaubt. Man kann die Politik seiner Machthaber aufs schärfste verurteilen, aber man wird ihnen lassen müssen, daß sie den Mut besessen haben, gegenüber einem Hagel von Angriffen durchzuhalten. Sie haben ihre Aktion durchgeführt und zugleich ein abschreckendes Exempel statuiert. Sie haben Ruhe in der Kirche geschafft und ihr System

Digitized by Google

hat alle Stöße, die es auszuhalten hatte, mit robuster Gesundheit überstanden. Es steht heute fester denn je. Die Frage liegt nahe, ob es überhaupt aus der Kirche heraus zu Fall gebracht werden kann.

Die Erfahrungen bei den Fällen Jatho und Traub lassen die Aussichten hiefür recht pessimistisch betrachten. Ein Erfolg wäre möglich gewesen, wenn es hier zu einer anhaltenden starken Bewegung im Sinne einer Stärkung der freien Richtung in der evangelischen Kirche gekommen wäre. Aber davon ist leider, aufs Ganze angesehen, nichts bemerkbar. Die Entrüstung ist verflogen, und als einziger Niederschlag bleibt eine Verstärkung der Entfremdung und des Mißtrauens gegen alles, was mit der Kirche zusammenhängt, in den Kreisen, in denen diese Stimmung schon vorher reichlich vorhanden war. Das ist selbstverständlich nicht die Schuld Jathos und Traubs, deren Kampf und Opfermut ebenso nötig war wie er höchste Achtung verdient, sondern eben desselben Kirchentums, das diese Verkündiger eines freien Christentums aus ihrem gesegneten Wirken in ihren Gemeinden hinausgestoßen hat, in denen sie, um ein Wort Harnacks von Traub auf Beide anzuwenden, wie Eichbäume „gestanden sind". Es hat die Kirche um diese Kräfte ärmer gemacht und damit den Zusammenhang mit Vielen, die ihn noch nicht aufgegeben hatten, noch mehr gelockert oder ganz zerrissen.

Und doch ist letzterdings nicht das System schuld, sondern die, die es derart gewähren lassen. Dieses System müßte längst gefallen sein, wenn die Schichten, denen es zuwider ist und die sich zu entrüsten pflegen, nach jedem „Fall" nicht immer wieder in die alte Lethargie zurückfallen würden. Von dem Tag an, da die Gemeinden, beziehungsweise in ihnen die wahrlich nicht kleinen und einflußlosen Kreise, die dafür in Betracht kommen, das System Voigts und Genossen sich nicht mehr gefallen lassen, ist es vorbei mit ihm. Es mußte ein Sozialdemokrat, ausgerechnet der Abgeordnete Liebknecht sein, der neulich im preußischen Landtag auf

Digitized by Google

diesen faulen Punkt als die letzte Ursache dieser Misere in der evangelischen Kirche den Finger gelegt hat. Mit vollem Recht! Alle schönen Reden beim Kultusbudget in den Parlamenten helfen nicht weiter und könnten gerade so gut ungehalten bleiben, so lange die Gemeinden sich nicht aufraffen. Daran liegts.

Damit hängt auch der geringe Erfolg des kirchlichen Liberalismus bisher zusammen. Alles Bemühen und eine große Anzahl begabter Menschen, die in dieser Arbeit stehen, haben ihn — einzelne Fälle abgerechnet — aus einer Pfarrersache bisher nicht zu einer wirklichen großen Volkssache zu machen vermocht. Wie in jedem andern Tätigkeitsgebiet, so entscheidet eben auch in der Kirche über die Macht die lebendige Betätigung, die stärker ist auf der Seite der Orthodoxie, weil sie mehr Mitarbeit aus den Gemeinden hinter sich hat. Alle kirchenpolitischen Aktionen vermögen das mangelnde Interesse nicht zu ersetzen und ebensowenig dauernd zu wecken. Selbst die von der breitesten Oeffentlichkeit getragene kirchenpolitische Bewegung der Fälle Jatho und Traub ist schließlich, für weitere Kreise wenigstens, eine Episode geblieben. Fragen, wie die Befreiung vom Apostolikumszwang, die in einzelnen kirchlichen Kreisen noch eine Siedehitze erzeugen, finden in den breiten Schichten unserer Gebildeten heute kein Interesse mehr, höchstens noch eine momentane Sensation. Das ist das Gericht, das die Laien über eine Kirche halten, die heute noch über Formeln streitet, während inzwischen die großen Fragen des wirklichen Lebens an ihrer Tür vorübergehen. Ob für die Wahlen zu den Synoden anstatt ein Tausendstel der Gemeindeglieder künftig ein Hundertstel wählen soll, das ist unseren Laien so lächerlich gleichgültig wie irgend eine weltfremde Doktorfrage. Heute geht es auch bei der Kirche auf das Ganze. Wir stehen heute in der evangelischen Kirche vor der Tatsache einer ins Ungeheure gewachsenen Entkirchlichung, bei der ihr zu denken geben muß, daß die Meistbeteiligten dabei die beiden führenden Schichten der Nation sind, die Oberstufe unserer Kultur und die Arbeiter.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, in eine Erörterung der Ursachen dieser Erscheinung hier einzutreten. Gewiß kommt entscheidend der große Entwicklungsprozeß der Säkularisation alles Lebens und der Gesellschaft in Betracht, den die Kirche nicht hemmen kann. Zum andern habe ich jene Ursachen bereits angedeutet. Hier, in der Entkirchlichung großer und besonders der führenden Schichten des Volkes liegt die Kehrseite und die Quittung des Mutes, den das System Voigts und andere vor ihm entwickelt haben. Aber über alle Schuld einer den Interessen der Kultur und des Fortschritts fremden Kirche muß doch auch auf die Last der Geschichte hingewiesen werden, die sie zu tragen hat. Die geschichtliche Entwicklung hat die evangelischen Kirchen in Deutschland von Anbeginn an unter die Vormundschaft des Staates gestellt. Sie hat ihnen damit nicht nur jenen Geist der juristischen Behandlung der Fragen des religiösen Lebens und Gewissens eingeimpft, der für sie ein Unglück geworden ist, sondern ihnen dadurch auch den Segen der Selbständigkeit und der Erziehung zum unabhängigen Gebrauch der eigenen Kräfte vorenthalten. An dieser Erbschaft ihrer Geschichte darf keine Kritik ihrer Lage vorübergehen.

Aber nötiger noch ist nach der Zukunft zu fragen, nach den Wirkungen der oben gezeichneten Lage für die evangelische Kirche selbst, und damit doch auch für unser Volk. Es ist unschwer, sich diese Entwicklung klar zu machen. Die innere Entkirchlichung gerade der führenden Volksschichten wird, je weiter sie vorschreitet, um so mehr das Schwergewicht der Kräfte in der Kirche nach der Seite der konservativen und reaktionären Mächte verschieben. Je mehr sich die die Kultur und die freie Geistesbildung vorwiegend tragenden Schichten des Volkes von der Kirche entfernen, um so mehr wird sie eine Domäne der kulturellen Unterstufen und klerikalen Tendenzen, der Enge und der Gebundenheit werden. Auch auf ihren theologischen Nachwuchs wird das zutreffen, der sich dann immer mehr aus den unteren Schichten rekrutieren wird, wie das in der katholischen Kirche längst der Fall ist. Das ist bei einem Beruf, dessen Träger zu

Digitized by Google

vielen Tausenden auf die Erziehung und den Geist immer noch breiter Volksschichten durch ihr Amt einen wichtigen Einfluß auszüben, nichts weniger als gleichgültig.

Damit stellt sich von selbst die Frage, einmal ganz abgesehen von der evangelischen Kirche: Ist eine derartige Entwicklung wünschenswert im Interesse der Gesamtheit? Wird sie nicht durch eine stete Stärkung der reaktionären Kräfte im weiteren Sinn, aber auch politisch, sich rächen? Und hat sie sich nicht schon gerächt? Nur ein Illusionspolitiker kann diese Seite des ganzen Problems und ihre sehr spürbaren Wirkungen übersehen. Er würde sich zugleich auch in einer schweren Täuschung über die Position der evangelischen Kirche im Volk befinden, die trotz ihres Passivkontos vorhanden ist. Noch ist sie auf deutschem Boden die weitaus größte Organisation, an Umfassung des Volkes nur dem Staat vergleichbar. Die starke innerliche Entfremdung großer Schichten hat bis heute zu einer äußeren Loslösung in irgend einem den großen Kirchenkörpern empfindlichen Umfang nicht geführt, trotz scharfer Agitation, die dafür gemacht wird. Einer ihrer Führer, der sozialdemokratische Abgeordnete Göhre, selbst früher evangelischer Geistlicher, muß zugeben, daß der Bestand der großen landeskirchlichen Organisationen durch die Austrittsbewegung noch auf lange Zeit hinaus nicht gefährdet ist. Ihren Löwenanteil trägt Berlin. Sie ist bis heute eine ausschließlich norddeutsche Pflanze, die — kein Wunder! — auf dem Boden der stärksten politischen und kirchlichen Reaktion wächst. Auch die Erfolge des Komitees „Konfessionslos", das ebenfalls den Austritt aus der Kirche betreibt, stehen zahlenmäßig in einem minimalen Verhältnis zu dem starken Aufwand an Agitation. Trotz der Unkirchlichkeit großer Kreise wird, von einzelnen Großstädten abgesehen, wo die kirchliche Bedienung in den Massenparochien im Argen liegt, die evangelische Kirche immer noch von der Gesamtheit des Volkes bis auf wenige Prozent bei Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung, also den Hauptstationen des Lebens, in Anspruch genommen. Aeußere Rücksichten und

Digitized by Google

Konvention mögen da sehr oft mitwirken, aber die Tatsache läßt doch auf das Vorhandensein letzter, innerster Imponderabilien schließen, die die Menschen von heute immer noch an die Kirche ihrer Väter binden und sie abhalten, trotz allem, den Schnitt der Trennung zu vollziehen.

Zugleich will aber darauf hingewiesen werden, daß den unkirchlichen Schichten immer noch nicht weniger breite kirchliche Schichten gegenüberstehen. Vor allem im Landvolk, im kleinen und mittleren Bürgerstand, auch in den nichtsozialdemokratischen Arbeiterkreisen. Große Gebiete in Deutschland haben heute noch eine starke Kirchlichkeit, und auch, wo sie geringer ist, steht doch noch in einer sehr bedeutenden Zahl von Gemeinden und für Millionen von Menschen die Kirche in ihrem Leben als eine lebendige und maßgebende Macht und ist ein Bedürfnis für sie. Nur wer das eigentliche Volk nicht kennt, befindet sich darüber in Täuschung. An Umfang aber und Einfluß steht der Betrieb und ganze Apparat der Kirche nur hinter dem des Staates zurück. Die evangelische Kirche hält insgesamt in Deutschland jede Woche mehr Versammlungen — ihre Gottesdienste — als alle unsere politischen Parteien zusammen, wenigstens in normalen Zeitläuften und in regelmäßiger Folge, während eines ganzen Jahres. Der Einfluß dieser regelmäßigen Versammlungstätigkeit und der evangelischen Predigt, die im Durchschnitt heute geistig höher steht, als in irgend einer Zeit vorher, will nicht unterschätzt sein. Dazu kommt die unendlich vielfältige persönliche Berührung und Beeinflussung durch die Seelsorge. Ferner der Religionsunterricht an der ganzen Jugend in allen Schulen und nicht zuletzt das ganz gewaltige Gebiet der charitativen Tätigkeit in Tausenden von Anstalten und Vereinen, an allen möglichen hilfsbedürftigen Gliedern unseres Volkes. Dinge, die der Staat nicht macht und auch nicht machen kann, weil er die Menschen nicht hat, die sich für diese oft die größte Selbstverleugnung verlangende Arbeit hingeben, oder weil ihm die Mittel fehlen: Was auf diesen Gebieten an persönlicher Hingabe und finanzieller Opferwilligkeit aus der evange-

Digitized by Google

lischen Kirche heraus in Bewegung gesetzt wird, das übertrifft rein zahlenmäßig weit alles, was unsere sämtlichen politischen Parteien zusammen jährlich aufbringen.

Nur ein weltfremder Theoretiker kann eine Macht, die solche Kräfte auszulösen vermag, auf Abbruch einschätzen. Statt sich beim nächsten Fall billig zu entrüsten, sollten sich unsere Gebildeten und religiös frei Denkenden einmal ernstlich fragen, ob sie gut daran tun und es vor der Gesamtheit des Volkes verantworten können, wenn sie jedes Einflusses auf eine Organisation von der Bedeutung der evangelischen Kirche im Volksleben sich begeben und sie damit immer mehr den reaktionären Mächten überlassen. Jatho und Traub — es sind die Opfer ihrer Versäumnisse.... Unsere liberalen Politiker werden mehr als mit allen Parlamentsreden beim Kultusetat für eine freie Richtung in der evangelischen Kirche tun, wenn sie in ihren Gemeinden sich darum annehmen und ihr dort Rückgrat geben. Dann, wenn von unten her Kräfte kommen, wird der politische Liberalismus auch eher Erfolg gegen die Festung des Staatskirchentums haben. Dann wird er auch den Gemeinden und ihren Pfarrern das Recht der kirchlichen Selbstverwaltung und der Freiheit für ihre religiösen Angelegenheiten erlangen können.

Dabei teile ich allerdings nicht die Illusion, daß Verfassungsänderungen und kirchenpolitische Aktionen dazu genügen, um eine Blüte des religiös-kirchlichen Lebens bewirken zu können. Das kann man nicht machen, das muß wachsen, von innen heraus. In ihren Erwartungen der Kirchlichkeit aber wird sich die evangelische Kirche bescheiden müssen. Das Rad der Entwicklung, die grundsätzlich in der Reformation über die Kirche als das alleinige und ausschließliche Gefäß der Religion und Sittlichkeit hinausgeführt hat, läßt sich nicht zurückdrehen. Für das evangelische Christentum ist die Kirche nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Pflege des religiös-sittlichen Lebens. Sie mag abnehmen, wenn nur es wächst. Es ist weit mehr als eine Kirche. Es ist eine Kultur. Seine Religiosität erschöpft sich keineswegs in der Kirchlichkeit.

Digitized by Google

In seinem Sinn ist höchstens Ethos höchste Religiosität, und das ist ja auch der wahre Geist des Evangeliums Jesu. Darum vermag der protestantische Geist auch im Antlitz der modernen Welt die Züge des Gottesgeistes zu erkennen. Er sieht sie in ihrem Wahrheitsstreben, in ihrem heißen Suchen und Fragen, aber auch in ihrer gewaltigen Hingabe an die Arbeit und nicht minder in ihrem heiligen Kampf gegen die Uebel und Schäden des menschlichen Daseins, in dem sie jede frühere Zeit unendlich übertrifft. Gegenüber den Zeichen des Verfalls und der Materialisierung des Lebens in den oberen Schichten erhebt immer wieder der Blick auf das tägliche Heldentum im Leben ungezählter kleiner Leute unten in der Masse und stärkt den Glauben an den guten Kern und die Zukunft unseres Volkes.

Auch an der gewaltigsten Bewegung unserer Zeit, der des Proletariats, soll die evangelische Kirche trotz alles Auswüchsigen und Bodensätzigen, wie es mit jeder großen Kampfbewegung emporspritzt, unbefangen anerkennen die starken, ideellen Kräfte: Dieses ergreifende Emporringen der Massen aus dem Dunkel, ihr Riesenkampf gegen die Gewalten des Mammonismus, die alle politische Parteien des Bürgertums tief beschämende Opferwilligkeit, der geradezu religiöse Glaube an eine unsichtbare Zukunft, der stärker ist als mancher Kirchenglaube, der voll Angst vor jedem freien Lufthauch zittert.

Wie große und dankbare Aufgaben stellt unsere Zeit einer volksumfassenden Organisation, wie die evangelische Kirche immer noch ist, als einer Gemeinschaft zur Pflege der sittlichen Kräfte und der in der Hetzjagd des modernen Lebens mehr denn je unentbehrlichen, ewigen Werte des Innenlebens. Aber weit darüber hinaus könnte sie die Funktion einer unabhängigen moralischen Macht erfüllen, die in den großen Fragen zum Gewissen der Nation redet, mit dem selbstverständlichen Platz an der Seite der Schwachen, die Starken zu Brudersinn und Gerechtigkeit aufrufend, das Gemeinsame in dem zerrissenen Volkskörper stärkend und die Position der Menschheit und Menschlichkeit ver-

Digitized by Google

tretend gegenüber den Instinkten des Hasses und der Gewalt, die die Menschen zu verrohen und die Völker auseinander zu reißen drohen.

Das sind keine Utopien, wenn wir die Kräfte sehen, die auf dem protestantischen Boden der Vereinigten Staaten und z. T. auch Englands die evangelischen Kirchen auslösen. Ihre Schattenseiten sind mir nicht unbekannt und unsere historische Entwicklung verbietet sie zu kopieren. Aber daß sie als Faktor im Volksleben und nach der Seite der großen Oeffentlichkeit eine viel wirksamere Tätigkeit zu entfalten imstande sind als unsere deutschen evangelischen Kirchen, ist zweifellos, ganz abgesehen davon, daß sie auch vermocht haben, die Kirchlichkeit weit stärker festzuhalten. Zwei Dinge befähigen sie dazu vor allem: Ihre Unabhängigkeit und die Teilnahme ihrer Laien, und zwar durch alle Schichten, bis in die der höchsten Kultur. Voila ce qui nous manque! Daran, ob es gelingt unsere evangelischen Kirchen auf deutschem Boden in diesen beiden Punkten über die derzeitige Krise hinauszuführen, hängt ihr Bestand und ihre Zukunft als Volkskirchen.

Li-Lien-Ying

Biographie des Obereunuchen Li-Lien-Ying unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi

Von Liang-Yien

(Fortsetzung.)

3.

Seitdem Li-Lien-Ying unter die Schar der Kaiserlichen Eunuchen aufgenommen war, befolgte er aufs genaueste die Anweisungen und Befehle des Obereunuchen Schen-Lan-Yü und erkundigte sich stets nach dem, was der Kaiserin wohlgefiel. Er tat, was er ihr nur an den Augen absehen konnte, in hündischer Unterwürfigkeit, suchte ihre Wünsche und Gedanken zu erraten, übte

Digitized by Google

in seinen Freistunden, wie er rasch, geschickt und geschmackvoll die Mandschurenfrisur aufrichten könnte, übte sich in Gedanken, Antworten zu geben auf etwaige Fragen und fand unter seinen Miteunuchen einen Lehrer, der ihn in den Klassikern unterrichtete. Galt doch die hohe Frau als eine der besten Kennerinnen der chinesischen Klassizität. So blieb es nicht aus, daß sich die Gunst der Fürstin ihm zuwandte. Auch die übrigen Eunuchen witterten in ihm den kommenden Mann und behandelten ihn respektvoll. Er wußte alles, was sich in den Palästen zutrug, er erfuhr alle wichtigen Stadtgespräche, hatte ein stets ruhiges, freundliches Wesen, so verschieden von der weiblichen Aufgeregtheit der Verschnittenen, und wurde als bescheidener, kluger Mann, der stets Rat wußte, von allen gern gesehen. Aber das alles war nur Maske, das Ergebnis einer starken Verstellungskunst. Er wußte, was er wollte und hatte zum Wissen die unbeugsame Energie der rücksichtslosen Zielbewußtheit, aus der die Götter einen starken Charakter bilden. Im Grunde haßte er den Schen-Lan-Yü seiner Stellung als Obereunuch wegen. Dieser merkte in ihm den klugen, verschlagenen Nebenbuhler, aber als starkem Opiumraucher*) fehlte ihm die Sprungkraft seines Gegners. Dennoch fraß an ihm der Groll, ihn in den inneren Palast gebracht zu haben, der ihn auch früher oder später aus der Nähe der Kaiserin bringen würde, und Schen-Lan-Yü wurde krank und starb. —

Nun wurde Li-Lien-Ying zum Obereunuchen ernannt, und mit dem Augenblick seiner Ernennung fiel die demutsvolle, gütige Maske ab, und sein wahres Gesicht kam zum Vorschein. Er merkte bald, daß die Fürstin von allem, auch dem Geringsten unterrichtet sein wollte, was in der weiten Palaststadt vor sich ging, und mit vollendeter Geschicklichkeit verstand es Li-Lien-Ying alle Fäden in seiner Hand zu vereinigen. Er wurde unersetzlich in den Augen der Kaiserin. Selbst die übrigen Palastbeamten,

*) Es wird auch von Li berichtet, daß er ein leidenschaftlicher und starker Opiumraucher gewesen sei, obgleich im Palast das Laster streng verpönt war schon zu einer Zeit, als im übrigen China die Antiopiumbewegung noch lange nicht ihre heutige Stärke erreicht hatte.

Digitized by Google

der Kommandeur der Kaiserlichen Torwachen, ja selbst die Verwandten der Kaiserlichen Familie fingen an, seinen Einfluß unbequem zu finden und ihn zu scheuen. Schon jetzt zeigte sich in Li-Lien-Ying jener Charakterzug, der sich im Lauf der Jahre zu gigantischen Formen ausbildete: eine unersättliche Habsucht. Nur einen kleinen Zug aus jener Zeit will ich berichten

Die Kaiserin-Witwe liebte eine besondere, feine Art von Birnen (süo li d. i. Schneebirne), die sie ihrer niederschlagenden Kraft wegen bei einer jäh aufsteigenden inneren Hitze sehr schätzte. Das Fruchtgeschäft in Tientsin hatte den Auftrag, etwa 100 Pfund der ausgesuchtesten Birnen für den eigenen Gebrauch der Kaiserin zu verschaffen, und Li-Lien-Ying besorgte sie. Die Rechnungen gingen durch die Hand eines alten Palastbeamten, der ein Bruder der ersten Gemahlin des Kaisers war. Derselbe war ein rechtlicher Mann und war empört darüber, daß er einen Betrag für die Birnen zu zahlen hatte an den Obereunuchen, der das Hundertfache von dem war, was sonst gebucht worden war. Er erklärte die Sache der Kaiserin-Witwe vorlegen zu wollen. Ehe dies aber geschah, hatte Li-Lien-Ying einen Boten nach Tientsin gesandt und teilte der Fürstin mit, es sei ihm, ihrem Sklaven gelungen, eine große Anzahl von besonders schönen Wassergeisterblumen (Narzissen), deren Geruch die Kaiserin sehr liebte, zu kaufen, was die Fürstin mit einem gnädigen Kopfnicken belohnte. Als dann der Beamte eintrat und die Klage vorbrachte, erklärte Li-Lien-Ying, er habe die Summe auch für den Ankauf der Blumen erhalten und legte die Quittung des Frucht- und Blumengeschäfts vor. Die Folge war, daß der Verwalter des Kaiserlichen Haushalts den Zorn der Fürstin erregte und seines Amtes entsetzt wurde. —

4.

Es liegt in der Natur und Niedrigkeit eines Sklaven, daß er mit kriechender Höflichkeit sich seinem Herrn nähert, wie eine öffentliche Dirne mit tiefster Unterwürfigkeit den Besucher empfängt. Und in dieser Kunst war Li-Lien-Ying eben vollkommen.

Digitized by Google

Er war ganz Sklave, ganz gemeines Geschöpf. Der unglückliche Sohn des Zin-Sch-Huang-Ti, des Erbauers der Großen Mauer geriet ja, wie die Chroniſten melden, ſo in die Gewalt des verſchlagenſten aller Eunuchen Dſchau-Kau, daß der ſonſt ſo kluge Monarch dieſem ganz das Schickſal ſeines Sohnes in die Hand gab. Das im Aufſtieg ſo glänzende Kaiſerhaus wurde im zweiten Glied durch einen elenden Verſchnittenen vernichtet. — Macht, Einfluß, wollte Li-Lien-Ying um jeden Preis haben, und er, den ein ungnädiges Kopfſchütteln der Tyrannin dem Scharfrichter überliefern konnte, wurde der Tyrann und Gebieter in der verbotenen Stadt und gewann einen dämoniſchen Einfluß, der ſelbſt in der langen Geſchichte der Eunuchenwirtſchaft ſchier unerhört iſt. Man denke an die letzten Kaiſer der Dynaſtie Han, die ihr Leben in Saus und Braus mit den ſchönſten Weibern des Reiches zubrachten, und die Regierungsgeſchäfte den Eunuchen überließen! Man blicke in die Geſchichte der Palaſteunuchen, wie ſie den Kaiſer oft zu ihrer Puppe und zu ihrem Spielzeug erniedrigten, wie der Himmelsſohn mit ihnen trank und in ſeiner Trunkenheit dieſen erbärmlichen Geſchöpfen als Witz und Spott diente, wie die oberſten Stellen im Reiche mit Günſtlingen der Verſchnittenen beſetzt wurden, wie Kaiſergeſchlechter ſtarben und verdarben in dieſer Peſtluft des Hofes, — und man kann ſich nicht wundern, daß der Kaiſerin-Witwe Tzu-Hſi endlich, aber zu ſpät für ihr Haus, die Augen aufgingen, als ſie im Sterben lag, und als ſie beſtimmte, daß nie wieder den Eunuchen dieſe Macht und dieſer Einfluß überlaſſen werden dürfe.*) Es iſt, als ob durch die unnatürliche Entfernung eines die Lebenskräfte des Menſchen zuſammenfaſſenden Organs alle edlen Regungen und

*) Es iſt ein chineſiſcher Brauch, die Sterbenden zu bitten, ihre letzten Worte zu äußern. Als Tzu-Hſi von ihrer Umgebung darum gebeten wurde, ſprach ſie (nach Bland und Backhouſe): „Ein Weib ſoll nie im Staate wieder die höchſte Macht bekommen. Das Hausgeſetz unſerer Dynaſtie will es nicht und es ſoll ſtreng verboten werden. Man ſoll Sorge tragen, daß nie Eunuchen ſich in die Staatsgeſchäfte miſchen. Durch die Mißwirtſchaft der Eunuchen kam die Mingdynaſtie zu Fall, ihr Schickſal ſollte den Mandſchus eine Warnung ſein.“ Die Erkenntnis kam aber zu ſpät, um das Schickſal der Mandſchus noch wenden zu können und Tſu-Hſi hat durch ihr Dulden einer ſchrankenloſen Eunuchenwirtſchaft ihr gut Teil zum Sturze der Mandſchus beigetragen.

Digitized by Google

Triebe in ihm vernichtet würden, gewisse dämonischen Kräfte erwachen, und kalte Verschlagenheit, List und Grausamkeit riesengroß aufwachsen. Der Eunuch besitzt nach dem Sprichwort, die List eines Fuchses und die Grausamkeit eines Tigers. Hat einer diese Eunuchenwirtschaft in teuflisch genialer Weise zur Vollkommenheit geführt, so war es Li-Lien-Ying. —

Man weiß, daß er es war, der den Yuan-Schi-Kai, als dieser General-Gouverneur der Provinz Tschili war, seiner militärischen Macht beraubte,*) genau so wie zur Zeit der drei Reiche der Eunuch Huang Han gegen den mächtigsten Satrapen jener Zeit verfuhr. Wie entscheidend waren oft die kurzen Augenblicke, wo der Eunuch der Kaiserin bei der Toilette half, für das Schicksal manches Großen des Reiches! Die kurzen Bemerkungen, die wie von ohngefähr aus dem Munde des Eunuchen in das Ohr des Alten Buddha fielen, waren das Ergebnis langen Nachdenkens und tief angelegter Intriguen. Und wenn dann die sonst so kluge, aber eitle, und hoch über allen menschlichen Gesetzen stehende Fürstin in den Staatsrat ging, klangen ihr die so geschickt geformten Bemerkungen ihres Sklaven nach, und tüchtige, energische Beamte in fernen Provinzen, die sich bemühten, unter den schwierigsten Verhältnissen des Reiches Wohl zu fördern, sahen sich zur Verantwortung gezogen und fühlten die Ungnade der mächtigen Frau, deren Zorn wie das Geschick des Himmels blitzartig entbrannte.

So hatte es auch Yuan-Schi-Kai erfahren. Bei einer Gelegenheit hatte er Li-Lien-Ying etwas hochfahrend behandelt, bei einer anderen Gelegenheit dem Eunuchen die Bitte um eine große Summe Geldes abgeschlagen. Li-Lien-Ying ging damals mit dem Gedanken um einen Sohn zu adoptieren, der einst an seinem Grabe

*) Das ist durchaus nicht so sicher. Allerdings fürchtete der Hof in Peking Yuanschikais wachsende Militärmacht in Tientsin, also nur eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt und man zog Yuan deshalb nach Peking unter Rangerhöhung und großen Ehren, aber in Wirklichkeit, um ihn kalt zu stellen. Nur ist Lis Beteiligung an diesen Vorgängen durchaus nicht erwiesen.

Digitized by Google

die Opfer darbringen sollte (im Sarge des toten Eunuchen liegt unter anderem auch wohlverwahrt das Stück seiner Mannes-würde). Und doch sah der mächtige Yuan-Schi-Kai ein, daß ein Bund mit dem mächtigen Sklaven ihm nützlicher sei und gab nach. Sollten die in den Weinstuben der Hauptstadt kolportierten Gerüchte unwahr sein, daß all die Verfolgung und das Elend, welches über die Patrioten Chinas, die Kang-Yu-Wei, die Liang-Ki-Tschau, die Dschang-Yin-Huan, die Tan-Sz-Tung herein-brach, eben durch diesen Mann in Szene gesetzt wurde, der der Kaiserin einzuflüstern verstand, eine Riesenverschwörung gegen ihr Leben wachse auf im Reiche, und der Kaiser sei mit den Ver-schwörern im Bunde? Hat er nicht schließlich nach der Verfolgung dieser Männer, die Einsperrung des Kaisers Kuang-Sü als eines Wahnsinnigen auf einer kleinen Insel der Verbotenen Stadt zu Stande gebracht?*)

Von dieser Zeit an waren Li-Lien-Ying und Yuan-Schi-Kai intime Freunde. Der Pekinger Witz lautete damals: Li li, Yuan wai d. i. alles was außerhalb des Palastes ist, verwaltet Yuan, alles was innerhalb des Palastes ist, verwaltet Li. Daß während der Lebenszeit des unglücklichen Kaisers Kuang-Sü ein Zwischen-kaiser ernannt wurde, war das Werk dieser beiden Männer.**) Und nun will ich berichten, wie es Li-Lien-Ying gelang, in solchem Maße die Gunst der Kaiserin-Witwe zu erlangen. —

---

*) Aehnlich berichten es auch Bland und Backhouse. Li soll einen unbändigen Haß gegen Kuangsü gehegt haben, weil dieser ihn einmal hatte prügeln lassen und weil dieser junge reformeifrige Monarch im Geruche stand, das ganze Eunucheninstitut abschaffen zu wollen. Li wandte deshalb seinen ganzen Einfluß auf, Tsu-Hsi gegen die Kangjuwei-leute und ihre Macht über Kuangsü mobil zu machen. Das führte — Yuanschikais zweifel-hafte Rolle in diesen Vorgängen ist bekannt — zum Staatsstreich von 1898, der die Wieder-annahme der Regentschaft durch Tsu-Hsi und die Gefangensetzung Kuangsüs brachte.

**) Für eine solche intime Freundschaft der beiden Männer ist aber gar kein Beweis vorhanden, sie ist auch bei dem ganzen Charakter Yuanschikais recht unwahrscheinlich. Seine Mitarbeit am Sturze der Reformer von 1898 entsprang jedenfalls ganz anderen, ehrlicheren und patriotischeren Motiven, als die Lis. Diese Bemerkung des Autors hier gegen Yuan ist wohl ein politischer Hieb gegen den jetzigen Präsidenten und entspringt politischen Parteitendenzen. Yuan selbst hat in den letzten Jahren wiederholt und energisch die Institution der Eunuchen bekämpft.

Digitized by Google

5.

Die Kaiserin-Witwe war durch die ungeheure Menge der Regierungsarbeiten, der Audienzen und Staatsratssitzungen oft sehr erschöpft und abgemattet, und Li-Lien-Ying stand an ihrer Seite und wartete ihrer. Sah er den müden, abgespannten Ausdruck in ihren Zügen, so bat er schnell die Hofschauspieler bestellen zu dürfen, damit der Alte Buddha erheitert werde. Im Nu waren die stets bereiten Schauspieler auf der Bühne und spielten auf Verlangen einen Abschnitt aus den alten Königsdramen. Li-Lien-Ying wußte mit der Zeit, was dem Geschmack der hohen Frau zusagte, und was am besten die Gedanken in dem Herzen der Fürstin auslöste, die seinen Plänen förderlich waren. Während die Kaiserin, den Kopf noch erfüllt von den Reichsberatungen, dem Spiel der besten Mimen des Reiches folgte und allmählich Interesse gewann, saß Li-Lien-Ying auf einem niedrigen Schemel, und wichtiger als die bunten Bilder, die dort über die Bretter gingen, dünkte ihm das Angesicht der mächtigen Frau zu sein, das nur er allein voll lesen konnte in allen den Stimmungen der Seele, die sich darauf spiegelten, wie der Himmel im Wasser. Mit gespannter Aufmerksamkeit tastend, wägend, ratend, war er ihr Sklave, ihr Schatten, und sein Triumph war, wenn er einen Wunsch der Kaiserin erratend, ihm zuvorgekommen war und für einen Augenblick das leichte Erstaunen sah, das in ihre Züge trat. — Die Kaiserin hingegen hatte auch trotz ihres herrischen, aufbrausenden Charakters eine tiefe Anhänglichkeit für ihn. Ob sie nicht das tiefe Spiel des Mannes durchschaute, der für sie eigentlich kein Mann mehr war? Und wenn sie es merkte, auch sie war von einer grenzenlosen Habsucht erfüllt, und war des Herrschens über Sklaven müde. Brachte denn ihr ein Mensch je wirkliche Liebe und Zuneigung entgegen? Zitterten nicht die ersten Beamten des Reiches vor einem leichten Runzeln ihrer Stirne? Und hier bei diesem Menschen, der hinter ihr stand, mit den gewohnten Handreichungen eines stummen, treuen Dieners, fand sie Bewunderung, Hingabe, Eifer, Fürsorge, hier konnte

Digitized by Google

sie laut ihre innersten Gedanken äußern, und fand Verständnis. Wie oft kam es vor, daß Li-Lien-Ying hinter ihr stand, während die Fürstin speiste, mit der gespannten Aufmerksamkeit des Wagenlenkers auf einem königlichen Gefährt die die Speisen auf- und abtragenden Eunuchen dirigierend, und dann deutete die hohe Frau auf eine Schüssel mit Speisen und sagte: „Das ißt Li-Lien-Ying gerne, stellt sie bei Seite." Als Li-Lien-Ying seinen 50. Geburtstag feierte — schon 20 Jahre hatte er zugebracht in ihrem Dienste — überraschte die Fürstin ihn durch reiche Geschenke an Nephrit, Seide, feinen Speisen und durch zwei eigenhändig geschriebene Schriftzeichen: „Glück und langes Leben",*) wie sie nur ein hoher, verdienter Würdenträger als große, große Gunstbezeugung empfing. War Li-Lien-Ying krank, so sandte sie ihm ihre Leibärzte und suchte ihm aus ihrem Schatz koreanischen Ginsengs ein wertvolles Stück aus. Sie nannte ihn in guter Laune: „Onkel Li." Auch die übrigen Eunuchen nannten ihn daher den würdigen Onkel Li. Für die ganze Eunuchenwelt bei Hofe war es ein Gegenstand ehrfürchtigen Staunens, daß es dem Manne durch seine vollendete Kunst der Menschenkenntnis und der feinen Menschenbeherrschung so gelungen war, sich in Gunst zu setzen. Wie ein vollendeter Schauspieler nie eine gewisse Grenze überschreitet, so wich Li-Lien-Ying immer mehr in Ehrfurcht zurück, je mehr die Sonne der Gunst auf ihn strahlte. Der alte Vagabund war tot, der vollendete Hofmann, der durch unabläßiges Studium sich gebildet, ging über die Bühne, aber gerade sein altes, vagabundierendes Leben hatte ihm helle Augen gegeben für die Realität der Dinge, für die schnelle Durchbringung eines menschlichen Charakters, und gab ihm die List, Kraft und Verschlagenheit eines prächtigen Königstigers, der durch das Schilf der Dschungeln schleicht. Wandten sich die Hofbeamten mit irgend einer Frage nach den Dingen des inneren Palastes an die Kaiserin, so war es ihr schon lange zur Gewohnheit ge-

*) Die bekannten chinesischen Charaktere Schu und Fu, die die Kaiserin auch eingewirkt auf ihren Lieblingsgewändern trug.

Digitized by Google

worden, zu antworten: „Sagt es Li-Lien-Ying." Erließ sie einen Befehl, so fügte sie hinzu, „Li-Lien-Ying wird das Nähere veranlassen." Warteten die Höflinge auf eine nähere Erklärung, so sagte sie ungeduldig: „Li-Lien-Ying weiß schon, was ich will". — Nach alter Hofordnung standen die Eunuchen unter einem alten, hohen Beamten, Dschang mit Namen, der die Charge eines Ober-Zeremonienmeisters bekleidete, aber nie ist ein Titel leerer gewesen bei Hofe als dieser. Der alte Herr hatte rein nichts zu sagen, doch wenn er bat, ihn seines hohen Alters wegen von dem Posten zu entheben, tröstete ihn die Kaiserin, die große Anhänglichkeit an alte Diener hatte, er sei doch schon unter dem Kaiser Hien-Fung bei Hofe gewesen, nie sei sein Amt besser verwaltet gewesen als unter der Mithilfe Li-Lien-Yings, er möchte nur bleiben u. s. w. Und Li-Lien-Ying beobachtete mit der peinlichsten Aufmerksamkeit ein ehrfurchtsvolles Benehmen gegen einen Mann, der für seinen eigenen allmächtigen Einfluß bei Hofe nur ein zu vollkommener und bequemer Schild war. Li-Lien-Ying wußte auch, daß ihm später oder früher dieses Amt zufallen mußte, was nie in der Geschichte Chinas offiziell einem Eunuchen übertragen worden war. — (Fortsetzung folgt).

Zwei traurige Glossen

von Catherina Godwin

Invalid.

Manchmal sehne ich mich nach einem Manne mit einem Hüftenleiden oder mit einem Glasauge.

Es wäre so, als trete in der Vereinsamung zwischen den Frohleibigen, ein Gemeinsames zwischen uns und erstände im Zimmer ein stummes beglückendes Aequivalent, da sein körperliches und mein seelisches Leiden, sich schweigend als Kollegen nahen.

Digitized by Google

Wenn krank und hungrig Einer verlaſſen an der Straßenecke ſteht und ſtumpf des Weges glotzt, auf die niedrige Münze der Güte wartend, die mit nonchalanter Geſte der Zufall ihm vor die lahmen Glieder wirft — dann ſchaue ich weg — denn ich kann mein Symbol nicht ertragen.

Und wenn ich ſeidenraſchelnd, an der Seite eines Immergeſchniegelten, lächelnd an ihm vorbeiſtolziere und er den bettelnden Hut von dem gebeugten Haupte zieht — ſo erröte ich, als ſtände dort mein heimlichſter Galan — und ich ahne: er grüßt, da er erkennt, daß ich nur ein Spion an den Glücklichen, Sorgloſen bin und heimatberechtigt zu denen gehöre, die irgendwo hocken, verlaſſen, gebrochen und ſtumpf des Weges ſchauen — hungernd die zufällige Geſte der Güte erwartend.

Und ich fürchte, er weiß, daß ich ein Verräter bin am Leid, der ſich kokett den bettelnden Hut auf die ondulierten Haare ſtülpt und ſchamlos die Not an das Glück verrät.

Entlobt.

Da ich begriff — dieſer Mann — lief ich weg.

Ich lief die Treppen hinunter und weinte. Ich weinte aus einer großen Unruhe heraus, denn ich wußte, er würde mir Gutes tun, und ich habe mich gleich gepudert und einem Andern telephoniert, einem Kalten, einem Egoiſten, einem Verräter von Klaſſe.

Es iſt unſäglich ſchwer für einen Enttäuſchungsdreſſierten — unſäglich ſchwer für Einen, der alle Schliche und Umwege des Unglücks kennt, auf den graden Weg des Glücks, einfach und freundlich geladen zu werden.

Wenn man allen Mut für das Unglück verbraucht, wo ſollte man noch den Mut für das Glück hernehmen?

Die Tradition regiert die Nerven und die Gewohnheit iſt milde, und da ich in Spürſinn das Glück wittre, klammre ich mich ſchutzſuchend in Heimſinn an altes Leid.

Digitized by Google

Politisches Geld

Die Kosten und Spesen, die sich der Balkan für die unhaltbare, von allen Seiten angefochtene und nach neuen Kriegen schreiende Gewichts- und Gebietsverteilung gemacht hat, werden nun deutlich aus den ungeheuren Kreditansprüchen der Balkanstaaten ersichtlich.

Die Summen, die mehr oder minder alle, der nächsten, großen, kriegerischen Abrechnung unter diesen Ländern dienen sollen, erreichen die Höhe von dreiundeinhalb bis vier Milliarden Francs!

Die Türkei, Rumänien und Serbien bedürfen vorläufig je 700 Millionen, Bulgarien träumt gar von 800, Griechenland will mindestens 500 und Montenegro auch noch die Bagatelle von 200 Millionen. Und alle hasten sie nach dem Finanzmekka Paris, um die Realisierung ihrer Gebete und Wünsche zu finden. Ein Unterhändler gibt dem andern dort die Türe in die Hand.

Nun verfügt zwar Frankreich, das sein Geld nicht in dem Maße wie Deutschland in der eigenen Industrie festgelegt hat, trotz der Ueberlastung mit russischem Bedarf, noch immer über einen namhaften Teil für auswärtige Anleihen freier Kapitalien. Aber die Anforderung an seine Aufnahmsfähigkeit ist diesmal doch eine so große, daß es naheliegt, Frankreich werde schwere, tiefer als Zinsfuß und Uebernahmskurs reichende Bedingungen an sein Geld stellen. Industrielle Zugeständnisse, Konzessionen und auch zweifellos politische Bedingungen.

Rumänien hat im ersten Vorstoß, anscheinend wegen finanzieller Bedenken gegen den Zinsfuß, tatsächlich aber weil es noch zögerte, sich offen vom Dreibundsanschluß loszusagen, einen kleinen Teil seines Bedarfes in Berlin gedeckt. Aber man wird gut daran tun, sich auch bezüglich Rumäniens keinen falschen Vorstellungen hinzugeben. Es wird auch nach Paris gehen und wird sich, wie die andern alle, mit Haut und Haar verschreiben müssen.

Frankreich, dessen politischer Einfluß am Balkan trotz des schon früher namhaft investierten, französischen Geldes, in den letzten Jahren stark zurückgegangen war, erlebt nun die Gelegenheit, sich die politische Führerschaft im nahen Osten zu sichern. Und wird es daran auch nicht fehlen lassen. Wer keine Vogelstraußpolitik treibt, kann sich dem nicht verschließen. Die deutsche und österreichische Diplomatie will uns glauben machen, Frankreich habe keine reinpolitischen Interessen am Balkan. Es könne etwa mittelbar für Rußland wirken und italienischen Aspirationen in den Weg treten. Das aber ist es nicht.

Mit den paar Milliarden erkauft sich Frankreich eine für die ganze Welt offensichtliche Zurückdrängung und Unterwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten im Bereich des Orients.

Das liegt im Bereich der Möglichkeit.

Und diese Möglichkeit rechtzeitig ins Auge zu fassen, ihr — wenn es angeht — entgegenzuwirken, muß die Aufgabe der Balkanpolitik des Dreibunds sein. Decken sich auch die Anschauungen über die Breite dieser Gegenaktion und über den Grad der Sonderinteressen innerhalb des Dreibunds nicht vollständig — müßte wenigstens nach außen hin der feste Zusammenschluß ad hoc gegen die französische Vorherrschaft gewahrt werden . . .

v. S.

Digitized by Google

Kohlensyndikat

Als Emil Kirdorf eifrig an die Syndikatsgründung ging, hatte er die Marktregulatur gewiß nicht altruistisch im Sinn. Diktator, der er immer war, wollte er auch die Preise diktieren. Das war ab ovo Verbandsziel. Voraussetzung war gedrungene Einheit, Vermeiden der Kraftvergeudung. Kirdorf hat in ein Chaos Ordnung gebracht, er hat durchgeführt, was vorher nicht für möglich galt. Daß die Produktionsbindung auch volkswirtschaftlich von Nutzen war, soll nicht bestritten werden. Ja, man darf sagen, die deutsche Kohlenindustrie hätte ohne das Syndikat ihre Weltmarktmacht nicht errungen. Das waren jedoch Folgen und nicht Absichten. Die Tendenz ging auf Marktknebelung. Wie man sie realisiert hat, mag daran erkannt werden: kein deutscher Industrieverband hat so viel Feinde. Nicht nur Parteizorn ist gegen den Wall gerannt. Fast nie sind die Klagen der gesamten Kohle verbrauchenden Industrie verstummt. Das Syndikat ist der kälteste Koloß. Kaum gibt es Begründungen von sich. Es dekretiert und damit fertig. Solch starrsinnige Politik kann ungestraft bleiben, so lange die Machtgeschlossenheit da ist.

Wenn alles jammert, wenn schon die magere Krise umgeht, das Syndikat läßt nichts ab. So war es 1908, so war es 1913. Damals war in der Eisenindustrie seit langem Brache, kaum kamen die Gestehungskosten raus. Keine Handelskammer, keine Hütte, keine Fabrik, die nicht dringend Herabsetzung forderten. Bevor nicht Fakta drängten, rührte man sich in Essen nicht. Hier können nur Konsumtatsachen nicht Konsumklagen etwas ausrichten. Der Absatz ging zurück. Da beschloß das Syndikat die Reduktion ab 1. Januar 1909. Seit Monaten haben wir wieder Krise. Erst sanken die Stabeisenpreise, im Ausland und England. Dann die Notierungen anderer Eisenprodukte: Halbzeug, Roheisen. Die Verkaufssätze deckten nicht mehr die Ausgaben. Die Abrufe ließen nach, Neufakturierungen gab es nicht. Das Schleudern begann, aber der Konsum hielt sich in Hoffnung auf weitere Ermäßigungen reserviert. Alle Rohmaterialien wurden billiger, nur die Kesselfeuerung nicht. Die Vertreter der Halb-, der Fertigfabrikation ballten die Fäuste gegen das Syndikat. Peter Klöckner und andere sprachen sehr scharfe Worte. In Essen blieb es still und starr. Dann hieß es, Sydow verhandle wieder mit dem Syndikat und verlange vor dem Abkommen schleunige Preisherabsetzung. Vielleicht war das mitbestimmend. Aber nicht hauptbestimmend. Hauptbestimmend war, wie im Jahre 1908, das Absatzmanko. Als die Ziffern drohten, wurde die Syndikatsleitung nachgiebig. Und wieder wird ab 1. Januar des neuen Jahres ermäßigt. Nicht ab 1. April, woraus zu ersehen ist, wie schlimm es um die Konjunktur steht. Seit 1893 ertragen wir den Druck. Zwanzig Jahre also. In dieser Zeit ist der deutsche Kohlenkonsum ungeheuer gewachsen, ein Beweis für die Expansionskraft unserer Produktion. Eine schwächere Industrie hätte die schwere Kohlenpreisbelastung so lange gar nicht ausgehalten. Sicherlich aber hätten wir eine bessere Rentabilitätsentwicklung gehabt, wenn die Bergmagnaten nicht 20 Jahre hindurch zu hohe Abstriche zu ihren Gunsten gemacht hätten. Je mehr sich das Produkt dem Fertigfabrikate nähert, um so peinlicher wird jene Politik empfunden. Die Roherzeugungen, die Halberzeugungen sind selbst noch eini-

Digitized by Google

germaßen kraftvoll syndiziert. Doch auch sie müssen sich beugen. 1915 soll das Kohlensyndikat erneuert werden. Ob die Verlängerung gelingt, läßt sich heute noch gar nicht sagen. Viel hängt vom Fiskus, viel von den Privataußenseitern ab. Der Beitritt der Outsider würde nur eine neue Kräftigung der Syndikatsgewalt bedeuten. Alle Verbraucherhoffnungen richten sich auf Sydow. Will er entlasten, will er verdienen? Der preußische Bergfiskus mag zeigen, daß der Staat kein rigoroses Erwerbsinstitut sein soll. Er mag sich ein striktes Vetorecht und ein maßgebendes Stimmrecht ausbedingen, er mag durch negative und positive Klauseln den Konsum vor Bewucherung schützen. Die Zeiten der Hiberniaängste sind vorüber. Die Pflichten sind gewachsen. Noch wollen wir nicht glauben, daß der Fiskus die Taschensucht vor den Altruismus stellt.

Carnifex

Der Kampf um die Zigarette

Seit Monaten führt die deutsche Zigarettenindustrie einen erbitterten Kampf um ihre Freiheit. Sein Ausgang ist noch gänzlich ungewiß. Aber wie auch das Ende sein wird, die gewaltige erzieherische Bedeutung dieses Kampfes steht heute schon fest. Denn es ist das erste Mal, daß eine Industrie in Deutschland in dieser Weise gegen die ihr drohende Vertrustung kämpft. Sonst sahen gewöhnlich die Betroffenen in verzweifelter Untätigkeit zu, bis sie verschlungen waren. Oder sie wandten sich, ohne selbst etwas zu tun, hilfeflehend an den Staat, der ihnen doch nicht helfen konnte. Hier zum ersten Mal sucht eine Industrie, sich selbst zu helfen. Sie tut es, indem sie zugleich an das Gewissen und das Selbstinteresse der Konsumenten appelliert. Diese, die sonst stets Vergessenen, die Unorganisierten, Unvertretenen, werden dadurch mit zu entscheidenden Trägern des Kampfes. Und zum ersten Male in Deutschland wird damit der Kampf gegen die drohende Herrschaft eines wirtschaftlichen Monopols zu einer Sache der Massen, zu einer öffentlichen Angelegenheit, die nicht nur die unmittelbar Beteiligten angeht, sondern die die weitesten Kreise interessiert, aufreizt, zur tätigen Mitwirkung heranzieht. Der Gedanke gewinnt endlich auch in Deutschland Leben, daß es unwürdig ist, sich von privaten Monopolen besteuern zu lassen. Die Abwehr dieses privaten Monopols wird zu einer Sache der Käufer-Moral.

Der Feind, gegen den sich der Kampf richtet, ist der amerikanische Tabaktrust, die British-American Tobacco-Company. „In Sünde gezeugt und im Schmutze geboren" hat der amerikanische Generalstaatsanwalt Wickersham diesen Trust genannt, und seine Geschichte entspricht dieser Charakteristik. Wüste Gründerpraktiken, die ungeheure Summen aus den Taschen des Publikums in diejenigen der Trustleiter transportierten, kennzeichnen seinen Beginn. Zuerst hatte man die Aktien des Trusts, dessen Kapital schon bei der Gründung auf 25 Millionen Dollars bemessen wurde, zu hohen Kursen ins Publikum gebracht. Dann, als das gelungen war, kamen Gerüchte, daß die Gesellschaft Verluste erleide, der Aufsichtsrat stellte die Dividendenzahlung ein, der Aktienkurs, der bis auf 170 Prozent gestiegen war, sank bis auf 66 Prozent. Das verzweifelte Publikum, das alles zu verlieren glaubte, warf seine Aktien um jeden Preis auf den Markt, die Eingeweihten kauften sie gerne zurück, und als sie wieder genug Aktien hatten, konnte

Digitized by Google

plötzlich der Trust wieder 20 Prozent Dividende verteilen, die Kurse sprangen von neuem in die Höhe, und die Trustleute verkauften mit Riesengewinnen ihre Aktien zum zweiten Male. Das war ein Trick, den man mit Modifikationen, aber immer mit dem gleichen Erfolge, mehrfach wiederholte.

Ein ander Mal gründete einer der Haupt-Trustmacher, Herr Ryan, gegen den Trust, also gegen sich selbst, ein Konkurrenz-Unternehmen, für das er 3,85 Millionen Dollars aufwandte; das erschien dann dem Trust (also Herrn Ryan) so gefährlich, daß er, der Trust, diese Konkurrenz für 23,80 Millionen Dollars aufkaufte; Herr Ryan hatte also die liebenswürdige Summe von 19,95 Millionen Dollars an dem Geschäft verdient. Einer seiner Kollegen war damals von der Methode so begeistert, daß er bewundernd erklärte: „Wenn Tom Ryan lange genug lebt, wird er ziemlich alles Geld in der Welt haben". Nun, Herr Ryan scheint in der Tat lange genug leben zu wollen.

Und wenn es bei den amerikanischen Tabakinteressenten noch hier und da Geld gibt, das noch nicht in seine Tasche gewandert ist, so ist das jedenfalls nicht seine Schuld und noch weniger seine Absicht. Rücksichtslos hat der Trust die Konkurrenz bekämpft und zu unterwerfen gesucht: durch Unterbietungen, die er, auch mit eigenen großen Verlusten, so lange aufrecht erhält, bis der weniger Kapitalkräftige die Waffen streckt und sich ergibt; durch Sonderrabatte an Zwischenhändler, mit deren Hilfe er diese zur Bevorzugung der Trustmarken veranlaßt, um so den Gegner aus dem Geschäft zu drängen; durch eine ungeheure Reklame; durch Gratislieferung der Verkaufsausrüstung an Wirte, Friseure, Cafés 2c.; durch Errichtung von eigenen Läden; durch den Aufkauf bestimmter Sorten von Rohtabak, den er, wenn es darauf ankam, mit dem Doppelten und Dreifachen des Wertes bezahlte, um der Konkurrenz die Herstellung ihrer Spezialitäten unmöglich zu machen, und anderes mehr. Kämpfen, schleudern, auch mit den größten Opfern, so lange, bis dem Gegner der Atem ausgeht, das ist die Methode. Dann, wenn der Sieg errungen ist, erholt man sich auf Kosten der übrigen Beteiligten. Dann nutzt man sein Monopol, um den Tabakpflanzern, die doch verkaufen müssen, um zu leben, einen Schundpreis für ihren Tabak zu bieten; mit den amerikanischen Pflanzern hat der Trust sich erst dann halb und halb verständigt, als diese einen förmlichen Aufruhr gegen ihn inszeniert hatten, bei dem des Nachts vermummte Reiter die Trustlager in Brand steckten und die Agenten des Trusts verprügelten und verjagten. Dann drückt man ferner die Arbeiterlöhne, schmälert die Händler-Provisionen, verschlechtert die Qualität. Und wenn dann, wie es vor zwei Jahren geschehen ist, das amerikanische Gericht die Auflösung des Trusts, der die Gesetze verletze, dekretiert, dann folgt man scheinbar bereitwillig diesem Urteil und beseitigt den Trust, indem man ihn in eine Anzahl verschiedener, angeblich selbständiger Gesellschaften zerlegt. Aber in Wirklichkeit beherrscht die kleine Gruppe, die bisher die eine Trustcompany beherrscht hat, nach der Auflösung nicht minder unumschränkt die sämtlichen neuen Teilgesellschaften, die sie nach wie vor einheitlich leitet. Die Geschäfte sind etwas umständlicher geworden, der Hauptsitz ist nach London verlegt, der Trust aber ist so kräftig, wie zuvor, er blüht und gedeiht und dehnt sich aus.

Jetzt will er sich auch in Deutschland ausdehnen. Hier hat sich der Zigarettenkonsum in den letzten Jahren unge-

Digitized by Google

heuer vermehrt: die Zahl der in Deutschland gerauchten Zigaretten hat im vergangenen Jahre reichlich elf und eine halbe Milliarde Stück betragen, ungefähr zehn Mal so viel wie im Jahre 1897 und annähernd doppelt so viel wie im Jahre 1907. Die Zigarette ist, das zeigt gerade der riesige Konsum an ganz billigen Sorten, in gewaltigem Umfange ein Genußmittel der breiten Massen geworden. Und sie ist gleichzeitig in hervorragendem Maße, ganz anders als die Zigarre, ein Markenartikel geworden: eine relativ kleine Zahl von bekannten Sorten, deren Popularisierung mit einem großen Aufwande betrieben wird, beherrscht zu einem großen Teile den Markt. Diese Entwicklung gibt dem amerikanischen Tabaktrust neben dem starken Anreiz auch die Möglichkeit des Eindringens: viele große Fabriken brauchen für die Propaganda ihrer Marken und für die vorgenommenen Erweiterungen Geld, und das besitzt der Trust in unerschöpflichen Mengen. Also ging er vor. In der Dresdener Zigarettenfirma Gg. A. Jasmatzi A.-G. besitzt er schon seit Jahren eine Untergesellschaft; nun erwarb er auch Beteiligungen bei „Josetti", „Sulima", „Delta"; auch zu der Firma Batschari hat er anscheinend auf Umwegen Beziehungen hergestellt. Damit beherrscht er bereits rund ein Viertel der deutschen Zigarettenproduktion. Gelingt es ihm, jetzt seine Macht noch auf eine Anzahl anderer großer Fabriken auszudehnen, so hat er gewonnenes Spiel. Dann wird er den verbleibenden Rest von großen Marken-Fabriken durch eine brutale Konkurrenz nach bekannten Methoden zwingen, entweder den Betrieb aufzugeben oder sich ihm zu unterwerfen. Und damit wird er die deutsche Zigarettenindustrie faktisch monopolisiert haben. Kleine Fabriken von geringer, lokaler Bedeutung mögen dann immer noch neben dem Trust bestehen bleiben, sie stören ihn nicht; aber zu irgendwelchem Aufschwung kommen werden sie nicht; alle maßgebende Produktion wird dem Trust gehören. Möglich, daß dann oder auch schon in der Zwischenzeit das Reich sich einmischt und die Zigarettenindustrie in eine Reichsregie verwandelt; möglich sogar, daß der Trust selbst hierauf spekuliert und nichts anderes erwartet, als daß er die von ihm erworbenen Fabriken mit einem Aufschlag von einigen Dutzend Millionen dem Reich früher oder später in die Hand spielen wird — dann werden wir anstelle der freien Industrie das Reichsmonopol für Zigaretten haben. Anderenfalls aber werden wir das Privatmonopol des amerikanischen Tabaktrusts haben, und der wird es ausnutzen, wie er es in Amerika selbst ausgenutzt hat: er wird vor allem den Gewinnanteil des Detailhandels reduzieren und den Kleinhändler entweder zu seinem Agenten herabdrücken oder ihn, durch Errichtung eigener Läden, gänzlich ausschalten; er wird die Qualität auf Kosten des Rauchers verschlechtern; er wird durch Maschinen-Arbeit in größtem Stile das Arbeiter-Einkommen reduzieren; er wird den Beamten- und Reisenden-Apparat verkleinern, wird durch Vereinfachung der Ausstattung den Gewinn der Nebengewerbe (Zigarettenschachteln, Verpackung 2c.) mindern und wird es so erreichen, daß er über den bisherigen Fabrikationsgewinn der Industrie hinaus jährlich zwanzig oder fünfzig oder hundert Millionen kraft seines Monopols als Extrasteuer aus dem deutschen Zigarettenkonsum nach Amerika zieht. Jedenfalls, die heutige freie und selbständige Zigarettenindustrie wird dann aufgehört haben, zu existieren, und mit ihr die Freiheit der mannig-

Digitized by Google

fachen Nebengewerbe, denen sie heute Brot gibt. Es gibt nur die Wahl zwischen Reichsmonopol oder Privatmonopol, sobald es dem Trust gelingt, noch eine Reihe weiterer großer Fabriken, zu den schon unterworfenen hinzu, unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Dieser verzweifelten Situation haben die trustfreien Fabriken ihre Gegenwehr angepaßt. Sie haben sich zu einem Trust-Abwehr-Verbande zusammengeschlossen, dessen Mitglieder sich gegen hohe Bußen verpflichten, in keinerlei Beziehung zum Trust zu treten; so will man den Trust an einem weiteren Vordringen in Deutschland hindern. Und sie haben mit allen Mitteln aufklärender Agitation (die freilich noch lange nicht genug in die Breite geht) die Händler und die Konsumenten zu einem scharfen Boykott der Trustmarken aufgerufen: in den unabhängigen Zigarrenläden hängen Plakate, die die Gefährlichkeit des Trusts schildern, das Publikum wird aufgefordert, nur trustfreie Fabrikate, die das Warenzeichen „Antitrust" führen, zu kaufen; so will man dem Trust den Absatz seiner Fabrikate unterbinden.

Der einzige Weg, auf dem die Freiheit der deutschen Zigarettenindustrie erhalten werden kann, ist damit in der Tat richtig erkannt und beschritten, es gibt keinen anderen. Wird er zum Ziele führen? Das ist trotzdem noch ganz zweifelhaft. Der Boykott hat den Absatz einzelner, trustverdächtiger Marken außerordentlich eingeschränkt, für andere aber entfaltet der Trust eine ungeheure Propaganda mit Riesenplakaten, mit Händlerrabatten, mit Gewährung von Sondervorteilen an Cafés und Vergnügungs-Etablissements ꝛc.; und dabei ist der Trust erst am Anfange seines Feldzugs, die mannigfachsten Kampfmittel (Gewährung von billigen Darlehen an geldbedürftige Detailgeschäfte, die er dadurch in Abhängigkeit bringt, Errichtung eigener Läden und vieles andere) stehen ihm zu Gebote, und seine enorme Kapitalkraft gibt ihm einen langen Atem. Die umfassendste Aufklärung des Publikums tut also not, schon damit der Boykott nicht nach einiger Zeit in wiedererwachter Gleichgiltigkeit versiegt; der Erfolg ist noch nicht gesichert, höchstens der Beginn dazu ist gemacht. Vor allem aber ist die Standhaftigkeit der Industrie selbst noch keineswegs über jeden Zweifel hinaus festgestellt. Manche peinlichen Zwistigkeiten im Abwehrverbande sind zu Tage getreten, und der Verdacht ist immerhin nicht von der Hand zu weisen, daß in dieser Industrie, die ja nicht durchweg eine in Bodenständigkeit und alter Tradition fest verankerte Kultur als selbstverständliches Gut besitzt, der eine oder andere vielleicht nur deshalb sich dem Kampfe gegen den Trust angeschlossen hat, um später für seinen Uebergang zum Trust einen um so höheren Preis zu erhalten. Das alles sind Möglichkeiten, mit denen zu rechnen ist. Aber sie müssen nicht eintreten. Und deshalb soll man hoffen, daß wirklich die Konsumenten und die Industrie standhalten und den Kampf zu einem glücklichen Ende führen — im Interesse von Tausenden von Existenzen, die sonst aus der Freiheit in die Abhängigkeit versinken, und im Interesse des moralischen Effekts, der diesen Freiheitskampf der deutschen Zigarettenindustrie, wenn er gelingt, zu einem Vorbilde für künftige andere Kämpfe um die wirtschaftliche Freiheit gegen die Uebermacht großkapitalistischer privater Monopole machen wird.

Frankfurt a. M.

Arthur Feiler

Digitized by Google

Augias-Stall

Es scheint die Zeit gekommen zu sein, da man Berichte über Korruptionsaffären aus Cis- und Transleithanien als langweilige und ständige Wiederholungen keiner Beachtung mehr würdigt. Am Montag stellt sich heraus, daß die Canadian Pacific, ein von der österreichischen Regierung und Presse verhätscheltes Unternehmen, mit Hilfe von Abgeordneten, Beamten und sonstigen liebenswürdigen Patrioten Söhne der Monarchie armeekorpsweise über den Ozean geschmuggelt hat, am Dienstag erfährt man, daß die ungarische Regierung von einem Gründerkonzern anderthalb Millionen bekommen, dafür die Konzessierung einer Spielbank versprochen hat (obendrein übrigens — selbst der Verbrecherehre bar — ihre Gegenleistung unterläßt), am Mittwoch wird bekannt, daß der verschwundene Patriarch Lucian Bagdanowitsch aus dem serbisch-orthodoxen Kirchenfonds etwa eine halbe Million der Kasse der ungarischen Regierungspartei überwiesen hat und so fort ...

Die jüngste ungarische Sumpfblüte, auf die zufällig der Strahl der Oeffentlichkeit gefallen ist, verdient aber zu Nutz und Frommen des deutschen Lesers und besonders auch der deutschen Presse besonders betrachtet zu werden.

Ein in Paris lebender Ungar — wahrscheinlich einer jener Lebenskünstler, bei denen man es nicht recht weiß, ob man es mit einem Dichter, Reporter, Wahlagitator, Filmregisseur, Variétékomiker, „Stellenvermittler" oder Inseratenagent zu tun hat — hatte sich der ungarischen Regierung verpflichtet, Lobhymnen über den seinerzeitigen Ministerpräsidenten Lukács und den jetzigen Ministerpräsidenten, den Grafen Tisza, insbesondere aber auch Schmähartikel gegen die ungarische Opposition in französische und zum Teil auch englische Blätter zu lancieren. Das ungarische Pressebureau lieferte Herrn Leopold Lipscher — so heißt der smarte Franco-Hungare — fertige Artikel, die dieser dann übersetzte. Sie erschienen nach Angaben Lipschers in ziemlich allen führenden pariser Boulevard-Zeitungen fast ohne Ausnahme. Einer großen englischen illustrierten Zeitung versetzte Lipscher ein Porträt des Herrn v. Lukács, das mit der Unterschrift „Ein ungarischer Cromwell" veröffentlicht wurde. (Risum teneatis: es handelt sich, nicht zu vergessen, um jenen Lukács, von dem ein gerichtliches Urteil festgestellt hat, daß er „Europas größter Panamist" ist, — eine Bezeichnung übrigens, deren Fassung geeignet ist, Amerika schwer zu beleidigen.) Es war allerdings Herrn Lipscher nicht allzuschwer, jene Artikel in Paris und London unterzubringen, denn die betreffenden Zeitungen wurden von der ungarischen Regierung mit klingender Münze bezahlt. Die Ehre, der „ungarische Cromwell" zu heißen, erbrachte sich z. B. Herr Lukács mit 2500 Kronen — aus der Tasche der Steuerzahler Ungarns. Die Artikel offiziöser Herkunft, die Lipscher der Unentwegte in Paris präsentierte, wurden immer hemmungsloser und gehässiger in ihren Angriffen auf die Opposition, so daß schließlich einige französische Zeitungen selbst gegen Bezahlung die Veröffentlichung ablehnten. Daraufhin verzichtete das ungarische Pressebureau auf Lipschers fernere Mitarbeit, ohne ihn aber vorher für seine Vermittlertätigkeit zu honorieren, für seine Reisespesen und sonstige Ausgaben zu entschädigen. Sich mit Monsieur Lipscher zu duellieren, ist alles, wozu der Chef des Pressebureaus sich herbeizulassen bereit ist. Nun steht also die Sache

Digitized by Google

folgendermaßen: die bestechende Partei, die ungarische Regierung hat bis auf Weiteres ihr rühmliches Ziel erreicht, konnte ihre Elaborate im Auslande lesen und in ihrer heimischen Leibpresse als die öffentliche Meinung Europas, als das Urteil der Weltpresse zitieren lassen; die bestochene Partei, die charmanten ausländischen Blätter heimsten die hohen Summen ein; nur der Ehrlichste in der ganzen Affäre, der Vermittler, der selbst ja weder Millionen von Bürgern, noch Hunderttausenden von Lesern die Treue brach, ging leer aus. Doch will er sich das nicht gefallen lassen, droht mit Klage und hat, jedenfalls vorläufig die Sache an die Oeffentlichkeit gebracht.

An dieser Angelegenheit interessiert uns aber vor allem: findet nicht auch eine ähnlich geartete „Informierung" der deutschen Presse statt?

Man kann mit gutem Gewissen antworten: die Möglichkeit der Bestechung ist bei der deutschen Presse im allgemeinen als ausgeschlossen zu betrachten.

Nicht ausgeschlossen ist hingegen die Möglichkeit dessen, daß deutsche Zeitungen ohne ihr Wissen Medien der ungarischen Korruption werden. Die ungarischeu Korrespondenten einer Reihe reichsdeutscher Zeitungen sind es nur im Nebenamt; ihr Hauptamt ist die Abhängigkeit von der ungarischen Regierung. Ob nun der einzelne Korrespondent inbezug auf jedes einzelne Kuckucksei, das er ins Nest seines reichsdeutschen Blattes legt, mit der ungarischen Regierung unmittelbar handelseinig wird, oder ob er in wirtschaftlicher Abhängigkeit von ungarischen Zeitungen steht, die von der Regierung subventioniert werden, oder ob er ohne förmlichen Bestechungsvertrag, bloß in Erwartung genereller Dankbarkeit der Regierung Liebesdienste erweist, ändert nicht viel an der Sache. Man könnte unzählige Beispiele dafür anführen, mit welch geradezu sträflichem Mangel an Objektivität einige — und führende — reichsdeutsche Zeitungen aus Ungarn bedient werden. Je angesehener, unabhängiger, intakter das Blatt, das das Opfer seiner Arglosigkeit ist, um so empörender ist die Sachlage.

Und man meine nicht etwa, daß die Korrespondenten, die in ihren Berichten, Telegrammen die ungarische Regierung unsanft anfassen, sie auch angreifen, von dieser nun erwiesenermaßen unabhängig sein müssen. Das hieße die Raffiniertheiten des ungarischen Augias-Stalles durch die naiven Brillen des deutschen Biedermannes betrachten. Es ist eine erwiesene Spezialität ungarischer Regierungen, oppositionelle Blätter dafür zu bezahlen, daß sie nicht allzu oppositionell sind. Die Regierung sagt sich: kaufen wir das Blatt ganz auf, so machen wir einem anderen oppositionellen Blatte Platz; es ist schon besser (und billiger), wir nehmen ihm bloß die schärfsten Spitzen. Und ähnlich spricht der ungarische Korrespondent des unabhängigen reichsdeutschen Blattes zu den reaktionären ungarischen Machthabern: Wenn ich ganz in Eurem Sinne berichterstatte, so werde ich von meinem Blatte bald abgesägt, es ist daher besser, ich greif Euch — nur keine Angst — ein wenig an; so kann ich größere Uebel verhüten, mancherlei Peinliches mit Erfolg verschweigen, und vor allem der verdammten Opposition gelegentlich eins auf den Pelz brennen.

... Der Chef eines deutschen Weltblattes zitierte mir einmal den Ausspruch, den der Gründer des Blattes einst getan hatte: „Was von der Donau kommt, das schaut Euch zweimal an!"

Digitized by Google

Die Reinheit der führenden deutschen Presse steht außer Zweifel; man muß aber auch darauf achten, mit wem man schlafen geht, wenn es am Morgen nicht jucken soll.

A. J. Storfer

Der Zeitungsbericht

Am Freitag den 17. Oktober ist das Marine-Luftschiff in Johannisthal verbrannt. Am Vormittag. Mittags rannten die Sonderberichterstatter und die Spezialkorrespondenten, die man an ihren Früchten und an ihren Anfangsbuchstaben erkennt, nach dem Unfallplatze und sammelten auf dem Trümmerfelde Details fürs Stimmungsbild. Die Augenzeugen müssen das Wort ergreifen und der Berliner Jargon gibt den Bericht des „Lokalkolorit". Die Katastrophe wird zu einem äußern Anlaß, deren Tragik mit den fetten Ueberschriften wächst. Drüben rauchen die Trümmer und 28 Leichen liegen zerstümmelt zwischen Fetzen und verbogenem Gestänge. Nicht weit davon rüstet sich das Volk zum Picknick und kein Mensch schlägt den Rüpel grün und blau, der die Ballonfetzen als Andenken verhökert. Das Unglück wird zu einem Volksfest und die Katastrophe zu einer Landpartie. Wie: unglaublich? Zum Teufel, ich will nicht gelogen haben. Hier ist der Zeitungsbericht. In der Nummer 245 der „Nationalzeitung" kann mans lesen:

„Berittene Gendarme regeln den Verkehr auf der Chaussee, die nach Rudow führt. „Bei uns is et heute janz wie uff der Friedrichstraße in Berlin", sagt ein kleiner Junge zu seiner Mutter. Meist sind es Automobile, die den preußischen Reichsadler am Wagenschlag führen, auch viel ländliche Gefährte aus den umliegenden Ortschaften sind dabei. Ein Bauer hat die Gelegenheit zu einer Landpartie benutzt, mit Kind und Kegel und mit Eßmaterial für den ganzen Tag ist er auf seinem Wagen zu der Unglücksstelle gefahren und lagert im Grase, wie zu einem Picknick. Um die Soldaten herum scharen sich die Menschen. Sie sind dabei gewesen, als das brennende Schiff auf dem grünen Anger landete und erzählen zum dutzendsten Male den gespannt Zuhörenden die Einzelheiten des Ereignisses. Fliegende Händler mit Andenken an die Katastrophe machen gute Geschäfte. Ein halbwüchsiger Junge hat kurz entschlossen die Bücher aus seiner Schulmappe genommen und die Mappe schnell mit halbverbrannten Leinwandfetzen und mit Aluminiumstückchen gefüllt und verkauft sie meistbietend an die Ankommenden. Er macht gute Geschäfte. Ein Nickel nach dem andern wandert in seine Hosentasche."

Der Sonderberichterstatter ist befriedigt, daß auch das Unglück seine zwei Seiten hat und wendet sich zum Ort der Katastrophe. Hören wir, welche Eindrücke auf ihn einstürmen:

„Auf der Trümmerstätte selbst sieht es furchtbar aus. Wie zum Hohn sieht man auf den zerbeulten Aluminiumbehältern noch die Aufschrift „Trinkwasser". Zwischen zwei Aluminiumstücken eingekeilt liegt unversehrt ein Kommißbrot und hier und dort liegt einer der schweren Pelzschuhe, die die Mannschaften zum Schutz gegen die Kälte bei Höhenflügen überziehen. Halbverbrannte Pelzmäntel bilden ein unkenntliches Gemisch mit verkohltem Grase, Erde und Knochenresten. Ein großer Teil der

Digitized by Google

Verunglückten ist nur an den unteren Extremitäten verbrannt, während die obere Körperhälfte zerschmettert ist." — Kommißbrot und Knochenreste — vielleicht merkt mancher bald den journalistischen Sadismus, der sich in solchen Zusammenstellungen austobt und der so stark nach Kientopp schmeckt.

Am Schluß des Artikels steht noch eine Notiz. Sie lautet:

„Kurz nach der Katastrophe trafen Operateure von der Projektions-Aktiengesellschaft Union auf dem Unglücksplatz ein. Zwischen den Fahrzeugen der Feuerwehren stellten sie ihre Apparate auf und kurbelten einige Szenen ab. Noch heute abend wird man in den U. T.-Theatern die Ueberreste des Luftschiffes im Film sehen können."

Achtundzwanzig Menschen, bis zur Unkenntlichkeit versengt, liegen auf der Bahre. Die traurigen Reste eines Luftschiffes stecken im Wiesengrund. Das Volk der Gaffer versammelt sich zum Picknick und die Händler verteilen, wie einst die Kriegsknechte auf Golgatha, die Kleider und Fetzen als Andenken. Zwischen den Löschzügen der Feuerwehr kurbelt ein Kinomensch.

Kein Wort weiter. Knüppel her!

Hermann Bagusche

Der Kritiker Siegfried Jacobsohn

(„Fall" und Aufstieg.)*)

Drei Jahre lang war Siegfried Jacobsohn der Theaterkritiker der „Welt am Montag". Da wies man ihm, dessen Aufsätze drei Jahre lang mehr und leidenschaftlicher gelesen worden waren, als die Besprechungen irgend eines andern Berliner Kritikers, eines Tags nach, daß er drei Sätze gestohlen habe. Das macht einen Satz pro Jahr. Für das Geschrei, das dieser Enthüllung folgte, braucht man kein besonderes psychologisches Verständnis aufzubringen. Chorführer waren die Unfähigkeit und der Haß. Es schrien nicht mehr Verständige mit, als immer bei einer Massensuggestion. Die Begabung wurde wieder einmal gesteinigt und diesem Schlachtfest konnte keine logische Vorhaltung entgegentreten. Auf der einen Seite ein dreijähriges Werk, unter der Kontrolle wütenden Hasses, unter dem Beifall begeisterter Zustimmung entstanden. Auf der andern — drei gestohlene Sätze unter zehntausend eigenen, in Form und Gedanken eigenen! Man kann heute nicht mehr über die Lynchjustiz im Jahre 1904 sprechen, ohne in die Versuchung zu verfallen, so zu beginnen: Als unser Vaterland noch von dichten Urwäldern überzogen war und nur der zottige Auerochs .....

Jacobsohn hat eine Broschüre über seinen Fall geschrieben. Für sich, nicht für uns. Er zitiert ein Wort der Carolina Schelling, der es eine förderliche Tat schien, „die Dokumente eigener verworrener Begebenheiten als eine die Menschheit überhaupt interessierende Erfahrung" auszubreiten. Darin liegt der Wert des Kleinen Hefts, nicht in der Belehrung über einen Fall, der niemals ein „Fall" hätte werden dürfen. Wen aber das Buch doch noch materiell, das heißt nach Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Rechtfertigung Jacobsohns interessiert, der vergleiche einmal Hauffs „Memoiren des Satans", in dem Kapitel „Wen der Teufel im Tiergarten traf" mit E. T. A. Hoffmanns „Ritter Gluck". Auch Hauff hatte fremde Federn nicht nötig. Aber bei ihm,

*) „Der Fall Jacobsohn" ist im Verlag der „Schaubühne", das „Jahr der Bühne" im Verlag Oesterheld & Co. erschienen.

Digitized by Google

dem starken, raschen Arbeiter, wie bei Jacobsohn, reproduzierten sich abgerissene Gedankenbilder, für das wesentliche ganz gleichgiltig, rasch in den Wirbel der eigenen, strudelnden Schöpfung gezogen. Der Fall Jacobsohn ist der Reinfall seiner Gegner.

Ein Jahr nach dem Autodafé gründete Jacobsohn die „Schaubühne", das einzige, ernsthafte Theaterblatt, das aber nicht nur seiner Konkurrenzlosigkeit wegen das Blatt ist. Und wiederum vor einem Jahr hat er begonnen, die dokumentarischen seiner „Schaubühne"-Kritiker in den Sammelbänden „Das Jahr der Bühne" zu vereinigen, deren zweiter Band eben erschienen ist. Wer angesichts dieser straffen, wertvollen Bände immer noch von Plagiator Jacobsohn redet, ist entweder ein Idiot, oder ein Antisemit, also belanglos. Das Jahr der Bühne gibt jeweils den starken, in einer originellen Intelligenz aufgefangenen Eindruck einer Berliner Saison. Es sind nicht nur einzelne Aufführungen, sondern zur Erklärung besonders zu betonender Persönlichkeiten oder Ereignisse greift Jacobsohn auf ihren Werdegang zurück, er rundet Zusammenhänge, begrüßt das Wieder-Auftreten der Höflich durch den Neu-Abdruck der einstigen Abschiedsworte und gibt dem toten Brahm ein Leichen-Kortege stolzester Art durch die Kritiker seines Ibsen-Zyklus. Daneben schließt sich aus all den Besprechungen mit ihren wirtschaftlichen, sozialen, anektodischen Zwischenbemerkungen ein scharfes Bild der Berliner Theaterwelt zusammen, ihrer Leiter, Stars, Bluffs und Pleiten. Die Dichter wandeln durch das Jahr mit ihrer ganzen, grotesken Gefolgschaft von Spekulation, Anbetung und Ausschlachtung, Direktoren tauchen auf, von denen außer dieser Ueberwindung des Schwergewichts nichts gesagt werden kann, Skribifaxe werden lächerlich gemacht, die ihre Tantièmen aus dem Stumpfsinn eines kongenialen Publikums münzen. Offenbarungen werden im Taumel angebetet, wie sie in glücklichen Stunden einem Begnadeten leicht zur Wirklichkeit werden.

Das „Jahr der Bühne" liest sich angenehm und sehr amüsant. Es ist angenehm und sehr amüsant. Es ist in einem außerordentlich saubern Deutsch geschrieben und, wie jedes Dokument eines wahrhaften Temperaments, mit Witz, Spott und Verhöhnung. Ein Musterbeispiel des (leider sonst kaum mehr gekannten) Pamphlets ist der „Fall Lantz", Abrechnung mit dem Direktor, der ein Theater mit einst großem Zulauf, bester Lage, stärkster kritischer Beachtung in einem Jahr derart jeder öffentlichen Anteilnahme zu entziehen wußte, als läg' es am Gesundbrunnen und spielte „Piefke in Arkansas", und stände nicht an der Friedrichsstraße, Sudermann und Strindberg vermischend und verwechselnd. Seine Reinhard-Kritiken sind erfüllt von einer unbestechlichen, eifernden Liebe, die mit allen Mitteln um i h r e n Reinhard kämpft und die Mysterien des „Totentanzes" jedem andern Mysterium vorzieht, das mit einem Notizengestöber eingeleitet, mit Zensurverboten in den Himmel der dreifachen Eintrittspreise erhoben und schließlich eine katholische Konkurrenz des — nicht-katholischen Metropoltheaters wird. Seine Brahm-Kritiken, aufs heftigste von der Knüppelgarde des Lessing-Theaters bekämpft, haben in ihrer ganzen, wütenden Tonart ihre beste Rechtfertigung durch die Besprechungen des Ibsen-Zyklus erhalten. Jacobsohn hat den späten Brahm verhöhnt, weil der ihn um den früheren betrogen hat. Ich fühle die Gerechtigkeit seiner Uebertreibungen, aber mir

Digitized by Google

fehlt eben das Erlebnis des verflachenden Brahms, der sich mit Schönherr und Ernst Hardt verunreinigte. Ich habe die letzte Vorstellung des alten Lessingtheaters gesehen, „Rose Berndt" mit Else Lehmann, Ilka Grüning, Emanuel Reicher. Die letzte, gehalten sich bäumende Welle mit allem schmerzlichen Glanz des Vergehens, Brahm! ... man fühlte etwas Unsterbliches die vergängliche Hülle verlassen. Die Kouliſſen waren alt und scheußlich, aber das Ensemble Brahms lobte seinen toten Meister mit Menschenzungen.

Jacobsohn eignet sich nicht nur, wie er meint, deshalb zum Theaterhistoriographen, weil er dazu neigt, das einzelne Ereignis in einen theaterhistorischen Zusammenhang einzureihen. Daß und wie er das tut, habe ich gezeigt. Seine „Jahre der Bühne" werden vor allem darum wirklich historischen Wert bewahren, weil sie in einem gewissen Sinn ungenialisch, rationalistisch sind. Alles ist da, was eine starke Intelligenz, eine untrügliche Spurfähigkeit den Erscheinungen entnehmen kann — das Traumwandelnde, das Unbewußte fehlt. Was da ist, das kann bewiesen, das muß geglaubt werden. Kein impressionistischer Schwindel, kein mit Worten über schwer formulierende realische Erlebnisse Dahinschludern. Dafür aber fehlen auch die Stellen, die wie ein ewiger Wiederschein der erlebten Dichtung die Formulierungen des Kritikers plötzlich hemmen, wo Werk oder Darsteller mit einem Male auf ein rätselhaftes, dumpfes Wort gebracht sind, das so im Zusammenhang stehen muß, daß es gleich darauf wie altvertraut, notwendig, zwingend klingt. Jacobsohn ist vielleicht der am meisten typische Kritiker Berlins, er hat die Klarheiten und Fieber, die Schönheiten und die Groteskeu seiner Vaterstadt. Aber er ist so ungenial und dem Genie huldigend wie sie.

Ulrich Rauscher

Die alleinige Annahme von

Inseraten und Beilagen

für den März ist an

Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstr. 41

übergegangen.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Die Unbeliebtheit des Norddeutschen

Von Lothar Engelbert Schücking (Dortmund)

Ein Grund, weshalb wir uns so schwer mit andern Völkern verstehen, ist zweifellos die Unbeliebtheit des Norddeutschen. Der Norddeutsche ist in Belgien, Frankreich, Dänemark, Süddeutschland und in manchen anderen Ländern geradezu verhaßt. Der Grund liegt zweifellos nicht nur im Konkurrenzneid. Jeder Ausländer fällt uns Norddeutschen auf durch Höflichkeit. Jeder russische Aristokrat, jeder französische Börsenmann ist sympathisch durch eine Art allgemein menschlicher Höflichkeit, die uns nicht nur fehlt, sondern von uns geradezu ängstlich versäumt wird. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der spezifisch norddeutsche Aristokratismus hier das Element ist, das uns überall schadet und uns das Leben im eigenen Lande schwer macht. Er hat das Bestreben, sich zu distinguieren und zu differenzieren; darin aber bringt es niemand soweit, wie der Norddeutsche.

Außerordentlich wichtig ist hier die Schule des Korpsstudententums. Ich meine, daß der Korpsstudent eine Kunst daraus gemacht hat, gegen seine Mitmenschen Distance zu wahren und daß diese Kunst in einem gewissen Verzicht auf allgemeine leichte, warme menschliche Höflichkeit besteht. Der Adel ist ständig auf der Flucht vor dem Umgang mit dem Bürgertum, eine geschichtliche Tradition. Das Korpsstudententum ist nun eine Art akademischen Adels, der vom wirklichen Adel schon auf der Universität das Ideal der Absonderung übernimmt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist ferner die militärische Erziehung. Schon der Einjährige wird darauf beobachtet, ob er sich viel mit Unteroffizieren und Feldwebeln oder gar mit Gemeinen einläßt. Je aristokratischer er sich benimmt, d. h. je engere Grenzen gegen andere Soldaten er zieht, je eingezogener er den

Digitized by Google

Kameradschaftsbegriff auffaßt, desto geeigneter ist er zum Offizier. Vom Korpsstudenten wird vorausgesetzt, daß er den nicht korporierten Studenten als „Bummler" verachtet und den korporierten Studenten als höher stehend, aber doch dem S.C. gegenüber als minderwertig einschätzt. Bezeichnend für die Fuchserziehung ist die wahre Geschichte, daß ein Korpsfuchs seinen Bruder, einen Landsmannschafter, grüßt und als sein Leibbursche ihn deshalb tadelt und der Korpsfuchs sich damit entschuldigt, es sei sein Bruder, entgegnet der Leibbursch: „Schlimm genug, daß du einen Landsmannschafter zum Bruder hast, aber noch schlimmer, wenn du ihn grüßt".

Das ist kein schlechter Scherz, sondern eine Geschichte, die den Geist des norddeutschen S.C. charakterisiert, wie kaum eine andere.

Wer die preußische Kavallerie kennt, weiß, wie man dort stolz ist auf Rekorde der Unnahbarkeit und der herablassenden Behandlung des Bürgertums. In einem westfälischen Kavallerieregiment kam es kürzlich vor, daß ein junger Leutnant vom Kasino aus einen ihm vollständig unbekannten höheren Beamten telephonisch anklingelte und ihm Auftrag gab, im Nebenhaus eine Einladung abzubestellen. Das ist der Geist der preußischen Kavallerie von 1806.

Es gibt da eine hübsche Geschichte: Friedrich von Raumer erzählt in seinen Lebenserinnerungen über seine Teilnahme an der Besitzergreifung der früher freien Reichsstadt Nordhausen durch Preußen im Herbste 1802.

„Der überraschte Magistrat der freien Reichsstadt sandte eine Botschaft an den preußischen General v. W. und bezeigte sich willig, dem König von Preußen künftig untertan zu sein. Hierauf rückten die Preußen ein. Eine unzählige Menge Volks aus der Stadt und der ganzen Umgegend drängte sich auf den Straßen beim Vorlesen des Besitznahmepatents, beim Anschlagen der Adler u. s. w. Das gemeine Volk, besonders Weiber und Mädchen, freuten sich nur über die blauen Röcke mit roten Aufklappen und über die Janitscharenmusik. Sie tanzten nach den Ecossaisen immer nebenher durch den tiefsten Koth. Die Ratsherren und Behörden waren dagegen so überhöflich, daß man es kaum für richtig halten konnte.

Digitized by Google

Die Stadtsoldaten mußten auf dem Rathaus zusammenkommen, wurden gemessen und aufgeschrieben. General W. diente ihnen mit freundlichen Redensarten von Kameraden, Brüdern u. dgl. Nach einigen Handgriffen glaubte er indeß, sein preußisches Uebergewicht müsse er zeigen und geltend machen. Er kommandierte plötzlich: „Streckt das Gewehr!" Alle waren wie versteinert. Nur nach und nach fielen die Reihen auf die Knie und legten gebückten Hauptes die Gewehre nieder. — Dies machte auf mich einen entsetzlichen Eindruck ich wußte vor Schrecken, Mitleid, Zorn nicht, was ich tun oder lassen sollte!

Der Offizier ist gebunden durch seine Stellung. Der Korpsstudent ist es nicht. Bei ihm kommt etwas hinzu, das ist die „Kunst des Rempelns".

Das ist die in ein System gebrachte Unhöflichkeit, die provozieren soll. Mir fällt dabei stets der pommersche Korpsbursche ein, der, wenn er in ein Lokal hereintrat und einen Herrn bemerkte, den er anrempeln wollte, dem Kellner zuzurufen pflegte: „Kellner, bringen sie jedem einen Schnaps, nur diesem Schlot da keinen". In der höheren Verwaltung erlebt man nur zu häufig diese Menschen, die bar jedes Gleichheitsgedankens sich in der schweren Kunst ausgebildet haben, andere Menschen in möglichst unangenehmer Weise zu beleidigen. Es soll Landräte geben, die bei amtlichen Besuchen den Besucher dadurch zu ärgern versuchen, daß sie beim Hereintreten des Besuchers letzterem zunächst eine Zeit lang den Rücken zuwenden und beharrlich hinaussehen.

So kann das Militär und das S.C. Studententum in Norddeutschland vielfach eine Schule zur Ausbildung unhöflicher Umgangsformen gegenüber niederen sozialen Bevölkerungsklassen werden, eine Schule, die in keinem anderen Lande der Erde überhaupt nur denkbar ist.

Der Ausländer vergißt, wenn er diese Deutschen ohne Urbanität, ohne Grazie des Geistes und Liebenswürdigkeit der Form kennen lernt, daß diese Menschen technisch sehr tüchtig sein können, der Ausländer vergißt, daß diese Menschen schon aus Selbstbewußtsein unbestechlich und pflichttreu sind, daß sie sachlich und fleißig sein können. Wenn der Ausländer

Digitized by Google

in ein Abteil II. Klasse steigt und den dort anwesenden Personen „Guten Tag" sagt, ohne daß jemand dies zu erwidern für nötig befindet, dann weiß er nicht, daß die Anwesenden vielleicht alle sehr gute brave Menschen sind, sehr viel zuverlässiger, wie Franzosen, sehr viel ehrlicher wie Dänen und Russen, aber Menschen, denen jemand beigebracht hat, daß ihr Selbstbewußtsein Höflichkeit gegen fremde nicht vorgestellte Personen nicht zuläßt. Der geborene Edelmann, von dem der Aristokratismus ja stammt, ist nicht der eigentlich schlimme. Der Schlimmste ist derjenige, dem jahrelang auf der Universität die Verachtung des „Buchsen" und des „Bummlers" gepredigt ist, der sein höheres Menschentum erst mühsam hat lernen müssen.

Wer die Ursachen kennt, faßt sie nicht zu tragisch auf. Er weiß, daß das Mißverständnisse sind und die jugendlichen Entartungen durch das Leben allmählich teilweise beseitigt werden, bei manchen vollständig. Aber der Ausländer meint, er habe es mit wirklicher Brutalität zu tun. Der Ausländer hat keine Ahnung, wie undemokratisch bei uns Universitäts- und Militärleben ist. Er kann sich nicht vorstellen, daß jemand Jahre braucht, um diese „Erziehung zur Brutalität" von sich abzustreifen.

Und andererseits wirkt diese Erziehung auch auf den Charakter ein. Die „Kunst des Rempelns" einmal gelernt, wird sich auch in den Verhandlungen des Staatsmannes, des Verwaltungsmannes, des Diplomaten, des Juristen erhalten.

Alle diese Menschen hassen die Begriffe Demokratie, Urbanität, Humanität. Sie fühlen unbewußt ihre Defekte und das Primitive ihrer sozialen Auffassungen.

Dem deutschen Volke aber schadet diese Brutalität unendlich. Im Inlande ertragen wir sie notwendigermaßen mit zusammengebissenen Zähnen, aber mit verächtlichem Achselzucken. Das Ausland zweifelt fortgesetzt daran, daß eine in der herrschenden Klasse äußerlich auf Brutalisierung sich züchtende Nation solche inneren Werte haben könne.

Digitized by Google

Der Baumeister des Kaisers

Von Theodor Heuß

Als in Petersburg die neue Botschaft gebaut wurde, gelang es Kiderlen, der ein unbefangener Mensch war, den Auftrag an Peter Behrens möglich zu machen. Das offizielle Deutschland tat etwas für die Entwicklung einer neuen Kunstgesinnung. Die Morgenröte stand über dem Osten. Der Kaiser hatte die Sache nicht recht bemerkt oder er befand sich noch unter dem Einfluß des November von 1908 — es passierte nichts. Hinterher soll er sich über die Fassade schwer geärgert haben; dies ist sein privates Recht und Vergnügen, das ihm niemand verkürzen will.

Aber nun: Washington. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß Amerika für alles, was mit Kunst und Geschmack zusammenhängt, für uns wichtiger ist als das agrarische Zarenreich, dessen Oberschicht sich kulturell auf Paris bezieht. An Anstrengungen fehlte es nicht, ein großes Preisausschreiben erging an die deutschen Architekten, an hunderten von Zeichentischen wurde immens gearbeitet, zehntausende von Mark verschwanden in den Entwürfen, der Enthusiasmus unserer besten Künstler wurde lebendig. An 300 Entwürfe kamen zusammen. Die Arbeit der Preisrichter war nicht leicht, aber leider — scheinen sie es sich leicht gemacht zu haben. Das Ende vom Lied war eine tiefe Verstimmung innerhalb der deutschen Architektenschaft, denn ein Teil der anerkannt besten Entwürfe wurden — es schien: geflissentlich — übersehen. Das Preisrichterkollegium war — von einigen Aushängern abgesehen — entsprechend zusammengesetzt. Es ist seit Monaten ein offenes Geheimnis, daß von führenden deutschen Architekten gegen das Verfahren ein offizieller Protest vorbereitet wird.

Aber der ist nun gegenstandslos geworden. Was jetzt der Oeffentlichkeit bekannt wird, hat ein viel schlimmeres Gesicht. Danach hat das Auswärtige Amt mit dem ganzen Preisausschreiben ein

Digitized by Google

Scheinmanöver ausgeführt, indem es schon vorher seinen Architekten in petto hatte: den Oberhofbaurat v. Ihne. Man weiß, daß dieser Mann ungefähr dem Geschmack des Kaisers entspricht. Auch Herr v. Jagow, wenn er in Rom sein Auge an dem Kitsch der modernen Italiener geschult hat, wird ungefähr auf das herauskommen, was Herr v. Ihne leistet. Diesen also hat man, ausdrücklich an dem freien Wettbewerb der deutschen Architekten teilzunehmen. Aber ein königlich preußischer Oberhofbaurat hat das nicht nötig — sein Können ist hors concours. Und in der Tat: Herr v. Ihne ließ sich herbei, einstweilen auf den Wunsch des Auswärtigen Amtes und des Kaisers einen Privatentwurf herzustellen. Dieser soll jetzt — unwidersprochen — nach dem allerhöchsten Wunsch zur Ausführung gelangen. Der ganze Wettbewerb eine Farce, der Schluß des Dramas ein Schlag ins Gesicht der Baumeister, der Kunst, der öffentlichen Moral.

Herr v. Ihne ist kein Beliebiger. Er hat in dem Berliner Kaiser Friedrich-Museum, in der Charlottenburger Brücke seiner baukünstlerischen Impotenz dauernde Denkmale gesetzt. Er vertritt mit das Schlimmste an Klischee-Architektur, die heute noch geleistet wird, einen verwässerten, leidenschaftslosen Barock mit armseliger Erfindung und schlechten Verhältnissen. Es ist des Kaisers Schaden, aber seine Sache, wenn er derlei als den richtigen Ausdruck monarchischer Repräsentation ansieht. Vielleicht hat er ja im tieferen Sinn recht — beides vieux jeu — aber hier handelt es sich ja nicht um einen Gartenpavillon in Potsdam oder sonst etwas, sondern um eine Reichssache. Man hat dem Kaiser ein wenig abgewöhnt, der deutschen Politik allenthalben seinen Privatzuschnitt zu geben, — er mag aus seiner Privatschatulle an Kitsch zusammenkaufen, was sich auftreiben läßt, aber er soll nicht, wo es sich um öffentliche Aufgaben und Ausgaben des Reiches handelt, diktatorisch hineinreden wollen.

Herr v. Ihne braucht uns nicht weiter zu interessieren. Wir erlauben uns, sein Verhalten wenig kollegial und würdig zu empfinden, denn eigentlich ist er, der Geheime Oberhofbaurat mit

Digitized by Google

all seinen Aemtern und Würden den jungen schaffenden Künstlern ein wenig in den Rücken gefallen. Hoffentlich gelingt es dem öffentlichen Protest, der jetzt notwendig ist, ihm diesen großen Auftrag wieder aus der Hand zu schlagen.

Die Sache hat eine politische Konsequenz: der Reichstag lehnt die Mittel für die Bauausführung ab. Graf Bernstorff mag sich denn halt noch eine Zeit lang so durchfinden. Zwar ist der Reichstag eine etwas zweifelhafte Instanz für Kunstdinge, solange dort Schwätzer wie der Dr Arendt die Meinungen herstellen — aber er hat hier keine Geschmacksrichtung zu vertreten, sondern die Reinlichkeit der öffentlichen Moral.

Was soll das für ein Zustand werden, wenn amtliche Wettbewerbe von vornherein nur als Kulisse dienen, hinter denen liebenswürdige Privatbeziehungen ausgebaut werden? Was nützen die Preise, wenn die Ausführung, und auf diese allein kommt es bei einem Repräsentationsbau in fremdem Staate an, wenn die Ausführung unter der Hand sozusagen schon vergeben ist? Man hat sich lange gewehrt, diesen Vorgang für möglich zu halten. Er ist möglich gewesen. Die Volksvertretung hat die Pflicht, dem gekränkten Vertrauen der deutschen Künstler zu Hilfe zu kommen und mit dem Herrn v. Jagow ein sehr deutliches Wort zu reden.

Die österreichische Heimatflucht

Momentbilder aus Ost-Galizien

Von Emil Kläger (Wien)

Jetzt merkt man in Wien auf. Jetzt, da der Generalmarsch der Sensation geschlagen wird. Nun spielen die Scheinwerfer der öffentlichen Neugierde. Sie zucken selbst über das dunkle Land Galizien hin, das arme, totgesagte. Und die aufgescheuchten Verantwortlichen

Digitized by Google

ziehen wieder in der grellen Illumination eines Kriminalfalles an dem düster schweren Problem, das durch sein unförmiges Gewicht stets zu unterst in den Sack der ungelösten Fragen rollte. Ja, es hat gezündet! Der Staatsanwalt hat die österreichische Auswandererfrage für das Wiener Publikum entdeckt. Vergeblich haben Parlamente an dem harten Brocken gekaut, Dutzende Enqueten brüteten hoffnungslos über dem Schicksal der jährlich Dreimalhunderttausend österreich-ungarischen Emigranten. Sie verschmachteten über Bergen von Material, versanken in Aktenschluchten und starben in irgend einem versteckten Konferenzzimmer eines Ministeriums hin. Ein kleiner freundlicher Nachruf in der Presse begleitete ihren Heimgang, und das Publikum verhielt sich korrekt teilnahmslos. Bis der Staatsanwalt an den Dingen herumzufingern begann. Bis der Staatsanwalt den Altmann holte.

Er hat ihn nämlich aus den Wiener Salons geholt, in denen der Direktor der Canadian mit seiner hübschen jungen Frau unser lieber Gast war. Noch gestern. Mit einemmal Verhaftung. Ein Blitzschlag, ein Skandal. Jawohl, ein Skandal! Kein Mensch weiß eigentlich ganz genau, warum er verhaftet wurde. Zwar man las, er soll Militärpflichtige nach Kanada hinübergeliefert haben. Ohne Pässe, zu Schaden der Kriegsverwaltung. Junge, kräftige Menschen, die aus der Heimat wegzogen, die sich fortstehlen wollen, aus einem kranken, gequälten Kronland. Ein unglückliches Volk aus dem Osten Oesterreichs, das vor Elend erbmüde geworden ist. Er hat springfrisches österreichisches Blut verhandelt. Und man horcht auf. Ist es nicht merkwürdig, wie jetzt Auswanderer und Auswanderung uns plötzlich so nahe sind. Als ob sie nicht Jahrzehnte lang alltäglich zu Hunderten durch unsere dämmerigen entlegenen Vorstadtstraßen zur Nordbahn und zur Staatsbahn geschlichen wären mit einem Mann in farbiger Kappe an der Tête des traurigen Zuges, der die Lastgebeugten führte. Wie wenn man sie nicht verladen und fortgeschickt hätte, wie einen lästigen Fremdkörper, wie schädlichen Ballast, noch

Digitized by Google

gerade gut dazu, daß Menschenmakler und ein Haufen dunkler Existenzen an ihnen schmarotze und an ihrer Wegschaffung verdient werde. Als ob sie nicht oft auch bei Tage mitten durch das Herz der Stadt zogen, die Bataillone der Rekruten, die aus unserer Reichswirtschaft fahnenflüchtig wurden, und zum Arbeiterheere der neuen Welt übergingen. Ganze Dörfer verödeten im Süden und Osten der Monarchie, ohne daß sich jemand besonders darüber ereifert hätte, dessen Geschäft es nicht gerade war. Am grünen Tisch allerdings, da tagte es unentwegt. Aber der Puls der Oeffentlichkeit ging drum nicht schneller. Bis diese jähe Verhaftung kam. Und nun pocht unser Herz sowohl für den betrogenen Staat als auch für den genasführten Kriegsminister. Es weint über die armen Provinzen und ausgestorbenen Dörfer, über die Industriellen, die keine Arbeiter finden und erwärmt sich sogar für die armen Agrarier, die wegen Menschenmangel das Vieh verteuern. Alle, alle Privatbeteiligten der schlimmen Geschichte können über unser Mitgefühl verfügen und über unsere Erregung. Jetzt, wo doch Altmann verhaftet wurde. Ueber die Brücke eines Wiener Gesellschaftsskandals finden die Rätsel der österreichischen Auswanderung endlich den Weg zu unserem Interesse. Es ist eine Wiener Affäre geworden, und was uns früher fremd war mutet uns jetzt vertraut an. Denn das große österreichische Problem trägt die Physiognomie Samuel Altmanns. Dieses kleine Schicksal echauffiert uns, und die österreichische Auswandererfrage hängt als Riesenberloque daran. Und man spricht wieder von Galizien.

* * *

Vier Stunden schon sitze ich in dem holperigen Bauernwagen, der mich in das ostgalizische Land führt. Der kleine Wagen springt auf niedrigen Rädern über die harten Wegfurchen und zwingt mich, jede Bewegung mitzumachen. Daran können die Heusäcke, die mir als Sitz dienen, nichts ändern. Der Weg bleibt immer gleich elend, und das ausgehungerte Pferd, das die Hindernisse in einer Art seltsamen Galopps nimmt, wird unaufhörlich von dem jüdischen Kutscher mit einer Haselnußgerte zur Eile ermahnt.

Digitized by Google

Der junge Bursch am Bock hat den Rockkragen aufgestellt, obwohl es sehr warm ist. Er will mir verbergen, daß er kein Hemd am Leibe hat. Ich will nach Scerscesz, einem kleinen Ort in der Nähe von Przemysl, um dort einige kleine Dörfer zu besuchen. Die Gegend ist völlig brach. Von Aeckern keine Spur. Es ist keine Heide, sondern ein eigenartiges hügeligs Land mit vereinzelten dürren Baumbeständen, über dem doch die Schwermut der Heide liegt. Einzelne Bauern kommen mir entgegen, Ruthenen in rohleinenen Hemdkleidern, mit der charakteristischen nationalen Weste. Alle gehen gebückt, langsam, ohne Eile, obwohl der begonnene Weg sich stundenlang hinziehen muß. In ihren Gesichtern ist ein gequälter, weinerlicher Ausdruck. Und der Hunger steht darin. Mein Begleiter, ein ruthenischer Student, der den schmalen Sitz mit mir teilt, sagt: „Wenn der ruthenische Bauer fremde Leute auf seinem Wagen sieht, dann fährt er immer zusammen und denkt: „Was mag uns wieder drohen?“ Die Angst, die ganze Geschlechter erfüllt hat, lebt als stärkster Trieb in ihrem Blut. Unsere Bauern leben im Dunkeln. Sie nehmen die Knechtschaft der Armut wie einen schweren Willen Gottes hin. Denken Sie: in den Gebirgsdörfern sind achtzig Prozent Männer und neunzig Prozent Weiber Analphabeten. Das erklärt vieles“.

Abends kommen wir in den Ort. Wir rasseln von einer Anhöhe in ein kleines Tal hinunter. Düster stehen zwei Dutzend strohgedeckter Hütten im Kot. Wir betreten eines der Häuser. Dunkel und muffig liegt der niedrige Raum vor uns. Sechs Meter lang und ebenso breit. Acht Köpfe der Familie wohnen darin. Ein einziges Bett steht darin mit zusammengeworfenem Tuchzeug, das zur Seite geschoben ist, um Platz zum Sitzen zu gewinnen. Denn es gibt nur zwei Stühle. Feldgerät, ein paar Kochtöpfe sind das einzige Inventar. Rechts ist eine niedrige dünne Mauer aufgeführt, etwa einen Meter hoch, die einen schmalen Raum abschließt, den Stall für ein Stück Vieh. Ein widerlicher Geruch von Wasserdunst und abgestandenem, alten Gemüse steht zwischen den Wänden. Das Fenster ist festgemacht, damit im Winter

Digitized by Google

kein Hauch der kostbaren Wärme entfliehen kann, hält den Dunst der Stube fest. Ich frage mich erschüttert, wie die Leute in diesem Menschenstall leben, wie sie die Nacht überdauern können. Und wie ich die Tür wieder öffne, fliegt mein Blick hinaus ins Unendliche, über leere Felder und Wiesen, über einen Boden, auf dem man für tausend Paläste den Grundstein legen könnte.

Michailo rief die Leute zusammen. Sie erzählten uns: Sechzig Kreuzer ist der Taglohn beim Gutsherrn in den besten Zeitenl Achtzig Kreuzer zur Zeit der Ernte. Manchmal gibts auch einen Gulden. Im Winter vierzig Kreuzer, auch dreißig Kreuzer und weniger. Die täglichen Mahlzeiten sind ein aus Kukuruzmehl bereitetes Gebäck, Mamaliga, oder Malai genannt und Pirogen, das sind in Wasser gekochte Erdäpfelklöße. Brot kennt man hier nicht. An Feiertagen werden die Klöße in Milch gekocht. Fleisch gibt es nur einmal im Jahr, zu Weihnachten oder zu Ostern.

* * *

Wir hielten vor einer kleinen Ansiedlung. Wenige Häuser standen unter einer Berglehne beisammen, so elend, wie alle in dieser Gegend. Ringsum zeigte sich niemand. Erst nach langem Suchen fanden wir in einer Hütte einen alten Menschen.

„Wie viel Bauern seid Ihr hier, Mann?", fragte Michailo.

„Bauern?" Er sah uns schwerfällig an. Dann sagte er plötzlich mit dem Ausdruck der Selbstverständlichkeit und staunte mit einemal: „Herr, ich bin ja allein hier."

„Wo sind denn die andern? Es sind ja hier eine ganze Menge Häuser."

„Nur acht," erwidert er in ängstlichem, weinerlichem Ton.

„Wo also sind die andern acht? So viel müssen doch wenigstens hier wohnen."

Der Bauer holt tief Atem, machte eine lange Bewegung mit der Hand: „Fort! Weg! In Amerika! Der Teufel hat sie geholt!", sagte er und bekreuzigt sich. „Ich bin allein da, bin der einzige Männliche."

Digitized by Google

Und dann erzählt er in seinem singenden Ton, wie hier alle auswanderten. Scharen von Agenten durchziehen das Land und werben. Der Korczmabesitzer (Wirt) und die Schreiber der Gemeinde sind ihre besten Helfer. Wenn der Bauer Samstags abend müde gerackert, den Kopf voll Hoffnungslosigkeit, in die Dorfschenke kommt, um für zwei Kreuzer Wutki zu trinken und dort zu sitzen, bis die Frau des Schankbesitzers ihm die Lampe verlöscht, stechen ihn die aufreizenden Worte des Wirtes in die Ohren. Plakate mit bunten Bildern flattern in alle armen Hütten.

Der Bauer erzählt und weint dabei: „Pane, es ist schlecht.. es ist so schlecht. Die Erde ist hart... der Herr ist hart.. es ist schlecht, Pane. Und alle gehen fort, alle. Und ich bin allein, bin alt."

Als wir gingen, saß der Bauer mit herabhängenden, ausdruckslosen Armen, keiner Geberde fähig, auf seinem Sessel. Sein Gesicht war starr. Nur seine Augen weinten...

* * *

Tage vergingen auf unserem Wagen. Wir hungerten uns durch, wanderten bergab, feldein, durch die dichten weglosen Holzbestände zu den Hütten der Feldarbeiter und kleinen Bauern. Es änderte sich nichts. Wie Gespenster tauchten dieselben Menschen, dieselben Häuser auf und die gleiche Not. Wir kamen in Cisowa an. Es war schon bald Abend. Die Bauern kamen von der Arbeit heim. Michailo will nachts in die Korczma. Ein Auswandereragent soll dort heute für Argentinien werben.

Während die Sonne sinkt, gehen wir in die Stuben der Häuser, die alle unsagbar schmutzig sind. In dem Innern der Schenke brannte bereits eine Petroleumlampe vor einem riesigen farbigen Plakat. Ein Riesendampfer darauf, ein Koloß, der Stolz und Sicherheit versinnbildlicht, fährt wie ein Sieger durch die schwarze See einem fernen Rot entgegen, das wie ein lächelndes Ziel aller Wünsche an der äußersten Linie des Horizontes wartet. An den Rauchfängen blitzen intensive Rosalichter. Das Schiff hat die goldenen Farben der Zukunft an Bord, und das Bild

Digitized by Google

hält die arme Hütte in seiner Gewalt. Wie ein fremder, glänzender Bote, der die Verheißung in den Händen hat und mit seinem Ruf diese enge Armseligkeit sprengt.

Es wurde neun Uhr abends. Aus allen Ecken des finsteren Dorfes kommen die Bauern eilig in die Schank. In dem mattbeleuchteten Häuschen ist kaum Platz zum Stehen. Die Leute drängen durcheinander und sprechen laut in großer Erregung. In dem kleinen Viereck, durch dessen Fugen sich dünne Lichtstrahlen hinausstehlen zu den schweigenden Sträuchern hin, ist jetzt das Leben des Dorfes eingesperrt. Draußen über den schwarzen Hütten und Feldern liegt tonlose Nacht. Wir stehen in einem Winkel der Korczma, rauchen unauffällig unsere Pfeifen und lauschen.

Rückwärts in einer Ecke, gleich unter dem Plakat handelt ein Agent mit den Bauern. Es ist ein kleiner Mensch, im groben, städtischen Anzug, mit einem Kneifer auf der Nase. Er spricht sehr lebhaft, sehr intensiv, aber leise. Die Bauern nur rufen laut durcheinander. Mit dem Rücken gegen uns gewendet steht ein riesiger Bauer im ruthenischen Nationalgilet mit offenem Hemd. Er wendet sich zu einem Herrn im Lodenanzug und ruft in den Lärm der anderen hinein: „Um sechzig Kreuzer nicht mehr... Nein, um sechzig Kreuzer nicht mehr.“ Er wiederholt die Worte hartnäckig und bastelt an seinem Anzug herum mit planlosen Händen.

„Gut, Du arbeitest nicht,“ sagt der andere mit giftiger Ruhe. „Wer zwingt Dich? Niemand zwingt Dich. Im Winter wirst Du Holz kaufen wollen?.. Wie?... He?... Gehören die Wälder da rundherum uns, Du?... Kann uns jemand zwingen, Dir Holz zu verkaufen? He? Schrei nur, Du willst nicht arbeiten, damit es die andern hören. Du... Du... Zwingt Dich jemand? He! Zwingt Dich jemand?“

Der kleine Kerl war jetzt in Zorn geraten. Er fuchtelte mit den Händen und puffte den Bauern wie zur Bekräftigung seiner Worte in den Arm. Der Bauer hörte schweigend mit wachsender

Digitized by Google

Aengstlichkeit zu. Der Zorn verschwand, je länger der Mann im Lodenanzug sprach. Wie ein flackerndes Licht hatte er den Kopf des Bauern mit einem Schein von Kraft beleuchtet. Lange gefurchte Züge erschienen jetzt in seinem Gesicht. Eine bettelarme Traurigkeit, die sich ihrer Ohnmacht bewußt ist. „Pane .... Warum läßt Du uns nicht leben? Laß uns doch leben, Pane!"

Ein Schrei. Die Tür wird aufgerissen ... Ein paar Gesichter bäumen sich in dem schwachen, gelben Lampenlicht. Ich sehe eine schlanke, jugendliche Gestalt in den Menschenknäuel springen und den Kopf des Agenten niedersinken. „Das ist er!", brüllt es .. „Ich habe ihn gesucht, ich habe ihn gesucht, das ist er, der dreihundert Bauern bestohlen hat ... Der Dieb! Der Betrüger!", schreit er abgerissen unter gurgelnden Lauten der Wut und des Hasses. Ich höre das Niedersausen wuchtiger Schläge. Die Bauern stehen wie die Mauern, wie gelähmt und sehen untätig mit gesenktem Kopfe zu. Nur der Wirt schreit keifend wie besessen und zerrt an dem Rocke des Angreifers und sein Weib fliegt helfernd durch die Stube.

Michailo macht ein paar lange Schritte zu der Ecke hin. Mit einigen Griffen ringt er die Fäuste des Burschen von der Gurgel des Agenten los. Ich höre, wie er in der lautlosen Stille dem jungen Burschen zuflüstert: „Du ... Hast Du eine Mutter?"

* * *

Solche Bilder werden lebendig, jetzt, wo Samuel Altmann es mit der Gerechtigkeit zu tun bekommt. Es sind nur ein paar abgerissene Klänge aus einer gewaltigen Kakophonie, die bis nun kein Echo bei uns gefunden hat. Der Fall Altmann hat für die Auswandererfrage in Oesterreich wirksame Propaganda gemacht. Wenn es jetzt anders wird, ist es ein Sieg seiner Reklame.

Digitized by Google

Li-Lien-Ying

Biographie des Obereunuchen Li-Lien-Ying unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi

Von Liang-Yien

(Fortsetzung.)

6.

Der Ober-Zeremonienmeister Dschang war von der Vorgängerin und Nebenbuhlerin der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi ernannt worden. Tzu-An und Tzu-Hsi waren die beiden Gemahlinnen des Kaisers Tung-Dschi gewesen, welche offiziell die „des östlichen Palastes" und „des westlichen Palastes" hießen. Nach dem Tode Tung-Dschis wurde der 4jährige Kuang-Sü als weinendes Kind auf den Drachenthron erhoben. Noch bestanden die beiden Haushaltungen des östlichen und westlichen Palastes, aber die Kaiserin Tzu-An mußte weichen und später unter der Beihilfe der Kaiserin Tzu-Hsi im „Phönixwagen ihre Fahrt zu den Neun Quellen" antreten. *) — Der Hüter des Kaiserkindes war der alte, ehrwürdige Dschang, der es auf den Armen trug und bei seinen Spielen nie von seiner Seite wich. Der alte Dschang war 30 Jahre lang im inneren Palastdienst, nie war dem feinen, alten Herrn mit dem schneeweißen Zopf ein Versehen nachgewiesen worden. Die Pflege und Wartung des Kaiserkindes, der Hoffnung des Reiches, schien ihm doch aber eine zu verantwortungsvolle Aufgabe in seinem hohen Alter zu sein, und er erhielt erst dann seinen Abschied, als er selber bat, Li-Lien-Ying zu seinem Nachfolger zu ernennen. Nun wurde Dschang unter den üblichen ehrenvollen Formen entlassen, mit Geschenken überhäuft und in einem kaiserlichen

*) Tzu-An erkrankte, nachdem lange und heftige Streitereien zwischen den beiden Kaiserinwitwen vorangegangen waren im Jahre 1881 plötzlich an einem ziemlich geheimnisvollen Leiden und starb. Hierauf bezieht sich diese Bemerkung. Tzu-An wurde nur 45 Jahr alt. Politische Bedeutung hat sie nie gehabt.

Digitized by Google

Edikt, das den Namen des Kaiserkindes trug, wie es Sitte ist, seiner treuen Dienste wegen gelobt. In der Verbotenen Stadt erhielt er eine Wohnung. —

Diese Ernennung des Li-Lien-Ying erregte aber doch Aufsehen und Aergernis unter dem Heer von Eunuchen und Hofdienerinnen, die aus den Töchtern des alten, mandschurischen Adels genommen wurden. Raunend ging es durch die Gemächer der Kaiserlichen Hofburg, aus welchen gemeinen, niedrigen Verhältnissen und dem „Schlamm des Volkes" der „verlumpte Schuhflicker" *) aufgetaucht sei. Es bildeten sich kleine Palastverschwörungen gegen den Mann, dessen Stellung sie blendete und sie zugleich mit Neid und Argwohn erfüllte. Andere, die klüger waren, warnten: „Er steht zu hoch, beleidigen wir ihn, so wird uns der Kaiserliche Reisnapf vom Munde gerissen". „Warten wir geduldig", hieß es auch weiter, „auch diese Sonne hat ihre bösen Flecken." —

Es war zu natürlich, daß der Günstling diese Stimmung witterte, und wie oft genügte eine geschickt hingeworfene Bemerkung, um einen etwas vorlaut gewordenen Gesellen zur Prügelstrafe verurteilt zu sehen, die stets nach einer tiefen Pädagogik des Hofes von einer Anzahl Miteunuchen ausgeführt wurde. Stets waren die Hiebe vollwichtig, denn wie unter einer Horde Dämonen und Teufel war der eine des anderen grimmigster Feind, und es war ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Gründlichkeit diese Burschen auf den schwammigen Körper des Delinquenten einhieben. — Einer der Eunuchen, Dschu mit Namen, hatte sein Amt in der Gratulationshalle. Dschu hatte früher mit Li-Lien-Ying einen Streit gehabt und verzehrte sich in Haß, als er seinen Gegner in die hohe Stellung einrücken sah. Als er in einer ganz geringfügigen Sache den allmächtigen Günstling überging, wurde er zu 100 Stockhieben verurteilt. Nun wuchs der Groll riesengroß auf. Er vergaß sich so weit, daß er beim Reinigen der inneren Gemächer einen Besen nahm und gegen Li-Lien-Ying schleuderte.

*) Li war in ganz Peking unter dem Namen P'i-Hsiao-Li „der verlumpte Schuhflicker Li" bekannt, nach seiner Herkunft aus Hokienfu.

Digitized by Google

Das Schicksal des Jähzornigen war damit besiegelt, er wurde der Kaiserlichen Strafkammer des Justizministeriums zur weiteren Veranlassung übergeben. —

7.

Es ist früh bekannt geworden in den Beamtenkreisen des weiten Reiches und eigentlich nichts Seltsames, daß Li-Lien-Ying der Mann bei Hofe war, welcher hohe Staatsbeamte ein- und absetzen konnte. Als Beispiel wurde jener Dschang-Yin-Huang angeführt, der aus einer niedrigen Beamtenstellung durch Opferung eines beträchtlichen Teiles seines großen Vermögens an den allmächtigen Eunuchen, bis in das Geheime Staatsministerium gelangte.

Das geschah aber auf folgende Weise. Eines Morgens erwähnte die Kaiserin — es war vor etwa 30 Jahren — die kleinen Dampfboote, welche im Süden von den Barbaren für den Flußverkehr gebraucht würden und äußerte den Wunsch, zwei solcher Schiffe für den Südsee in der Verbotenen Stadt zu besitzen. Das Verkehrsministerium wurde damit beauftragt, legte aber in einer Denkschrift an die Fürstin dar, diese kleinen Feuerschiffe seien kostspielig, gefährlich und nutzlos. — In der Hauptstadt hielt sich gerade der oben erwähnte Dschang-Yin-Huan auf und wartete auf die Gelegenheit, in einer der sechs Ministerien eine kleine Anstellung zu finden, die ihn aus dem Dunkel heraufhob. Er hörte von dem Wunsch der Kaiserin. In den Tee- und Weinhäusern der Hauptstadt bildeten ja alle die intimsten Vorgänge des Hofes das Tagesgespräch. Waren auch überall die Warnungen zu lesen: „Man bittet nicht über Politik zu sprechen", so geschah dies trotz oder wegen des Verbotes nur um so mehr. Die neugierigen und schwatzhaften Eunuchen sorgten schon dafür, daß das Geringste aus der Verbotenen Stadt unter das Volk getragen wurde. — Sein Plan war gefaßt. Es gelang ihm durch Geschenke an die Günstlinge und Vertrauten des Li-Lien-Ying sich diesem zu nähern. Und nun war der Weg geebnet. Täglich erwähnte Li-Lien-Ying auf die Frage: „Was gibt es Neues in der Stadt?"

Digitized by Google

— jenen Dschang-Yin-Huan, der große Reisen ins Ausland gemacht habe, der die kleinen Dampfjachten der Barbaren genau studiert habe, welche ein Wunder von Schönheit und Schnelligkeit seien. Leider sei seine Beamtenstellung sehr klein, er könne, durch die Eifersucht seiner Vordermänner gehindert, seine großen Gaben nicht entfalten im Dienst des Lau-Fo-Ja — kurz, die wenigen intimen Augenblicke, wo die hohe Frau ihre Toilette machte, wurden ausgenutzt. Fragen nach der Herkunft, der Bildung jenes weitgereisten Mannes, der einer der besten Kenner der wunderbaren Fertigkeiten der Barbarenvölker sei, wurden beantwortet, bis endlich der glückliche Mann eine kurze Audienz bei der Fürstin hatte. Dschang verstand es, diese wenigen Augenblicke, wo das Auge der Fürstin auf ihm ruhte, auszunutzen. Der fein gebildete Mann wußte seine Zuhörerin zu fesseln. Sein Wort, China dürfe nichts von den fremden Barbaren belachen und verachten, sondern müsse es zu verstehen suchen, unterstützt von wirkungsvollen Zitaten aus den Klassikern, in denen die Kaiserin zu Hause war, war allerdings eine selten gehörte Sprache in dem Audienzsaal, erregte aber doch Interesse. Kurz, das Finanzministerium war mal wieder erstaunt, — wenn die Launen der Fürstin ihre Beamten überhaupt noch in Erstaunen versetzen konnten —, als es angewiesen wurde, dem Dschang die Mittel zu einer Studienreise nach Japan, Amerika und Belgien zu bewilligen. In Amerika gelang es diesem Manne, für die Hinterbliebenen einer Anzahl, vom amerikanischen Mob in Kuki (?) erschlagenen Kulis eine Entschädigungssumme zu erhalten. Er zahlte ein Drittel an die Hinterbliebenen aus und bot das übrige Geld — mit Abzug natürlich — der Kaiserin an als „Geld zur Schminke", eine feine Andeutung, daß es ihm gelungen sei, unter den Barbaren das verlorene Gesicht der Fürstin wiederherzustellen. In Beamtenkreisen meinte man freilich, Dschang hätte durch allerhand törichte Versprechungen, die das Gesicht Chinas in Amerika erst recht entstellten, den kleinen Erfolg errungen. Jedenfalls war die Zukunft des Mannes gesichert, und der geld-

Digitized by Google

gierige Li-Lien-Ying ging bei der ganzen Sache auch nicht leer aus. Dschang wurde nach England gesandt, und der Eunuch hatte seine helle Freude an seinem Schüler — denn Dschang hatte den Li-Lien-Ying in einer in China üblichen Zeremonie als Sch-Fu d. h. Meister feierlich begrüßt. —

Es würde zu weit führen, zu erzählen, wie es dem Li-Lien-Ying gelang, immer mehr solcher hohen Beamten zu seinen Kreaturen zu machen, die mit diesen und jenen kostspieligen Aufträgen betraut, einen Teil der unterschlagenen Gelder ihm zu Füßen legten. — Da war ein gewisser Tschen-Bi, der Verwalter der Kaiserlichen Post, welcher mit der Erbauung des Dschung Yang-Tores — die Stadttore in Peking sind von imposanter Schönheit — beauftragt wurde. Man weiß, daß er für 50 000 Taels die Arbeit in Akkord gab und 180 000 Taels verrechnete. Die Hälfte des „Squeeze" erhielt Li-Lien-Ying. Doch kam dieser Betrug heraus, und die Kaiserin-Witwe befahl die Ueberlieferung des Mannes an das Strafministerium. Der ewig lächelnde Li-Lien-Ying aber sah sein Vermögen vermehrt und hatte sich rechtzeitig gedeckt. — Als Tschen-Tschuin-Hüen Vizekönig der beiden Kuang-Provinzen wurde, gab er sofort Befehl, einen Kreisbeamten Pi-King-Fu im Kreise Nan-Hai, einen Mann von geradezu furchtbarer Habsucht, die das Volk wiederholt zu lokalen Aufständen getrieben hatte, zur Verantwortung zu ziehen. Pi-King-Fu aber gab dem Vorgänger des Tschen-Tschuin-Hüen, dem Mandschu Teh-Schu, als dieser sein Amt verließ und nach Peking zur Berichterstattung ging, — er war mit ihm befreundet — eine große Summe Geldes für Li-Lien-Ying, damit dieser ihn als einen ausgezeichneten, volksliebenden Beamten rühme. So geschah es. Die Untersuchung gegen Pi-King-Fu wurde niedergeschlagen, und der Beamte mit einer ernsten Verwarnung in einen anderen Distrikt versetzt.

Der Verwalter der Kaiserlichen Küchen, Bau-Siu, der Bruder eines hohen Staatsbeamten, weigerte sich beständig, an der „Anbetung des Hofes vor Li-Lien-Ying", wie er sich ausdrückte, teil-

Digitized by Google

zunehmen. Aber dieser fand leicht Gelegenheit, die Zubereitung der Speisen zu kritisieren und seinen Gegner der Unterschlagung zu beschuldigen. Dem Küchenchef kostete diese kleine Rache des Eunuchen die Summe von 20 000 Taels, um das Geschick der Entlassung aus dem einträglichen Amte von sich abzuwenden. — Jedes Jahr ging die Kaiserin in die Jagdparks, um dort ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Ein gewisser Zeltmacher der Hauptstadt erhielt jedesmal den Auftrag, ein großes Zelt für den kaiserlichen Gebrauch aufzustellen. Dieses große, kostbare Zelt wurde mit 60 000 Täls bezahlt.*) Li-Lien-Ying erhielt von dem Zeltmacher ein Fünftel der Summe. — Als Yuan-Schi-Kai Gouverneur war, war es jedes Jahr seine Gewohnheit, dem Li-Lien-Ying eine bestimmte Summe zu zahlen, der dafür sich verpflichtete, von Zeit zu Zeit, wenn es das Gespräch zuließ, die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Yuan-Schi-Kai hervorzuheben. Yuan-Schi-Kai wurde Vizekönig der Provinz Tschili und verdoppelte diese Summe.**) Das waren die Tributzahlungen der Vorstände der Provinzialverwaltungen an Li-Lien-Ying. Wer will die Summen ausrechnen, die wie ein ununterbrochener Strom in die „Tasche ohne Grund," so hieß er allgemein, flossen. Jeder Kaufmann oder Handwerker, der Lieferungen an den Palast zu zahlen hatte, war gezwungen, seine Abgaben an ihn zu entrichten. Je mehr er empfing, um so mehr wuchs die Gier dieses Mannes, und alles, was bis jetzt mitgeteilt worden ist, ist nur eine verschwindende Probe aus einer schier unübersehbaren Kette

*) Li hatte seine festen Sätze für alle Palastlieferanten und wenn diese die Ablieferung vergaßen, verstand er es in seiner Form, sie daran zu erinnern. Bei Bland und Backhouse findet sich die Uebersetzung eines solchen Mahnbriefs, der auf gewöhnlichem Papier an „meinen würdigen Freund, Herrn Wang" gerichtet ist. Er denke stets seiner, heißt es da und wünsche ihm langes Leben und Gesundheit. Aber er schäme sich der Leere seiner Börse und bitte, ihm 1500 Taels zu leihen, die man freundlichst dem Ueberbringer des Briefs mitgeben solle. Er freue sich schon auf einen Tag neuerlicher Unterhaltung mit Wang. Kurz, prägnant und deutlich! Dem Adressaten war auch sicherlich der Betrag dieser Anleihe so gut bekannt, daß er es nicht wagte, das Geld etwa nicht vorrätig zu haben. Bezahlt wurde es ja doch durch eine Ueberforderung des Hofs.

**) Hier gilt wohl das früher schon erwähnte, wenn auch sicherlich auch Yuanschikai mit dem Eunuchen und Squeezesystem gerechnet hat und in seinen Stellungen ihnen ebenso opfern mußte, wie jeder andere Chinese und — Fremde auch.

Digitized by Google

von Geldzuflüssen, die der Eunuch sich zuzuführen verstand. Wird man je im Stande sein, das zusammengetragene Vermögen dieses Mannes zusammenzustellen? Ein Kaiserlicher Zensor nannte in seiner Anklageschrift die Summe von 30 Millionen Taels.*) Aber wer will all die köstlichen Gegenstände an Nephrit, Gold, all den Anteil dieses Mannes an den Geldbanken und Pfandhäusern in den großen Städten Nordchinas einschätzen! Zwei Lis gibt es in China, in deren Taschen die Schätze des Reiches ihr Grab finden, so hieß ein bekannter Witz in Peking, — Li Wai-Li, der äußere Li d. h. Li-Hung-Tschang und der innere Li d. h. Li-Lien-Ying. —

8.

Ein Sprichwort lehrt: „Wer Gold aufhäuft, braucht nicht zu fürchten, daß seine Söhne und Enkel Sklavendienste tun müssen." Hatte das Sprichwort für Li-Lien-Ying Sinn und Verstand? Er gedachte der Zeiten, wo er als armer, zerrissener Bursche durch die Gassen Hokienfus frierend und hungernd geirrt war, und nun hatte ihn die Woge des Geschickes hoch hinaufgetragen bis in die Kaiserlichen Gemächer hinein. Sein Reichtum hatte sich aufgehäuft, aber wem sollte das alles nützen? Der Reichtum kam, wie ein Strom von den Bergen hinabfließt, in seinen Besitz, aber wenn er starb, ging aller Besitz in fremde Hände über. Für wen hatte er also gearbeitet? Seine Wohnung in der Eunuchenstadt war aufs glänzendste eingerichtet, und doch war er nur ein Gast dort, der wieder heraus mußte, wenn seine Zeit kam. „Ich will mir zunächst eine eigene fürstliche Wohnung einrichten", dachte der Mann. Und so geschah es, und ein herrlicher Besitz entstand. Die Stühle und Sessel in seinem Hause waren aus

*) Es sind verschiedene Denkschriften verschiedener Zensoren in der Eunuchenfrage nach Peking gegangen und es ist nicht ohne weiteres erkennbar, welche hier gemeint ist. Der Zensor Chia-To nahm Bezug auf die Räubereien der Eunuchen und erwähnte, daß sie für ihr höfisches Theaterspiel regelmäßig Geschenke im Werte von Tausenden von Taels bekämen. Zwei andere Zensoren kritisierten das gesamte Eunuchenunwesen. Die Dekrete, die Tzu-Hsi regelmäßig auf solche Zensordenkschriften erließ, sind wahre Meisterstücke ihres glänzenden Stils. Sie weiß nie von etwas, will immer bessern, dankt für Ratschläge — und ändert nicht das Geringste an den ihr nur zu gut bekannten Zuständen.

Digitized by Google

Ebenholz, mit Perlmutter ausgelegt, die Wände der Halle waren mit Gobelins aus der Tang-Dynastie behangen, Porzellan und Bronze von unschätzbarem Werte stand in verschwenderischer Fülle umher. Seidene Windfächer verbreiteten angenehme Kühlung in den Zimmern, und schwellende Ruhebetten aus Seidendamast luden zum Ruhen ein. Herrliche Lampen von altertümlicher Form mit wohlriechendem Oel gefüllt, erleuchteten die Gemächer. Die Tische, Türen und Bettschränke zierten Seidenstickereien von unschätzbarem Werte, Korallenbäumchen standen hier und dort, man sah große Porzellanbehälter, in denen seltene Goldfischarten sich tummelten und der Lotos aufwuchs, singende und zwitschernde Vögel ließen unter lauschigen Hecken von Zwergkiefer und Zwergbambus ihre süßen Stimmen hören. Li-Lien-Ying hatte nicht umsonst lange in den Palästen gewohnt und sich an dem Schönsten, was die Erde darbietet, in seinem Geschmack gebildet. Eine Schar von Dienern hielt ihm das kleine, kostbare Reich in Ordnung, in das er sich abends zurückzog, wenn seine Herrin seiner nicht mehr bedurfte, und er zuletzt auf sein Angesicht sich geworfen und sich verabschiedet hatte. Und wenn er in seinen Palast trat, mußten seine eigenen Diener vor ihm dieselbe Zeremonie beobachten. Denn hier wollte der Sklave Herr sein und das Herrengefühl kosten. Und die Diener gehorchten ihm eifrig und willig, denn in dem Sklaven lebte im tiefsten Grunde ein Herrenmensch.

Sein Haushalt kostete alljährlich Unsummen. Wenn er seinen Geburtstag feierte, waren seine Gastmähler durch ihre Ueppigkeit und Feinheit berühmt, der Mann hatte nicht umsonst die Pracht der Kaiserlichen Gastmähler geschmeckt. Die Theateraufführungen in seinem Hause bei solcher Gelegenheit entzückten selbst die verwöhntesten Gäste. Nicht umsonst war er mit seiner Herrin zusammen Zuschauer bei den mimischen Darbietungen bei Hofe gewesen, und hatte aus ihrem Munde, die sie ja selber eine vollendete Schauspielerin auf der Bühne des Lebens war, Lob und Tadel gehört. Ueber den Gästen wallte das köstliche, seidene

Digitized by Google

Zelt, und rings umher waren die seltenen Kunstgegenstände aus seiner Sammlung aufgestellt, die die Kenner altchinesischer Kunst zu lauter Bewunderung hinrissen. Bei solchen Gelegenheiten gab der Mann ein fürstliches Vermögen aus. Und wenn am dritten Tage nach seinem Geburtstage als Abschluß das wundervollste Feuerwerk abgebrannt wurde, wie es die Kaiserin-Witwe so liebte, und Blumen und Häuser, Schiffe und Menschenfiguren sich eins aus dem andern in viel bunten Farben entwickelten und in Flammen aufgingen, so war das Urteil allgemein: Keiner verstände Feste in so unerhörter Pracht zu arrangieren wie Li-Lien-Ying! Er belohnte seine Diener mit freigebiger Laune, wenn sie alles nach seinem Wunsch und Wohlgefallen machten. Sein Koch war eine Art von Berühmtheit in Peking. Er pflegte scherzend zu sagen, nach Menzius kommt alle 300 Jahre ein tüchtiger Herrscher auf den Thron, aber alle 500 Jahre erlebt die Welt erst einen vollkommenen Koch.

Ziele der internationalen Verständigung

Von Professor Dr Otfried Nippold (Oberursel a. T.)

I. Der Standpunkt des Verbandes

Aus der Programmrede, die der Verfasser am zweiten Verbandstag des Verbandes für internationale Verständigung in Nürnberg am 5. Oktober 1913 gehalten hat.

So groß die Zahl der existierenden Vereine und Verbände auch ist, so gab es doch bisher keinen, der sich der Aufgabe, über die mit der auswärtigen Politik zusammenhängenden internationalen Probleme aufklärend zu wirken, unterzogen hätte. Es fehlte an einer solchen Organisation, trotzdem diese Aufgabe zu den wichtigsten gehört, die unsere Gegenwart überhaupt zu lösen hat. Die wenigen Verbände, die gelegentlich einschlägige Fragen behandeln, tun dies leider in einem Sinne, daß man ihnen kaum Beifall zollen oder auch nur Sachkenntnis zugestehen könnte.

Wenn der Verband für internationale Verständigung nun in diese Lücke eingesprungen ist und wenn er dem deutschen Volke die auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu lösenden Probleme näher zu bringen unternommen

Digitized by Google

hat, so hat er damit eine Mission übernommen, die ihn von Anfang an und von den verschiedensten Seiten her Mißdeutungen ausgesetzt hat. Die Welt ist ja nun einmal aus Vorurteilen zusammengesetzt. Solchen teils unabsichtlichen, teils aber auch absichtlichen Verkennungen seiner Aufgabe gegenüber muß der Standpunkt des Verbandes etwas näher präzisiert werden.

Vor allem muß ich diejenigen enttäuschen, die vielleicht geglaubt haben, in uns lediglich Enthusiasten und idealistische Schwärmer zu finden. Mit Utopien und Friedensphantasien haben wir nichts zu tun. Uns liegt alles Phantasieren fern. Der Verband umfaßt ganz im Gegenteil gerade die Leute, die in der Politik nüchtern und ruhig denken. Wir predigen nicht Idealismus, sondern einfach Vernunft. Wir fordern keine Gefühls-, sondern eine Verstandespolitik. Die Politik ist ein Geschäft, bei dem man nüchtern rechnen muß, und hierzu haben allerdings manche Kreise, die vor der Oeffentlichkeit über internationale Politik heute das große Wort führen, die Fähigkeit anscheinend ziemlich eingebüßt. Der Standpunkt des Verbandes ist einfach da, wo die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes auch steht. Wir durften bei der Begründung des Verbandes die Ueberzeugung haben, daß unsere Meinung von der großen Mehrheit der Bevölkerung geteilt werde, und daß es nur an einer Organisation fehle, die dieser Meinung Ausdruck verleihe, und das gerade hat uns den Mut gegeben, die Gründung an die Hand zu nehmen und den Versuch zu machen, die zerstreuten Kräfte zu sammeln.

Wir nehmen unserseits die politischen Dinge, wie sie wirklich sind, das sei also nochmals betont. Die Enthusiasten und Phantasten sind links und rechts von uns zu suchen. Damit will ich die Existenzberechtigung anderer Auffassungen keineswegs bestreiten. Wie in der inneren Politik, so muß es natürlich auch in der auswärtigen Politik verschiedene Anschauungen und Richtungen geben. Wir sind objektiv genug, das Gute auch bei Anderen anzuerkennen und bekämpfen überall nur die Auswüchse, die der Verständigung zwischen den Nationen schädigend im Wege stehen.

Wenn große national gesinnte Vereinigungen auf eine Stärkung des deutschen Nationalgefühls hinarbeiten, so liegt es uns fern, ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Eine starke Nation ist ja die einzige Grundlage, auf der sich eine Verständigung mit anderen Nationen aufbauen kann. Unser Freund und Mitarbeiter Piloty hat diese Grundlage kürzlich treffend dahin formuliert: „Der Wille eines großen Volkes, sich seinen Staat zu schaffen und zu verteidigen, ist eine unerläßliche Voraussetzung für seine Befähigung zum Geiste der internationalen Verständigung, denn dieser Geist kann niemals in dem losen Volksverband, sondern immer nur in dem festen Staat des Volkes zur Entwicklung gelangen.“ Den erhebenden Ausdruck, den das deutsche Natio-

Digitized by Google

nalgefühl in diesem Jahre bei den Jahrhundertfeiern vielfach gefunden hat, können wir also nur lebhaft begrüßen. Mißbilligen müssen wir nur die Ausschreitungen des Nationalismus, da, wo derselbe in wüsten Chauvinismus ausartet und das deutsche Volk gegen andere Völker aufzuhetzen sucht.

Auf der andern Seite erkennen wir aber auch das idealistische Wirken der Friedensgesellschaften gerne an und sind uns bewußt, daß dasselbe bereits manche wertvolle Frucht gezeitigt hat, wenn wir auch den unbedingten Friedensfreunden in ihrer oft einseitigen Bekämpfung des Krieges, in manchen ihrer Ziele und in den Methoden ihrer Propaganda nicht immer beipflichten können. Im übrigen haben die Friedensgesellschaften ihre eigenen Aufgaben und diese sind mit den unseren keineswegs identisch.

Unser Standpunkt ist also ein gemäßigter. Wenn ich mich scherzhaft im Bilde ausdrücken darf, so möchte ich sagen, daß wir es weder mit dem politischen Alkoholismus mancher Alldeutschen, noch mit der politischen Abstinenz der unbedingten Pazifisten halten, sondern daß wir gewissermaßen die Temperenz in der auswärtigen Politik vertreten. Wir halten es mit der goldenen Mittelstraße. Aus der Exaltation, zu der beide Extreme oft führen, möchten wir das deutsche Volk zurückführen zu einer ruhigen, vernunftgemäßen, zu einer objektiven, sachlichen Betrachtung der politischen Angelegenheiten.

Nationale Gesinnung verträgt sich sehr wohl mit einer Achtung anderer Nationen. Das muß leider heute scharf betont werden. Es ist an sich gewiß eine sehr schöne nationale Eigenschaft der Deutschen, gründlich zu sein. Aber man kann auch darin des Guten zu viel tun, und wenn heute manche Leute von der Fremdennachäfferei, die man bei den Deutschen von jeher mit Recht gerügt hat, nun gleich zum andern Extrem, zum Fremdenhaß, übergegangen sind, so zeugt das von einer Gründlichkeit, die leider keine Nachahmung verdient. Das heißt denn doch wirklich den Teufel mit Belzebub austreiben. Im 20. Jahrhundert ist für den Barbarenglauben kein Platz mehr vorhanden.

Auf der andern Seite liegt es uns aber auch durchaus fern, für eine Verständigung mit anderen Nationen à tout prix, sei es auch auf Kosten der nationalen Ehre, einzutreten. Die Völker sollen einander keineswegs nachlaufen. Es genügt durchaus, wenn sie einander kennen und achten lernen und keine Vorurteile gegeneinander hegen. Dann wird sich das Weitere schon finden.

Auch den Krieg können wir nicht unbedingt und unter allen Umständen verurteilen. Wir beschäftigen uns daher auch nicht mit der Frage, ob die Kriege abgeschafft werden können. Ein Krieg kann für ein Volk nötig sein, das zeigt uns die Weltgeschichte, und dann darf es sich ihm nicht entziehen. Was wir aber scharf verurteilen müssen, das ist das leichtfertige Hetzen zu einem unnötigen und vermeidbaren Kriege. Das ist einfach ein Verbrechen an der Menschheit

Digitized by Google

und am eigenen Staat. Auch der Krieg zwischen den Großmächten, den manche Leute jetzt täglich an die Wand malen, gehört heute nicht zu den Notwendigkeiten. Die militärischen Rüstungen sollen, wie unsere maßgebenden Stellen bei jeder Gelegenheit mit Nachdruck versichert haben, ja gerade dazu dienen, den Frieden zwischen den europäischen Mächten zu erhalten und zu sichern. Man darf aber nicht übersehen, daß sie diese wohltätige Wirkung nur dann haben können, wenn sie von einer vernünftigen Politik der Verständigung begleitet sind, wie sie von der deutschen Reichsregierung ja auch betätigt wird. Ohne diesen gleichzeitigen Willen zur Verständigung könnten die Rüstungen auch bedenklich wirken und das gegenseitige Mißtrauen schüren helfen. Es muß also heißen: Das Eine keinesfalls ohne das Andere! Das Rüsten allein genügt nicht. Der Wille zur Verständigung muß dazu kommen!

Indem wir in dieser Weise einer vernünftigen Verständigung mit der Mitwelt das Wort reden, glauben wir in Wirklichkeit dem Vaterlande einen größeren Dienst zu erweisen, als manche Kreise, die viel mit patriotischen Schlagworten um sich werfen, dabei aber den wahren Interessen ihres Vaterlandes leider oft zuwiderhandeln. Es gehört zur Agitationsmethode gewisser Kreise, andere Leute als antinational hinzustellen und sich als die alleinigen Patrioten auszugeben. Aber nicht alle Leute, die sich national nennen, sind und handeln auch wirklich national. Der exaltierte Nationalismus ist leider nur zu oft ein Feind des wahren Patriotismus und entfremdet den wirklich nationalen Aufgaben.

Von dieser Seite hat man auch versucht, dem diesjährigen Verbandstage unserer Vereinigung ein Bein zu stellen und hat sogar die naive Frage gestellt, wie die Regierung sich an dieser Tagung beteiligen könne. Ja, da hätte man doch fragen mögen, sind *wir* etwa diejenigen, die gegen die Friedenspolitik der deutschen Reichsregierung aufgetreten sind oder sind es nicht etwa gerade diejenigen Leute gewesen, die jetzt auch gegen uns mobil machen möchten? Die Sache zeigt, daß in manchen Köpfen wirklich eine bedenkliche Verwirrung herrscht. *Wir* sind uns bewußt, auf dem Boden der politischen Tatsachen zu stehen und dem Vaterlande wirklich zu dienen, weil wir in der auswärtigen Politik alle Faktoren in Rechnung setzen und durchaus sachgemäß vorgehen, statt nur einseitig phantastischen Ideen zu folgen und uns an schönklingenden patriotischen Worten zu berauschen. Sich für eine deutsche Friedenspolitik einsetzen, das bedeutet keinen Mangel an Patriotismus, sondern ist ein Zeichen wohlerwogener Vaterlandsliebe. Und es ist unter allen Umständen auch besser und patriotischer, *für* die Verständigung mit anderen Nationen zu arbeiten, als *gegen* dieselbe.

Digitized by Google

Die französischen Radikalen

Die Bedeutung des Kongresses der radikalen Parteien Frankreichs darf auch von uns Deutschen nicht unterschätzt werden. Seit 30 Jahren sind die Radikalen die stärkste Partei im Lande und „radikal" ist heute in Frankreich gleichbedeutend geworden mit republikanisch, demokratisch, weltlich, fortschrittlich. — Aber just dadurch, daß die radikalen Parteien beständig an Macht und Einfluß zunahmen, daß sie von einer Oppositions- zu einer Regierungspartei wurden und eine Zeitlang die gesamte Politik des Landes nach ihrem Gutdünken lenkten, zersplitterten sie auch ihre Energien, lockten eine Anzahl von Scheinradikalen, Geschäftspolitikern und zweifelhaften Elementen an sich, die die alte Tradition unterwühlten und eine gewisse Unschlüssigkeit in die Reihen der bürgerlichen Demokratie trugen.

Diese Unschlüssigkeit ist von den Parteien der Reaktion weidlich ausgenützt worden: Wahl des neuen Präsidenten der Republik mit der Unterstützung der Rechtsparteien, nationalistische und chauvinistische Stimmungsmache mit dem Resultat der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit wie gewisser religiöser Zeremonien in der Kriegsmarine, offener Boykott der weltlichen Staatsschule u. s. w. u. s. w. Die Krise des Radikalismus erlaubte den Beginn einer allgemeinen kulturellen Rückwärtserei.

Der Parteitag in Pau stand also vor der Aufgabe, diese Krise zu beschwören. Er hatte für die nächsten Wahlen ein klares Programm der radikalen Forderungen aufzustellen und sich namentlich darüber auszusprechen, ob die Radikalen in Zukunft mit ihren natürlichen Freunden von links oder (wie dies in den letzten Jahren teilweise der Fall war) mit ihren Feinden von rechts jene Parlamentsmehrheit bilden wollen, ohne die in Frankreich keine Regierung möglich ist.

Der Parteitag hat gute Arbeit geleistet. Er bedeutet eine Ermahnung des Radikalismus, einen deutlichen Ruck nach links. Zudem ist er der erste Versuch gewesen, die zahlreichen radikalen Elemente in eine einheitliche Parteigruppierung zusammenzuführen. Bisher gab es in Frankreich eigentlich nur zwei wirklich organisierte politische Parteien: die Sozialisten und die Klerikalen. Die Radikalen bildeten immer nur „Gruppen", Grüppchen, Komitees u. s. w. Es ist Aussicht vorhanden, daß sie in einer nahen Zukunft eine klar konstellierte Partei bilden werden.

Was uns Deutsche am meisten interessieren muß, das ist erstens die deutliche Verurteilung des neuen Gesetzes der dreijährigen Dienstzeit und zweitens die Wahl des Herrn Joseph Caillaux zum Vorsitzenden des radikalen Parteikomitees.

Die Radikalen fühlen, daß die dreijährige Dienstzeit nicht nur außerordentlich unpopulär, sondern auch zwecklos und einer Demokratie unwürdig ist. Dieses Gesetz wurde durch die Furcht vor einem deutschen Angriff diktiert. Es beruht auf einer Zahlenillusion (denn Frankreich gewinnt mit ihm nicht einen Soldaten mehr) und auf einem antirepublikanischen Prinzip: der Monarchie ist es noch erlaubt, wenn sie sich ausschließlich auf das prätorianische Prinzip der Kasernenarmee stützt. Die Republik dagegen muß ihr Heil im Bürgersoldaten suchen; für sie handelt es sich darum, die gesamte Nation wehrfähig zu machen. Die Kasernenarmee darf nur eine „Einrahmung" aller wehrfähigen Bürger darstellen, die für die Freiheiten der Republik und die

Digitized by Google

nationale Unabhängigkeit fechten. Die ſtarke Kaſernenarmee iſt alſo nichts als eine ungelenke Nachahmung der überkommenen Militärorganiſation. Die in Pau erhobenen Forderungen bedeuten eine Rückkehr zu dem demokratiſchen Geſetz von 1905, das heißt zur zweijährigen Dienſtzeit in Erwartung weiterer Reformen.

Mit Caillaux als Parteichef haben die Radikalen einen glücklichen Griff getan. Caillaux iſt bekanntlich jener Miniſterpräſident, der 1911 den Marokkoſtreit mit Deutſchland durch einen Vergleich geregelt hat. Caillaux iſt kein Rhetoriker und Humaniſt wie ſein Gegenkandidat Pelletan; Caillaux iſt Bankier, Geſchäftsmann, Realpolitiker. Sobald er wieder im Sattel ſitzen wird (und dies wird ſpäteſtens nach den Wahlen von 1914 der Fall ſein) dürfen wir eine franzöſiſche Außenpolitik erwarten, die in einem günſtigen Augenblicke eine deutſch-franzöſiſche Annäherung ermöglichen könnte.

Im übrigen ſcheint Caillaux der einzige Politiker im Lande zu ſein, der fähig iſt, mit einem neuen „Linksblock" zu regieren und in die Fußtapfen eines Waldeck-Rouſſeau zu treten. Hat er nicht klar und deutlich verkündet, daß er lieber auf alle zweifelhaften Radikalen verzichten will als noch länger in dieſer halb reaktionären Zweideutigkeit fortzuwurſteln, in der ſich das gegenwärtige Miniſterium gefällt?

Der Parteitag in Pau war eine Beruhigung für alle, die da fürchteten, daß die klerikal-nationaliſtiſche Reaktion in Frankreich wieder die Oberhand gewinnen könne. Eine Ermutigung auch für jene immer zahlreicher werdenden Zeitgenoſſen, die heute auf beiden Seiten der Grenze für eine Verſtändigung der beiden erſten Kulturnationen Europas eintreten.

Hermann Fernau (Paris)

Unerlaubte Kriegsmittel

Mit Recht entrüſtet ſich die Kulturwelt über die Kriegsgreuel der Balkanvölker. Ueber das Syſtem der Ausrottung und Dezimierung Andersnationaler, deren Aſſimilierung unwahrſcheinlich iſt. Ueber das in den zwei jüngſten Kriegen von Türken, Bulgaren, Serben, Griechen und Montenegrinern mit geringen Unterſchieden angewandte Mittel, militäriſche Aktionen durch ſcheußliche Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung, gegen Weiber und Kinder, gegen Sippe, Haus und Hof der Gegner, wirkſamer zu machen. Darüber ſind die Akten geſchloſſen: Wir haben noch Wilde in Europa...

Nun iſt man in Oeſterreich-Ungarn einem geradezu ſtaatsgefährlichen Rieſenſchwindel in der Auswandererfrage auf die Spur gekommen. Nicht nur die Canadian-Pacific-Geſellſchaft, ſondern eine ganze Reihe ähnlicher Inſtitute haben durch ihre Agenten, nicht ohne Unterſtützung beſtochener Staatsbeamter, ſyſtematiſch wehrpflichtige Auswanderer über die Grenze geſchmuggelt und zwar in einer Anzahl, die geradezu eine Schwächung der Wehrkraft der Monarchie bedeutet. In Galizien, wo die mißlichen, wirtſchaftlichen Verhältniſſe das Animiergeſchäft der bezüglichen Geſellſchaften weſentlich erleichterten, ſchätzt man den diesjährigen Verluſt an Wehrpflichtigen allein auf 70—80 000 und die ungariſche Preſſe ſpricht von 100 000, die in den Ländern der Stephanskrone, der Staatskraft entwendet worden ſind. Die durch Konzeſſionen gedeckten, fallweiſen Bedenken durch Stiftungen und Beſtechungen entgegenkommenden Geſellſchaften machten glänzende Geſchäfte, denn ihre Opfer mußten für gefälſchte Dokumente, mas-

Digitized by Google

kierte Reisen über die Grenze u. dgl. Scherze, blutig zahlen, um dann über dem großen Wasser die bekannten Enttäuschungen zu erleben. Soweit wäre es aber nur Geschäftsschmutz, Engrosschwindel, staatsanwaltlicher Stoff, wenn es nämlich geht, mit dem Strafprozeß — auch hier die Akten zu schließen.

Eine vereinzelte Zeitungsnotiz wies damals sofort darauf hin, daß die Untersuchung in der Affäre der Canadian-Pacific sehr deutliche Fäden aufgedeckt habe, die dahin führten, die sauberen Vertreter dieser Gesellschaften hätten seit Jahr und Tag auf Geheimwegen russisches Geld bezogen, um die systematische Schwächung des österreichischen Soldatennachschubes zu fördern. Der Gedanke erschien ungeheuerlich. Erinnert an Brunnenvergiftung, an heimliche Einschleppung von Pestbazillen u. dgl. Aber der Politik ist nicht über den Weg zu trauen. Sie bedient sich unter Umständen auch solcher Mittel, von denen sich Genfer Schutz, Völkerrecht, Friedensfreunde und Humanitätsdusler nichts träumen lassen.

Bei der Unmöglichkeit, Einsicht in das Untersuchungsmaterial gegen die „Schwächer" der österreichischen Macht zu erlangen, habe ich nur auf Nebenwegen — allerdings aus guten Quellen — erfahren können, daß tatsächlich auch ein politisches Moment in der Anklage enthalten sei, daß die Unterstützung des Auswandererschwindels durch einen „politisch an der Minderkraft der Monarchie stark interessierten" Fremdstaat erwiesen sei und nur aus Staatsräson verschwiegen werde.

Wenn sich dies nun als zutreffend erweist — die Gegenwart steht doch im Zeichen der Aufdeckung aller Geheimnisse — ist dieses, die Spionage noch tief in den Schatten stellende, Mittel, einen politischen Feind oder Gegner im tiefsten Frieden zu bekämpfen, ebenso neu, wie erbärmlich.

Dann — armes Oesterreich! Während der politischen Hochspannung gegen Rußland, kaufte der russische Rubel einen Generalstabschef und konnte daher täglich seine operativen Gegenmaßregeln treffen und überdies fraß der gleiche russische Rubel fortgesetzt und unbemerkt an dem Nachwuchs für das Heer.

Man mag über Mittel in der Politik denken, wie man will. Ich tue es auch und sage: am Balkan hausen leider noch europäische Wilde — aber die Kulturwelt verwendet auch noch zuweilen deren vergiftete Pfeile und Waffen ... v. S.

5½ Prozent

Kredithunger und Zinsennot sind die Charakteristika der Krise 1913. Vom Grünkrämer zum Millionendirektor hat alles laut gejammert: Nie vorher war die Bankenmacht so überzeugend und so grausam. Sie gaben nur noch Geld auf mikroskopische Wechsel, auf Pupillarien im Superlativ. Jeder — behorchte die Angst vor der Goldflucht, jeder wollte Metall haben. — Die Reichsbank warf massenweise kleine Noten unters Volk und ruhte nicht, bis die gelbe Flut die Deckungskeller gefüllt hatte: dieses Anlocken und Zurückhalten dauert auch heute noch. Nur ein Minimum Furchtnachlassen ist zu merken. Es ist noch immer eine Not, auf die Kreditgnade angewiesen zu sein. Wer nicht in besseren Zeiten seine liquiden Guthaben für Magerjahre gehäuft hat

Digitized by Google

flucht auf den kalten Schematismus der Pumpzentralen, auf die Refüsgesichter in den Bankbüros. „Wenn sie mir in einer Plethoraperiode wieder mit Blankofferten das Haus stürmen, schmeiß ich sie raus, diese ekelhaften Pachulken." Kommt das Angebot, wird doch akzeptiert. Das wissen die Bankbäuche ganz genau.

„Runter mit dem Diskont, schnell runter!" Der rekonvaleszente Havenstein würde gestört, Glasenapp bearbeiteten sie mit Assistenz von Zeitungsrufern. Unerhörte Rigorosität, Beamtenstarrköpfigkeit, Blindheit, Verkennen der wirtschaftlichen Notwendigkeiten, was wurde ihnen nicht vorgeworfen. Die Behrenstraße schürte. Das Effektenspiel ist höher als je, ein kleines Häuschen muß noch vor der Bilanz gemanaget werden. Das ist so Usus und 1913 haben sie es bitter nötig. Schließlich haben sie den Präsidenten rumgekriegt. Auf 5½ hat er nachgegeben. Ein halbes Prozent. Was war die Folge: Die Börse rührte sich nicht. Um ein halbes Prozent! Man sah: Havenstein wollte den Kindern ein Stillungsplätzchen geben. Aber sie brauchten ein Butterbrot. Erst von 5 Prozent an läßt sich was machen, läßt sich einheizen. Industrie und Handel verhielten sich achselzuckend. — Bau- und Grundstücksmärkte haben im Herbst nichts mehr davon, die Hypothekeninstitute bleiben blutleer, kaum wird der Wechselumlauf etwas angeregt. Nur die Depositenknaben lächeln etwas, sie ermäßigen die Passivzinsen und schlucken auf der andern Seite noch mehr. Draußen aber rückt eine Armee an: Türken, Serben, Rumänen, Oesterreicher, Chinesen, Russen. Die vielen Hände strecken sich nach Milliarden. In London hebt sich der Privatdiskont, dort denkt man an 6 Prozent. Vor Monaten sagte Glasenapp: Gebe ich euch jetzt eine Reduktion, so muß ich vor Jahresschluß vielleicht auf 6½ gehen. Weshalb ist er nicht bei der Praktizierung des Gedankens geblieben? Weshalb Havenstein nicht? Man wird unseren Geldmarkt auspumpen und die Krisenbrache wird nicht genug Gold frei lassen, um den Abstrom zu ergänzen. Dann aber werdet ihr wieder die Börsen sein, die Schwankenden, man wird euch zurufen: „Weshalb ermäßigt ihr erst, wenn ihr doch wieder erhöhen müßt". Es gibt solche Herrchen. Sie haben erst geschrieen: „Die Schraube locker, es preßt uns den Atem weg" und werden wieder schreien. Auf Schreien sollen Besonnene überhaupt nicht hören. Diese Kehlenhelden und Taschenfeiglinge wissen von wirtschaftlichen Allgemeinbedürfnissen, von Prophylaxe soviel wie Ochsen von Sanskrit.

Carnifex

Revolution in Leipzig

Leipzig war bisher, von seiner „Volkszeitung" abgesehen, der Mittelpunkt der deutschen Loyalität. Das ist jetzt vorbei. Sein Oberbürgermeister ist in die Opposition getreten und der verdiente Mitbürger Clemens Thieme hat sich ihm angeschlossen. Männerstolz vor Königsthronen!

Was ist passiert? Die beiden Herren haben Orden erhalten vom preußischen König, die ihnen nicht gut genug waren. Der Oberbürgermeister hat zusammengerechnet, was alles schon an seinem Frack hängt, und hat festgestellt, daß er, nach der Ordensfolgeordnung, für ein etwas besseres reif geworden als für den preußischen Kronenorden zweiter Güte. Er teilt das mit höflichen Worten den Berlinern mit, die

Digitized by Google

ob solcher Aeußerung gekränkter Eitelkeit verdutzt sind. Wer ist der Schuldige? Wer hat vergessen, im Staatshandbuch die Dekorationsstatistik nachzulesen — alle sind sie bemüht, zu erklären, daß den Kaiser gar keine „Schuld" treffe. Das wird irgendwo in einem Ressort nach dem fertigen Schema abgemacht. Verkünden es und merken gar nicht recht, wie sie mit ihrer Harmlosigkeit das System der „Auszeichnung" lächerlich machen.

Der Fall des Königlich sächsischen Geheimen Kammerrates Clemens Thieme ist etwas tragischer; er besitzt auch keine statistische Unterlage. Dieser Mann war die „Seele" des Leipziger Denkmalkomitees, Vorsitzender eines „Deutschen Patriotenbundes", furchtbar fleißig, eifrig und gesinnungstüchtig, Festredner am 18. Oktober; der Koloß von Bruno Schmitz ist „sein Werk" und er stand und fühlte sich bei der Fürstenzusammenkunft neben den gekrönten Herren als der Volkssouverän der begeisterten Menge. Friedrich August hat ihm als der Mühen Preis einen schönen Titel geschenkt und gewiß war er bereit, nun auch von den übrigen Enkeln der Rheinbundfürsten etwas anzunehmen. Aber alles blieb aus, zur späteren Klage nationalliberaler Politiker. Nur der preußische König erinnerte sich seiner beruflichen Verpflichtung gegen loyale Untertanen und verabreichte dem eifrigen Mann den roten Adler vierter Klasse. Viel ist das ja gerade nicht, aber wer merkt sich so was in dem allgemeinen Trubel der Festberichte. Der Kaiser, das erfuhren wir ja gleich, war in den Leipziger Tagen mißgelaunt; er hat ja nicht einmal eine Rede gehalten.

Clemens Thieme hat seine Enttäuschung zehn Tage lang in sich hineingeschwiegen — dann hat er ein Päckchen gemacht und den freundlichen Vogel eingeschrieben nach Berlin zurückgeschickt. Er will sich nicht mit dem Trostpflaster von dauerhaften Staatshämorrhoidarien begnügen — ihm kommt es so vor, daß seine Leistung nicht nach dem Abc der sachverständigen Bürokratie beurteilt werden dürfe. Wenn schon, denn schon — er will wohl einen Orden, aber einen höheren!

Es ist zum Zugucken eine wunderschöne Geschichte, ein Stück aus dem Aristophanes, wie all die Phrase und Begeisterung ein Nachspiel fröhlicher Menschlichkeit findet. Die Zeitungen wissen nicht recht, was sie sagen sollen. Den Kaiser bedauern, daß er (so heißt es wohl) „schlecht beraten sei über die Stimmung des Volkes". Auf Thieme schimpfen, weil er geschmacklos sei und ein nationales Martyrium auf sich nehme, wegen eines kleinen emaillierten Bleches. Thieme auf die Schulter heben, weil er den undankbaren Thronen im Jubiläumsjahr die Manneswürde demonstriert, die man aus dem Jahr 13 lernen könne.

Nichts davon, keine Entrüstung, keine „Lehren ziehen", keine Politik — genießen wir nur mit rechter Andacht und rechtem Dank, daß auch uns noch, zwischen dem tristen Nationalismus unseres kulturpolitischen Daseins, solche Anekdoten objektiven Humors beschieden sind. Sie sind so selten geworden.

Fridolin

Pegoud, der Vogel

Nicht von dem Flieger Pegoud möchte ich reden, sondern wie sie ihn nennen, von dem Vogel Pegoud. Ja, von Pegoud oder dem Vogel Kitsch aus dem Lande der tausend Federn. Oder von der Lebensbejahung im Feuilleton, vom Kurswert des Enthusiasmus.

Digitized by Google

Wenig ist zu sagen gegen Pegoud, den Flieger, einen Mann, sicherlich mit Mut, ganz gewiß mit Nerven. In seiner Art ein Spezialist, der die Möglichkeiten seines Apparates kannte und die Wahrscheinlichkeit begriff, daß ein Versuch nicht immer mißglücken müsse. Pegoud, der Flieger... Ob er Sinn für Humor hat, weiß ich nicht. Ein eigenes Gefühl von Ueberlegenheit mag es immerhin sein, ein Gefühl perverser Genugtuung, auf dem Kopf zu stehen und seine Sache so auf ein Nichts, oder genauer auf die paar hundert Meter Distanz (zwischen seinen antipodenhaft-verkehrt aufliegenden Sohlen und einer schief angeschielten Erde) gestellt zu haben. Pegoud, der Flieger, der die Groteske (als Gedanken) von den Exzentriks übernahm, nützt, ein Jockey auf einem Albatros, die Bravour der Mechanik in der Tangente des technischen Elans aus. Aber, möchte ich auch dabei gewesen sein wollen, als er zum erstenmal auf dem Kopfe flog, als er, im Kitzel des noch nie Erreichten, die Spannung des noch ungewissen Sieges in seinem kaum sehr differenzierten Arbeiterherzen sicher nicht ohne Bangen aufzitternd verspürte, jetzt ist Pegoud nicht mehr interessant, das Experiment, ich kann mir nicht helfen, ist, einmal dagewesen, einmal möglich, nicht mehr interessant.

Schon von meiner Physikstunde her: ein Experiment vom Forscher aus, als erster Versuch, ja! Des Beweises halber, nein! Da gibt es nur zweierlei: es kann gelingen, es kann auch nicht gelingen. Das ist alles! Und was darüber ist: Kitsch. Es kann zur Tatsache werden, es kann bei einem sehr unerfreulichen, und wenn mißglückend, sehr bedauerlichen Versuche bleiben, aber warum auch versuchen, was als Möglichkeit bewiesen ist? Bewiesen wird, bei vorhandener Gefahr, bestenfalls Mut. Verbieten sollte man jedoch — wie man es schon in Frankreich tat — Beweise, an sich im tieferen Sinne uninteressant, zu wiederholen, erstens um den Zuschauer, im Durchschnitt mit einer sehr oberflächlich sitzenden, überdies grausamen Neugier, vor der Angst, vor der Ernüchterung, zweitens um ihn vor der Erwartung der Angst zu schützen. Drittens, Berechtigung haben zu Neugier sowohl als zum Enthusiasmus nur Leute, die vom Fache sind, nicht aber ein Publikum von Snobs und Snobinetten, die den Tango als Sport favorisieren, nicht die ahnungslosen Massen, die auch im Zirkus Begeisterung ausdünsten. Applaus, eine Ansteckung, sollte Rausch sein, aber kein Feuilleton wird mich glauben machen, daß Pegoud, zwar der Konstitution nach, soviel sich ersehen läßt, ein Akrobat, das Narkotikum des Beifalls braucht wie ein eitler Künstler, daß es seinem schlauen Bauernschädel ehedem um etwas anderes ging als um eine rationelle Ausnützung einer durch den Vergleich des Pariser Marktes gesteigerten Erwerbsmöglichkeit, und ich wehre mich dagegen, daß die Dressur der Reklame den simplen Flieger mythisch zum Vogel avancieren läßt, daß der Flieger den Vogel zu spielen gelehrt wird und mit breiten Geschmacklosigkeiten schlecht spielt, ich meine, nicht in der Luft oben, wo er (noch unbesiegter) Meister ist, sondern wenn er sich auf unsicheres Terrain begibt, vor den empfindsam knackenden seelischen Kodaks der Geistespresse, einer Presse ohne Geist. Ich wehre mich gegen die billige Intimität der Feuilletonpsychologie. Pegoud ist, alle gestehen es, uninteressant! Nicht einmal abnorm! Was also muß geschehen? Er wird (lange noch nicht Typ!) zur Schablone,

Digitized by Google

Menschheitspionier, wie sie Jensen kreierte, muß sich Verdienste um das Feuilleton erwerben, muß einem Interviewer — o frohe Botschaft rund um den Stefansturm! — künstlich dem Geschäftsgeist angekitteten Kitsch dozieren: er sei gekommen, um zu beweisen ... Pour demontrer! Pegoud ist, wenn auch ein dem Namen nach vertauschbarer Zufall und kaum mehr als eine Konsequenz des Propellers, immerhin noch, künstlerisch, Geist der Groteske, als Rettung erfindungsarmer Kitschiers jedoch vor allem eine Fälschung. Viertens: verbieten sollte man den Beweis um dieser Fälschung willen!

So geschah es: unten wechselte das Preßkomitee die Kokottenenttäuschung, daß nichts geschah, mit taschenspielerischer Behendigkeit in federleichten Enthusiasmus aus. Ein pfiffiger Kopf überschlug, wieviel, in Frauen gerechnet (wegen der Projektion des Weltruhms, sagt er), die Aviatik oben einträglicher sei als die Feder, tat es, behaupte ich, im selben Moment, da du, Flieger Pegoud, im Erwerbskalkül bedachtest, ob du für deine 17 000 Francs genug geflogen. Und der Schmock entschließt sich eingangs einer Denkpause, die, so der Propeller oben aussetzt, unten angeblich gleichzeitig einsetzt, zur Konstatur deines kaltblütigen Abflugs und zur Belebung des Kitsches durch die Pikanterie, wagt in ausdrücklichen Worten, was er gedacht, Sublimat, erborgt aus der grauesten Substanz der Großhirnrinde, Gift aus seinen Leistendrüsen, und geht daran nicht einmal zugrunde, sondern wird, im Gegenteil, dafür bezahlt! Vom verdünntesten Atavismus des zeitungslesenden Publikums, das, wortgeschwellten Selbstgefühls am Familientische fachsimpelnd, Klebrigkeit um die Lippen streicht!

E. O. Krauss

Katastrophen

Man hat schon öfters die Bemerkung gemacht, daß der Anblick eines einzigen leidenden Menschen erschütternder ist, als eine Nachricht von hundert erstickten Bergleuten. Rein arithmetisch müßte sich das Mitleid in diesem Falle ja verhundertfachen: statt dessen scheint es sich durch hundert zu dividieren. Der Vorgang ist sonderbar, wenn auch erklärlich. Der Anblick des Leidens wendet sich an den sinnlichen, mitfühlenden Teil des Menschen, er wirkt unmittelbar auf die Seele. Ich leide mit, „als wärs ein Stück von mir." Die Nachricht von einer Katastrophe dagegen wirkt auf den Intellekt. Kein Mensch ist im Stande, die Qualen einiger hundert Schiffbrüchiger mit seinem Gefühl zu umfassen. Könnte ers, er würde zu Grunde gehen. Der Intellekt dagegen ist mit dem Leben, dem Dasein, nicht so innig verknüpft, wie das Gefühl, er ist oberflächlicher. Trotzdem ist es möglich, daß die Erschütterung durch die bloße Nachricht von einer Katastrophe in die Tiefe geht: nur findet diese Wirkung nicht auf dem Wege über das Mitleid statt. Damit verschwindet das paradoxe: das Mitleid ist bei der Katastrophe kaum spürbar, und doch ist die Wirkung ungeheuer. Es ist eine Wirkung gänzlich neuer Art.

Es scheint mehr zu sein als eine Summe von Unglücksfällen, wenn eine größere Zahl Menschen gewaltsam umkommt. Wenn der Einzelne unerwartet den Tod findet, so wird das als unglückseliger Zufall, als Ausnahme, als eine entsetzliche Möglichkeit hingenommen. Bei der Katastrophe denken wir kaum an den Einzelnen. Wir sehen nur die Menge, und in ihr erscheint uns plötzlich die dem Zufall und dem sinnlosen vernichtenden Spiel der Kräfte unter-

Digitized by Google

worfene Menschheit. Wo wir Leiden sehen, sehen wir das Leben leiden, das Leben, das auch wieder gesund wird, das Kraft, Zähigkeit und die Fähigkeit zum Widerstand besitzt. Die Nachricht der Katastrophe aber stellt eine Tatsache vor uns hin, vor der es keine Rettung gibt. Das Mitleiden rettete uns wenigstens vor dem Nichts, denn mitleidend fühlten wir noch uns selbst. Die Katastrophe ist reine Verneinung, sie hebt uns überhaupt auf. Das Gefühl der absoluten Existenz, das so tief in jedem Menschen eingebettet ist, wird auf einen Augenblick vernichtet, der Schwerpunkt unseres Daseins scheint zu schwinden. Der Untergang der großen Anzahl demonstriert die völlige Nichtigkeit des Einzeldaseins, er macht Mitleid unmöglich, weil er die Bedeutung des einzelnen Leidens aufhebt. Weil ihm die Erlösung im Mitleid versagt ist, ist das Gefühl der Katastrophe so beengendschrecklich.

Um leben und handeln zu können, haben wir den Glauben an den Wert des Individuums nötig. Aber von Zeit zu Zeit werden wir daran erinnert, daß der Logos unsere Erfindung und Tat ist, daß ihm im Objektiven nichts entspricht. Jede Zeitungsnachricht von einer irgendwo stattgefundenen Katastrophe zeigt nur die Bedeutungslosigkeit und Zufälligkeit alles organischen Lebens. Das alogische ist dem Leben wesentlich; es sind die Katastrophen, die uns immer wieder daran erinnern, daß wir nie aufhören, den Mächten außer uns unterworfen zu bleiben, daß auch der Mensch nur ein Zufall ist. Aus diesem Gedanken stammt ihre Wirkung. Sie wird nur bei intellektuellen Naturen stattfinden, denn die meisten Menschen empfinden bei der Nachricht von einer Katastrophe kaum etwas anderes als ein unklares Bedauern. Man muß einen Begriff von der Menschheit haben, um die Gewalt einer Katastrophe zu fühlen, als handle es sich um unsre eigene Sache. Denn wahrlich: alles was die Menschheit trifft, ist unsere eigene Sache.

Alfred Baeumler

Schillers Bühnenstil

Durch die Art, wie Gerhard Hauptmann jüngst Schillers Tell bei Reinhardt inszenierte, ist die Frage nach Schillers Bühnenstil in besonders scharfer Zuspitzung ans Licht getreten. Je mehr man versucht, Schillers Sprache und Charakteristik psychologischer Natürlichkeit und naturalistischer Darstellung anzupassen, um so deutlicher tritt die Unvereinbarkeit dieser Prinzipien hervor.

Es handelt sich nämlich dabei nicht um den Gegensatz zwischen Natur und Künstlichkeit, Wirklichkeit und Pose, sondern um den zwischen Stillosigkeit und Stil. Man verkennt, daß Schiller, wie er in einem bestimmten Zeitstil erwuchs, so auch seinem Werk das Gepräge dieses Stiles gab. Was dem Laien zunächst als übertriebenes Pathos, überhitzter Sprachschwung, dampfender Idealismus erscheint, das ist in Wahrheit jene bewußte Fesselung der Natur, die man Stil nennt.

Wer von diesem Standpunkt aus Schiller betrachtet, wird in ihm sogar einen typischen Vertreter des Rokokostils erkennen. Man bemerke in seinen Dichtungen schon die äußeren Ornamente und Kennzeichen des Rokoko: überall ist die Rede von Zephyren, Bändern, Amoretten, griechischen Göttern u. s. w. Selbst die „Schäferin" Johanna hebt sich vom Hintergrund der Grotten, Echos und sorgsam bepflanzten Naturgärten ab.

Digitized by Google

Der Grieche Ibykus „wandelt an leichtem Stabe aus Regium, der Gottes voll". Schillers Landschaften sind die Claude Lorrains, seine Gestalten erinnern an die zeitgenössischen Maler (Watteau).

Hat man einmal diesen, Sprache, Rhythmus, Gestaltung, Charakterisierung durchdringenden Stil erfaßt, so wird man nicht zweifeln, wie Schiller auf der Bühne schauspielerisch dargestellt werden muß: nämlich mit derselben Großartigkeit der Gebärde, mit dem gleichen Linienschwung, dem gleichen drastischen Akzent, der dem Wesen dieses Stiles entspricht. Freilich liegt uns heute dieser Stil ebenso fern, wie das ganze Rokoko. Wer aber versucht, etwa Carl Moor realistisch zu dämpfen und seine Hochtiraden einem „naturgemäßen" Temperament anzugleichen, der gerät in einen unvereinbaren Widerspruch mit dem Stil des Dramas.

Wohl haben bedeutende Schauspieler den Franz Moor zur Folie vertiefter Charakterdarstellung genommen. Wohl heißt es, unser Publikum könne einfach dieses Pathos und diese Pose nicht mehr ertragen. Aber solche Vertiefung und zeitgemäße Vereinfachung ist in Wahrheit Fälschung und Vermischung des Stils.

In der Tat ist uns heute Schillers Stil nur auf historischem Wege zugänglich. Schiller knüpfte (wie schon Otto Ludwig bemerkte) im wesentlichen an das Repräsentationsdrama der Franzosen an. So wenig den Deutschen die Kultur des klassischen Dramas der Franzosen verständlich war, so sehr sie mit ihrem Hinweis auf Shakespeare nur dokumentierten, daß ihnen das Wesen des Stiles fremd blieb: ebenso wenig wußten sie Schillers Stil als eine absichtliche Bindung des Natürlichen zu genießen.

Vom Standpunkt der Natur aus erscheint Schillers Pathos nur als jene sentimentale Idealisierung und trunkene Steigerung des Gefühls, in der sich der bürgerliche Durchschnittsmensch gerne spiegelt. Um zu verstehen, daß diese Gestalten garnicht natürlich sein wollen, daß diese Sprache mit der Wirklichkeit garnicht verglichen sein will, dazu muß man überhaupt erst wissen, was Stil ist. Solange man eine stilgemäße Darstellung Schillerscher Werke als hohles Pathos, oberflächliche Gebärdenfunkelei ansieht, solange ist man einfach nicht reif für das Verständnis dieses Stils. Erst wenn man die Stileinheit in Schillers Ausdruck und seiner schauspielerischen Darstellung begriffen hat, wird der Schauspieler Schillersches Pathos und Schillersche Großartigkeit wagen können, ohne für psychologisch flach gehalten zu werden. Erst wenn Schiller durchaus als historische Stilerscheinung hingenommen wird, mit bewußtem Gegensatz zum Geschmack unserer Zeit, erst dann wird man wieder Schillersche Gebärden und Töne vorführen können, ohne als ein schlechter Menschendarsteller bezeichnet zu werden.

Solche naturalistischen Experimente, wie Hauptmanns Tell-Inszenierung, mögen ja interessant sein als raffinierte Täuschungsversuche: „Wie kann man ein Stildrama so inszenieren, daß man den Stil ganz vergißt und es für ein modernes Werk hält?" Oder man kann es als Ewigkeitswert des Schillerschen Werkes in Anspruch nehmen, daß es auch solche Experimente aushält, ohne daß man den Titel zu verändern braucht. Einen schlechten Dienst aber erweist man dem Dichter, wenn man sich solche Umgestaltungen erlaubt, nur um das Werk dem modernen Publikum zu erhalten.

Digitized by Google

Ein Regisseur also, der Schiller wirklich in seinem Stil wiedergeben will, wird Posa, Carl Moor, Fiesco und Max in dem pathetischen Stil sprechen lassen, der dem „unwirklichen" Charakter der Dichtung entspricht; er wird eben des Stiles wegen alle jene superlativischen Akzente und Uebertreibungen beibehalten, die der Psychologe als unnatürlich bezeichnet. Er wird die Bedeutung der schauspielerischen Leistung nicht beurteilen nach dem Grade, wie der Darsteller die Rolle „menschlich nahe" bringt, sondern — „menschlich ferne"; d. h. wie dieser den Stil seiner Rolle erfaßt. Damit wird er freilich — soweit es Schiller betrifft — in Gegensatz treten zu der modernen Schauspielkunst, die Illustration tiefer Menschenkenntnis sein will; im Gegensatz auch zum modernen Publikum, welches Bravourleistungen seelischer Verwandlungskunst sehen will.

Erst wenn man sich Schiller so weit fern rücken wird, daß man in ihm die zeitbedingte Fremdheit einer andern Kultur erkennt, wird man ihn uns wieder nahe bringen — als geschichtliche Stilerscheinung, durch die hindurchblickend wir die bleibenden Werte seines künstlerischen Schaffens erkennen und genießen. Hugo Eick

„Herauf, uralter Tag"

Von allen Ueberraschungen, die einem im literarischen Leben begegnen können, ist es wohl die seltenste und zugleich freudigste, daß man nach der Lektüre der ersten schmalen Sammlung eines bisher völlig unbekannten jungen Lyrikers sofort weiß: hier spricht ein Dichter, der, wenn ihm Schicksal und Wille günstig sind, einmal ein Meister sein wird. Dieses Frühjahr hat uns eine solche Ueberraschung gebracht. Es ist die im Janus-Verlag zu München erschienene lyrische Flugschrift „Herauf, uralter Tag" des jungen Süddeutschen Fritz Schnack, nur vierzehn Gedichte, aber eines immer schöner als das andre.

Was wir vom Dichter als unerläßliche Eigenschaften für die Hervorbringung bedeutender Lyrik verlangen: Fähigkeit, zu abstrahieren und das Abstrakte wiederum sinnenfällig zu machen, ein gewisses Irrationale, das allzu deutliche Fäden gern fallen läßt, um dafür undeutliche desto feinere und geheimnisvoller schwingen und glänzen zu lassen, Differenzierungsvermögen, ursprüngliches Formgefühl und nicht zuletzt Originalität der Empfindung und des Denkens, die dem Banalen und Verwaschenen sicher aus dem Wege geht — das alles finden wir bei Schnack zu selbstverständlicher Einheit verbunden.

Helligkeit und Wärme sind die Grundzüge von Schnacks Wesen. Sein Tonskala reicht vom kräftigen Pathos bis zur zarten Idylle, doch gibt es bei ihm eigentlich keine unbewegte Ruhe; auch durch das Zarteste läuft eine Welle lebendiger Trübseligkeit. Es gelingt ihm beides gleich gut — das Herbe, Straffe, Feurige und das Schwermütige, Sanfte, Weiche, Gedankenvolle. Die ganze Natur tönt und strahlt in diesen köstlichen Gedichten, Himmel und Sonne, Wind und Wolken, Hügel und Täler, Gärten und Blumen, Brunnen und Quellen, und über das alles hin strömt goldtropfend und freudig bejahend ein großes, warmes, immer blühendes Licht — Uralter Tag. Ich wiederhole: hier lobsingt ein Dichter und ein künftiger Meister. Friedrich Wagschal

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Giolitti's Sieg

Von Professor Dr. Otto Harnack

Die eben vollendeten Kammerwahlen in Italien haben gezeigt, daß der politische Blick Giolittis sich auch diesmal bewährt hat und daß es ihm gelungen ist, glücklich den vielleicht schwersten Schritt zu tun, der auf dem Gebiet des Verfassungslebens in Italien noch zu tun war. Das allgemeine Wahlrecht zur Tatsache zu machen, in dem man es auch denen gewährte, welche die bescheidene Vorbedingung des Lesens und Schreibens nicht erfüllen konnten, und damit die Zahl der Wähler etwa zu verdoppeln, war ein Sprung in eine Tiefe, den nur das größte Selbstvertrauen und der sicherste Blick wagen konnte. Giolitti, der niemals eine glänzende Persönlichkeit gewesen, hat doch diese Eigenschaften im höchsten Maße bewährt. Unter den italienischen Staatsmännern ist er durch seine Nüchternheit und die mangelnde Pose eine ganz eigenartige Gestalt; es wäre aber sehr irrig, zu meinen, daß ihm deshalb die italienische Verschlagenheit abginge.

Als er zuerst vor bald einem Vierteljahrhundert im ersten Ministerium Crispi's als Finanzminister auftrat, wurde die Opposition nicht müde, ihn beständig damit zu verhöhnen, daß er nur ein piemontesischer Beamter sei. Er trat ziemlich bald zurück und wurde dann gegenüber dem Ministerium Rudinis ein sachlicher, aber scharfer und gefürchteter Gegner seiner Amtsführung. Als ich ihn damals in schon sehr gespannter Lage eine wohl ausgearbeitete Programmrede halten hörte, gewann ich sofort den Eindruck, daß hier eine der gewöhnlichen Art der Abgeordneten ganz entgegengesetzte Persönlichkeit sprach, der eine bedeutende Zukunft vorbehalten sei. Ich hatte Gelegenheit, mit dem damaligen deutschen Botschafter Graf Solms darüber zu sprechen, und meinte, Giolitti werde der nächste Ministerpräsident

Digitized by Google

sein. Der Botschafter erwiderte, daß Giolitti dafür noch nicht das genügende Gewicht gewonnen habe. Allein kurze Zeit darauf wurde Giolitti tatsächlich zu dieser Würde erhoben. Der angeblich bloß korrekte und methodische Beamte verstand, bei den nächsten Kammerwahlen sich eine gewaltige Mehrheit zu erringen und die bewunderteten Häupter der Opposition durchfallen zu lassen.

Trotzdem war seine Präsidentenschaft (1892—1893) von ziemlich kurzer Dauer. Es wurde ihm eine Aufgabe gestellt, an der auch der stärkste sich die Zähne ausbeißen mußte: die Untersuchung und Ordnung des Zustandes der Römischen Bank, deren Mittel seit vielen Jahren in unerlaubter Weise den Parteizwecken und den Privatzwecken der politischen Persönlichkeiten gedient hatten. Es galt die Schuldigen aufzufinden, und doch mußte mancher Schuldige geschont werden; an das polizeiliche Verfahren schloß sich eine gerichtliche Untersuchung, die nicht in allen vorgeschriebenen Formen verlaufen konnte, und eine ausgedehnte parlamentarische Nachprüfung; alles dies erweckte eine Fülle begründeter und unbegründeter Angriffe gegen den Ministerpräsidenten, vor denen er schließlich weichen mußte. Ein Jahrzehnt lang haben die Nachwirkungen dieses Bankprozesses Giolittis politische Tätigkeit gehemmt; König Humbert hat ihn nicht mehr ins Ministerium berufen.

Erst als die alten schon geschichtlich gewordenen Gestalten unter den Führern der Linken, Crispi und Zanardelli, dahingegangen waren und Viktor Emanuel III. doch die Politik in einer entschieden liberalen Hand lassen wollte, da stellte sich Giolitti wieder als der notwendige und einzigmögliche Führer dar. Seit vielen Jahren leitet er mit geringen Unterbrechungen die Politik Italiens. Freilich hat ers verstanden in gewissen schwierigen Augenblicken zurückzutreten, um nicht abgenutzt zu werden; im ganzen aber ist die Höhe der Verantwortlichkeit, die er in diesen Jahren auf sich genommen, außerordentlich groß. Zunächst gegenüber den Arbeiterbewegungen, die ja mehrmals bis zum Generalstreik geführt haben, wobei von mancher Seite ein plötzliches, gewaltsames Einschreiten mit nervöser Unruhe gefordert wurde,

Digitized by Google

während Giolitti gerade hier die Nüchternheit und scheinbare Gleichgültigkeit seines Wesens mit scharfer Berechnung bewährte. Er hat damals diesen Versuchen, die schließlich an ihrer eigenen Sinnlosigkeit scheitern mußten, die Gefährlichkeit benommen. Sodann in dem überraschenden und sehr gewagten Unternehmen des Afrikanischen Krieges. Was man auch von den Interessen Italiens in Tripolis und von der Notwendigkeit, sie zu schützen, hörte, es glaubten doch nur sehr wenige, daß Giolitti wirklich den Krieg gegen die Türkei heraufbeschwören würde. Und sicherlich hat auch die ausländische Diplomatie es nicht geglaubt. Allein Italien ging noch weiter, und in den Beschluß der Annexion, ehe das Land noch erobert war, kam die ganze harte Entschlossenheit des leitenden Staatsmannes zum Ausdruck.

Wenn er hier imperialistisch auftrat, so ist in dem neuen Wahlgesetz der entschiedenste Schritt zur Demokratie geschehen, den der italienische Staat noch zu tun hatte. Es war ja immer schon viel von dem demokratischen Charakter dieses Staatswesens geredet worden; betrachtete man aber den engen Kreis der Wahlberechtigten, so erkannte man sofort, daß wohl eine Parlamentsherrschaft, aber keine Volksherrschaft bestand. Giolitti hat es nun gewagt, diese Parlamentsherrschaft dem Urteil des allgemeinen Stimmrechts zu unterwerfen, und es ist ihm gelungen, ein bestätigendes und billigendes Urteil von diesem Forum zu erhalten. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß dies immer so bleiben wird; es wäre sogar durchaus nicht zu wünschen, denn die Herrschaft des Parlaments ist nicht so vortrefflich gewesen, daß man ihr nicht neue Anregung, Belebung und Blutzufuhr wünschen sollte.

Eine der hervorstechenden Eigentümlichkeiten der italienischen Kammer ist unter Giolittis Leitung bis zur äußersten Ausbildung gediehen, wenn sie auch schon seit Jahrzehnten, seit der Ministerschaft von Depretis, angebahnt war: die Aufhebung der durchgehenden großen Parteiunterschiede. Es gibt einige Republikaner, einige entschiedene Sozialisten, auf der anderen Seite einige Katholiken; die Masse der Abgeordneten aber bildet eine große Ein-

Digitized by Google

heit, die sich zwar in die Gefolgschaften verschiedener Führer spaltet, im ganzen aber doch gemeinsam die Politik der Regierung unterstützt. Liberal nennt sich hier alles; aber zugleich sind gewisse liberale Forderungen, besonders solche, die sich auf die Kirchenpolitik beziehen, stillschweigend zurückgestellt. Daß ein solcher Zustand für den leitenden Minister sehr bequem ist, liegt auf der Hand; ebenso aber, daß er für die Klarheit des politischen Denkens, für die Reinheit der politischen Ueberzeugung und für den Fortschritt zu bestimmten Zielen verhängnisvoll werden kann. Vor allem aber ist er überhaupt nur möglich, solange eine Persönlichkeit die Regierung leitet, welche diese Masse verschiedenartiger Elemente zusammen zu halten und zu ihrem Zwecke zu gebrauchen versteht.

Es ist daher wahrscheinlich, daß der gegenwärtige Zustand nur solange andauern wird, als Giolitti selbst noch am Ruder bleibt; tritt er einmal zurück, so werden unter der Wucht des jetzt eingeführten, wirklich allgemeinen Stimmrechts sich vermutlich ganz neue Bildungen erheben. Der entschiedene Fortschritt und Aufschwung aber, den Italien in letzter Zeit gewonnen, läßt erwarten, daß auch diese neuen Aufgaben und Gestaltuagen zu seinem Wohl und Wachsen ausschlagen werden.

Die badische Großblockpolitik

Ein Nachwort

Von Hermann Hummel (Karlsruhe)
Mitglied der zweiten Kammer

Die Landtagswahlen Neunzehnhundertdreizehn haben eine nicht geringe Spannung außerhalb Badens hervorgerufen. Das Interesse, wie das Badische Volk die Großblockpolitik zweier Gesetzgebungsperioden aufnehmen würde, war wegen der allgemeinen Bedeutung für das Reich berechtigt.

Digitized by Google

Deshalb entstand auch eine lebhafte Depression, als nach dem ersten Wahlgang vom einundzwanzigsten Oktober eine Kriegslage entstanden war, die wie eine Desavouierung der Großblocktaktik aussah, mit der vermuteten Folge der Entstehung einer Mehrheit aus Schwarzen und Konservativen. Durch den dreißigsten Oktober ist dann nach Abschluß eines Bündnisses der drei Parteien der Linken allerdings eine Korrektur eingetreten, die richtig betrachtet, eine völlige Rechtfertigung der Großblocktaktik bedeutet.

Man nötige sich, einmal verstehen zu wollen, was die Ursachen des schlechten Ausfalls der Hauptwahl waren.

Der Abschluß eines Großblocks für den ersten Wahlgang war schließlich von den drei Linksparteien aufgegeben worden, einzig und allein wegen der Befürchtung, daß der im Lande zerstreute, einflußreiche rechte Flügel der nationalliberalen Partei wegen des Fehlens unbedingt zwingender Gründe, der Parteileitung den Gehorsam versagen werde. Man begnügte sich schließlich mit dem Abschluß eines Kleinblocks zwischen Volkspartei und Nationalliberalen und der allgemeinen Bereiterklärung zum Großblock für den zweiten Wahlgang. Auf der andern Seite standen geschlossen Schwarze, Konservative, Bündler, Reichspartei und wie die Feigenblätter alle heißen, mit denen schamerfüllte Politiker ihre reaktionären Blößen decken. Und diese ganze Quersumme christlicher und monarchischer Streiter war entschlossen, mit allen Mitteln frommer Lüge und patriotischer Kongestionen den Großblock zu bekämpfen. Das war nur möglich dadurch, daß man die Nationalliberalen für die Rechte gewinnen konnte, weil man bei Demokraten und Sozialdemokraten in dieser Hinsicht Hopfen und Malz mit Recht als verloren ansah. Das Zentrum ging im ganzen Land dazu über, nationalliberale Sonderkandidaturen gegen Demokraten und Sozialdemokraten zu provozieren, oder legale Kandidaten der Nationalliberalen gegen links zu unterstützen. Diese Spekulation auf nationalliberale Eigenheiten ist auch in einer Reihe von Fällen gelungen, trotz aller Bemühungen des Parteichefs Rebmann, dem man für seine Ent-

Digitized by Google

schiedenheit und Klarheit, mit der er das Großblockprogramm durchzuführen suchte, die Hochachtung nicht versagen kann. Die innere Autorität der Partei war nicht groß genug, um verhindern zu können, daß nationalliberale Wähler in erheblicher Zahl volksparteiliche und sozialdemokratische Kandidaten preisgaben. Was man also durch Unterlassung des Großblocks verhüten wollte, trat doch ein, aber ohne die Garantien und den Schwung einer Großblockpolitik. Da diese Tendenz innerhalb des Kleinblocks sich gegen die Demokraten wandte, erlitten die beiden demokratischen Parteien im ersten Gange eine empfindliche Schlappe, indem die Nationalliberalen Wackers Segen bei Kohn strahlend diskontierten. Die Ansicht, daß die Frage der Dotation und andere kirchenpolitische Ueberlegungen eine wesentliche Rolle gespielt hätten, wird widerlegt durch die Tatsache, daß die volksparteilichen Stimmen von Einundzwanzigtausend in Neunzehnhundertneun auf Einunddreißigtausend in Neunzehnhundertdreizehn stiegen, und daß der Großblock im zweiten Wahlgang, als der Postillon warm geworden war, einen vollen Erfolg errang. Eine Mehrheit von zwei bis drei Stimmen für die Linke ist noch vorhanden, und ist auch angesichts des Stimmenzuwachses auf der linken Seite für die Zukunft erhaltbar und vermehrbar. Eine wesentliche Aenderung der politischen Situation scheint also zunächst nicht in Aussicht zu stehen. Unsere Regierung hat schon in den letzten Jahren für ihren schwarzblauen Faust so viel getan, daß ihr zu tun ohnehin fast nichts mehr übrig bleibt. Auch wenn die Rechtsmehrheit gekommen wäre, wären einschneidende Personaländerungen und Richtungsschwenkungen kaum eingetreten, da man sich vorgesehen hat. Nur wäre für diesen Fall natürlich für Assessoren, Professoren, Prokuratoren 2c., die jetzt noch als rechtsliberal gelten, die Reichspartei in Mode gekommen, die Gelegenheit nahm in Freiburg und Karlsruhe sich persönlich und sachlich so zu blamieren, wie von ephemeren Politikern der zwei oberen Gehaltsklassen im Ueberschwang christlicher und patriotischer Gewissenserforschung eben zu erwarten war.

Digitized by Google

Das geistige Niveau des Landtags ist durch die neuen konservativ-klerikalen Erwerbungen in keiner Weise verbessert worden, eine Erscheinung, die für den modernen deutschen Parlamentarismus typisch ist. Das steht in engem ursächlichem Zusammenhang mit der Abneigung der gebildeten Kreise gegen politische Betätigung. Lawn-Tennis-Fatsketum und Karrieremachen stehen im Vordergrund des Interesses des heranwachsenden Akademikertums aller Fakultäten, die Politik wird als kompromittierende Affäre negligiert. So stellt auch die badische Landtagswahl eine vernichtende Niederlage der gebildeten Schicht dar, die jetzt das Parlament erhält, das eine snobistische, innerlich feige Kaste verdient.

Wie man sich schon zu bemerken erlaubte, die Großherzogliche Regierung wird so weiter machen, wie schon geschehen. Von den Vollzugsverordnungen zum neuen Schulgesetz hörte man schon vor etlicher Zeit Dinge, die nach geistlicher Schulaufsicht duften. Solcher Geist ist seit einiger Zeit wohlgelitten, weil man sich der alten reaktionären Lehre ergeben hat, daß Thron, Monarchie und Autorität am besten geborgen sind in der treubehüteten Fürsorge der Klerisei. Wir, die das respektloser Weise falsch erachten, waren schon früher in der Minderheit. Daran hat sich nichts geändert. Wir haben aber die schadenfrohe Hoffnung, daß den andern der reaktionäre Zwiebelduft auch einmal das Wasser in die Augen treiben wird.

Grabrede auf den Zionismus

Von Stefan Großmann

I.

Alles Sein ist Assimilation. Ein Sichverändern mit der veränderten Umwelt. Der Fisch, der silbergrau wurde, hat sich dem Meer assimiliert, der Sträfling, der im Zuchthaus dick und zufrieden lebt, hat sein Nervensystem dem Strafhaus angepaßt. Aber Assimilations-

Digitized by Google

prozesse brauchen Zeit. Verschleuderte Kraft ist bloß die, der nicht die wärmende Dauer der Assimilierung gegönnt wird, weil Uebermut oder Ungeduld, die beide nicht warten wollen, das Erdreich der eingesetzten Pflanze frühzeitig lockere. Solche Störungen müssen mit schweren Erkrankungen, ja mit Verdorren und Verwelken bezahlt werden!

Wir, Deutsche, die von jüdischen Müttern geboren wurden, genossen und genießen die Wärme eines erst jungen Assimilationsprozesses. Kaum hundert Jahre sind's, seit wir deutschen Juden fest im Erdreich der deutschen Nation wurzeln. Mancher schwächliche Setzling, der nicht trieb, fühlte den nährenden Humus nicht deutlich, aber wir kräftig Gediehenen, Blütentreibenden, wußten uns verwachsen mit dem Boden, auf dem wir lebten. Es gibt objektive Merkmale dieser Verbundenheit. Vor allem dies: Das Leben mit und in der Sprache der Heimat. Auch die Deutschen, die von jüdischen Müttern geboren wurden, haben hundertmal erwiesen, wie nah sie sich dem deutschen Sprachquell fühlen. Ein mährischer Jude, der Dichter Jakob Julius David, ist alle Tage über der Lutherschen Bibel gelegen, und was an Bildern und Formen aus ihr zu schöpfen ist, das hat J. J. David mit Andacht in sich aufgenommen. Heinrich Heines Prosa (ich will von den Selbstverständlichkeiten, also von manchem lyrischen Stück nicht reden) hat der deutschen Sprache eine Leichtigkeit, Anmut und gleitende Flüssigkeit abgewonnen, die vordem nicht gewagt wurde. Als einen Beweis dafür, wie tief das Leben der Deutschen, die von jüdischen Müttern geboren, mit der deutschen Sprache verbunden ist, rechne ich auch das Auftreten großer deutscher Schauspieler, die — obwohl als Juden geboren — die Musik des Deutschen im Ohr hatten. Sonnenthal, Lewinsky, Robert — sie wären nicht denkbar gewesen ohne dieses Einwachsen des Gemütes in die deutsche Sprachwelt. Der Jargon in allen Schattierungen ist immer noch das Schibboleth des sichtbaren oder unsichtbaren Ghettos. Nun, es gibt unzählige deutsche Juden, denen der Jargon schneidend klingt wie das Kreischen einer Gabel

Digitized by Google

auf glattem Porzellan. Wer das verhunzte Deutsch bewußt meidet, beweist, wie unwillkürlich er mit der reinen Muttersprache fühlt. (Beiläufig: Ich würde, wenn ich es vermöchte, alle Herrnfeldtheater zusperren, weil es die lebendigen Museen des absterbenden Jargons sind und den Tod des häßlichen Mischlings verzögern.) Fragt die Leser von Schüleraufsätzen, fragt Gymnasiallehrer aus Kattowitz und Posen: Das Gefühl für die deutsche Sprache wächst im Judentum von Jahr zu Jahr!

Das zweite Merkmal seelischer Zugehörigkeit ist das steigende Gefühl für die deutsche Landschaft. Wer wie ich viele Sommer in den Alpen verbracht hat, weiß, wie viel wahre Hingebung und wie tiefes Glücksgefühl von deutschen Juden auf den Schneegipfeln und im deutschen Mittelgebirge empfunden wurde. Ich weiß wohl: Es gibt Kommerzienräte, die sich auf den Großglockner schleppen und tragen lassen und oben ratlos stehen, weil sie um diese Zeit den Kurszettel zu empfangen gewöhnt sind. Aber erstens ist die Komödie des Landschaftsgefühles oft schon das erste Symptom der echten Regung, und dann ist die steigende Menge deutscher Alpinisten, von jüdischen Müttern geboren, unmöglich nur mit dem Anschwellen des landschaftgenießenden Snobismus, sondern eben mit dem wachsenden Gefühl für die Natur, für die deutsche Landschaft besonders, zu erklären.

Das dritte und stärkste Merkmal seelischer Zugehörigkeit zum Deutschtum ist das Wachsen der Mischehen, oder genauer gesagt, das steigende Liebesgefühl des Juden für die nichtjüdische Frau. Auf dem Wiener Zionistenkongreß hat letzthin ein jüdischer Chauvinist (das ist eine durch bohrende Grübelei entstandene Spezies) im richtigen Instinkt den Antrag gestellt, es müsse den national bewußten Juden überall untersagt werden, Christinnen, will sagen: Deutsche, Französinnen, Skandinavierinnen, zu heiraten. Der Antrag — so grotesk er scheint, denn er ist der erste Versuch, Parteibefehle ins erotische Leben zu tragen — ist ganz zielbewußt und trifft ins Schwarze. Der Sohn einer solchen Mischehe ist dem Ghettogesetz unerreichbar, das können deutsche Dichter von

Digitized by Google

Paul Heyse bis zu Hugo von Hofmannsthal bescheinigen. Im Ehebett wird die verläßlichste Assimilationspraxis betrieben!

Man wird nun begreifen, wenn ich als Deutscher, von einer jüdischen, deutsch fühlenden und deutsch sehenden Mutter geboren, als ein an Schopenhauer und Kleist, an Fichtenberg und Goethe, an Hauptmann und Marx erzogener Kopf das anmaßende Auftreten der Zionisten geradezu als plumpen Einbruch in die zarteste Gemütswelt empfand. Es wurde uns bei Strafe der Verachtung verboten, uns in Deutschland wohl zu fühlen, der Gram um das verlorene Jerusalem wird uns von der zionistischen Behörde vorgeschrieben, das Mißtrauen gegen das naiv-natürliche Wohlwollen des christlichen Nachbarn (der ja doch als der „Andere" aufgemalt wurde) wird uns giftig eingebläut und wir, ins deutsche Leben glücklich Verwebte, sollten uns unverstanden fühlen wie Frau Nora und mit ihr warten auf das Wunderbare.

Es versteht sich, daß der sich Assimilierende an einer gewissen Wehleidigkeit laboriert. Der lange und fest Wurzelnde ist natürlich robuster und widerstandsfähiger als der im richtigen Erdreich noch junge. Wer uns kräftigen wollte, mußte diese Wehleidigkeit des deutschen Juden herabmindern! Sie verliert sich, diese oft krankhafte Wehleidigkeit, dort, wo sie erst mit Bewußtsein als Uebergangssymptom erkannt ist. Der junge bürgerliche Jude (die deutsche Judenfrage ist fast nirgendwo ein proletarisches Problem, denn auch der arme Jude fühlt sich nur als zufällig in die Armut geschleuderter Bourgeois und ist in diesem bürgerlichen Sinne klassenbewußt) hat in seinem Assimilierungsprozeß eine jahrhundertelange Ghettowelt zu vergessen, die vornehmlich zwei Richtungen in ihm groß gezogen hatte. Erstens muß er sich von der Leidenschaft des Denkens zu der Leidenschaft des Schauens durchringen, der Ghettomensch sieht nicht sinnlich, sondern auf dem Umwege der Reflexion, getrübt durch fortwährendes Zweckdenken. Immer schwebt ein Wozu? über den Sinneseindrücken des in die Handelswelt Eingesperrten. Assimilierung, das bedeutet, die Fähigkeit zum reinen Schauen wieder erwerben! Eine Wiese als Wiese, nicht als

Digitized by Google

Grasgewinnungsmittel ansehen! Hinter der Natur nicht immer einen „Sinn", will sagen, seine eigene unentrinnbare Geistigkeit suchen, oder kurz gesagt: den Sinn für Musik bekommen! Dieser Gesundungs- und Entwicklungsprozeß ist vom Einzelnen nur selten zu bewältigen, er ist für einige Generationen ein hartes Stück Arbeit, er kostet Opfer und Tränen, er bringt heilsame Entfremdungen zwischen Eltern und Kindern, wie sie eben nur in solchen im Erdreich versetzten Familien möglich sind, aber ich habe doch schon bei sehr vielen dieser deutschen Juden eine neue Heiterkeit und Lebenslustigkeit aufdämmern sehen als Sonnenaufgang eines erreichten Ziels. Assimilierung, das bedeutet dem deutschen Juden (und wahrscheinlich dem europäischen überhaupt) — die Fähigkeit zum naiv Sinnlichen wieder gewinnen. Im Ghetto wurde diese krankhafte, bleiche Geistigkeit großgezogen, dieses Liegen über dem Buche, dieses fruchtlose Ausdeuten, Auslegen, Austifteln. Assimilierung des deutschen Juden — das bedeutet: Ans Denken wieder vergessen können, im alten Wortsinn: harmlos werden! Als zweites Gebot der Assimilierung erachte ich: die Auferstehung des Körpers! So vieles, was heute als spezifisch Jüdisch angesprochen wird, diese gewisse Vornübergebeugtheit, Feinfühligkeit, Bläße, Zartheit des modernen Juden ist eigentlich jahrhundertaltes Studierstubenprodukt. Es fehlt alle Freiluft-Fröhlichkeit. Aber jeder Turnverein, jede Schwimmschule besorgt da tagtäglich Assimilationsarbeit. Gebt dem Gedankenjuden die nötige Renaissance des Leibes, und die Distanz zwischen dem Deutschen und dem Juden wird sogleich verkleinert sein!

Dies Alles fordert Zeit.

Da aber trat die zionistische Bewegung auf und störte einen langsamen Prozeß durch ewiges Zwischenreden: Es geht ja doch nicht! Sie wollen uns nicht! Wir wollen sie nicht! Wir werden ewig anders sein!... Vorübergehende Symptome wurden als unabänderliche Gesetze ausgegeben, und ein neues Schimpfwort wurde ersonnen: Assimilant. Der Zionismus stocherte und wühlte in der Wehleidigkeit des deutschjüdischen Assimilanten, er freute

Digitized by Google

sich des Ahlwardt und des Ernst Schneider, weil er deren dummen Pöbeleien für zionistische Agitationszwecke trefflich verwerten konnte.

II.

Theodor Herzl tat den ersten Posaunenstoß. Es ist kein Zufall, daß der Aufruf zum Judenstaat aus Oesterreich geschah. Der Assimilationsprozeß der Juden in Oesterreich wird dauernd erschwert durch das fortwährende Zuströmen polnischer und russischer Juden, die über die galizische Grenze hereinflüchten und dann wieder einen Zustrom galizischer Juden in Wien bewirken. Es gibt nun für diesen Verdauungsprozeß, der Assimilation heißt, auch ein Quantitätsgesetz! Deutschösterreich kann im Jahr nur so und so viel Judentum aufnehmen und sich organisch einverleiben. Je bedrückender das Los der russischen Juden, desto stärker der Zuzug nach Oesterreich, desto heftiger die fast physiologische antisemitische Reaktion in Wien. Nirgendwo außerhalb Rußlands wird darum die russische Judenfrage so brennend empfunden wie in Oesterreich. Daß gerade der Redakteur einer deutschliberalen Zeitung die zionistische Bewegung (beinahe) erfand, fordert ein Lächeln heraus. Tatsächlich hat ja Theodor Herzl eine Doppelexistenz geführt: für die meisten Wiener war er der liebenswürdige Feuilletonist, der spitzige Theaterkritiker, der elegante Unterhalter, von seinem Zionismus durfte und konnte er in der großen Zeitung, für die er tagtäglich schrieb, nichts verlauten lassen. So ist's denn Tausenden seiner Leser ganz unbekannt geblieben, daß der Plauderer Theodor Herzl in seinen freien Stunden auch ein ernster Gesinnungsmensch, ein nationaler Jude gewesen. Aber unter den jüdischen Proletariern in Galizien und Mähren, unter den ärmsten Juden der Leopoldstadt erwuchs Herzls goldglänzende Legende: Der hohe Mann mit dem schwarz wallenden Bart ward in manchem Kopf schon als kommender König von Zion geträumt.

Zion — das war einmal das Zauberwort des Zionismus. „Hinausführen aus Aegypten, aus dem Hause der Sklaverei."

Digitized by Google

Die Erreichung des eigenen Bodens, die Errichtung des Judenstaates, die Verwirklichung der alten Heimat! Dr. Arthur Ruppin formulierte dieses Programm deutlich und klar (die klaren Formulierungen sind seither mehr oder minder dunkeln Seelenschilderungen gewichen) mit folgenden Worten: „Die Bildung einer kohärenten jüdischen Bevölkerung in Palästina, mit der Landwirtschaft als Grundlage und dem Hebräischen als nationaler Sprache" (Dr. A. Ruppin, „Die Juden der Gegenwart", 2. Auflage). Auch dieses politische Ideal ging im großen Ganzen bloß den östlichen, den russischen, polnischen, rumänischen Juden an, den, der eben infolge einer illiberalen Politik nicht aus dem Ghetto herauskann. Das östliche Judentum, in kompakten Massen zusammengedrängt, vom Haß umschnürt, vom Gesetz um die natürliche Freizügigkeit gebracht, von der Tradition in den Handel gesperrt, degeneriert im Ghetto. Vielleicht bedurfte es zur Rettung dieser Judenschaften keiner autonomen jüdischen Bewegung. Die Kolonisationspläne eines Baron Hirsch hätten, wenn sie im großen Maßstab verwirklicht worden wären, wahrscheinlich nützlicher gewirkt als diese judenstaatlichen Bestrebungen, die naturgemäß einigermaßen verworren sein mußten, weil sie ein Durchschnitt der jüdischen Geisteswelt von Wien, Berlin, Warschau, Jaffa, Kiew waren. Die jüdischen Millionäre, die Th. Herzl gerne gewonnen hätte, aber auch die wohlhabenden Juden in Paris, Berlin, Wien stellten sich den Judenstaat ein bischen anders vor als die sozialistischen Tallesweber von Stanislau oder die im russischen Revolutionsfieber erhitzten Judenproletarier von Odessa. Der Judenstaat war im Geiste der Buchgelehrten, an denen ja kein Mangel war, schon als Experimentierländchen angesehen. Den Begründern des Zionismus fehlte von Anfang der naive Bibelglaube an Zion, sie besaßen bloß den Willen zur Gläubigkeit, der aber immer wieder durchsetzt war mit ihrem unwillkürlichen, zeitgenössischen Skeptizismus. Während die talmudgläubige Masse des Ostens im Geiste schon nach Jeruscholajim aufbrach, durchforschten die europäischen Führer die afri-

Digitized by Google

kanische Landkarte, um dort modern zu kolonisieren. Der Zweifel an Palästina fraß vom Anfang am Zionismus, und nun stehen wir schon bei einem Zionismus ohne Zion, ja sogar bei einem Zionismus der inneren, das heißt in diesem Fall nur: der seelischen Kolonisierung. Der Zionismus hat seine Utopie verloren, und was nun übrig bleibt, ist eine nationalpädagogische Bewegung — ohne Nation! Das ist eine grundstürzende Wandlung. Ich bezweifle, daß der Zionismus ohne die Utopie bestehen kann... Wie weit die denkenden zionistischen Köpfe von Herzls „Judenstaat" entfernt sind, dafür ist jetzt ein gewichtiges Dokument erschienen.

In einem gedankenreichen, die ganze Verwirrung der zionistischen Bewegung spiegelnden — übrigens im schönsten, sorgsamsten Deutsch geschriebenen — Sammelbuch „Vom Judentum" (bei Kurt Wolff, Leipzig 1913) nennt einer der schärfsten Köpfe der Bewegung, Nathan Birnbaum, den „mechanistischen Territoriums- und Staatsgedanken" kurzweg „eine Jugendsünde", Gustav Landauer, der nie ein Politiker, sondern immer ein Seelenreiniger war, schreibt in dem bedeutendsten Beitrag des Werkes, der den charakteristischen Titel: „Sind das Ketzergedanken?" führt: „... unabweisbar sagt uns eine Stimme, daß der Jude nur zugleich mit der Menschheit erlöst werden kann, und daß es eins und dasselbe ist, auf den Messias in Verbannung und Zerstreuung zu harren und der Messias der Völker zu sein". Vortrefflich, aber Theodor Herzl hat das anders gemeint, der Zionismus wäre als Menschheits- oder Weltbürgerbewegung nicht groß geworden. Er war gedacht als jüdische Heimatbewegung, er wollte den Juden, die ohne Heimat sind, also vor allem den russischen Ghettojuden, Boden unter die Füße geben. Es ist übrigens, gesetzt, der Zionismus wäre bei seinem Programm geblieben, sehr zweifelhaft, ob dieses Programm verwirklichungsfähig war. Vor allem ist es durchaus problematisch, ob die heutigen Juden im Stande sind, sich in der Landwirtschaft dauernd zu betätigen. Eine bemerkenswerte

Digitized by Google

Stimme auf dem Wiener Zionistenkongreß konstatierte, daß viele nach Palästina verpflanzte Juden landwirtschaftliche Arbeiten von fremden nichtjüdischen Landarbeitern besorgen lassen. Ein so wohlgesinnter Mann wie Franz Oppenheimer rät den jüdischen Kolonisatoren geradezu, Araber zu landwirtschaftlichen Arbeiten heranzuziehen, der Jude tauge zu manchen landwirtschaftlichen Arbeiten wenig. Der Uebergang vom städtischen Ghetto zur landwirtschaftlichen Kolonie ist in der Tat ein jäher Sprung, und die Zionisten, die über diese Schwierigkeit hinwegsahen, verdienen ein „Nicht genügend" in Psychologie. Das eben sind nicht natürliche, sondern künstliche Assimilierungsversuche, die nur selten, unter besonders glücklichen Bedingungen, gelingen. Ob diese in Palästina vorliegen, ist schon Th. Herzl fraglich gewesen.... Die Zionisten selbst sind nicht mehr zionsgläubig! In diesem Sammelbuch schreibt Einer von ihnen: „Viele Zeichen haben bewiesen, daß auch in Palästina „Galuth" (Verbannung) sein kann". Aber nur mit dem Zionsrufe sind die rechtgläubigen russischen Ghettojuden in Bewegung gebracht worden. Nun beruht der Zionismus nur mehr auf einem psychologischen Mißverständnis: Die Ghettojuden suchten eine Heimat, der intellektuelle Zionismus bietet ihnen nur ein Symbol!

(Schluß folgt.)

Li-Lien-Ying

Biographie des Obereunuchen Li-Lien-Ying unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi

Von Liang-Yien

(Fortsetzung.)

9

Die Vorliebe der Kaiserin-Witwe für Li-Lien-Ying, wurde sprichwörtlich in den Beamtenkreisen. Was er nur bäte, würde ihm gewährt. — In seinem Glück und Wohlleben gedachte Li-

Digitized by Google

Lien-Ying seiner Heimat. Ihn verlangte darnach, die Gräber seiner Ahnen, seiner Eltern zu besuchen, den Manen derselben ein großes Totenopfer zu bringen und sich in der Bewunderung seiner Dorfgenossen — sein Dorf lag etwas außerhalb von Hokienfu — zu sonnen. Er bat die Kaiserin um einen halben Monat Urlaub, „um die Gräber seiner Verstorbenen rein zu fegen." Er sorgte dafür, daß sein Posten während seiner Abwesenheit von dem Vertrautesten unter den Miteunuchen verwaltet würde. — Li-Lien-Ying brachte seinen Verwandten Geschenke aller Art mit und zeigte ihnen die Gaben, welche die Gunst der Herrin ihm dargereicht. Nach allen Seiten gab und schenkte er. Die kleine Hütte, welche er mit seiner Mutter bewohnt hatte, befahl er abzureißen und durch ein großes, schönes Haus zu ersetzen. Er bat die Alten seines Stammes darin zu wohnen und sorgte in anzuerkennender Weise für dieselben. Jeden Monat sandte er diesen Patriarchen des Dorfes Geld, damit sie an den Gräbern seiner Eltern das Opfer darbrächten. Wie drängte sich Alles bewundernd und preisend um ihn! Es erfüllte sich das alte Wort: „Bist du arm, so grüßt dich kein Mensch auf den volkreichen Gassen, bist du reich, so findest du auch in der Bergwüste Freunde und Verwandte." Als er feierlich heranschritt an die Grabhügel, wo seine Ahnen ruhten, umringte ihn die Menschenmenge wie eine dichte Wolke. Wie oft hatte er als armer Schuhflicker Schmähreden hören müssen, nun nahte sich ihm alle Welt in tiefster Beugung und Ehrfurcht! Aus seinem Gedächtnis stiegen dann wohl alte Erinnerungen auf, und er konnte sarkastisch fragen: „Warum siehst du jetzt nicht mehr auf mich herab und gibst mir einen Fußtritt?" Seine Fahrt glich einem Triumphzuge. Man verglich ihn mit Sch-Tschung, dem Krösus des Altertumes. Er hinwieder sammelte die schönsten Stücke aus der Industrie seines Kreises, die er seiner Herrin als Gaben zu Füßen legte und zeigte dabei solchen Geschmack, daß die hohe Dame sich wie ein Kind über die Geschenke und die Anhänglichkeit ihres Dieners freute. — Große Sorgfalt und feinsten Geschmack offenbarte der Eunuch

Digitized by Google

stets in seiner äußeren Erscheinung.*) Stets trug er fein gestickte Gewänder, woran die Kaiserin Wohlgefallen hatte, deren guter Geschmack immer in China von ihren Bewunderern und Gegnern laut gerühmt wurde. Am Arm trug er kostbare Nephritarmbänder, an den Fingern herrliche Ringe, und seinen Günstlingen schenkte er die nur für kurze Zeit benutzten Gewänder. Die Händler von Kostbarkeiten in der Hauptstadt, die fortwährend mit ihm im Verkehr standen und den Auftrag hatten, wertvolle Antiquitäten ihm zuerst zur Ansicht vorzulegen, wußten nicht genug zu rühmen von den unerhörten Schätzen, die sein Haus berge, und die er einer Gebelaune seiner Herrin verdankte. In seiner Halle war ein Spiegel aufgestellt, der als ein Wunder angestaunt wurde, da er aus einem großen, fehlergroßen Krystall (?) hergestellt war und als köstliches Tributstück lange den Palast geziert hatte. Man schätzte dieses Stück in den Kreisen der Kenner auf 100 000 Taels.

10.

Mühsam werden Stunden um Stunden, Tag um Tag, oft Monat um Monat von der einsamen Stickerin die köstlichen Goldfäden in ein Gewand gestickt, und doch trägt sie es nie, sondern es glänzt am Körper eines anderen, — so lautet ein chinesisches Sprichwort. Mancher, dem die Götter die Gabe eines Sohnes versagt haben, nimmt ein fremdes Kind an und sammelt Reichtümer für dasselbe, und nach seinem Tode prunkt und praßt das Kind damit und vergißt des Toten. Wohl gibt es unter den Adoptivkindern solche, die die Elternliebe eines Fremden mit echter, goldener Kindestreue vergelten. Aber selten sind sie doch. Meist klingt die spätere Erkenntnis in dem Herzen des angenommenen Kindes nach, ich gehöre nicht hierhin, mein Heim ist dort in jener elenden Hütte, aus der ich genommen bin in den Glanz und die

*) In der Prinzessin Der Ling Buche sind einige Photographien der Kaiserin-Witwe wiedergegeben, die der Autorin Bruder aufgenommen hat. (Sie beschreibt das Interesse der Kaiserin an der ihr völlig unbekannten Kunst des Photographierens sehr lebendig). Auf einem Bilde sehen wir auch recht gut die imposante Erscheinung Lis, der in seinen guten Tagen eine imponierende Figur abgegeben haben muß.

Digitized by Google

Pracht, für die ich meine Kindesliebe verkaufen soll. Ein anderes Wort lautet: Elternliebe ist nicht rar seit alter Zeit, wer hätte aber schon volle Kindesliebe getroffen? Das sollten die sich merken, die ohne Kinder gezeugt und geboren zu haben, auf ein fremdes Kind alle ihre Liebe und Sorgfalt verschwenden. —

Li-Lien-Ying war unersättlich im Aufspeichern von Gold und Goldeswert, und doch wich eine geheime Trauer nicht aus seinem Herzen: Wem kommt das Alles zu gute? Bin ich doch als Eunuch dazu verurteilt, ein einsames Leben zu führen bis zum Tode. Er grübelte weiter: Wer wird an meinem Grabe die Opfer bringen meinen Manen? Und vor sich sah er sein wüstes, mit Unkraut überwuchertes Grab, wie es der Vergessenheit anheimfallend, allmählich verschwand vom Erdboden. —

Endlich sandte er einen Freund nach Schantung in den Lai-Yang-Kreis, um dort mit aller Muße und Sorgfalt sich nach einem Knaben umzusehen, auf den alle Bedingungen, die einer der besten Wahrsager der Hauptstadt nach den Gestirnen ausgerechnet hatte, paßten. Endlich wurde ein solcher Knabe gefunden, für eine große Summe von den Eltern gekauft und nach Peking gebracht. Er war fünf Jahre alt, und Li-Lien-Ying gab ihm den glückverheißenden Namen Yü-Tscheng. Ein kleiner Hofstaat von Dienern umgab das Kind. Auch eine junge schöne Witwe wurde als Wärterin des Kindes gewählt und gab Anlaß zu grimmigen Spott in der Hauptstadt. Damit die Kaiserin-Witwe nicht von anderer Seite davon Kunde bekäme, teilte er es ihr mit und erntete bei der Fürstin ein gutmütiges Lächeln. —

Seit der Zeit fühlte der seltsame Mann, daß sein Leben einen Zweck habe. Alle Sorgfalt des zärtlichen Vaters erstreckte sich auf das Kind, das er abgöttisch liebte. Der Knabe hatte seine Wärterin Mutter zu nennen, und Li-Lien-Ying stattete sie mit allem Komfort einer vornehmen Dame aus. Er nahm ihren Bruder, der in Tientsin Gärtner war, in sein Haus auf und kaufte ihm eine Frau und richtete ihm einen eigenen Haushalt ein. Was

Digitized by Google

tat der Eunuch nicht alles, um dem vergötterten Kinde etwas wie wirkliche Elternliebe zu geben! —

II.

Die staatlichen Verhältnisse unter der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi erinnerten an jene der Kaiserin-Witwe Lü-Hou gegen Ende der Ming-Dynastie, die, beraten durch ihre Eunuchen, eine grenzenlose Unordnung in die Kaiserliche Succession brachte, die in China um so verhängnisvoller wird, als diese Succession durch die geheiligten Sitten der Ahnenopfer für die ganze Nation den Bestand eines Kaisergeschlechtes sichert.*) Alle Revolutionen und Aufstände, die in den Provinzen des weiten Reiches aufflammten, fielen leicht zu Asche zusammen, wenn der Wille des Himmels im Kaiserhause klar dem Volke zum Bewußtsein kam. Immer hat das ganze Volk eine, wenn auch noch so leichte Störung darin als eine Störung der himmlischen Ordnungen empfunden, die den Zorn der beleidigten Ahnen über die Nation entbrennen ließ. Denn wenn schon im gewöhnlichen Volk die Sicherung der Ruhe der Toten eine Bürgschaft für die Ruhe und das Wohlsein der lebenden Geschlechter ist, wie viel mehr in der Nachfolge der Kaiserwürde, wo immer die Ahnenopfer nur durch einen Sohn oder den nächsten männlichen Verwandten des Herrschers dargebracht werden können! Aber was kümmerten diese geschlechtslosen Eunuchen sich um dieses geheiligte Recht der Succession! Der Kaiser Tung-Dschi war, ein erschöpfter Mensch, ohne Leibeserben gestorben. Durch die Eunuchen in alle unnatürlichen Laster eingeführt, war er früh wie ein morscher Stamm zusammengebrochen.**) Li-Lien-Ying war dafür, daß Kuang-Hsü ein

*) Auch die Mandschudynastie fiel ja so leicht und gab sich mit ihrem Schicksal so rasch zufrieden, weil im Volke, geschickt von den südlichen Agitatoren genährt, der Glaube allgemein wurde, das Ming, das göttliche Mandat der Dynastie, sei erloschen.

**) Daß dieser eigene Sohn der Tzu-Hsi und zwar nicht ohne ihr eigenes Wissen und Wollen von den Eunuchen systematisch in alle Laster eingeführt und so allmählich entnervt worden sei, berichten auch andere Quellen. Von Hsienfeng und Kuangsü wird das Gleiche behauptet. Der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi unersättlicher Ehrgeiz und ihr Machtbedürfnis erheischten das Todesopfer des eigenen Sohnes; allerdings hegte Tung-Dschi auch keine besonderen Gefühle für seine Mutter, sondern neigte innerlich mehr der zarteren

Digitized by Google

unmündiges Kind auf den Thron käme. Auf Tung-Dschi hätte Prinz Kung der jüngere Bruder folgen müssen, aber das paßte weder dem Ehrgeize der Kaiserin-Witwe noch den Plänen des Eunuchen, der den Haß der Kaiserlichen Prinzen fühlte. Nach Kuang-Hsüs Tode hätte, um die Ordnung der Succession wieder herzustellen, der Vater des Suen-Tung auf den Herrscherthron erhoben werden müssen, als dritter, jüngerer Bruder des Tung-Dschi. Aber wieder herrschte Willkür, und Suen-Tung wurde als schlafendes Kind auf den Thron der Cäsaren erhoben, und es machte einen kläglichen Eindruck, als das Kindergesicht aus den schweren Kaisergewändern hervorlugte und auf das Geschrei der ehrfurchtsvoll knieenden hohen Staatsbeamten: „Wan sui, wan sui, wan wan sui d. i. 10 000 Jahr, 10 000 Jahr, 10 000 mal 10 000 Jahr", *) ein klägliches Schreien nach der Amme und nach nai d. i. Milch ertönen ließ. So hat diese doppelte Störung der himmlischen Gesetze schließlich den Sturz der Tsing-, d. i. der Mandschu-Dynastie herbeigeführt. —

Li-Lien-Ying war der Wärter des Kuang-Hsü, und je mehr der Knabe heranwuchs, der in seiner Eigenwilligkeit und in seinem Eigensinn schwer zu erziehen war, um so mehr wuchs die Abneigung der beiden gegen einander. Das Kaiserkind hatte einen förmlichen Widerwillen gegen den Sklaven. Unter den Prinzenerziehern war ein Mitglied der Kaiserlichen Akademie, Dschang-Ping-Ling mit Namen, ein tüchtiger, rechtlicher Mann, der stets

Mitregentin Tzu-An zu. Als er 1872 im Alter von 17 Jahren zur Herrschaft kam, waren er und seine von seiner Mutter ihm ausgewählte Gattin Alute ausgesprochene Gegner Tzu-Hsis. Der junge Kaiser selbst wurde in allen möglichen Verkleidungen mit übler Gesellschaft in den berüchtigsten Lokalen der Hauptstadt gesehen und holte sich dort auch die Keime zu der später, da die richtige ärztliche Hilfe fehlte, tödlichen Krankheit. Im Januar 1875 starb er schon. Alute war damals schwanger, aber Tzu-Hsi überging bei der Thronfolgerwahl unter glattem Bruch der Hausgesetze die Ansprüche dieses nachgeborenen Kindes und am 27. März des gleichen Jahres beging Alute Selbstmord. Das erregte ungeheures Aufsehen und der alte Buddha brauchte Jahre, um die stark geschwundene Popularität wieder zu gewinnen. Daß Li um die Ausschweifungen des jungen Kaisers und um den nach manchen Berichte nicht so ganz freiwilligen Selbstmord Alutes gewußt habe, ist recht wahrscheinlich.

*) Das ist der Spruch, den man zu chinesisch Neujahr in großen schwarzen Lettern auf roten Plakaten bisher an allen Häusern sah.

Digitized by Google

in dem aufgeweckten Knaben das Gefühl der Herrscherwürde als eines Auserwählten des Himmels und zugleich den Haß gegen Li-Lien-Ying nährte. „Alle Welt verabscheut den Menschen, der schon lange den Tod verdient hat," pflegte er zu sagen. Als Kuang-Hsü sich einst gegen die Kaiserin-Witwe über den Eunuchen beklagte, fuhr diese auf: „Höre doch nicht auf das Geschwätz deines Lehrers". Da kniete Kuang-Hsü nieder und antwortete: „Und doch sind das nicht leere Beschuldigungen. Lieber will ich ein einfacher Bauer in meinem Reiche sein, als meine Macht als Himmelssohn mit einem Sklaven teilen." Das Gespräch wurde in Peking und im ganzen Reich verbreitet, denn wo sollte es Geheimnisse in den Palästen geben, wo es überall horchende Ohren und lauernde Augen gab. Zögernd antwortete die hohe Frau: „Wer ist in der Welt ohne Fehler? Auch die Weisen unseres Volkes hatten ihre Mängel. Ich wiederhole dir, laß dich nicht aufhetzen." Li-Lien-Ying aber vergalt dem Knaben die Bitterkeit seines Herzens. Da wandte sich dieser an die zweite Kaiserin-Witwe Lung-Yü und schloß sich ihr mehr an. Diese aber erzählte dem Kinde aus den Annalen des Szu-Ma-Chien: „Wer die Heuschrecken liebt, schadet dem Getreide; wer den Be-Yin (ein verderblicher Mensch des Altertums) liebte, wurde von Be-Yin gefressen. Li-Lien-Ying hat eine merkwürdige Gewalt über Tzu-Hsi. Er wird noch unsere ganze Dynastie zu Grunde richten." Kuang-Hsü setzte sich nieder und weinte. „Weine nicht, Kind", sprach Lung-Yü, „du hast noch treue Beamte im Reiche." Einer der Eunuchen aus der Umgebung der Lung-Yü aber verbreitete diese Szene im Palaste, die zu den Ohren der Kaiserin-Witwe kam. Sie strafte ihren Günstling: „Du scheinst doch den Kaiser beleidigt zu haben, daß er solchen Groll auf dich hat." Der Eunuch kniete nieder und sprach: „Wie sollte ich elender Sklave es wagen, meine Augen zu dem Himmelssohne zu erheben!" — „Sei vorsichtig", antwortete die Kaiserin.

Das war in dem Jahre Kia-Wu, das die Astrologen als ein Unglücksjahr bezeichnet hatten. Der Krieg Chinas mit Japan

Digitized by Google

brach aus. Zuerst war im Staatsrate, besonders getragen durch Sun-Yü-Wen, ein wildes Verlangen nach Vernichtung der Japaner, dann ein feiges, scheues Zurückweichen und endlich schmähliche Unterwerfung und Abtretung von Formosa.*) Kuang-Hsü war damals 15 Jahre alt, aber der leidenschaftliche Knabe empfand tief die nationale Schmach. Da fühlte er, wie er es später aussprach, daß das Amt des Himmelssohnes den Träger desselben auf Dornen schlafen ließ und ihm Galle zu trinken gab. Er ging in den Thai-Miau d. i. den Ahnentempel in der Verbotenen Stadt und warf sich vor den Ahnentafeln seiner Vorfahren auf die Erde und weinte herzzerbrechend. Er sah bleich und abgehärmt aus, aß nichts und fuhr im Schlafe auf, so daß unter den hohen Beamten darüber geredet wurde, Sun-Yü-Wen verdiene hingerichtet zu werden. Aber die Kaiserin-Witwe gab dem Verlangen des Kaisers nicht nach, sondern sprach nur von einer Einkerkerung des Sun-Yü-Wen, dem es gelang, mit Geld den Li-Lien-Ying zu gewinnen. Das Schicksal der Einkerkerung wurde von ihm abgewendet. Der Staatsminister wurde mit schlichtem Abschied entlassen und kehrte in seine Vaterstadt Tsinanfu zurück. Als Kuang-Hsü dies erfuhr, wuchs sein Groll gegen Li-Lien-Ying, und er entfremdete sich der Kaiserin-Witwe immer mehr.

Es war nicht schwer für die kleine Partei bei Hofe, welche eine Reform des Reiches für notwendig hielt, den jungen Kaiser für ihre Ideen zu gewinnen. Diese Partei hatte ihre Märtyrer gehabt in den drei hohen Staatsbeamten Hü-King-Tsching, Yuan-Yi und Schen-Dsin, welche hingerichtet wurden, weil sie sich mit ihren Gedanken zu sehr hervorgewagt hatten. Der Kaiser hatte trotz seiner Jugend dafür plädiert, daß sie nur leicht zu bestrafen seien, aber wieder kam Li-Lien-Ying mit seiner verfluchten Habsucht, von zweien der oben genannten Beamten Geld zu erhalten. Als er eine Abweisung erhalten hatte, bewog er die Kaiserin-

*) Eine Denkschrift des Zensors An-Weichün vom Jahre 1895 beschuldigte ausdrücklich auch Li-Lien-Ying die „erniedrigende Friedenspolitik" der Kaiserin-Witwe unterstützt zu haben, obgleich es doch nach den Staatsgesetzen den Eunuchen ausdrücklich verboten sei, sich um Politik zu kümmern.

Digitized by Google

Witwe, das Todesurteil über die drei vollstrecken zu lassen, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als das der Freimütigkeit der Rede, die noch dazu sehr unklar und unreif war. Li-Lien-Ying aber, in seinem Bemühen, die Kaiserin-Witwe gegen Kuang-Hsü aufzuhetzen, ging entschlossen weiter, und beschuldigte den Kaiser als Beförderer der staatszerstörenden Ideen, der mit den drei Hingerichteten im Bunde gewesen sei. Erst später, als die Schriften des Kang-Yu-Wei und Liang-Ki-Tschau im Palaste Eingang fanden und das Herz des Kaisers mächtig erregten, gelang es ihm, wie alle Welt weiß, den hochgesinnten Kaiserjüngling zu verderben. Jetzt war der Plan noch nicht reif. Die Tsing-Dynastie war damals doch noch nicht hinabgesunken in die schmähliche Tiefe, die das Ende der Han- und Tang-Dynastien kennzeichnet, wo Eunuchen die Stelle des Himmelssohnes einnahmen und die Welt regierten. Ein Etwas hielt doch die Kaiserin-Witwe zurück, die wirklich einen antiken Zug von Herrscherwürde offenbarte, und als Frau eine größere Selbstbeherrschung besaß, sich ihre Sklaven über den Kopf wachsen zu lassen. Sie war stolz auf den Ruhm ihres Hauses und ihrer Dynastie. Derselbe Dämon des Kaiserhauses, wie der Eunuch Yuan-Dsung in der Han-Dynastie, schlich wohl wieder durch die Geschichte eines Kaisergeschlechtes, aber Li-Lien-Ying wagte nicht wie Yuan-Dsung einen Kaiser seinem Hasse zu opfern, der ihn schließlich selbst vernichtet hätte. — (Schluß folgt.)

Ziele der internationalen Verständigung

Von Professor Otfried Nippold

II. Aufgaben des Verbandes*)

Der Verband für internationale Verständigung sieht sein Hauptziel nicht etwa in dem negativen Moment, diejenigen zu bekämpfen, die einer Verständigung zwischen den Staaten und Völkern entgegenarbeiten, sondern er möchte ganz im Gegenteil vor allem auf die posi-

*) Vgl. dazu das Heft des „März" vom 8. November.

Digitized by Google

tiven nationalen Aufgaben hinweisen, die ein Weltstaat, wie das Deutsche Reich, heute in seinen auswärtigen Beziehungen zu erfüllen hat. Diese Aufgaben haben weite Kreise noch nicht begriffen. Vor allem gilt dies von denen, die uns und unsere Bestrebungen entweder in Verkennung unserer Absichten bekämpfen oder sie aus Unkenntnis zu ignorieren suchen.

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß ein großer Staat heute ganz andere Aufgaben zu erfüllen hat, als dies noch vor 100 Jahren der Fall war. Der Weltverkehr hat auf allen Lebensgebieten solche Umwälzungen hervorgerufen und die zwischen den Völkern hin- und herlaufenden Fäden so eng und zahlreich geknüpft, daß es einfach unmöglich ist, sich über die Aufgaben des heutigen Staates auf internationalem Boden klar zu werden, wenn man diese neuen Verhältnisse außer acht läßt. Die Dinge liegen nicht mehr so einfach, wie im Mittelalter oder noch im 18. Jahrhundert, und daher vermag auch nur derjenige die Konsequenzen des politischen Handelns im Einzelnen einigermaßen zu überschauen, der den modernen privaten und staatlichen Beziehungen und den aus ihnen sich ergebenden internationalen Problemen näher getreten ist.

Es würde zu weit führen, wenn ich auch nur alle Gebiete aufzählen wollte, auf der die Verständigung zwischen den Völkern heute bereits im Gange ist. Das internationale Leben von heute ist ein gewaltiger Faktor geworden, an dem alle Gebiete des wirtschaftlichen und geistigen Lebens beteiligt sind. Wie intensiv namentlich das gesamte Wirtschaftsleben der Nationen und die Technik an diesen internationalen Beziehungen interessiert sind und von ihnen zu einem großen Teile geradezu abhängen, bedarf kaum der besonderen Betonung. Auch daß die Wissenschaften und Künste heute in internationalem Austausch mit einander stehen, ist zur Genüge bekannt. Um ein Bild von der Intensität aller dieser internationalen Beziehungen zu geben, will ich nur hervorheben, daß es heute bereits mehr als 500 private internationale Vereinigungen gibt und daß diese allein im Jahre 1912 über 100 Kongresse abgehalten haben. Vom Jahre 1901 bis 1910 fanden nicht weniger als 790 solche Kongresse statt. An diesen Zahlen sind so ziemlich alle Betätigungen menschlicher Arbeit beteiligt. Ich zähle nach dem Jahrbuch des internationalen Lebens nur die Gruppen auf, unter die dort diese internationalen Kongresse gebracht sind: Bibliographie, Philosophie, Moral, Religion, Soziologie, Organisation der Arbeit, Rechtspflege, Verwaltung, soziale Hygiene, Unterstützungswesen, Versicherung, Unterrichtswesen, Handel, Transportwesen, Frauenfrage, Philologie, Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Geographie, Geophysik, Anthropologie, Botanik, Zoologie, Ausstellungswesen, Medizin, Ingenieurwesen, Ackerbau, Zootechnik, Jagd, Fischfang, Stenographie, Buchdruckerei, chemische Industrie, Künste, Sport.

Digitized by Google

Auf allen diesen Gebieten gibt es eine Menge von schwierigen und schwerwiegenden internationalen Problemen, die des Studiums und der Lösung harren. Ich will nur beispielsweise herausgreifen, daß die Probleme der internationalen Moral und des Erziehungswesens heute mit im Vordergrunde der internationalen Erörterung stehen. Ebenso harren auf dem Gebiete des Rechts große Probleme der Lösung. Namentlich die völkerrechtlichen Probleme sind hier hervorzuheben, denen unser Verband von Anfang an sein besonderes Interesse zugewandt hat.

Aber nicht nur auf privatem Boden, zwischen den Individuen, den Völkern hat sich die internationale Verständigung, wie dieses knappe Bild aus dem reichen internationalen Leben zeigt, schon längst angebahnt, sondern auch zwischen den Regierungen, den Staaten. Es sei hier nur der zahlreichen internationalen Konventionen, der Unionen oder Weltverträge gedacht, die sich mit dem Verkehr, der Post, Telegraphie, Eisenbahnwesen, Telephonie, submarinen Kabeln, Schiffahrt, Luftschiffahrt, mit Münzwesen, Meterwesen, Maßen und Gewichten u. a. befassen, weiter der Konventionen über Urheberrecht, Industrierecht, Handel, Zolltarife, Landwirtschaft, Polizeiwesen (Fischerei, Branntweinhandel 2c.), Straf- und Gefängniswesen, Sanität (Cholera, Pest), Sozialpolitik (Nachtarbeit der Frauen, Phosphor), Schiedsgerichtswesen, Kriegsrecht, internationales Privatrecht, Moral (Sklaven- und Mädchenhandel), Wissenschaft (Geodäsie, Erdbeben-, Meeresforschung, Dokumentenaustausch). Es hat sich auf dem Wege der völkerrechtlichen Vertragschließung für diese Gebiete also bereits eine offizielle internationale Verständigung herausgebildet. Manche dieser Gebiete besitzen internationale Bureaux oder Aemter, also eine richtige internationale Verwaltung. Und im Haager Schiedsgerichtshof besitzen wir auch bereits einen internationalen Gerichtshof. Das sind alles deutliche Beispiele einer Entwicklung, deren Bedeutung man um so weniger unterschätzen darf, als sie gleichzeitig auch die Richtungen andeuten, nach denen sich unser modernes Leben, das private und das staatliche, weiterentwickeln wird.

Kann man sich angesichts dieser Entwicklung allzusehr darüber wundern, wenn als letztes Gebiet auch die hohe Politik selbst schließlich von diesem internationalen Leben berührt worden ist oder ist es nicht vielmehr ein durchaus naturgemäßer Vorgang, wenn der Verständigung der Völker diejenige der Staaten allmählich zu folgen beginnt? Nur allzusehr hat man oft noch in der neueren Tagesgeschichte den Kontrast zwischen Kultur und Politik empfinden müssen, die Kluft, die zu gähnen schien zwischen dem Leben und Treiben, den Interessen

Digitized by Google

und den Fortschritten der Kulturmenschheit auf der einen Seite und solchen Politikern, die da glaubten, mit dem Wohl und Wehe der Völker im zwanzigsten Jahrhundert noch nach alter Art spielen zu können. Doch das beginnt nach und nach anders zu werden! Die Staatenlenker sind doch ihrer Verantwortlichkeiten immer mehr bewußt geworden. Schon haben wir eine ganze Reihe von Beispielen, wie man auch politische Differenzen durch Staatsverträge aus der Welt geschafft hat und es ist zu hoffen, daß die Staatsmänner auf dieser Bahn weiterschreiten werden. Die europäische Diplomatie arbeitet heute ganz offensichtlich in der Richtung der Verständigung zwischen den Nationen und man darf ohne weiteres sagen, daß eine vernünftige internationale Politik gar nicht anders kann, als sich nach dieser Richtung zu betätigen. Der Staat, der seine Aufgabe zur Pflege der internationalen staatlichen und privaten Beziehungen verkennen wollte, wäre wahrlich nicht würdig, ein moderner Rechts- und Kulturstaat genannt zu werden.

Wenn nun der Verband für internationale Verständigung es angesichts dieser Entwicklungstendenzen unternommen hat, die großen internationalen Probleme, die von der weittragenden nationalen Bedeutung sind, zu studieren und weitere, ja die weitesten Volkskreise darin einzuführen, so dürfen wir mit gutem Gewissen sagen, daß nicht etwa wir unserseits es sind, die damit dem Zuge der Zeit entgegenarbeiten, sondern daß ganz im Gegenteil gerade wir diesen Zug richtig erkannt haben. Es gibt ja leider Kreise und namentlich Preßorgane, die es lieben, alle die hier genannten Dinge und Bestrebungen lächerlich zu machen. Das ist ernster Leute nicht würdig und ein solches Verhalten richtet sich von selbst. Der Verband für internationale Verständigung darf sich in Wirklichkeit mit Recht als Vorbote derjenigen Strömung betrachten, die sicherlich im 20. Jahrhundert einmal die herrschende sein wird. Eine Reaktion gegen die Auswüchse der nationalistischen Zeitströmung, die unsere Tage gezeitigt haben, wird sich bald einsetzen und dann auch bald allgemein werden. Das Gute dieser Zeitströmung wird bleiben: die starke nationale Basis. Aber die Auswüchse des Nationalismus werden rasch wieder schwinden und es wird sich auf der erreichten nationalen Grundlage mehr und mehr das Verständnis auch für die internationalen Aufgaben aufbauen, die Nation und Staat im modernen Leben zu leisten haben. Das Resultat der Entwicklung wird also mit anderen Worten die Aussöhnung zwischen Nationalismus und Internationalismus sein, die ja in Wirklichkeit schon heute keineswegs mehr feindliche Mächte sind. Der heutige Internationalismus hat ja mit

Digitized by Google

Kosmopolitismus nichts mehr zu tun, sondern ist selbst bis auf die Knochen national, da er auf dem nationalen Interesse beruht.

Die Politik der Vernunft ist um so eher möglich, als sie heute im Sinne aller Großmächte gelegen ist und als die Beziehungen Deutschlands zu den andern Großmächten in Wirklichkeit nicht so schlecht sind, wie sie von den zahlreichen politischen Schwarzsehern üblicherweise geschildert werden. Weshalb sollte es mit der Zeit also nicht gelingen, die Gegensätze zwischen Dreibund und Triple-Entente zu überbrücken? Die Staatenpolitik hat schon ganz anders schwierige Probleme gelöst. Und die Triple-Entente ist in ihrer Wirksamkeit tatsächlich heute ebenso sehr ein Faktor für den europäischen Frieden geworden, wie der Dreibund. Die Beziehungen Deutschlands zu England sind heute im ganzen durchaus zufriedenstellend. Rußland liegt gewiß nichts ferner, als einen Krieg mit Deutschland herbeizusehnen; der Panslavismus richtet sich in keiner Weise gegen das deutsche Reich. Frankreich hat gerade so wie Deutschland eine Politik des Friedens betrieben. Seit Marokko beglichen ist, fehlt es an einem nennenswerten Interessengegensatz zwischen Frankreich und Deutschland. Es ist eine ganz veraltete Anschauung, daß die in Frankreich herrschende Politik heute noch im Zeichen der Revanche steht. Die französischen Chauvinisten sind so wenig Frankreich, wie die deutschen Chauvinisten Deutschland sind. Die vernünftigen Franzosen wünschen eine Verständigung ebenso sehr wie die Deutschen, ja die französischen Kreise, die sie wünschen, sind vielleicht sogar zahlreicher als die deutschen. Die Verständigung zwischen diesen beiden Nationen, sie wäre das schönste Ziel, das wir heute in der Politik erstreben können. Ich gehöre, gerade weil ich beide Länder kenne, nicht zu den Zweiflern, die sie für unmöglich halten.

Und ich sehe auch nicht ein, weshalb das Gebiet der hohen Politik allein zurückbleiben sollte, wenn auf allen andern menschlichen Gebieten Fortschritte gemacht werden. Darüber, daß Fortschritte trotz aller Ansätze zur Besserung in der Politik immer noch nottun, wollen wir ja nicht im Zweifel sein. Das bisherige System der Bündnispolitik war nur zu sehr geeignet, Mißtrauen auf beiden Seiten aufkommen zu lassen. Und nur zu oft hat der Ehrgeiz von Diplomaten in der Politik eine größere Rolle gespielt, als das Glück der Völker. So haben wir allen Grund, uns in eine gesundere politische Aera hineinzuwünschen, eine Aera, in der die Politik der Staaten mehr als heute im Einklang steht mit den Interessen der Völker und sich weniger einseitigen Machtgelüsten zuwendet. Aber über diesen Wünschen für die Zukunft wollen wir die Gegenwart und die in ihr vorhandenen Ansätze zur Besserung nicht übersehen. Denn diese Ansätze sind es, auf denen sich die Zukunft aufbauen wird und an die auch der Verband bei seinen Arbeiten anknüpfen muß.

Digitized by Google

Hertlings Illoyalität

Hertling hat einen König gemacht und Orterer kreischt in römischem Dialekt: Habemus regem. Aber man sollte bei der anormalen Herstellung eines Königs loyal verfahren. Denn ein illoyal hervorgerufener König von Gottesgnaden ist eine contradictio in adjecto.

Bitte urteilen Sie selbst: Das Justizministerium erkennt, daß eine Proklamation ohne Mitwirkung der Stände staatsrechtlich ausgeschlossen und eine Verfassungsänderung notwendig ist. Hertling schlägt eine Verfassungsänderung vor und bittet den Landtag um die verfassungsmäßige Zustimmung zu einer Einschaltung in die Verfassung, wonach bei einer mehr als zehn Jahre währenden Geisteskrankheit die Regentschaft aufhören dürfe, die Gründe aber dem Landtag zur Zustimmung anzuzeigen sind. „Zur Zustimmung" heißt, daß diese „Zustimmung" eine verfassungsrechtliche Erfordernis sei und die Zweckbestimmung „zur" bestätigt diese Voraussetzung. Im Landtag fragt Herr Casselmann, Hertling gibt eine Antwort, die der Auffassung, daß die Zustimmung nötig sei, nicht widerspricht.

Die Verfassungsänderung wird vom Landtag angenommen. Den Tag darauf, ehe die Gründe dem Landtag zur Zustimmung angezeigt sind, wird der König Otto unter Gegenzeichnung Hertlings abgesetzt und König Ludwig eingesetzt. Erst nachdem dies geschehen, werden dem Landtag die Gründe angezeigt, wozu? „Zur Zustimmung"! — um jedermann fühlbar zu machen, daß durch diese Vorwegnahme der Königsproklamation zu einer jeder staatsrechtlichen Bedeutung entkleideten Formalität herabgedrückt ist. Nie wurden Worte mehr zur Irreführung mißbraucht. Denn: versagt der Landtag seine „Zustimmung" zur Absetzung eines Königs, so bleibt er doch abgesetzt; denn der neue Monarch ist eingesetzt und bleibt. Monarch heißt Ein herrscher. Eine Zustimmung des Landtags ist danach sachlich nicht nötig. Man hat ein Wort gewählt, das in seines Sinnes Gegenteil verdreht ist. Die Verfassungsbestimmung wird genau so angewandt, wie wenn sie hieße, die Gründe werden dem Landtag zur Nichtzustimmung angezeigt.

In solchen kecken Zweideutigkeiten verstrickt Hertling sich und die Krone.

Das soll dem Gottesgnadentum dienen: Der Landtag ist im Wege der geschickten Anordnung der Rechtsakte und Umkehrung ihrer Zeitfolge ausgeschlossen, also ist König Ludwig nicht von Landtags Gnaden, sondern — von Gottesgnaden.

In Wirklichkeit ist er König von Hertlings Gnaden.

Hertling hat von Anfang an höchst anfechtbar gehandelt in Sachen der Königsernennung. Er schlägt nach Luitpolds Tod dem Regenten vor, die Krone sich aufzusetzen, und hat nicht einmal Macht über seine eigene Partei, welche die Königsernennung feierlich verwirft. Nun läßt Hertling den Plan wieder in der Versenkung verschwinden und den Regenten auftauchen, der dem König Otto den Huldigungseid und das Treugelöbnis ablegt. Nach einem Jahr schlägt Hertling eine Zivillisteerhöhung vor und läßt dann die Königskrone wieder auftauchen. Er hat für jeden etwas Angenehmes: den Liberalen verspricht er, daß er die Zustimmung des Landtags zur verfassungsmäßigen Bedingung machen werde und dem Zentrum verspricht er, daß er die Hoffnung der Liberalen enttäuschen werde. Ludwig

Digitized by Google

Thoma, Quidde und Koehl haben recht behalten.

Die Liberalen haben einen Fehltritt begangen: Sie haben Hertling getraut. Sie haben eine große Situation, ihn zu stürzen, verpaßt. Sie mochten sich zur Königsfrage stellen, wie sie wollten, sie mußten, gerade auch wenn sie auf die Lösung der Königsfrage nicht bis zu König Ottos Tod glaubten warten zu können, gemeinsam verlangen, daß ein vertrauenswürdiger Ministerpräsident die Angelegenheit ernst und loyal durchführen muß. Die Regierung braucht eine Zweidrittelmehrheit, die das Zentrum nicht bieten konnte. Die Liberalen konnten ehrlich zum Prinzregenten sprechen, Hertling hat die Königsfrage schon einmal kompromittiert, sende uns einen besseren Mittler. Das hätte jedermann in Bayern verstanden und gewürdigt im Unterschied zu dem, was sich jetzt vollzogen.

Heinrich Hutter

Der staatsgefährliche Amundsen

Die preußischen Oberbehörden haben vor ein paar Jahren einen neuen Kurs angedeutet, aber es wird nichts draus. Die mittleren Beamtungen in Nordschleswig wollen nicht darauf verzichten, von Zeit zu Zeit grobe und schädliche Dummheiten an der dänischen Bevölkerung ausüben zu können.

Aber sie verfahren dabei bemitleidenswert ungeschickt.

Jetzt ist dem norwegischen Polarforscher Raould Amundsen verboten worden, in Flensburg in norwegischer Sprache einen Vortrag zu halten. Kein Mensch begreift warum. Der kindische und unwürdige Chauvinismus weiß sich keine bessere Gelegenheit herauszusuchen zu einer Blamage vor ganz Europa, als indem er einem Mann von Rang und Ruf Amundsens ein Polizeidekret auf den Hals schickt. Lacht man eigentlich darüber? Nein — so fern man sich dem Geist der Subalternen fühlt, der da oben den guten Namen des deutschen Geistes in plumpem Machtdünkel ruiniert, hier schämt man sich ein wenig dafür. Sogar die „Tägliche Rundschau", die unbesehen alle Torheiten da oben als Ausdruck kampffrohen Germanentums gegen schleichende -- Germanentücke behandelt, malt ein Fragezeichen, ob nicht vielleicht doch ausnahmsweise eben in diesem Fall mit Rücksicht auf ... daß ... u. s. f. Die Sache ist sogar denen etwas „genant."

Es handelt sich übrigens nicht um Winkel der Verwaltungspraxis, in denen dieses Verfahren eine halbdunkle Rechtfertigung finden könnte. Ein glatter Rechtsbruch liegt vor. Die Geburt des neuen Vereins- und Versammlungsrechtes ist noch nicht so alt, daß die Oeffentlichkeit seine umkämpften Bestimmungen vergessen hätte, und neu geschaffene Gesetze sollten doch auch nicht an den Hütern des Gesetzes spurlos vorübergehen. Der Sprachenparagraph des Vereinsgesetzes bezieht sich nur auf Zusammenkünfte mit öffentlichem Charakter, nimmermehr auf wissenschaftliche Belehrung.

Zur politischen Dummheit findet sich ungesetzliches Verhalten — das Ganze mag als Randbemerkung zu den Freundesbeteuerungen, die der Kaiser jedes Jahr in die norwegischen Fjorde trägt, in ganz Skandinavien wohl vermerkt werden.

Theodor Heuss

Digitized by Google

Vertauschte Rollen

Der Arbeitnehmervertreter (er sei nun Gewerkschaftsführer oder Konsumvereinsleiter, Partei- oder Krankenkassenvorstand), der selbst nach irgend einer Richtung Arbeitgeber ist, befindet sich in einer etwas heiklen Situation. Man verlangt leicht sehr viel von ihm. Manche Leute hegen den (teils naiven, teils hämischen) Glauben, daß er verpflichtet sei, seinen eigenen Angestellten ein Dorado zu erschließen, ihnen das in die Gegenwart zu zaubern, was für die Uebrigen noch ein ungreifbares Ziel des Sehnens und Strebens ist. Andere, Nüchternere meinen doch, daß die Arbeitsbedingungen, die von Repräsentanten der Arbeitnehmer gewährt werden, denen, die privaten Arbeitgebern abgerungen sind, nicht bloß um eine Nasen-, sondern um eine ganz ordentliche Pferdelänge voraus sein müßten.

Die Arbeitgeber in der Arbeiterbewegung haben sich gegen solch' hohe Ansprüche stets sehr kräftig zur Wehr gesetzt. Sie weisen gegenüber dem Rechte der Einzelnen, die dadurch zufällig begünstigt würden, auf das Recht der Masse, der das ganze Organisationswerk dienen soll. Sie sagen, daß es absurd wäre, in Verwaltungen und Betrieben, die wirtschaftlich Schwachen gehören, emporgeschraubte Maßstäbe materieller Zufriedenheit anzulegen, die Mandatare hoch über die Mandanten herausheben. Sie erklären, daß sie gerade als Arbeitnehmervertreter die Pflicht hätten, stärkerer Begehrlichkeit ihrer Lohnempfänger energisch entgegenzutreten. Der Nutzen der Arbeiterklasse müsse zumindest ebenso eifersüchtig gehütet werden, wie der Profit der Unternehmer.

Zweifellos enthält diese Argumentation einen wahren Kern. Aber sie birgt auf der andern Seite eine außerordentliche Gefahr. Nicht so sehr die, daß der Arbeitnehmerarbeitgeber den Maßstab aus Angst, er könnte zu weit werden, nun in Wahrheit zu knapp nimmt; das ist immerhin sekundär. Sondern die, daß seine Abwehrstellung taktisch, psychologisch und ethisch in einen verhängnisvollen Parallelismus zu der des gewöhnlichen, kapitalistischen Unternehmers gerät. Das ist primär. Denn dabei werden Grenzen überschritten, die mit Rücksicht auf die moralische Integrität der Arbeitnehmersache gewahrt werden müßten.

Wenn wir von Arbeitgeberargumentation, Arbeitgebertaktik und Arbeitgebermoral sprechen, so meinen wir damit nicht bloß die Betonung von (denen der Arbeiter entgegengesetzten) Interessen, den Versuch, ihnen zum Durchbruche zu verhelfen und die Ueberzeugung von der ethischen Zulässigkeit solchen Handelns. Wir wollen vielmehr ganz bestimmte Eigenschaften stigmatisieren, die wir als Ursachen der Erschwerung und Verhärtung der sozialen Beziehungen empfinden. Mangelnde Gerechtigkeit gegen die Gesichtspunkte und Gründe, mangelnde Achtung vor dem Rechte und der Ethik der Andern, Durchsetzung des sachlichen Meinungsstreits mit Ansprüchen der Machtbehauptung und Machtverstärkung, Fehlen eines über die eigene Schicht hinausgreifenden solidaren Verantwortungsgefühls — das ist so ungefähr der Inhalt der Kritik, die wir in jene Begriffe legen.

Daß Leute, die sich gewohnheitsmäßig in den Denkgeleisen des Arbeitnehmertums bewegen, all' diese Dinge also täglich bekämpfen, *selbst* in artgleiche Fehler verfallen könnten, mag sonderbar scheinen. Aber es wird leider durch trübe Erfahrungen bewiesen. Man sieht mit Staunen, wie auch Gewerkschaftler und Genossen-

Digitized by Google

schaftler aus einem ganz arbeitgeberhaft gesteigerten Machtbedürfnis die Maßregelung dem Ausgleich, die Kraftprobe der schiedlich friedlichen Einigung vorziehen. Die Differenzen, die erst neulich in peinlich schroffen Formen zwischen der Buchdruckergewerkschaft und der Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine in Hamburg (einem Arbeiterunternehmen) ausgetragen wurden, haben bedenklich Symptomatisches in dieser Richtung gezeitigt. Und die Art, wie die sozialdemokratischen Ortskrankenkassen gegenwärtig im Verein mit den industriefeudalen Betriebskrankenkassen (schon dieses Bündnis, das über die Zielgleichheit hinaus taktische Uebereinstimmung verrät, ist charakteristisch und beschämend) die deutschen Aerzte niederzuzwingen suchen, kann doch schwerlich anders bezeichnet werden, denn als eine scharfmacherische Infektion der berufsmäßigen Widersacher der Scharfmacherei. Und zwar als eine Infektion von heftigster Virulenz.

Wohlgemerkt — die Art des Kampfes, seine taktischen und ethischen Begleiterscheinungen. Daß die Krankenkassenvorstände die Interessen der Versicherten auch den Aerzten gegenüber zur Geltung bringen, ist natürlich ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Daß sie darüber, was mit jenen Interessen vereinbar ist, und was nicht, anderer Ansicht sind, als der Leipziger Verband, ist immerhin ihr gutes Recht. Daß sie aber das Recht ihrer Gegner unter dem Schwergewichte ihrer Macht zerdrücken wollen, und daß sie dabei in naiver Skrupellosigkeit keines, aber auch keines von den Mitteln außer Betracht lassen, die der hemmungslose Herrschaftswille des Arbeitgebertums ihren eigenen Schützlingen gegenüber anzuwenden pflegt, das ist — nun, sagen wir, um parlamentarisch zu bleiben, eine herbe Enttäuschung für alle diejenigen, die in der Arbeitnehmerbewegung nicht bloß Machtorganisierung, sondern auch den Kampf um eine höhere Ethik mit solidarerem Verantwortungsgefühl sehen möchten.

Angenommen — der Laie kann sich ja darüber kein endgültiges Urteil anmaßen — es bliebe selbst bei ehrlichstem Kompromißwillen und stärkstem Verhandlungseifer in den Auffassungen und Wünschen noch ein Rest, über de man nicht hinwegkommen zu könne glaubt. Dann würde eine wirklich un aufrichtig kollektivistische Ethik von den Krankenkassenleitern fordern, daß sie sich an denjenigen wenden, von dem sie ihr Mandat in letzter Linie herleiten: an den Reichstag; daß sie ihm ihre Gründe in aller Ausführlichkeit und Offenheit vortragen, ihn als Richter anrufen und sich nur vorbehalten, ihren Auftrag in seine Hände zurückzulegen, wenn ihnen nach gefälltem Richtspruche seine Erfüllung auf die Dauer unmöglich erscheint.

Was geschieht statt dessen in Wahrheit? In allen Zeitungen werden von der Ortskrankenkasse Aerzte gesucht, die nicht auf die Bedingungen des Leipziger Verbands verpflichtet sind. Die heißen diesmal beileibe nicht „Gelbe" — o nein; in sympathischer Anlehnung an die „unternehmerfreundlichen" Arbeiter nennt man sie kassenfreundliche Aerzte. Und wenn man im Falle einer künftigen Arbeitseinstellung diesen Streikbrechern mit Hilfe der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen (!) möglichst auch alle Privatpraxis zuschanzen und die verbandstreuen Aerzte „auf's Trockene setzen", das heißt mit der Hungerpeitsche mürbe machen will, dann ist das kein Boykott der Organisierten, keine Bedrohung des Koalitionsrechts — bewahre! Die geplante (oder doch

Digitized by Google

immerhin angedeutete) Verwendung von Heilgehilfen und ausländischen Aerzten anstelle der Streikenden kann nur ganz böswillige Kritik mit der Ersetzung gelernter Arbeiter durch ungelernte und dem Import ausländischer Lohndrücker vergleichen. Und nicht minder boshaft wäre es, die Hätschelung kleiner, ungewerkschaftlicher Berufsverbände und die rührende Sorge um die volle Gleichberechtigung der Unorganisierten etwa mit der Divide et impera Politik der Unternehmer auf eine Stufe zu stellen. Wenn die gelben Aerzte mit ihren organisierten Kollegen Schwierigkeiten bekommen, werden sich die Krankenkassen vermutlich als die ersten Rufer im Streite für einen verstärkten ärztlichen Arbeitswilligenschutz präsentieren. Aber auch das wird dann natürlich etwas ganz anderes sein ...

In Deutschland beschäftigen sich jetzt mancherlei Kongresse mit der Frage, auf welchem Wege man das Arbeitsverhältnis „aus einem Gewaltverhältnisse in ein Rechtsverhältnis verwandeln" könne. Vielleicht ließe sich im Zusammenhange mit diesen ersprießlichen Bestrebungen der Versuch machen, die kapitalistische Gewaltethik auch aus den Köpfen der Arbeiterführer herauszuhämmern.

Erwin Steinitzer

Dehmel

Zum 18. November

Die große Ausgabe der Dehmel'schen Werke, in der der unermüdlich feilende Fleiß des Dichters tausend Einzelheiten letzte vollkommene Gestalt gegeben und die ganze Masse dieser Produktion in tiefsinnige Neuordnungen umgegossen hat, diese Form des Dehmel'schen Werkes, die der Verlag S. Fischer jetzt auch in einer schönen Volksausgabe zugängig macht, den 50. Geburtstag des Dichters zu ehren, sie mag nach ihres Schöpfers Willen wohl die Art festlegen, in der künftige Geschlechter, in der schon die heute Heranwachsenden Dehmels Kunst erleben. Uns, die wir, im Alter zwischen Dehmel und die heut Jüngsten gestellt, mit dem Werden dieses Werkes geworden sind, denen Dehmels Schaffen in seiner Entfaltung ein großes, nicht mehr herauszulösendes Stück unserer inneren Biographie geworden ist, wir haben einen privaten, ästhetisch höchst ungerechtfertigten Widerstand gegen diese sehr weise, sehr schöne Neuschöpfung der Dehmel'schen Welt. Jede Frucht hat das Recht, ihre Blüte zu vernichten, und in dem fertig geschmolzenen Werk muß der Reiz der noch ungelösten Metalle aufgehoben sein. Der Geschichte muß diese endgültige Fassung des Dehmel'schen Werkes genügen, denn sie enthält all sein Gewordenes. Für uns aber, die noch der Prozeß seines Werdens unmittelbar erschüttert hat, sind sie durch die neuen Bände nicht ersetzt, diese alten, ersten, schwach broschierten Bücher, mit deren Versen der Dichter in unsere Welt brach.

Erst war das dicke rote Buch mit den agitatorischen Sperrdrucken und dem stürmischen Vorwort, die „Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen", die „Erlösungen". Da gab es noch Fehdebriefe und Absagen an die Krämerseelen, „Bekenntnisse" und hoch pathetische Allegorien; da herrschte noch der Geist Schillers: die große Rebellengeste des Räuberdichters, gepaart mit der triumphierenden Rhetorik der „Resignation" oder der „Künstler". Das war Entladung. Trotz gegen Philisterei und Konven-

Digitized by Google

tion, Abreißen von Schleiern und Gewändern, Protest und Aufruhr. Aber es war auch schon Aufblitzen von neuer Gestalt, es war hinter allem Geredeten schon Form, die sich außen und innen sinnlich verdichtete: da war schon der Kaiser auf der russischen Ebene vor dem roten Mond, dem das Nachelied des ewigen Volkes in die Ohren klingt, da war der tote Freund, dessen Vision nachts vor dem Verzweifelten aufsteigt. Das war im Jahre 1891; das war eine Rückkehr zur Natur, die tiefere Quellen als der Naturalismus, der stoffliche der eben Modernen, wies. Die Alten empörten sich, aber die Jungen sprangen auf und begannen zu lauschen.

Und dann kam der Band „Aber die Liebe". Noch ein wild gewürfeltes Buch: Novellen, Essays, Sprüche, Balladen und Lyrik durcheinander. Der Dichter der Erlösungen hatte inzwischen erfahren, daß jeder Seele, die sich befreien will, die Freiheit die Hände bindet. „Aber die Liebe ist das Trübe". Und auf die Pflicht, die Kräfte des eigenen Innern zu befreien, folgt die zweite, die schwerere, sie zu beherrschen. Es war das außerordentliche dieses Menschen, das sich so früh, das sich fast sofort entschied, daß hier kein Libertiner, kein Genußsüchtling entfesselte Triebe vergeuden wollte, sondern daß an die Stelle der alten Pflicht eine neue unendlich ernste und schwere, die Pflicht des eigenen, des freien Gesetzes gestellt wurde. Die besten Ohren vernahmen jetzt den Klang des Hammers, der hier neue Götterbilder schmiedete.

Zum entscheidenden Uebergangswerk werden die „Lebensblätter" die Pforte seiner künstlerischen Vollendung. Hier war alles rhetorische, alles ideologisch Fordernde gewichen, und alles war Gestalt, war einfacher Lebensvorgang geworden, der sich zu Symbolen aufhob. Hob und löste durch eine Musik, die nicht mehr wie ein prunkvoller Mantel um die Worte geworfen war, die wie ihr Blut jetzt von innen heraus tönte, hämmerte, und den Leib der Gedichte zu ganz neuen Formen umgestaltete, ganz freien und ganz in sich gehaltenen Gebilden. Nun gab es auch nicht mehr Kritik, Klage und Anklage, Forderung und Mahnung, es gab nur noch Leben. „Leben heißt Lachen mit blutenden Wunden." Nichts war klein und nichts war groß, denn alles zeugte von dem Größten, — und aus dem trunkenen Bettler am Straßenrand wuchs das Bild des Jesus von Nazareth.

Und dann kam das Buch: „Weib und Welt" — das Gedicht von der tröstenden Venus durch den Schwarzdruck einer prüden Zensur befleckt, und auf dem Titelblatt jenes merkwürdig dilettantische Bild mit dem Nachen, in dem der Engel singt und der Teufel zur Laute begleitet, und in dessen Wand der Spruch gegraben ist:

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Torheit und der großen Liebe."

Hier vollendete sich Richard Dehmels menschliches und künstlerisches Wesen. Hier ward der fünf geteilte märkische Kiefernbaum zur Riesenfaust, die von der Himmelsharfe die Urmelodie reißt, die im ewigen Zweiklang schwebt: Wollust zur ganzen Welt und höchste Kraft einsam zu bleiben.

Zur Krönung war aber der weithin sichtbare Tempelbau, in dem das hier schon vollendete Heiligtum aufgestellt

Digitized by Google

wurde, das Buch „Zwei Menschen". Dies Buch wurde ein Feiertag und ein Glück für all die, die der Dichter nun in voraufgegangenen Jahren zu sich und seinem Werke erzogen hatte. Außen und innen war alles zur höchsten Harmonie gereift. Wie ein eisernes Gesetz lag die Form dieser dreimal sechsunddreißig sechsunddreißigzeiligen Gedichte über dem lyrischen Epos, und doch schüttelte und brauste in seinen immer veränderten Rhythmen die freieste Kraft. Mit höchster Einförmigkeit war in den dreimal sechsunddreißig Stücken, in das Leben einer Landschaft oder eines Interieurs mit gleichmäßig abwechselndem Beginn das Zwiegespräch des Mannes und des Weibes gestellt, aber eine unendliche Mannigfaltigkeit bewegte diese eine Situation. Und was innen war, war außen. Hier schlug der leidenschaftlichste Freiheitswille immerfort in die klarste Leidenschaft zu Form, Haltung und Pflicht um, und höchstes Pflichtbewußtsein entfesselte die Wasser fruchtbarer Leidenschaft. Zwei Menschen suchen eine übermenschlich völlige Vereinigung, werden immer wieder zurückgeschleudert in das Formgesetz des Lebens, das Gestalt, Individualität, Einsamkeit heißt, und brechen um der gleichen Sehnsucht willen immer wieder hinaus, dem Weltglück der großen Allgemeinschaft zu. So das Leben begriffen zu haben, als die heilige Bewegung zwischen den Polen, die unsere heillosen Begriffe über den Dingen befestigen, das ist es, was Dehmel in all seinem „Kulturgewissen" vom agitatorischen Pathos zur künstlerischen Gestalt hinübergebracht hat, das ist es, warum wir in seinem Werk nicht literarische Diskussion, sondern dichterische Formung unserer Zeitprobleme finden. — Er hat wie für alle freiheitsringenden Kräfte für den Kampf des modernen Proletariats in berühmten Gedichten den stärksten Ausdruck gefunden, und er hat noch in seinem jüngsten Gedichtbuch den großen Organisator der Kräfte, den Unternehmer gefeiert. Er hat sich keinem Problem unserer Zeit gefangen gegeben, aber er ist mit dem vollkommensten Lebensgefühl durch sie alle hindurchgegangen, hat ihnen allen eine neue, die immer gleiche Antwort auf die Frage nach der „Freiheit eines Christenmenschen" abgelauscht, und er hat sie dadurch unendlich viel stärker gestaltet, als irgend ein Parteigänger.

Eine Leidenschaft für das Leben, die sich selbst heilig ist, ein Sinn, der aus allem Streit des Tages eine Frucht zieht, die weit über den Streit des Tages hinaus ihren ewigen Samen streut. Aus Leidenschaft gerecht, aus Gerechtigkeit leidenschaftlich zu sein, um der Fruchtbarkeit willen die Freiheit, und die Ordnung in der Freiheit zu wollen, diese neue kirchenferne Frömmigkeit, die ist es, die uns Dehmel gebracht hat. Um dieses Erlebnisses willen, das damals mit jenen fünf noch nicht gesammelten Bänden seines Werkes zu uns kam, werden wir sie nie vergessen die Tage, da Richard Dehmels Welt vor uns und in uns entstand, die Tage — und die Finsternisse:

„Niemals sah ich noch die Nacht
beglänzter!"

Wer, der jemals Dehmel diesen großen Anruf aus den „Verwandlungen der Venus" hat rezitieren hören, kann dieses dröhnend große, dies von allem Pfäffischen ferne Pathos je vergessen? Darin liegt vielleicht das ganze einzige und wunderbare seiner reifen Erscheinung heute, daß er es so wagen kann, ganz ohne Scham und ohne Skrupel pathetisch zu sein. Weil ihm sich alle Wirklichkeit ganz mit heiligem Geiste

Digitized by Google

gefüllt hat, weil ihm hinter allem Bewußten stets die große Notwendigkeit der tieferen Natur fühlbar ist, weil sein Geist wirklich vom Zweck genesen, weil der Zweck in seine Triebe hineingegangen ist. Heute ist die große, starke Stille des Herbstes um ihn, Erntezeit:

Nun sieh, wie dort ums Dach die Früchte lachen
Rot uns ins Herz, still wirkende Gebote!

Mit allem Guten, das je in uns wurde, grüßen wir heute den Fünfzigjährigen, den Mann, der unserer Jugend gebot! Julius Bab

Die lange Nacht

Das Zeitalter der Technik erstickt die Natur. Oder sagen wir, damit es nicht wie ein Klagelied klinge: es drängt den Menschen in eine andere Stellung zur Natur, außen wie innen. Dieses unaufhörliche Aufschließen und Einschalten neuer materieller Zusammenhänge, in dessen Dienst die Atome der Gesellschaftsstruktur sich neu gruppieren und ganz andere Formen des Egoismus wirksam machen, führt zugleich eine seelische Krisis herbei, von der wir Heutigen nur erst die Anfänge erleben. Noch wirken die moralischen Richtpunkte der alten Ordnung nach, die vorläufig noch immer den Unterbau der Gesellschaft zusammenhalten. Noch spuken in den Gemütern — der Einfältigen, heißt das — die alten Gerechtigkeitsnormen fort, während die herrschenden und gestaltenden Schichten praktisch schon längst die seelenlose naturgesetzliche Kausalität zu ihrer Norm erhoben haben. Das: erlaubt ist, was gelingt. Für diese von der Seele Losgerissenen, die den zeitlichen Formwillen verwirklichen, existiert die seelische Krisis nicht; sie wühlt nur in denen, die sich von der alten Menschheit nicht trennen können und das Leben noch immer im Gefühl zu werten trachten. Sie führen einen aussichtslosen Verteidigungskampf ohne jedes andere Machtmittel als die Mittel der alten Kultur, aus denen jedoch die Herrenschicht im Umdrehen Mittel der sozialen Unterwerfung modelt. Denn diese Hände können nicht anders: sie müssen alles umwerten in ihrem naturfeindlichen und darum auch die Ziele der alten Kultur verzerrenden Sinne.

Dieser Kampf, als Kern der im Flusse befindlichen Menschheitskrisis überhaupt, muß die Dichtung dieses Jahrhunderts allmählich ganz erfüllen, sofern sie echt und zeitgemäß sein will. Und jeder Versuch soll willkommen geheißen werden.

Otto Rung zeigte sich in seinen früheren Büchern eher als das Zermalmungsprodukt der großen moralischen Verschiebung, denn als ein Erkenner derselben. Seine Zeitgemäßheit kam vorwiegend in den Mitteln zum Ausdruck. Sie waren fast ein träumerisches, fast willenloses Mitschwingen. Aber doch inhaltsvoller schon, als es die Mode erlaubt.

In seinem neuen Roman Die lange Nacht (bei Rütten & Löning in Frankfurt a. M.) gibt er, unmittelbar wie ein Selbstbekenntnis, das Bild eines Losreißens zu stärkerer Bewußtheit. Er fängt an, sich des Zeitinhalts zu bemächtigen, nachdem er ihre Mittel hat durch sich hindurchgehen lassen. Dabei verläßt ihn nie die Naivität des Dichters. Er vergräbt sein Motiv so eigen in die Seelen der Dargestellten, als wenn es ihnen selber ganz unbewußt entstiege. Ein vereinfachter, klarer Stil bestätigt die Steigerung seiner Kunst von innen nach außen.

Digitized by Google

Er stellt die beiden Parteien der großen Zeitkrisis dar. Die eine, die mit der Wucht der materiellen Beherrschung alles an sich reißt — um sich doch nie zu sättigen — die andere, die mit dem Willen zur Seele verdammt ist, ihr Leben dienend zu fristen und jede Treue gegen sich selbst mit äußerer Armut zu bezahlen. So sehr ist aber der Dichter mit seinem eigenen Herzen Partei mit den Innerlichen, daß er sich nicht versagen kann, die Gerechtigkeit walten zu lassen und dem Feinde eine Vergeltung anzuhängen: Er überantwortet ihn der Rache der Natur. Mit kecker Symbolkraft stellt er die Gegenrechnung auf. Natur sagt: Erschöpft sich deine Welt im Anhäufen der Dinge und Unterwerfung deiner Mitmenschen — nun, so will ich dich mit dieser Wirklichkeit alleinlassen. Ich entziehe dir von meinen Schätzen alle, die du freiwillig verschmähst. — Sie haucht ihn an, er erblindet. Er muß sich fortan auf die Welt beschränken, die in Wahrheit die seine ist. Und da erlebt er, in dem letzten Stummel der Allseele, den doch das Leiden noch aufzustören vermochte, wie gerade diese von Recht und Gewalt festgehaltene Welt ein Spuk der Vorstellung ist; er selbst aber ein ewig verlorener Punkt im All, dessen göttliches Wehen ihn ein einziges mal in zwei Liebenden streift und sich mit ihrer Flucht vor ihm in die allgemeine Nacht zurückzieht. In die Nacht, die überall dort beginnt, wo seine Tastnerven endigen. Und für immer in diese Grenze zurückgeschleudert, wird sein Leben fortan ein dumpfer, unbewegter Wahn sein.

Vielleicht sind Rungs Symbole zu groß, und umfassen zu sehr differenzierte Menschheitskomplexe, um sich in Einzelschicksalen verkörpern zu lassen. Darunter leiden beide Teile ein wenig: Die Körperhaftigkeit der Gestalten, die Klarheit der Symbole. Was tuts? Sein kühnes Zugreifen ist ein Verdienst über alles augenblickliche Gelingen hinaus. Es sind die Anfänge der Urbarmachung eines noch unbebauten Bodens, der doch bestimmt ist, die Dichtung der Zukunft zu tragen.

Hermann Gottschalk

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Nordische Bauerndemokratie

Von Georg Korn

emokratische Agrarier! Als einen Widerspruch in sich selbst empfindet der reichsdeutsche Leser diese Zusammenstellung. Ist doch bei uns das Agrariertum so eng mit den Mächten des Rückschritts und des Stillstandes verkettet, daß es das schwerste Hindernis eines gedeihlichen Fortschritts verkörpert. Die vereinzelten Erscheinungen eines freiheitlich gerichteten Bauerntums kommen in Deutschland kaum in Betracht gegenüber den vom Bund der Landwirte, dem Vorspann der Reaktion, und von geistesverwandten Organisationen geleiteten großen Massen der Landwirte. Es gibt freilich politische Denker, die in der Demokratisierung des Agrariertums auch bei uns die politische Zauberformel der Zukunft und eine notwendige Entwicklungsstufe des deutschen Staatslebens sehen. Angesichts des heutigen Parteiwesens ist das eben Zukunftsmusik. Aber ein Blick auf unsere skandinavischen Nachbarn, die unter glücklicheren Bedingungen leben, zeigt doch die Möglichkeit und Zuträglichkeit eines solchen Zustandes in hellem Lichte. Er ist um so lehrreicher, als der rein germanische Typus der Skandinavier die Thesen feudaler Rassenpolitiker von der Unverträglichkeit germanischen Volkstums und demokratischer Einrichtungen in ihrer vollen Nichtigkeit bloßstellt.

Folgerichtig und Schritt für Schritt hat sich unser Nachbarstaat, das kleine Dänemark, aus einem halb absolutistischen Staat zu einem vorbildlich demokratischen Gemeindewesen entwickelt, das in der Gesinnung der Bevölkerung fest verwurzelt erscheint. Dank der entschlossen freiheitlichen Haltung der dänischen Bauernschaft ist dieser Umschwung stetig und in voller Besonnenheit ohne alle revolutionären Zuckungen vor sich gegangen. Freilich hatte eine aufgeklärte und fortschrittliche landwirtschaftliche Gesetzgebung den

Digitized by Google

heutigen Hochstand des Bauerntums erst möglich gemacht. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand die Landwirtschaft in Dänemark auf einer sehr niedrigen Stufe. Erst die Befreiung der Bauern aus der Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern und die Entwicklung eines selbständigen Bauernstandes, der durch eine zweckmäßige Gesetzgebung vor der Aufsaugung durch übermächtige Nachbarn geschützt und auch sonst vielfach gefördert wurde, hat im Bunde mit einem stark entwickelten Genossenschaftswesen und einer sehr verbreiteten Volksbildung, die in zahlreichen ländlichen Fortbildungsschulen, Hochschulen genannt, ihre wirksamste Förderung findet, die heutige Blüte der Landwirtschaft, ihren Wohlstand und damit auch ihren politischen Einfluß hervorgebracht. Landwirte aus aller Herren Länder kommen heute nach Dänemark, um die vorbildlichen Einrichtungen der dänischen Landwirtschaft zu studieren. Insbesondere die Viehzucht steht dort auf unvergleichlicher Höhe. Dänische Butter und dänischer Speck sind wichtige Exportartikel geworden und werden namentlich auf dem englischen Markt geschätzt. Auch die dänischen Pferde haben Weltruf. Ein behäbiger und ziemlich gleichmäßiger mittlerer Wohlstand ist über ganz Dänemark ausgebreitet, wie denn die Gegensätze von Arm und Reich nirgends weniger schroff hervortreten als hier. Weder Millionenvermögen noch krasses Proletariat machen sich störend bemerkbar. Diese wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichartigkeit läßt hochmütige Kastenabsonderung nicht aufkommen und befördert die demokratische Gesinnung auch im täglichen Umgang. Man hat als Fremder nicht selten den Eindruck, als ob das kleine Volk sich wie eine große zusammengehörige Familie betrachtet.

Nahezu ein Menschenalter lang bis zur Jahrhundertwende lastete eine konservative bureaukratische Parteiregierung auf Dänemark. Die immer wachsende Opposition in der Volksvertretung, dem Folkething, wollte sich nicht die mit ungeheurem Aufwand geplante Befestigung von Kopenhagen aufdrängen lassen, die ein falscher Ehrgeiz des Hofes und der Regierung mit allen Mitteln

Digitized by Google

betrieb. Zugleich entstanden über die Auslegung des Verfassungsgrundgesetzes ernste Zwistigkeiten, bei denen die Regierung sich auf die erste Kammer, den Landsthing, zu stützen suchte. Schließlich verweigerte der Folkething wiederholt der Regierung das Budget und lehnte alle Regierungsvorlagen ab. Dennoch blieb der allgewaltige Minister Estrup, auf das Vertrauen Christians IX. gestützt, jahrzehntelang am Ruder, bis ihn schließlich der greise König, der Volksstimmung nachgebend, fallen ließ. Jetzt wurde zunächst ein Ausgleich versucht, aber vergebens wollten konservative Ministerien der Opposition standhalten. Erst mit Beginn des neuen Jahrhunderts kam ein Ministerium der Linken ans Ruder. Da ein Teil der jetzigen Regierungspartei etwas nach rechts einschwenkte und mit den Konservativen Verständigung suchte, traten die radikaleren Elemente der Partei in Opposition. Ihre Führer waren namentlich J. C. Christensen, dessen Volkstümlichkeit schon aus der allgemein üblichen Bezeichnung J. C. hervorging, ein Landschullehrer aus Jütland, und der gleichfalls aus bäuerlichen Kreisen stammende Berg. Auf die Bauern gestützt, gelangten sie bald zur ausschlaggebenden Macht und zur Regierung. Erst die Verfehlungen des Justizministers Alberti, der etwa 10 Millionen Kronen unterschlagen hatte, stürzten 1908 auch Christensen, der zuerst als Kultusminister, dann als Ministerpräsident die Geschicke des Landes geleitet, und, obgleich im Besitze der Macht vielfach diplomatisierend, eine rege Reformtätigkeit entfaltet hatte. Bezeichnend für die Lage war es, daß seine Regierung nicht etwa durch ein konservatives, sondern durch ein radikales Ministerium abgelöst wurde und daß seitdem nur zwischen der mehr oder minder radikalen Richtung der Linken die Führung der Staatsangelegenheiten abwechselte. Das eingeleitete Gerichtsverfahren gegen Christensen und Berg endete mit ihrer Freisprechung und Rechtfertigung. J. C. blieb auch unter den folgenden Ministerien Steergard und Berntsen der Führer der alten Linken, deren Kerntruppen die Bauern von Jütland nach wie vor waren, während Kopenhagen

Digitized by Google

und die Inseln in steigendem Maße Radikale und Sozialisten in den Folkething schickten. Die nationalliberale Schaukelpolitik, die einige Jahre von der alten Linken geübt wurde, machte in letzter Zeit einer kräftigen Reformpolitik Platz. Die überflüssige und gefährliche Landbefestigung Kopenhagens wurde nun endgültig aufgegeben, wie denn die dänische Demokratie durchaus friedlichen Tendenzen huldigt. Eine Verfassungsänderung großen Stils sollte das Wahlrecht erweitern und auch den Frauen gewähren, die Macht des Folkething gegenüber dem Landsthing und der Krone noch steigern und die Demokratisierung Dänemarks vollenden. Die Verstärkung der äußersten Linken durch die letzten Wahlen im Frühjahr haben die Aussichten der Verfassungsreform noch erhöht, aber die parlamentarische Mehrheit der alten Linken beseitigt und ein radikales, von den Sozialisten unterstütztes Ministerium ans Ruder gebracht. Die alte Linke lehnt ein Zusammengehen mit den Sozialisten ab, erkennt aber ihre staatsbürgerliche und politische Gleichberechtigung durchaus an, ebenso wie die Krone, deren Träger Friedrich V. und Christian X. sich vollkommen und willig den Forderungen und Formen des demokratischen und parlamentarischen Regierungssystems angepaßt haben. Alles durch das Volk, alles für das Volk! Dieser Grundsatz ist in Dänemark zur vollkommenen Durchführung gekommen.

Das Bauernregiment in Dänemark hat sich im großen Ganzen trefflich bewährt. Wohl klagen die Kopenhagener bisweilen über die Bevorzugung ländlicher und materieller Interessen gegenüber den weitergehenden Kultur- und Verkehrswünschen der Städter. Aber das Ideal des alten deutschen Liberalismus, das freiheitliche Bürgertum in Stadt und Land, ist doch im wesentlichen hier zur Wirklichkeit geworden und schafft einen gesunden Ausgleich der Interessen. Erst Wohlfahrt, dann Bildung, dann Freiheit, dieses Wort Virchows hat in Dänemark seine Erfüllung gefunden. Dem großen deutschen Nachbar im Süden gegenüber ist die Stimmung der dänischen Demokratie nicht gerade liebevoll

Digitized by Google

und innig, aber korrekt und friedliebend. Die starke nationale Empfindlichkeit des kleinen Volkes, das doch kulturell in Europa mit in der vordersten Reihe steht, ist freilich jüngst wieder durch das Vorgehen der preußischen Bureaukratie in Nordschleswig, das als brutal empfunden wird, stark gereizt worden. Auch das unheimliche Anschwellen des deutschen Touristenstroms, der auf Bornholm z. B. die Einheimischen ganz zur Seite drängt und manche wenig erwünschte Erscheinungen zeitigt, sieht man mit gemischten Gefühlen.

Noch stärker und kraftvoller als in Dänemark beherrscht in Norwegen von jeher demokratisches Bauerntum das politische Leben. Absolutistische und feudale Tendenzen haben hier nie Boden gefunden. Urwüchsig, knorrig und auch manchmal einseitiger und rücksichtsloser in der Verfechtung agrarischer Interessen als das weichere dänische Bauerntum ist es auch hier zu konsequenter Demokratisierung des öffentlichen Lebens geschritten, ohne die Forderungen der wachsenden Sozialdemokratie anzunehmen. Am längsten von den skandinavischen Ländern hat Schweden aristokratisch-feudale Elemente beibehalten. Aber auch hier beherrscht jetzt die Linke Parlament und Regierung, und der Uebergang zur Selbstregierung eines mündigen Volkes nimmt einen ähnlichen Verlauf wie in den Nachbarländern.

Freiheit und Wohlfahrt allerwärts im skandinavischen Norden! Die Zerrbilder von Zuchtlosigkeit und Aufruhr, wie sie die angeblichen Demokratien in römischen und exotischen Ländern bieten und die dem geduldigen deutschen Michel so oft zur Abschreckung vorgeführt werden, verblassen wesentlich gegenüber diesen nordischen Völkern, die Freiheit und Ordnung, Demokratie und Selbstzucht so vorbildlich zu vereinen wissen, die ohne Bürgerkrieg und ohne Blutvergießen die größten inneren Umwälzungen vollbracht haben. In ihrer zähen Freiheitsliebe und ihrer ruhigen Tatkraft geben sie gute Lehrmeister für das deutsche Volk ab. Wohl stehen bei uns der folgerichtigen Erziehung und Entwicklung zur Freiheit insbesondere bei den ländlichen Volksgenossen noch weit

Digitized by Google

stärkere Hemmungen entgegen als im Norden. Aber Hindernisse sind dazu da, um beseitigt zu werden, und für die Vorkämpfer des freiheitlichen Gedankens in Deutschland gilt gerade jetzt mehr als je das verheißungsvolle Mahnwort: Arbeiten und nicht verzweifeln.

Grabrede auf den Zionismus

Von Stefan Großmann

III.

Man muß sich von Zeit zu Zeit das Einmaleins vorsagen.

Was verbindet eine Nation?

Erstens: Das Land, die gemeinsam bewohnte Heimat.

Zweitens: Die Sprache, die ja ein Erzeugnis dieser geographischen Gemeinsamkeit ist. Der Schwede, der nach Amerika auswandert, ist, solang er schwedisch spricht, im Geiste seinem Vaterland zugehörig, in das er ja auch meistens zurückkehrt. (Die schwedische Rückwanderungsstatistik gehört zu den herzerhebendsten Kapiteln).

Dann: gemeinsame Klassenverhältnisse. Ein viel schwächeres Band, aber immerhin eine Gemeinsamkeit.

Schließlich: Eine lebendig empfundene Religionsgemeinschaft.

In keinem dieser Sinne sind die westeuropäischen Juden, die in Deutschland, Frankreich, England, Skandinavien, Oesterreich leben, als eine Nation anzusehen! Sie sprechen nicht nur deutsch, französisch, englisch (und mit jedem Tag besser!), sie sind auch längst Deutsche, Franzosen, Engländer geworden (und mit jedem Tag besser!). Der jüdische Untergrund gab dem Deutschtum eines Otto Brahm eine tief schillernde Tönung, aber sein Bestes, seine Treue, seine stumme Lyrik, seine seelenhafte Sachlichkeit waren deutsche Tugenden. In Oesterreich bin ich allerdings jungen Dichtern begegnet, die sich gelegentlich ganz altösterreichisch kostümierten, von Schönbrunn, Salzburg, Mozart und Maria Theresia schwärm-

Digitized by Google

ten und sich gelegentlich doch auch als in der Fremde, in der Verbannung, fühlten. Ich weiß nun nicht, was da gefälscht war, die Schwärmerei für Salzburg oder die melancholische Judengeste. Vielleicht, Dichter sind ja keine Logiker, haben sich diese jungwiener Zionisten das Salzkammergut vorgestellt, wenn sie von Zion träumten, den Kahlenberg als Libanon und die reizendsten Wiener Mädeln als Mirjam und Ruth. Das ist ein Zionismus, den ich mir gefallen lasse... Im Ernst geredet: Es gibt Zionisten, die von ihrer eigenen Assimilierung keine Ahnung haben und ihren inneren Heimatschein nicht kennen! Drei Jahre ausschließlicher Umgang mit Juden, leben in altjüdischen Sitten, lesen nur jüdischer Bücher würde bei diesen unbewußten Assimilanten erstaunliche Bekenntnisse zeitigen, aber das Experiment ist leider undurchführbar, denn es gibt ja keinen Nur-Juden in Deutschland mehr, es gibt keine unverfälscht jüdischen Bücher mehr, es gibt keine jüdische Landschaft. Das Heimatproblem der Juden besteht eben vor allem im Judenviertel von Odessa und selbst dort ist es schon russisch gefärbt. Diese russische Judenfrage aber bestand schon vor dem Zionismus und sie scheint ihn zu überdauern. Gustav Landauer, immer ein Ketzer, spricht dies endlich offen aus: „Weitaus mehr als Chamisso, der Franzose — sofern es der ein Mehr gibt — ein Deutscher war, bin ich, der ich ein Jude bin, ein Deutscher. Deutscher Jude oder russischer Jude. Diese Ausdrücke empfinde ich als schief. Ich weiß da von keinem Abhängigkeits- oder Adjektivitätsverhältnis... mein Deutschtum und mein Judentum tun einander nichts zuleid und vieles zulieb... Ich habe nie das Bedürfnis gehabt, mich zu simplifizieren, ich akzeptiere den Komplex, der ich bin". Im selben Athem fragt sich Landauer, wo er sein Judentum spürt: „In meiner Mimik, in meinem Gesichtsausdruck, in meiner Haltung, in meinem Aussehen und so geben diese Zeichen nur die Gewißheit, daß es in Allem lebt". An diesem Ausdruck, der aus dem Innern kommt, will keiner rühren! Niemand will und kann sein unbewußtes Leben in eine

Digitized by Google

assimilatorische Reparaturwerkstätte geben. (Bloß die jüdische Haltung ist, denke ich, korrigierbar.) Gibt es ein unbewußt Jüdisches in mir, so bleibt es, auch wenn ich nicht darüber schwätze. Aber eben dies ist die Lieblingsbeschäftigung des zionistischen Literaten: Die Festnagelung des Unbewußten! Das ist's, was ich dem Zionismus in Deutschland vorwerfe: Er will uns die Unbekümmertheit nehmen, er will uns zu einem ewigen Durchhecheln des eigenen Selbst bereden, er will in uns Hemmungen gegen die Umwelt errichten, mit einem Wort: Er will uns *isolieren*! Lassalle hätte, von zionistischen Zweifeln angekränkelt, nicht so stark und frisch zu deutschen Arbeitern reden können, Ballin könnte seine Schiffe nicht baueu, wenn er sich als Fremder fühlen müßte, Mahler dürfte Mozart nicht inszenieren, wenn er sich sagen mußte: Ich stelle eine andere, unzugängliche Welt dar. Die Zionisten wollen uns um unseren im innersten Erlebnis erworbenen Reichtum bringen und uns zu trübsinnigen Zweiflern am selbsterworbenen geistigen Gut machen!... Deshalb bedeutet Gustav Landauers mutvolles Bekenntnis: „Ich bin ein Deutscher und lasse mich vor mir gelten", mitten im zionistischen Kreise ausgesprochen, einen Wendepunkt!

Ursprünglich war das *Hebräische* als zionistische Landessprache angeordnet. Es hat Schwärmer gegeben, die hebräisch erlernt haben und sich angewöhnt haben, es als Umgangssprache zu reden. Aber schon den armen Schächern in Polen ist ihr Jiddisch so lieb, daß sie es nicht mehr lassen wollen. Was sollen wir Deutschen erst zu diesem Zwangshebräisch sagen? Es ist uns ein anderes, schwereres Esperanto!*) Auch die Sprache ist also nicht das einige Band der Nation! Landauer wagt auch dies Bekenntnis:

*) Wie kindisch verrannte Zionisten über dieses aufgedrungene Hebräisch denken, das verrät ein „Erzieher zum Judentum", Hugo Herrmann, der vermeint, er könne mit ein paar für die Agitation verfaßten Purim- und Chanukageschichten „den Wettbewerb mit den Brüdern Grimm" aufnehmen und mit einer schnell gegründeten hebräischen Jugendbücherei Werke schaffen, die ein „vollwertiges Gleichgewicht gegen Dietrich von Bern, Gulliver und die Hosen des Herrn von Bredow bilden werden." Also nur frisch gegründet! Die hebräischen Brüder Grimm, vielleicht auch die neuhebräischen Goethe und Kleist werden sich schnell finden.

Digitized by Google

„Mag sein, daß die Muttersprache irgendwelcher aus meinen Lenden entsprossenen Nachkommen hebräisch sein wird; es rührt mich nicht; meine und meiner Kinder Sprache ist deutsch".

Gemeinsame Not eint vielleicht das jüdische Proletariat in Rußland. In Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich ist die Klassendifferenzierung vom jüdischen Armen bis zum Millionär vollkommen ausgebildet. Der junge Bleichröder steht einer gebildeten Aristokratentochter näher als irgendeiner Lea aus Krotoschin. Auch diese Klassen-Gemeinsamkeit fehlt den deutschen Juden.

Und selbstverständlich fehlt auch zwischen dem orthodox gläubigen Ghettojuden in Minsk und den jüdischen Monisten Deutschlands jede Religionsgemeinschaft. Ja, selbst die Tauchversuche Martin Bubers mitten hinein in die jüdische Mystik haben mit Religion nichts zu tun. Das ist Religiosität, will sagen: Wille zur Religion. Auch diese Gemeinsamkeit fehlt.

IV.

Worauf also sollte sich die zionistische Ueberzeugung stützen? Karl Wolfskehl meint: Auf das „jüdische Geheimnis". Er fragt sich: „Ist das Judentum eine Rasse oder eine Glaubenseinheit oder eine Zufallsmischung oder ein Staat oder eine Gemeinde, ist es zugrund gegangen oder lebt es weiter? Ist es zuhause oder in der Fremde?... und antwortet: Jede Erwägung geht fehl! Mehr ist nicht zu sagen, als daß hier das schlechthin Antithetische Wesen wird!...." Dieses Ignorabimus steht feierlich an der Spitze des erwähnten Sammelbuches! Es liegt mir ferne, diesen wohlgepflegten Skeptizismus höhnen zu wollen, nur kann ich mir nicht denken, daß dieses bedeutende Schütteln des Kopfes Begründung und Einleitung einer starken Bewegung des „jüdischen Volkes" sein könnte. Nie ward in solcher Laun' ein Volk befreit!.. Der Zionismus, ursprünglich eine kühne jüdische Freilandsbewegung, ist allmählich psychologischer Talmudismus

Digitized by Google

geworden, in dem das Judentum geheimnisvoll als l'art pour l'art betrieben wird.

V.

Inzwischen sinkt von Jahr zu Jahr die jüdische Geburtenziffer in Deutschland! Sie vermehren sich längst nicht mehr so reichlich, daß sie dem Sand am Meer verglichen werden können. Eine unlängst in „Ost und West" erschienene Statistik weist nicht nur die fortwährend sinkende Geburtenziffer nach, sondern auch, daß die protestantische und noch mehr die katholische Geburtenziffer der jüdischen längst voraus ist. Vorbei die Zeiten der söhnereichen jüdischen Familie! Zweikinder-, Einkind- und Keinkind-System dezimieren das deutsche Judentum.

Dazu halte man des Dichters Arnold Zweig (hinreißend geschriebene) Klage über den Untergang der jüdischen Mutter. Nirgendwo macht die Intellektualisierung der Frau und damit ihr Drang ins Erwerbsleben, von der Fabrik bis zur Universität, so rapide Fortschritte wie unter den Juden, und es sind gerade die besten jüdischen Mädchen, die so naturfremd, unfruchtbare Versucherinnen, werden. „Auf der intensiven Betrauung des jungen Nachwuchses aber beruhte die Widerstandskraft der Juden." Die Deutschen können die Intellektualisierung ihrer großstädtischen Frauen bis zu einem gewissen Grade vertragen, denn das flache Land gibt ihnen noch frische, unbeschädigte Gebärerinnen. Die deutschen Juden haben kein Hinterland, wenn sie sich nur als Juden fühlen. Aber sie dürfen zuversichtlich werden, wenn sie denken, daß ein groß Teil dieser ins Wirtschaftsleben vorgedrungenen Judenmädchen Mischehen eingehen und so vom unfruchtbaren jüdischen Intellektualismus erlöst werden.

Diesen Sprößling der deutsch-jüdischen Verbindung hat Friedrich Nietzsche einst mit Freuden begrüßt. Der Jude, der eine Nichtjüdin heiratet, wird sein Judentum nicht verlieren, sondern verpflanzen und sein Deutschtum wird er endlich verleiblicht sehen!

Digitized by Google

Laßt uns, indem wir diese Grabrede auf den deutschen Zionismus schließen, an die Wiege jenes neuen Wesens treten, das ein Stück höher als wir selber wachsen soll!

*

In der nächsten Nummer des „März" werden wir einen Beitrag von Julius Simon (Heidelberg) veröffentlichen, der zu dem Großmannschen Artikel einige Anmerkungen vom Standpunkte des Zionisten enthalten wird.

Li-Lien-Ying

Biographie des Obereunuchen Li-Lien-Ying unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi

Von Liang-Yien

(Schluß.)

12.

Die Weisheit der Gasse sagt: „Alles Schöne und Köstliche in der Welt wirft einen leisen Schatten von Unheil." Mut und Leibesschönheit trägt oft bittere Frucht. Gold strahlt, Gold schadet. Findet ein Bauersmann in seinem Acker, dem er geduldig die Frucht abgewinnt, einen Goldklumpen, so zeigen sich die Dämonen des Unheils am Ackerrand und verscheuchen die guten Geister des Fleißes und der Sorgfalt. Auf die Dauer war das Glück, welches die Götter über Li-Lien-Ying gebracht, für einen Sterblichen zu viel. Reichtum, Macht, — von den Beamten des Reiches wurde er als die Leiter angesehen, die sie zu höheren Ehrenstellen führte, — wäre selbst einem guten und groß angelegten Charakter verderblich geworden, wie viel mehr dem kalten, grausamen eines Li-Lien-Ying. Er war das Tor zu der Kaiserin, und wer zu ihr wollte, von ihr etwas erwartete, konnte an dem Eunuchen nicht vorbei. Es war unglaublich, wie tief die Menschen sich vor dem Sklaven demütigten. Wer sich ihm näherte, mußte ihm Schätze zu Füßen

Digitized by Google

legen, und wer sein Ziel durch ihn erreicht hatte, konnte es nur behalten, wenn er in sklavischer Abhängigkeit von ihm blieb. Waren früher alle die, welche vom Hofe lebten als Händler und Handwerker, seine Tributpflichtigen gewesen, und blieben sie es immer, so lange er etwas zu sagen hatte, — schließlich rechnet ja jeder in China damit —, so zählte er jetzt seine ergebenen Diener unter den Gouverneuren und Generalgouverneuren. Hatte er sich früher eine gewisse Mäßigung auferlegt, so trat er jetzt wie ein gekrönter Sklave mit der ganzen frechen Arroganz desselben auf. Durch ihn wurde Tugend zum Verbrechen und Verbrechen zur Tugend, und die ohnehin tiefe Moralität des Hofes sank zu den Sitten einer glänzenden Räuberhöhle herab. Er war reicher als selbst die Mitglieder des Kaiserlichen Hauses. Stand er bei diesen gewaltigen Erpressungen etwa in geheimem Bunde mit der Kaiserin-Witwe? —

Von Zeit zu Zeit erhob ein Yü-Sch d. i. ein Kaiserlicher Zensor in unerschrockener Weise seine Stimme, aber der Rest war Schweigen. Die Liste der dem Li-Lien-Ying zur Last gelegten unrechtmäßigen Geldeinnahmen wurde immer länger, aber Li-Lien-Ying hatte die Furcht verloren vor solchen Anschuldigungen, deren Größe von selber den Eindruck von gehässigen Uebertreibungen machte, die doch schließlich weit hinter der Wahrheit zurückblieben. Die letzte Anklageschrift eines Zensors wies nach, daß Li-Lien-Ying durch seinen sich in unheimlicher Weise vermehrenden Reichtum den Wohlstand des Reiches schädige. Er und Li-Hung-Tschang machten das Volk arm. Schließlich zeigte sich auch hier, daß das Verlangen der späteren Reformer, das veraltete Amt der Zensoren durch die Presse zu ersetzen, mehr als berechtigt war.

13.

Die Zeitungen erschienen und wurden heimlich gedruckt. Immer wieder richteten sich die Anklagen gegen den Eunuchen. Was wurde nicht alles über den Mann verbreitet! Es gab Zeiten, wo er für Tage hinaus den ganzen Gesprächsstoff in der Haupt-

Digitized by Google

stadt gab. Eine Zeitlang hielt sich mit Hartnäckigkeit das Gerücht, er sei in Ungnade gefallen, und er sei plötzlich gestorben. Selbstverständlich verstummte nie das Gerede, Li-Lien-Ying sei der Kaiserin-Witwe mehr als ein Diener, und sein etwas theaterhafter Eintritt in die Eunuchenwelt sei überhaupt nur eine geschickte Farce gewesen.*) Das Volk hörte ja immer gerne, wie hinter den Mauern jener stummen, geheimnisvollen Dz-King-Tscheng (Verbotene Stadt) sich wilde Orgien abspielten. Daß Li-Lien-Ying wohl einmal in Ungnade gefallen war, wenn ihm seine gewohnte Klugheit der Herrscherin gegenüber versagte, ist klar, denn mit der Kaiserin-Witwe war nicht zu spassen, und im Zorne konnte sie fürchterlich werden. Daß der Obereunuch im Laufe der langen Jahre einmal schwer erkrankte und dem Tode nahe kam, war ebenfalls verständlich. Daß eine lange Zeit hindurch erzählt wurde, die Fürstin habe eine fürchterliche Abrechnung mit ihm gehalten, und dann bald darauf berichtet wurde, sie lasse sich in liebender Teilnahme nach ihrem erkrankten Li-Lien-Ying erkundigen und habe das Kaiserliche Aerztekollegium beauftragt, mit aller Sorgfalt den treuen Diener zu pflegen, mochte, so widersprechend es war, schon einen Kern von Wahrheit enthalten. Als einmal wieder die Nachricht von seinem Tode durch die Weiten des Reiches lief, wurde in Kanton, im Süden des Landes, folgendes Gedicht verbreitet, das die berühmte Totenklage des Ming-Schan als Parodie zu Grunde legte:

Das Gerücht kommt herein, du seiest tot!
Ich grüble, ich zweifle: Bist du wirklich gestorben?
Du, den die Habsucht in ungeheurer Gier,
Nicht ruhen ließ, Gold auf Gold zu häufen,
Du solltest das Leben haben fahren lassen?
Bist im krystall'nen Palast du wirklich gestorben?
Ich würde weinen. Du, den man zärtlich Onkel nannte
In jenen Hallen des Glanzes, tot? Deine zärtlichen Verwandten
Steh'n weinend da, und sollte nicht auch ein ganzes Volk
Um dich Tränen vergießen? Wo sind nun deine Schätze?
Du konntest sie ja nicht mitnehmen vor das Angesicht
Des Höllenkönigs, vor dem Tugend gilt, nicht Gold!

*) Also genau wie bei seinem Vorgänger An-Te-Hai, von dem die Rede war.

Digitized by Google

Wie haben die Tage der Lust und des Wohllebens nun ein Ende!
O gib mir doch Nachricht aus jenen dunklen Gemächern des Hades,
Damit wir, die wir uns noch freuen im Sonnenlicht,
Hören von deinem Ergehen. Schläfst du dort?
Denkst im Traume der entschwundenen Jahre des Glücks?
Sieh, im Westpalast birgt schluchzend die Herrin das Haupt
Im seidenen Pfühl, während draußen der Tau
Fällt in das Frührot des jungen Tages! —
Und wenn das Gräberfest kommt, nah'n sich wohl ehrfurchtsvoll
Die hohen Beamten des Reiches und knieen und bitten,
Dir einen Tempel zu bauen!
Und ein trauerndes Volk wallfahrt hin und fleht
Um die Ruhe deiner Seele. Aber wenn das Rad des Lebens
Dich wieder hinaufträgt unter die Lebenden,
Sieh, dann kannst du vielleicht dein Hochzeitsfest feiern
Und beugst als fleißiger Schuhflicker dich wie einst
Ueber die zerrissenen Sandalen des Pöbels. —

Am 20. Tage des 10. Monats starb Kuang-Hsü.*) Ein grünlich leuchtendes Meteor fuhr langsam, wie viele gesehen haben, von Osten nach Westen über die Verbotene Stadt und erweckte in Vieler Herzen Erschrecken und Staunen. Am nächsten Tage starb die Kaiserin-Witwe. Daß der Prinzregent in den Tagen, kurz vor ihrem Tode, Befehl gab, die Gemächer der Herrscherin zu versiegeln, wurde aufgefaßt als Vorsichtsmaßregel gegen Li-Lien-Ying, um die Schätze sicher zu stellen. Aber er wußte nicht, was doch ganz Peking wußte, daß Li-Lien-Ying im Auftrage der Kaiserin-Witwe ihren kleinen Haustresor (chin. Schminkegeld) im Betrage von über 2 Millionen Taels in Pekinger Banken deponiert hatte. Die Auszahlung der Summe, die Li-Lien-Ying gleich nach dem Verscheiden der Fürstin befahl, hatte den Sturz von einigen Banken zur Folge. Auch das hörte man, daß der Prinzregent darauf den Befehl gab, kein Geld mehr an Li-Lien-Ying auszuzahlen. —

In einem Zeitungsartikel, der sich in jenen Tagen welterschütternder Ereignisse besonders mit dem Eunuchen beschäftigte, wurde folgende Geschichte aus dem Liau-Tschai erzählt. Ein einfacher Schriftgelehrter sitzt am Herd und kocht sein Schüsselchen

*) Im Jahre 1908 am 13. November starb Kuang-Hsü, am 15. November Tzu-Hsi.

Digitized by Google

Reis. Er schläft ein und hat einen Traum. Er sieht sich als Staatsminister am Hofe und eine furchtbare Gier nach Reichtümern packt ihn. Immer länger werden die Arme und immer gieriger rafft er die Schätze zusammen! Dann wird er krank und stirbt. Er tritt vor den Höllenrichter, der den Dämonen befiehlt, einen großen Schmelztiegel mit geschmolzenem Golde zu bringen und es dem Manne den Hals hinab zu schütten. Als dieser sich sträubt, sagt der Höllenrichter: „Du hast im Leben nie genug gehabt, und nun sträubst du dich gegen das Zuviel?“ Der Schläfer erwachte, sein Reis war angebrannt, aber er war von seinen ehrgeizigen Wünschen und Hoffnungen kuriert. Ich fürchte, so schließt der Schreiber des Artikels, daß die unersättliche Gier im Tode nicht aufhört, denn sie ist ein Bestandteil der Seele geworden und kann nach dem alten Buche der Vergeltungen nur durch solche Strafe des Höllenkönigs gesühnt werden! —

14.

Im Buche der Oden heißt es: „Ist das Herz rein, so sind auch die Augen klar. Nur so kannst du deinen Weg durch das Labyrinth des Lebens finden.“ Die Alten haben immer die Reinheit des Herzens als das Höchste gepriesen! Wer heute zu Macht und Ansehen gelangt, vermag er diese Herzensreinheit festzuhalten? Verdunkeln nicht die Götter dem die Augen, der diese Reinheit des Herzens verliert? Kann man von Eunuchen, diesen Geschöpfen, in denen alle Scham erstorben ist, solche Reinheit der Gesinnung erwarten? Konfuzius ruft einmal aus: „Wie schwer ist die richtige Behandlung von Eunuchen und Weibern! Näherst du dich ihnen, so verachten sie dich, hältst du sie fern, so hassen sie dich!“ Der Prinzregent hatte die feste Absicht, mit der Eunuchenwirtschaft ein Ende zu machen. Aber die hohen Staatsbeamten rieten ihm, nicht auf einmal mit dieser Reform zu beginnen; so lange das Haremswesen bestünde, könnte man die Eunuchen nicht entbehren. Nur die schlechten Elemente unter diesen Palastdienern müßten entfernt werden. Man hatte schon früher die Gesandten an den

Digitized by Google

europäischen Höfen aufgefordert, genau zu berichten, wie das Familienleben der fremden Herrscher sei. Uebereinstimmend bezeugten sie, daß von Eunuchenwirtschaft an den fremden Königshöfen keine Spur zu finden sei. Aber es lag nur an der Kaiserin-Witwe, die, trotz ihrer großen Klassizität, das Wort des Sch-King von dem reinen Herzen und den klaren Augen nicht verstand, und die für ihre Dynastie nicht den Weg durch das Labyrinth des Lebens fand. An Warnungen hat es der Kaiserin-Witwe nicht gefehlt. Der Gesandte in England hielt bei seiner Rückkehr einen mannhaften Vortrag im Audienzsaale und legte den Finger fest und schonungslos auf diese Gefahr. Man weiß, daß nach dieser unerhörten Sprache ein Schrecken der Götter durch die Eunuchenwelt fuhr, und daß die Palastdiener weinend vor der Herrscherin lagen und um Gnade flehten. Wie sollten sie sich ernähren, wenn sie ins Elend geschickt und von dem Angesichte des Alten Buddha verbannt würden!! Und doch wäre die Lösung so leicht gewesen! Die jungen Eunuchen hätten ein Handwerk lernen können, und den Alten hätte man das Gnadenbrot gegeben, wie einer der Mitglieder des Geheimministeriums vorschlug. — Nie ist über Li-Lien-Ying in Wahrheit ein peinliches Verhör gegangen. Die Kaiserin erhielt ihm bis zuletzt ihre alte, ungeminderte Gunst. Ja, sie sprach es mehrmals als ihren Willen aus, daß man ihn um ihres Andenken willen schonte bis zu seinem Tode und ihm ihr Landhaus mit dem Garten in der Verbotenen Stadt als Altenteil gäbe. Das war das Glück in seinem Glücke. Und später hat sich der Prinzregent in seinem Benehmen gegen ihn nur von der Pietät gegen die verstorbene Herrscherin leiten lassen.

Li-Lien-Ying betrat nach dem Tode der Fürstin die Palasträume nicht mehr. Heute wohnt er als alter Mann in seinem Anwesen und beschäftigt sich mit Blumenzucht. Er schreitet einsam die Parkwege, auf denen er so oft seine Herrin begleitete, während sie ihrem Vertrauten von den Sorgen um das Reich erzählte. Was hatten seine Augen nicht alles gesehen, seine Ohren nicht

Digitized by Google

alles gehört! Er hatte erreicht, was er erreichen wollte! Hinter allen Ereignissen stehend war er der Herrscher gewesen. Er hatte Personen kommen sehen über die Bühne und sie wieder gehen sehen, er hatte ihren glänzenden Aufstieg bewirkt oder sie in das Nichts, in den Tod geschleudert. Das Gold war der Schlüssel zu der Verbotenen Stadt, und er hatte über vier Jahrzehnte lang den Schlüssel in der Hand. Hatte denn der im Gefängnis bleich gewordene, junge Mann, dessen Körper Lumpen und Ungeziefer bedeckten, der dort vergessen „verfaulte", je ein solches Traumbild vor Augen? Ohne Bildung, ohne Kenntnisse schien er mit der großen, dunklen Masse des Elends, das in den chinesischen Städten aufbrodelt, langsam hinabzutreiben auf dem dunklen Strom, und nun war er der Mann geworden, der Könige einsetzte und absetzte. Ein reines Herz hatte der Mann nicht, aber unheimlich helle Augen, und seinen Weg hatte er gefunden durch die verschlungenen Wege auf den Höhen des Lebens. Er lächelte wohl über die naive Weisheit des alten Odendichters: die Wirklichkeit des Lebens ist anders, und so ist er vielen ein Beispiel dafür geworden, daß Verworfenheit, Frechheit, Habsucht in der Welt regiert, und der kalte Eigennutz über alle Tugenden der Alten spottet. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß sich in den Haß des Volkes gegen ihn doch ein gutes Stück Bewunderung mischte? Verkörpert sich nicht in ihm die ungeheure Korruption des Reiches, die dort am Kaiserlichen Hofe am Ende der Tsing-Dynastie so riesengroß aufwuchs, und die durch alle Adern unseres Volkslebens zieht? Klingt damit nicht ein schrilles Hohngelächter über all die großen Lehren der Alten und Weisen hin, woran die Nation so krampfhaft festhält, als an den edelsten Gütern ihrer Vergangenheit?

Man vertieft sich gerne in einen großen, guten Charakter und sucht das Bild desselben ins rechte Licht zu stellen. Beschäftige ich mich hier mit einem Dämon unter den Chinesen, so ist es wahrlich nicht die Lust am Verworfenen und Gemeinen, die mich dazu treibt! Ich sehe in diesem Bilde die dunkle, unheimliche Macht,

Digitized by Google

die unser Volk knechtet. Wie das wirklich Gute und Große, seht es an Konfuzius, sich in unerreichbare Fernen und Höhen verliert, so geht das Böse in unerforschliche Tiefen. Auch das reizt zum Erforschen, denn der Mensch ist ein Mensch aus Himmel und Hölle, aus Licht und Finsternis. Ich habe in meinen geschichtlichen Studien gern die Charakteristik gelesen, die der Philosoph von Zing-Hui gibt. Auch er gesteht, das Böse in seinen Tiefen nicht erforschen zu können. Und so steht auch Li-Lien-Ying als großes warnendes Exempel in unserer neueren Geschichte da und wirft wie im Spiegel das häßlich verzerrte Antlitz unserer chinesischen Nation zurück. —

Balkanfragen

Eine Entgegnung von Heinrich Friedjung (Wien)

Die politischen Fluten, durch die Europa vom Balkan her überschwemmt wurde, haben sich verlaufen und in dem schwer betroffenen Oesterreich kann nunmehr der Schaden esehen werden. Die Donaumonarchie hat zwar Albanien schaffen geholfen und ist mit Bulgarien in ein gutes Verhältnis getreten, so daß Entmutigung nicht am Platze wäre, aber die ungünstigen Posten überwiegen in der Rechnung. Der Hauptfehler der österreichischen Politik bestand darin, daß die Monarchie vom November 1912 bis zum Sommer 1913 unter einer schweren Rüstung blieb, ohne je das kräftige Wort zu sprechen, das den baldigen Abzug der Serben aus Albanien, vor allem aber die Aufhebung der Belagerung von Skutari erzwungen hätte. Daß dieses Machtwort einen europäischen Krieg *nicht* hervorgerufen haben würde, was immer sorgsam im Auge behalten werden mußte, ist durch den weiteren Verlauf der Dinge klar erwiesen. Entweder das Eine oder das Andere: man mußte die 3—400 000 österreichische Reservisten schon im Winter entlassen und so die Mannschaften wie das Geld sparen — oder einmal energisch auf den Tisch schlagen. Daß weder das Eine noch das Andere geschah, schlug dem Ansehen Oesterreich-Ungarns im Auslande wie dem Selbstgefühl in der Heimat eine schmerzhafte Wunde. Zumal die monatelange Belagerung und schließliche Eroberung des von den Mächten Albanien zugesprochenen Skutari wurde von der öffentlichen Meinung in Oesterreich wie ein staatliches Unglück empfunden.

Digitized by Google

Dies alles wurde von mir während des Frühjahrs und des Sommers in verschiedenen Artikeln dargelegt, sehr zum Mißbehagen der Organe der österreichischen Regierung. Gleichzeitig aber habe ich mir auch die Unzufriedenheit der Verteidiger der deutschen Reichspolitik zugezogen, und dies durch den Hinweis darauf, daß das Berliner Kabinett Oesterreich-Ungarn nicht immer mit dem erwünschten Nachdruck unterstützt hatte. Nicht etwa, daß die Bundestreue des Deutschen Reiches je in Frage stand; denn die amtliche Erklärung im Reichstage, Deutschland werde, wenn die verbündete Donaumonarchie angegriffen werden sollte, den Verträgen gemäß handeln und nötigenfalls für den Bundesgenossen fechten, bedeutete für Oesterreich-Ungarn einen sicheren Rückhalt. Ganz Europa stand unter dem Eindrucke dieser Worte, die in Oesterreich freudigen Widerhall fanden. Während sich Oesterreich-Ungarn somit für diesen äußersten Fall gesichert sah, fühlte es sich doch in einzelnen Phasen des diplomatischen Handels beunruhigt; denn Deutschland hielt es für angezeigt, den Genossen mitunter zurückzuhalten, um den Draht nach Rußland nicht abreißen zu lassen. Diese Tatsache durfte von mir nicht verschwiegen werden, da, wenn auch die Schwäche der österreichischen Politik beklagt werden mußte, auch die sie erklärenden Umstände nicht unter den Tisch fallen durften. Das war es, was mir mehrfache Angriffe eintrug, die sich zuletzt konzentrisch gegen den Artikel „Der Inhalt des Dreibunds" richteten, der in der ersten Nummer der Cotta'schen Monatsschrift „Der Greif" erschienen ist. Ueber den abgeschmackten Vorwurf eines Berliner Blattes, ich wäre ein Feind des Dreibunds, kann dabei mit gebührender Geringschätzung hinweggegangen werden. Aber auch im „März" ließen sich gegnerische Stimmen vernehmen, am 11. Oktober Konrad Haußmann, am 18. Oktober Hans F. Helmolt. Ihnen standzuhalten ist meine Pflicht und mein Recht.

Herr Abgeordneter Haußmann macht mir den Vorwurf, daß ich es versäumt hätte, zu sagen, was nach meiner Absicht die deutsche Regierung hätte tun sollen, woran Oesterreich angeblich von Deutschland gehindert worden wäre: „Es ist eine falsche Art, für die Erweiterung des Bündnisses zwischen Oesterreich und Deutschland Stimmung zu machen mit dem unsubstanzierten Vorwurf, Deutschland habe versagt und Oesterreich den Adlerflug „gelähmt". Das Wort „gelähmt" ist allerdings meinem Aufsatze entnommen, aber ich hatte doch von einem „matten Fluge" der österreichischen Politik gesprochen. Aus den Worten Haußmanns ließe sich schließen, ich hätte von einem österreichischen „Adlerfluge" phantasiert — dann wäre ich wirklich ein Hansnarr gewesen. Abgesehen jedoch von dieser dialektischen Entgleisung polemisiert Herr Konrad Haußmann gegen mich, ohne — wozu er allerdings nicht verpflichtet war — meine in der „Vossischen Zeitung" über den Gegenstand veröffentlichten Aufsätze zu kennen.

Digitized by Google

Deshalb soll wenigstens eine Stelle aus dem Artikel vom 22. April 1913 hieher gesetzt werden:

„Es ist Tatsache, daß das Wiener Kabinett in der albanesischen Frage einen Schritt zurückgewichen ist, weil es auf einen Wunsch Deutschlands Rücksicht nahm. Oesterreich-Ungarn erklärte ursprünglich: Prisrend, Ipek und Dibra, obwohl überwiegend albanesische Städte, könnten den Serben bleiben, wenn nur Skutari und Dschakowa zu Albanien geschlagen würden. Da legte sich Deutschland zwischen der österreichisch-ungarischen und der russischen Regierung ins Mittel und meinte: Skutari für die Albanesen, Dschakowa für die Serben. In Wien wollte man zuerst nicht einwilligen; gab aber schließlich nach. Ob dieses ganze Vorgehen zweckmäßig war, soll nicht untersucht werden."

Das ist nur ein Fall unter den von mir in meinen Artikeln besprochenen. Es ist übrigens bekannt, daß gerade um Dschakowa der letzte Albanesenaufstand ausbrach, der von Serbien in Strömen Blutes erstickt wurde. Und man wird sich erinnern, daß der serbische Ministerpräsident in seiner letzten Rede Deutschland seinen Dank für die in der Balkankrise eingenommene Haltung aussprach, wozu er wegen Dschakowas gewiß guten Grund hatte. Die Sache ist vorbei und ich komme auf das nicht mehr aktuelle Ereignis auch nur deshalb zurück, um den Vorwurf abzuwenden, als wäre ich mit leeren Redensarten gegen die deutsche Politik vorgegangen. Hier aber muß sogleich gegen die etwaige wohlfeile Einwendung gesprochen werden (ich schreibe sie *nicht* etwa dem geehrten Abgeordneten Haußmann zu): „Ja, hätte Deutschland wegen Dschakowas einen Krieg führen sollen?" Nein, auch diese Albernheit darf man mir nicht zumuten. Weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn. Ruhiges Festhalten, zähes Ausharren würde aus diesem Anlasse ebensowenig zum Kriege geführt haben, wie der diplomatische Feldzug um Skutari, wie die weitaus wichtigere Entscheidung über Adrianopel und Kawalla. Schon die Aufwerfung der Frage: „Wird uns Dschakowa nicht zu einem Krieg mit Rußland führen?" zeugt von einer bedenklichen Kriegsschwäche des besorgten Gemütes. In demselben Artikel vom 22. April habe ich auf dem Höhepunkte der Krise um Skutari die übermäßige Einschätzung der sogenannten panslawistischen Gefahr folgendermaßen charakterisiert:

„Um das Zögern Oesterreich-Ungarns gegenüber Serbien und Montenegro zu erklären, hat man auf die von Rußland drohende Kriegsgefahr und auf die reißende panslawistische Strömung hingewiesen. Nun aber sind, was die letzten fünfzig Jahre betrifft, die Akten darüber geschlossen, *wer in dem Verhältnisse der russischen Regierung zum Panslawismus Roß und wer Reiter ist*. Wenn der Zar und seine Ratgeber es für notwendig gehalten haben, auf eine starke nationalistische Bewegung in ihrem Lande hinzuweisen, um ihren Forderungen bei dem westlichen Europa Nachdruck zu verleihen, ließen sie die panslawistischen Gesellschaften gewähren, die dann ihre Rolle mit lärmendem Ungestüm spielten. Wollte das offizielle Rußland dagegen mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland in Frieden leben, so wurden die unbequemen Gesellen zur Ruhe verwiesen.... Nicht um einen Krieg zu entfesseln, wäre eine energische Machtentfaltung

Digitized by Google

Oesterreich-Ungarns notwendig, sondern um die Kriegsgefahr mit möglichst großer Schnelligkeit zu beseitigen und es zu ermöglichen, daß die seit Monaten von Weib und Kind getrennten Reservisten in ihre Heimat zurückkehren. Größere Energie ist zu empfehlen, nicht etwa weil ehrgeizige Pläne erwünscht wären, sondern damit das beunruhigte und gequälte Europa früher und sicherer zum ersehnten Frieden gelangt."

Diese Sätze, so denke ich, bekunden, daß ich die Stimmung in Rußland richtig beurteilt habe: sind sie doch vor dem Zusammenbruch des panslawistischen Popanzes im bulgarisch-serbischen Kriege geschrieben. Nicht bloß der Herr Abgeordnete Haußmann, auch mein zweiter Widersacher, Herr F. Hans Helmolt wird gebeten, sie bei der Urteilsfällung über mich mit in Betracht zu ziehen. Mit Helmolt, dem verdienstvollen Schöpfer der bekannten Weltgeschichte und jetzigem Chefredakteur der „Weserzeitung", bin ich in die seltsamsten Beziehungen geraten. Nicht weniger als fünf Artikel wurden von ihm meinen Ausführungen zur Balkankrise gewidmet, zwei im „März", drei in seinem eigenen Blatte. In diesen Arbeiten überhäuft er mich mit höchstem Lobe wegen meiner Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung und der Publizistik, meistert mich aber gleichzeitig wie einen Schulknaben, der sich die ärgsten Schnitzer gegen die Logik im Allgemeinen und gegen die historische Methodik im Besonderen zu Schulden kommen läßt. Am 11. Oktober nannte er mich in der „Weserzeitung" „den großen Wiener Historiker" und am 18. Oktober sagte er im „März" über den Kern meines Aufsatzes, daß die betreffende Darlegung „als grober Verstoß gegen eine der vornehmsten Regeln der historischen Methodenlehre mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden muß". Das Lob überfliegt mein Verdienst und der Tadel dürfte meine kritischen Fähigkeiten doch etwas unterschätzen. Während Herr Dr. Helmolt am 13. September im „März" „vor der Publizistik eines Heinrich Friedjung die unbegrenzte Hochachtung" hegt, wird dem also angesprochenen Herrn haarklein nachgewiesen, daß er über den Besuch des österreichischen Thronfolgers bei Kaiser Wilhelm in Springe eine „Legende" und bald darauf über den Dreibund ein „Märchen" in die Welt gesetzt habe. Das ist schon dem Titel der zwei gegen mich im „März" veröffentlichten Artikel zu entnehmen. Widersprüche dieser Art erregen gegen die Stichhaltigkeit der Beweisführung Helmolts ernste Bedenken. Aber da ich bezüglich seines Urteils über meine Person Partei bin, soll bei seinen Aeußerungen über mich nicht verweilt werden; ich werde mich streng an die Sache halten.

Die Legende von Springe, die ich in die Welt gesetzt oder wenigstens verbreitet hätte, soll darin bestehen, daß mir die Behauptung zugeschrieben wird, der Verlust des Sandschaks Novibazar sei die Folge einer Furcht Berlins vor dem angeblichen Ernste der russischen Probemobilisation gewesen. Solches soll in meinem am 28. August in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Artikel

Digitized by Google

stehen. Das ist genau so richtig wie die Zumutung in dem Artikel Haußmanns, der „Adlerflug" der österreichischen Politik habe es mir angetan. In dem in Anklagezustand versetzten, ziemlich umfangreichen Artikel der „Vossischen Zeitung" stehen über die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem österreichischen Thronfolger folgende Zeilen: „Kaiser Wilhelm setzte dem österreichischen Thronfolger zu Springe auseinander, es sei seine Pflicht, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zu verhindern, wenn er auch fest entschlossen sei, den Bundesgenossen gegen einen Angriff zu unterstützen." Mehr ist nicht gesagt und erst nach einer nochmaligen Ausführung über die Notwendigkeit, sich von dem russischen Bluff nicht beirren zu lassen, ist — sechs Sätze später — festgestellt, daß Aehrenthal und Bülow 1909 die Drohung furchtlos von sich abgeschüttelt hätten. Leider sei dies jetzt nicht geschehen, so daß alle Zukunftsaussichten Oesterreichs dahingegeben wurden. Nun hat Helmolt die auseinanderliegenden Kettenglieder meines Artikels zusammengezogen und mir die Behauptung zugeschrieben, der Sandschak wäre in Folge der Ratschläge Kaiser Wilhelms in Springe verloren worden. Als ob ich nicht selbst wüßte, was 1909 geschehen ist! Habe ich doch schon eine Woche nach der Annexion Bosniens im „Neuen Wiener Tagblatt" einen Artikel veröffentlicht, in dem ich unter bestimmter Verteidigung dieses Staatsaktes den Verzicht auf den Sandschak lebhaft beklagt habe. Dr. Helmolt ist im Recht, wenn er feststellt, daß ich Kaiser Wilhelms persönliches Eingreifen nicht glücklich finde; es ist aber eine Vergröberung und Verzerrung meines Gedankenganges, daß ich den Verlust des Sandschaks dem deutschen Kaiser aufs Kerbholz geschrieben haben soll. Dagegen muß ich Verwahrung einlegen. Im Eifer der Diskussion brachte Dr. Helmolt ein Fechterkunststück zu Wege, durch welches ich auf seinen siegreichen Degen gespießt werden sollte. Nun muß er jedoch zwischen seinem ersten und seinem zweiten „März"-Artikel doch eine abweichende Information erhalten haben, denn in dem letzteren spricht er die Ansicht aus, in Springe hätte der Kaiser zu Erzherzog Franz Ferdinand ungefähr folgendes erklärt: „Das, was du — reichlich zu spät — beabsichtigst und von dem du wünschest, daß wir es eventuell mit den Waffen unterstützen, das bedeutet unfehlbar den Krieg, einen frivolen Krieg, dessen Berechtigung vor Deutschland zu begründen einfach unmöglich ist". Somit besteht zwischen Helmolts und meinem Hinweise auf Springe, was den Standpunkt des Kaisers betrifft, bloß ein schmaler Unterschied. Da weder er noch ich wissen kann, welche Ausdrücke gebraucht worden sind, so ist mit dem Streit um Worte zwischen uns genug Papier bedruckt. Uebrigens darf bezweifelt werden, daß der österreichische Thronfolger wirklich so kriegslustig war, wie aus den Sätzen Helmolts hervorgehen möchte. In den politischen Kreisen Wiens wird behauptet, der Erzherzog wäre wie

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph für die Erhaltung des Friedens tätig gewesen, er hätte aber gegen Serbien und Montenegro wegen Albaniens kräftigeres Auftreten gewünscht; genaueres ist mir darüber nicht bekannt. Dabei kommt man immer wieder auf den Ausgangspunkt zurück, ob Rußland wirklich dreingeschlagen hätte, wenn der Dreibund rechtzeitig kraftvoll aufgetreten wäre. Natürlich wäre Energie in erster Reiche Sache Oesterreich-Ungarns gewesen, hier hätte ein fester Wille bestehen müssen, der aber gefehlt hat. In diesem Falle würde auch die Unterstützung Deutschlands nicht gemangelt haben, welches durch das Schwanken des Alliierten unangenehm berührt war. Eine Macht jedoch, die keinen Einsatz wagt, wird auch keinen Erfolg erzielen. Andrassy hat 1878 und 1879, wie in seiner Biographie von Eduard Wertheimer näher nachzulesen ist, durch sein energisches Auftreten Rußland Halt geboten und es zuletzt zur Räumung der Balkanhalbinsel gezwungen; ein Krieg mit Rußland ist deshalb nicht ausgebrochen. Die stete Kriegsfurcht führt zu demselben Ergebnisse wie eine verlorene Schlacht. Es ist die höchste Staatsklugheit, das Schrecknis des Krieges zu vermeiden, ohne sich durch Phantome etwa wie durch die Macht des Panslawismus beeinflussen zu lassen. Die Wahrheit ist, daß weder der Zar noch die Herrscher von Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu den Waffen greifen wollten. Die russische Diplomatie aber hat es besser verstanden als die zu Wien und Berlin, die Kriegsgefahr als Drohmittel zu gebrauchen.

Nun zu dem „Märchen vom Dreibund", dessen Dichter der von Dr. Helmolt sonst gepriesene Wiener Historiker sein soll: sein Temperament ist mit ihm spornstreichs durchgegangen, ob er mich nun lobte oder tadelte. In meinem Aufsatze im „Greif" ist ausgeführt, daß zu den Dreibund-Abmachungen auch ein Pakt Oesterreich-Ungarns mit Italien gehört, der darin besteht, daß, wenn die Donaumonarchie auf der Balkanhalbinsel Eroberungen machen wollte, Italien das Recht auf Kompensationen besäße. Diese Tatsache wurde mir, wie ich weiter erwähnte, seinerzeit von Aehrenthal und Kiderlen bekannt gegeben; Stillschweigen ist darüber nicht mehr geboten, weil die Aufteilung der Balkanhalbinsel erfolgt ist, ohne daß Oesterreich und somit auch Italien zugegriffen hätte. Dr. Helmolt verhält sich zu dieser meiner Feststellung als ungläubiger Thomas. Er behauptet, ich hätte offenbar die leisen Nuancen innerhalb eines lebhaften Gespräches mit Herrn v. Kiderlen mißverstanden. Ich bin also genötigt, die näheren Umstände festzulegen, unter denen mir jene Kenntnis wurde. Wohl hat Aehrenthal mir bloß eine gelegentliche Andeutung von der Sache gemacht. Anders Kiderlen-Wächter, denn bei ihm handelte es sich um eine zur Veröffentlichung bestimmte Mitteilung. Vor zwei Jahren übernahm ich die ehrenvolle Aufgabe, für Schlossers Weltgeschichte den Schlußband zu schreiben, der bis zur unmittelbaren Gegenwart reichen soll. Zu diesem Behufe holte ich mir

Digitized by Google

bei Staatsmännern und Diplomaten in den europäischen Hauptstädten Belehrung; ich bat auch Herrn v. Kiderlen um Mitteilungen, die meine Arbeit fördern konnten, und er empfing mich zu diesem Behufe am 17. und 19. November 1912 in voller Kenntnis des Zweckes, für den seine Mitteilungen verwertet werden sollten. Gewisse Aufklärungen bezeichnete er als vertraulich und legte mir über sie Stillschweigen auf; dazu gehörte jedoch nicht, was er über das gegenstandslos gewordene österreichisch-italienische Abkommen sagte. Nun ist auch mir aus vieljähriger Erfahrung bekannt, daß sich bei Entgegennahme von mündlichen, nicht durch Akten belegten Mitteilungen beim Hörer leicht Mißverständnisse einstellen können; aber in der Hauptsache, daß ein solches Abkommen im November 1912 bestand, habe ich mich bestimmt nicht geirrt und diese Mitteilung auch zu Papier gebracht.

Herr Dr. Helmolt mag meine Aussagen bezweifeln und auch weiter behaupten, daß ich von der Methodik geschichtlicher Untersuchungen nichts verstünde: das ficht mich nicht weiter an. Mit größerer Objektivität als im „März", das stelle ich gerne fest, ist er in der streng sachlichen „diplomatischen Untersuchung" vorgegangen, die er meinem „Greif"-Aufsatze in den zwei Nummern der „Weserzeitung" vom 11. und 12. Oktober widmet. Es wäre erwünscht, daß publizistische Diskussionen immer so ruhig geführt werden. Seine Beweisführung ist darauf aufgebaut, daß in der Sammlung der Reden Tittonis, des früheren italienischen Ministers des Aeußern und jetzigen Botschafters in Paris, nichts über die erwähnte österreichisch-italienische Abmachung vorkomme, ja daß ihr manche Aeußerungen Tittonis widersprechen. Nun hebe ich aus Tittonis Reden dasjenige Zitat heraus, dem Dr. Helmolt offenbar das entscheidende Gewicht beimißt, da er es, wie in der „Weserzeitung" so auch im „März" gegen mich ins Feld führt. Der radikale Abgeordnete Barzilai interpellierte im Dezember 1908 den Minister des Aeußern folgendermaßen: der Dreibundvertrag sichere doch im Artikel IV Italien Kompensationen für den Fall einer Aenderung auf der Balkanhalbinsel — weshalb denn Tittoni nicht eine Entschädigung verlangt habe, als das Wiener Kabinett zur Annexion Bosniens schritt? Also, Barzilai beruft sich auf die Abmachungen, von denen mir Herr v. Kiderlen vier Jahre später sprach. Darauf erwiderte ihm Tittoni nicht etwa, daß der Dreibundvertrag nichts dergleichen enthalte. Er stellte nur fest, daß nach diesem Vertrage Bosnien und der Sandschak in die Einflußsphäre Oesterreichs fallen, gebraucht aber weiter die vielbedeutende Wendung: „Wo schützt uns der Dreibund über den Berliner Vertrag hinaus vor Veränderungen des Status quo? In Albanien und Mazedonien. Aber natürlich nur im Falle neuer Besitzergreifungen in jenen Gegenden." Hier bestätigt also Tittoni — seine Worte sind genau nach Dr. Helmolt angeführt —

Digitized by Google

ausdrücklich, daß es einen Kompensationspakt bezüglich Albaniens und Mazedoniens tatsächlich gibt. Damit ist Kern und Wesen meiner Behauptung bestätigt, bestätigt durch ein Zitat, das Dr. Helmolt als Beweis für sich angeführt hat. Daß aber selbst für die Annexion Bosniens eine Kompensation entrichtet werden mußte, ist bekannt: Oesterreich-Ungarn verzichtete auf die ihm im Artikel 29 des Berliner Vertrages übertragene Hafenpolizei an der montenegrinischen Küste, was zwischen Aehrenthal und Tittoni in einem bindenden Briefwechsel festgelegt und bekanntlich später den Unterzeichnern des Berliner Vertrags in aller Form mitgeteilt wurde. Die genaue Formulierung des wichtigen Kompensationsparagraphen, von dem in der Dezemberdebatte von Rom 1908 die Rede war, ist mir unbekannt — aber nun gibt es außer Aehrenthal und Kiderlen noch einen dritten Zeugen für dessen Existenz und das ist Tittoni. Uebrigens ist Dr. Helmolt selbst, wie ich seiner späteren brieflichen Mitteilung entnehme, *nachträglich* aus Rom die Belehrung zugekommen, daß ein solcher Kompensationspakt *besteht*; nur sollen es *Sonder*abmachungen außerhalb des Dreibundvertrages sein. Ich halte mich aber jetzt an die Stelle in der Rede Tittonis, die ich Helmolts Kampfartikel gegen mich verdanke. Auf keinen Fall war also mein geehrter Gegner berechtigt, gegen einen Fachgenossen den schwerwiegenden Vorwurf zu erheben, er hätte ein „Märchen vom Dreibund" in die Welt gesetzt. Das war, wie schon aus der ihm von Rom zugegangenen Belehrung hervorgeht, eine Uebereilung, die gutzumachen seine Sache wäre.*)

Es läßt sich psychologisch erklären, daß nicht bloß Konrad Haußmann und Hans Helmolt, sondern auch offiziöse Federn und diese oft ungebührlich sich gegen einen Schriftsteller wenden, der die Motive der jüngsten österreichischen Politik auseinander zu legen bemüht ist. Oesterreich ist augenblicklich in Deutschland nicht in der Mode. Die Fehlgriffe des Wiener Kabinetts liegen auf der Hand und werden auch denjenigen vorgehalten, die an den Geschäften, um die es sich handelt, nicht den geringsten Anteil haben. Seit jeher sind die Oesterreicher von den anderen deutschen Stämmen bald wie der Benjamin verwöhnt, bald über Gebühr gescholten worden. Das Eine wie das Andere ist in den letzten Jahren abwechselnd auch mir widerfahren. Man muß sich aber nur erinnern, wie Grillparzer darunter litt, daß das Oesterreich der Metternich'schen Zeit in Deutschland auf Abneigung stieß; er bekämpfte zwar dieses System, dennoch mußte er die damalige Unpopularität seines Vaterlandes büßen. Vor-

*) Eine Bestätigung erfährt meine Darstellung durch Paul Samassa in dem Aufsatze „Dreibundpolitik" der Zeitschrift „Deutsch-Oesterreich (Heft 44): er habe guten Grund, daß jene Mitteilung richtig ist und habe auch vor einiger Zeit auf diese ihm seit längerem bekannten Tatsachen angespielt, ohne sich zu deren Veröffentlichung ermächtigt zu halten.

Digitized by Google

gänge dieser Art wiederholten sich manchen österreichischen Schriftstellern und Dichtern, Malern und Musikern gegenüber; was aber dem größten Oesterreicher des 19. Jahrhunderts widerfahren ist, müssen auch die kleineren Geister seines Landes über sich ergehen lassen. Das aber soll uns nicht hindern, fest im Sattel zu bleiben; schwächlich ist, wer sich durch widrige Umstände in seiner Haltung beirren und sich von seiner Ueberzeugung wegdrängen läßt.

Im Caféhaus

Von Hanns Lechner (München)

Im Milieu gedämpften Lüsterlichtes, eines grünen Billardtuches und des ewig lächelnden Ober. Agent der Handwerker am Billard: ein Jüngling (verzeihe diesen Ausdruck, verehrter Leser, den ich fälschlich für Eunuch oder so was wählte!), der Typ eines Snobs. Alter undefinierbar, zwischen 17 vielleicht und 25, Statur zart und niedlich; auf der Haut des Gesichtes lag dichte Schminke, die unendlich blaß machte; die Brauen waren mit dem Stift gezeichnet; in einem Auge stak ein silbergerändertes Monokel, Haare schwarz, flach und in der Mitte ölig bis zum Nacken gescheitelt; die Blößen der niedlich zarten Figur bedeckten Kleider wallend wie die Soutane eines Mönchs; ein Rock der bis unter die Kniee hinabfiel, eine Hose nach unten formlos erweitert und umgestülpt, ein 2 cm breiter Westenstreifen, der das farbige Oberhemd und eine grelle zitronengelbe Krawatte freiließ, die vom Nabel bis zum Kinn sich wurmartig dehnte. Füße sah ich zunächst keine: aber als das Jünglingmädchen einmal auf dem Billardtisch sitzend einen Rückzieher markierte, gelang es mir einen winzig kleinen Halbamerikanerlackschuh zu entdecken, der von einer chinesischen Ballettänzerin entlehnt sein konnte. Daß die Strümpfe durchbrochen und aus Seide, grün abgetönt, waren, brauche ich kaum zu bemerken. Auch die Zigarette, die zwischen den hageren ringgeschmückten langnägeligen Fingern glimmte, fehlte nicht das Bild zu vervollständigen.

Der Ober sagte mir, der Herr Baron sei Studierender und Künstler, mehr wisse er nicht. Aber Moos, massig!

Armer reicher Herr Baron!

Wenn du wüßtest — (verzeihe mir das ‚du', aber du bist ja keine Individualität, der gegenüber es einen Sinn hat Etikette zu wahren, du bist ein Typ nur, ein rasseloser, der überall vegetiert, in Theaterlogen, auf der Parade, bei Pferderennen, in Modesalons, in den Cafés mit den Symbolen des Kava-

Digitized by Google

liers: Zigarette, Billardqueue, Bridgekarte —!) — wenn du wüßtest, wie peinlich, fade, effiminiert, lächerlich du in deiner Aufmachung wirkst! Vielleicht hast du die Ansicht (hast du überhaupt eine Ansicht?), daß der Staat das Tragen des Einglases „Zur Festigung des Charakters" vom 16. Jahr ab gesetzlich einführen müßte, vielleicht benützest du Parfüm nur der Milieu-, Schminke, Puder und Kohle nur der Farbenwirkung im Gaslicht wegen, vielleicht fühlst du nicht, daß der Schnitt unserer männlichen Kleidung im Normalmaßstab schon weit zu charakterlos und weiblich gehalten ist, — — — vielleicht willst du einen persönlichen Stil, eine bewußte Linie zum Ausdruck bringen in deinem Aeußern und das Warenhaus hat dir einen Possen gespielt ...

*

Ein Herr näherte sich meinem Tisch, fragte, ob er die Ehre habe mit Herrn Weinmann, stellte sich selbstverständlich vor: Schriftsteller Willibald Arno Grothe verstand ich, und bat in vielen überflüssigen Worten um die Erlaubnis sich das Vergnügen nehmen zu dürfen, sich bei mir plazieren zu dürfen .. Dann durchschwitzte ich anderthalbe Märtyrerstunden. Herr Schriftsteller Willibald Arno Grothe redete meine Wenigkeit sozusagen über den Haufen; redete über alles und jedes; redete im Verfolgungswahnsinnstempo und immer; redete in hanebüchenen Glossen über ein Lustspiel Shakespeares und in veitstanzmäßigem Galopp vom sozialen Elend der Künstler; redete auswendig gelernte Zeitungsfeuilletons herunter und verquickte sie mit Epigrammen von Viktor Hugo, Rückert und Richard Dehmel; redete über Verismus der italienischen Musikschule, über Lebensunfähigkeit des Neuklassizismus der Paul Ernst und Lublinski, über die Fruchtbarkeit des verheerenden Sozialismus, über Reichstagsreden, Grubenkatastrophen, das Säuglingsfürsorgegesetz und die Eleganz des Telemarkschwunges. Kurz: Herr Willibald Arno Grothe machte Ansichten, verdrehte Ansichten, wiederholte Ansichten, stahl Ansichten — — und hatte keine ... Körperlich gut entwickelt, geistig stark verbildet, frühreifes Wunderkind, wußte alles und lernte nichts, lebte Geist und Leben anderer, ohne innere Triebkraft zu ureigenem Schaffen, ohne Rechtsgefühl für das Eigentum anderer — — — ein kleiner Fälscher, Verbrecher ... mit einem Wort: der zukunftsvolle Embryo eines vielseitigen Schriftstellers.

Digitized by Google

Ein Wiener Parteitag

Der Parteitag, den die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs in der vorigen Woche abgehalten hat, ist einiger Betrachtung wert. Dem ausländischen Beurteiler scheinen die Parteitage der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie vielleicht nicht genug dramatisch. Die Maschinerie ist ja freilich gut geölt. Es fehlt der Aufmarsch von rechts und links, der einzelne Delegierte ist nicht etikettiert, weder „radikal" noch „revisionistisch". Das ist Viktor Adlers Verdienst und Geschick, dieses wahrhaftigen Führers, der nicht nur ein Schlaukopf von seltener Geschmeidigkeit, sondern, was doch noch wichtiger ist, ein Mann mit tiefem Verantwortungsgefühl ist. Er macht sich selbst keine Gedanken darüber, ob er mit seinen Leuten in die bürgerliche Gesellschaft hinein- oder ob er aus ihr hinauswächst. Das sind erst Sorgen von übermorgen und er hat an denen von heute vollauf genug. Er ist ein wahrhaftiger Führer, weil er seiner Partei gewöhnlich um einen Kopf voraus ist und weil alle Richtungen der Partei in ihm selber wühlen und arbeiten. Er spielt nicht nur den „Radikalen", er hat wirklich echte Anwandlungen von Gegenwartshaß, andererseits muß er sich nicht erst staatsmännisch frisieren, sondern sein angeborener taktischer Sinn zwingt ihn zu einer möglichst ökonomischen Taktik. Vor allem aber: dieser Führer hat den Sinn für das jeweilig Notwendige in den Fingerspitzen. Er weiß, daß Politik nie als Wissenschaft, eher als Kunst betrieben werden muß, nach dem Prinzip: Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg ....

Diesmal ist Viktor Adler ein Malheur passiert, das ihm noch nie geschehen ist: Er hat eine Geschmacklosigkeit begangen. Die Delegierten berieten darüber, wie tief das österreichische Parlament des allgemeinen Wahlrechtes allenthalben, auch die Sozialdemokraten, enttäuscht hat. Viktor Adler erzählte, er hätte gerne vor der Eröffnung des Abgeordnetenhauses eine Versammlung einberufen, um dort öffentlich „auszuspucken", natürlich nicht vor den Parteigenossen, sondern vor „diesem Oesterreich". Das sollte den Verdruß über das von nationalen Kämpfen besessene, bis zur Stupidität verrannte Staatsgebilde ausdrücken, dennoch — es war nicht ganz geschmackvoll. Es gibt au einem österreichischen Parteitag immer ein paar Todesverkünder für dieses bunt zusammengeheiratete Reich; gesetzt, Oesterreich läge wirklich im Todeskampf, von den Fiebern seiner nationalen Irrungen und Wirrungen geschüttelt, wer wird vor einem Schwerkranken ausspucken? Wie aber, wenn der Schwerkranke, wie dies schon einige Male geschehen ist, plötzlich sich erhebt, seine gebrechliche „Konstitution" vergißt und brutal wird? Auch dann ist es nicht ratsam, auszuspucken! Nun, vorläufig rechnet man mit der Trägheit des Patienten und so spuckt jeder vor ihm aus, der nach Norden schauende Deutsche, der nach Osten schielende Slave, der nach Süden starrende Italiener. Nun auch der Sozialdemokrat. Vor den wilden nationalen Begierden hat nämlich das zur Besänftigung verschriebene Pulver des Allgemeinen Wahlrechtes so ziemlich versagt. Das ist eine harte Weisheit, aber eine so unleugbare, daß sie allmählich aufhört, eine esoterisch-geflüsterte zu sein. Das österreichische Abgeordnetenhaus ist auch durch das allgemeine Wahlrecht nicht arbeitsfähig geworden. Mag sein, daß der böse Wunsch entscheidender Feudaler dies trübe Schicksal mit heraufbeschworen hat. Graf Stürgkh, der Ministerpräsident, ein alter Feind des

Digitized by Google

allgemeinen Wahlrechtes, delektiert sich an jeder Art Obstruktion, er regiert dann ganz ungestört mit dem § 14. Mag sein, daß im Saale des Abgeordnetenhauses zuviel Leute herumwimmeln, fast an 600 Abgeordnete! — das ist sicher von Uebel. Gewiß ist, daß die aufgeregtesten Chauvinisten immer mit einigen sehr mächtigen Gewalten unter einer Decke stecken, z. B. sind die rabiaten „Kleinrussen", wie sich ein paar Ruthenen nennen, mit Petersburg in enger Fühlung. Aber nun — ein gesundes Haus wüßte sich zu wehren! Dieses wird nachgerade — bitter, es zu gestehen — tiszareif. Der brutale Aufräumer, der nervenstarke Gewaltmensch ist noch nicht gefunden. Aber wenn er käme, er fände hier sofort seine Trabanten, seine „Arbeitspartei". —

Versteht sich, es schmerzt die Sozialdemokraten, diesen Verfall zugestehen zu müssen, an dem sie selbst unschuldig sind, sie, die Einzigen, die in diesem Parlament niemals Obstruktion getrieben! „Wir sind die Wurzen des Parlamentes" sagte Friedrich Austerlitz, beiläufig gesagt, der beste Journalist der deutschen Sozialdemokratie. (Er wäre vielleicht sogar imstande in Berlin aus der täglich erscheinenden Materialsammlung „Vorwärts" ein lebendiges Tagblatt zu machen!) „Die Wurzen" das heißt im Wienerischen: Der dumme, gutgläubige und gutmütige Kerl, der alles zahlt und nichts empfängt. Andere, junge Leute schrien nach einer Politik „mit allen Mitteln". Das bedeutet natürlich nicht Dynamit und Gewalt, ist aber immerhin drohend unklar und soll enthalten: Straßendemonstrationen und vor allem: Obstruktion! Die Stimmung der großen Masse ist zweifellos bei diesen Drängern. Es ging ein Klagen und Murren durch diesen Parteitag und wäre Viktor Adler nur ein Pfiffikus, der den Genossen nach dem Mund redet, er hätte versprechen müssen, bei der nächsten Gelegenheit im Parlament den Revolver eines Dringlichkeitsantrages hervorzuziehen und mit dieser Obstruktion dem Ministerpräsidenten zu drohen: Die Sozialversicherung oder das Leben!... Aber Viktor Adler ist ein wahrhaftiger Führer, ein Mann mit Verantwortungsgefühl. In dieser Stunde allgemeinen Mißmutes gab er nicht nach! Er fühlt das tiefe Unbehagen, das heute den letzten Proletarier beherrscht, wie dieser, aber er weiß, daß die Sozialdemokratie, die das Haus des allgemeinen Wahlrechtes geschaffen hat, nicht Hand anlegen darf, es zu zerstören. Er wurde, das Probabelste in solchen Stunden, streng prinzipiell und empfahl die Arbeit unter den Indifferenten, die außerparlamentarische Agitation, die so notwendige Kleinarbeit. So verhütete er, daß die Fraktion sich auf die Obstruktion festlegte. Dabei wollte er sich die Möglichkeit der Obstruktion durchaus nicht unbedingt verrammeln.

Das war die entscheidende Debatte dieses Parteitags. Gäbe es in diesem an staatsmännischen Talenten bitterarmen Oesterreich einige begabte Regierungsmenschen, so müßten sie aus dieser Diskussion mehr als den Zweifel am Parlament heraushören, nämlich den Zweifel an Oesterreich überhaupt. Noch einmal konnte die schwache, erfahrungsgesättigte Stimme des alten Führers siegen. Wie aber, wenn er selbst nicht länger bremsen will? Die Sozialdemokratie hat in Oesterreich parallele Tendenzen wie der Staat: Beide wollen die nationale Hypertrophie überwinden. Wenn einmal die Sozialdemokratie den Glauben an Oesterreich endgiltig aufgibt, dann verliert der fieberge-

Digitized by Google

schüttelte Staat seinen wichtigsten Bundesgenossen.

Viktor Adler wurde unterstützt von dem begabtesten und ernsthaftesten Politiker der jüngeren Generation, vor allem von Otto Bauer, dem „Kronprinzen" der Partei. Auch darin hat sich Adler als wahrhaftiger Führer gezeigt, daß er die jungen Leute rechtzeitig und an die rechte Stelle zu setzen wußte, so daß sie, ehe sie etwa in unfruchtbare Tiftelei verfielen, schon in dringende Arbeit eingesponnen waren! So stehen Otto Bauer, Karl Renner, Julius Deutsch, lauter junge Leute, mitten im drängendsten Leben der Partei.

Stefan Grossmann

Albanische Grenzkomödie

Doktrinäre Politiker behaupten, daß die Zweiteilung der Kräfte im europäischen Lager, in Dreibund und Tripleentente, das Gleichgewicht erhält, mithin den Weltfrieden fördere. Etwa dadurch, daß jede Streitfrage zwischen zwei Großmächten, sogleich weitere vier mitverpflichte und damit im Kriegsfall einen Weltbrand anfachen würde, den Alle zu scheuen hätten. In der realen Praxis aber leiten sich heute fast alle Streitigkeiten der Großstaaten in Europa, aus dieser Zweiteilung her oder es wachsen mindestens die Differenzen der Kleinstaaten, aus der Parteinahme der einen oder andern Großgruppe zu Gefahren an, die unbedingt ausfielen, wenn ein bis zu einem gewissen Maß einiges Europa bestünde und die eine Gruppe nicht aus Grundprinzip etwas für „schwarz" erklären müßte, weil die Gegengruppe es „weiß" sieht.

Es gibt daher noch keinen europäischen Gemeinwillen. Und Akte, die sich auf ihn berufen wollen, sind Luftstreiche. Das wissen auch die politisch Kleinsten und rechnen damit.

Die Londoner Konferenz hat unter den größten Schwierigkeiten, die obige Zweiteilung ersinnen ließ, einen Projektsstaat Albanien vereinbart, dessen Grenzen aber — da kein einziger Teilnehmer der Beratung auch nur die leiseste Ahnung davon hatte, wie die Rassen- und Nationalitätengrenzen in dieser terra incognita laufen, — erst nachträglich durch eine internationale Kommission festgelegt werden sollten. Heute arbeitet diese Kommission, nachdem die nordalbanische Grenze, durch österreichische Gewaltandrohung von Serben geräumt, anfängt national aufzuatmen, an der Südfront, in Epirus, wo Dank der griechischen Invasion, beispielloser hellenischer Propaganda und ebensolchem militärischem Terrorismus der Griechen — plötzlich gar keine Albaner aufzutreiben sind. Die Kommission, wie alles internationale — in Dreibund und Tripleentente geschieden, versucht es, ihre Aufgabe zu lösen auf Grund des Gebrauchssprachenprinzipes. Also Dörfer, Gebiete, Ländereien, wo griechisch gesprochen wird, auf die griechische Seite zu schlagen, wo es Albaner trotz des griechischen Hochdrucks ausnahmsweise wagen, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, auf die albanische. Erscheint schon das Scheidemittel der Gebrauchssprache in einem Grenzgebiet, wo der Lebens- und Verkehrsbedarf die Vermischung fördert und die speziellen Verhältnisse es mit sich bringen, da aller Handel in Händen von Griechen liegt und der Albaner, wenn er kaufen oder verkaufen will, griechisch sprechen muß, daß fast alle Albaner sich dort der griechischen Sprache bedienen, — nicht zur ge-

Digitized by Google

rechten Sonderung geeignet, treten nun noch die Propaganda der Griechen, von der griechischen Popenwirtschaft und den Bajonetten und Gewehrkolben griechischer Soldaten unterstützt und die Uneinigkeit der Kommission aus der politischen Zweiteilung des Konzertes, hinzu: Wer je den Rassenunterschied zwischen Griechen und Albanern auch nur als Laie beobachtet hat, würde sich nicht auf die Sprache stützen.

Aber wo bliebe da die Instruktion?

Die Arbeit der Kommission stockt von einem Haus zum andern. Und es ist nicht abzusehen, wann die Grenze gezogen sein wird. Inzwischen reibt sich das im Süden ganz offene Albanien, durch innere Wirren auf, kein Prätendent kann ein nicht abgegrenztes Land übernehmen. Was noch an öffentlichem Gut — spärlich genug — vorhanden ist, wird von habgierigen Parteigängern geraubt. Albanien täglich lebensunfähiger.

Warum will die internationale Intervention nicht auf den einfachen Gedanken greifen, vorerst gemeinsam ein Zurückgehen der Griechen hinter eine Demarkationslinie zu erzwingen und dann erst die Grenzaufteilung vorzunehmen? Dann wäre sie rasch und glatt zu machen. Mit einem Mal würde eine Unmenge von Vertretern der albanischen Rasse auf dem Plan erscheinen. Albaner, die zwar griechisch sprechen, aber das unverkennbare Zeichen der Rasse, der Zugehörigkeit zum Albanertum tragen. Aber weil der Begriff eines selbständigen, lebensfähigen Albaniens ein Dreibundsprodukt ist, muß die Tripleententequote des Projektes ein unhaltbares Erzeugnis wollen. Und Griechenland hat seine Rechnung darauf gebaut.

Durch den österreichisch-italienischen Sonderschritt gezwungen, die Propaganda jetzt etwas zu maskieren, weiß die griechische Spekulation ja doch, daß sie für scheinbares Einlenken, von dem andern Teil der Kommission Kompensationen beanspruchen kann.

Es wird da ein bitterböser Handel versucht, der den Zukunftsfrieden am Balkan immer wieder in Frage stellt...

v. S.

Das zweite Stadium

Die Maschinen beginnen langsamer zu laufen. Das Fiebertempo wirtschaftlicher Tätigkeit sinkt unter das Normale. Und Grauen vor einer beginnenden Dämmerung erfaßt die Massen, welche im Solde des Kapitals ihr Leben fristen. Der Begriff „Krisis" verliert seine theoretische Nüance und erweist sich als reale Macht.....

Das zweite Stadium wirtschaftlichen Niedergangs beginnt zu tagen.

Noch war es möglich, durch forcierten Export die Maschinen in Gang zu halten. Die zur Zeit der Hochkonjunktur ausgeführten Betriebsverbesserungen erwiesen ihren Nutzen: die Selbstkosten sanken, man konnte mit den Preisen herabgehen, ohne daß die Profitrate sehr viel schmaler wurde. Nun aber droht auch ihr Gefahr. Anfangs zeichnete sich die sinkende Konjunkturkurve nur in den Preisen. Bei der Eigenart unserer Wirtschaftsorganisation war es möglich, durch lebhafte Ausfuhrtätigkeit hier einen Ausgleich zu schaffen. Gegen den äußeren Feind schützte eine starke Zollmauer; gegen den inneren waren die Bastionen der großen Kartellverbände errichtet worden. Deren Meldereiter erzählten auf-

Digitized by Google

horchenden Konsumenten nur zu oft, daß bei weiter gesteigerten Ausfuhrziffern es möglich sein werde, ohne Gefahr über das seichte Gewässer der Krisis zu schiffen. Und vergaßen hinzuzufügen, daß diese stolzen Exportziffern doch nur von Monat zu Monat wie Fanale als Zeichen der Krisis emporloderten und beredt Zeugnis ablegten, von den verzweifelten Anstrengungen der Industrie einen Ausgleich für die gesunkene Konsumkraft des Inlandes zu finden.

Vergeblich! Ein leises Zittern geht bereits durch das Land. Erst spürten es nur die Führer im kapitalistischen System. Das schleichende Gift forderte seine Opfer aus den Reihen der Unternehmer. Nun faßt es die Massen. Betriebseinschränkungen werden vorgenommen, Feierschichten eingelegt. Gerüchte, die da von „Gehaltskürzungen" sprechen, entsetzen die nichtpensionsberechtigten Privatbeamten. Das Wörtchen „Teuerungszulage" wagen auch Mutige nicht mehr auszusprechen. Selbst die organisierten Proletarier (sonst so stolz und siegesbewußt in ihrer Macht) lernen das Gruseln kennen. Die Rollen wechseln. Das Unternehmertum hat ein Interesse, Arbeiterausstände zu provozieren, um vor den Augen der Neugierigen den Zustand steigender Beschäftigungslosigkeit zu verbergen. Arbeiterentlassungen allenthalben. Maßregelung unbequemer Beamter (Siehe: Deutsche Bank!).

Jetzt weiß man, warum das Ideal eines großen Teiles der Bevölkerung der „Beamte" ist. Er steht außerhalb des kapitalistischen Wetters: gefüttert (wenn auch karg) bis an sein seliges Ende ....

Auch die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hat für alle Arbeitskategorien Lohnabzüge vorgenommen. Noch weiß man nicht, ob die vielen tausend Arbeiter diese Maßnahme ruhig ertragen wollen. Aber wie sie sich auch entscheiden mögen: hier ist ein Steinchen ins Rollen geraten, das zur Lawine anschwellen wird. Nun erst wird die Krisis wie Sturmwind verheerend wirken. Wenn die Massen beschäftigungslos werden, muß die Konsumkraft erschlaffen. Und das wird Viele, die auf Krücken gingen, zu Boden reißen. Sollte das Beispiel der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Schule machen, dann steht eine Sintflut für die Gerechten und Ungerechten bevor.

Noch eines! Jetzt wird sich erweisen, ob das soziale Verantwortlichkeitsgefühl des modernen Unternehmertums echt oder geheuchelt ist. Also: Augen auf!

Walter Treuherz

Aus der Landeskirche

„Ick will det Jesangbuch man unter die Pelerine stechen; die Leute brauchen nich direkt zu sehen, det ick zur Kirche jeh ..." Die Berlinerin, die ich eines Ostermorgens so reden hörte (nur Frauen gehen ja noch in Großstadtkirchen), hat Recht. Weshalb sich Spottworten aussetzen?

.. An einem Tage, in Berlin, hat das Komitee „Konfessionslos" 1328 Austritte aus der Landeskirche erzielt. In vier großen Volksversammlungen wurde zum Angriff geblasen. In einer sprachen Wilhelm Ostwald und Dr. Liebknecht; Ergebnis: 600 Austritte. Das Komitee marschiert.

Man erinnere sich der Vorgeschichte. Unter Führung des Professors Ludwig Gurlitt bildete sich das Komitee mit dem anmutlosen Namen. Zweck: Massenaustritt aus der Landeskirche. Ziel: Gesetzliche Gleichberechtigung aller Dissidenten. Also eine Art General-

Digitized by Google

streik der Unkirchlichen. Da für den Einzelnen, zumal für den beamteten Einzelnen, der Austritt nicht frei von Unannehmlichkeiten wäre, wird die Sache organisiert. Einundfünfzig Vertrauensmänner in Köln, Hannover, Hamburg, Königsberg, München, Frankfurt schicken Listen umher und sammeln Namen. Beamte, Oberlehrer, Schulrektoren. Sie alle haben sich mit ihrem Wort verpflichtet. Am vorausbestimmten Tage soll die Mine auffliegen ...

An äußerem Erfolg wird es dem Komitee nicht fehlen. Macht es der Kirche auch keine Seelen abwendig, die ihr noch gehörten, so erreicht es doch, daß die Statistik berichtigt wird. Im Jahre 1905 zählte man im Deutschen Reiche nur 17 000 „Bekenner anderer Religionen und Personen ohne Angabe der Religion"; am 1. Dezember 1910: 224 000. In Berlin jeweils den sechsten Teil von allen.

Um zu wissen, wieviele wirklich in Deutschland „konfessionslos" sind, müßte man den Begriff genau bestimmen können. Das ist nicht möglich. Eine Freidenkerkirche gibt es nicht, und selbst der Grad der Verneinung ist vieldeutig. Wir wissen, daß in Berlin kaum 1 Prozent der protestantischen Gemeindemitglieder die Kirche besucht; wissen, daß die sozialdemokratischen Wähler und ihre Angehörigen, eine Schicht von ziemlich zwanzig Millionen, größtenteils den Konfessionen fernstehen. Eine grob zugehauene Statistik könnte den Anteil der „Ungläubigen" an der Volksgesamtheit auf ein Drittel bis zwei Fünftel schätzen. Was ist damit gewonnen?

„Die Leute brauchen es nicht zu sehen." Wer zweifelt im Ernst noch, daß die Kirche in die Defensive gedrängt ist? Wenn nicht die offizielle, so doch sicher die innere, glaubende. Mut gehört dazu, das schwarze Buch mit dem eingepreßten Kreuz offen über eine Berliner Straße zu tragen. Wer das Selbstgefühl hat und das furchtbefreite Gewissen, den leichten Erfolg der Negation und das Privileg des Spottes, das Theater, die Presse, die Karrikatur und den Beifall der Bildungsmenge ... der sollte nicht noch den Verfolgten spielen. Nur der Ehrfürchtige ist wehrlos gegen den Respektfreien, der in seiner Seele Gebundene schutzbedürftig gegen den Ungebundenen. Sucht ihr Martyrien, so findet ihr sie — bei der anderen Partei.

Man braucht nicht sentimental das Versinken einer Glaubenswelt zu beklagen (die durch die „Austritte aus der Landeskirche" ja nichts verliert), um dennoch das „Komitee Konfessionslos" als unangenehm zu empfinden. Diese Leute wollen aus ihrem Vakuum ein Gebäude errichten, und meinen, eine gemeinsame Abneigung reiche zu einer neuen Kirche. Sie sind erträglich, solange sie im Schatten überlieferter Formen leben; unerträglich, sobald sie sich zusammentun und eine Sekte bilden. Ihre beste Leistung ist der Widerspruch; aber Widerspruch hat nicht Bild noch Geberde, noch weniger schafft er eine Gemeinschaft.

Müssen wir wirklich eine Kirche der Konfessionslosen erleben? Eine Gemeinde der Zweifler? Redet uns nicht von Ehrlichkeit des Bekenntnisses! Es ist nicht Heuchelei, wenn wir den Namen der Weltkulturgemeinschaft, der wir, Gläubige und Ungläubige, unlösbar angehören, auch weiter tragen wollen. Wer diese Gemeinschaft verläßt, anstatt sie zu weiten, der schafft die unduldsame Enge, die zu bekämpfen er vorgibt. Die Aufgabe derer, die Dissidentenkinder nicht zwangsweise im Glauben unterwiesen, nicht Lehrer auf

Digitized by Google

das Dogma verpflichtet oder Beamte schikaniert sehen wollen, heißt: Trennung der Kirche vom Staat. Damit wäre das praktisch Notwendige geleistet. Vor dem Namen „konfessionslos" aber sollte schon die Wortbedeutung schrecken. Gemeint ist der Mangel an Zugehörigkeit zu einer der großen Glaubensorganisationen. Es klingt aber nach einem Vakuum.

Es klingt nicht mit Unrecht danach.

Hermann Friedemann

Der Leutnant von Savern

Ich weiß nicht, ob das Ausland, von dem berühmten Wort angestachelt, schon daran gegangen ist, uns den preußischen Leutnant nachzumachen. Er hat Kuriositätswert, das ist keine Frage. Aber das Ausland müßte dann auch das Milieu nachmachen, alte würdige Staatsbeamte, deren Herz höher schlägt, wenn einmal ein Leutnant an den Stammtisch kommt, reiche, mäßig getaufte Familien, denen der Herr Jesus erst dann sichtbarlich in ihrem Haus eingekehrt scheint, wenn der Leutnant ihre zehn Gänge in Uniform bewältigt, die monarchische Tischordnung, wornach jeder 19jährige Leutnant hoffähig ist, zu welchem Grad der Talentlosigkeit es selbst Akademie-Professoren erst im reifen Mannesalter bringen: all das müßte man gleichzeitig nachmachen, denn ein Leutnant ohne sein Milieu, das ist wie eine Tabakspfeife ohne Tabak; die Funken fliegen sofort nach allen Seiten.

Hier sind wir in Zabern. Nur an sehr wenigen beamteten Menschen kann der Leutnant dort die Probe seiner Gottähnlichkeit abnehmen. Die anderen, die Mehreren glaubens ihm nicht. In Zabern gibt es wohlhabende, studierte Leute, an denen die Offenbarung der Rangliste verloren ist. Da mußte es zur Katastrophe kommen. Der Leutnant lief herum und suchte Abnehmer für das täglich abgesonderte Quantum Größenwahns und als er keine fand, warf er seine Perlen vor die Schweine, elsässische Schweine, Wackes. Er ließ diese Söhne eines mit dem Schwert eroberten Landes, soweit sie als Rekruten ihm in die Hände fielen, tief mit den Worten ihrer Stammesschande bewußt werden: „Ich bin ein Wackes!" und zeigt die Ueberlegenheit seines Preußentums in der netten Ansprache: „Wenn Ihr Krach kriegt und dabei einen Wackes niedersticht, so bekommt Ihr von mir zehn Mark."

Das ist sicherlich die Psychologie dieses Leutnants: Er fand im elsässischen Zabern kein Publikum für seine Emanation forschen Siegertums. Deshalb machte er sich vor seinen Rekruten Luft. Die mußten stramm stehen, während er sich expektorierte, genau so wie die Muschkoten, die Herr General von Daimling in Straßburg in öffentlicher Rede auf einen frisch-fröhlichen Waffengang mit dem Erbfeind vorbereitete, dessen verdammte Ausdünstung heut noch nicht aus Straßburgs Gassen vertrieben ist. Der einstige Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: „Es scheint, daß man in Berlin so viele vexatorische Maßregeln verlangt, damit die Bewohner von Elsaß-Lothringen zur Verzweiflung gebracht und zu Aufständen getrieben werden, damit man dann sagen kann, das Zivilregiment tauge nichts, man müsse den Belagerungszustand erklären." Heute nehmen die Militärs die Sache selbst in die Hand und werden die Elsaß-Lothringer sicherlich bald zur Verzweiflung gebracht haben.

Offiziell, in Beantwortung parlamentarischer Interpellationen und in

Digitized by Google

kaiserlichen Hulderlassen, gibt man vor, in Elsaß-Lothringen eine Politik der „Eindeutschung" auf Grund weiser Strenge zu treiben. Man scheint aber nicht zu wissen, daß keine Politik je zum Erfolg führt, die mit Dummheiten und Taktlosigkeiten arbeitet. Dumm, im dumpfsten Sinn des Wortes, war die Einbringung von Ausnahmegesetzen, die die zwei Kardinalforderungen des Analphabetentums erfüllten: den gewünschten Zweck nicht zu erreichen und keine Aussicht auf Annahme zu haben. Taktlos, in dem weitesten Sinne des Wortes, wo taktlos schon unmerklich in gemein übergeht, war die Rede des Herrn von Daimling (als hätte man beim Leipziger Völkerschlachtfest den Sieg über Württemberger, Badener und Bayern gefeiert) und die Aeußerungen des kleinen Zaberner Leutnants, der jetzt so brav das Wort Wackes als Bezeichnung von Rowdies und Strolchen umdeutet, als führten er und Tausende seiner Kameraden in Elsaß-Lothringen nicht täglich das Wort für den renitenten, so gar nicht militärfrommen, unehrerbietigen Elsässer im Mund. Aber selbst angenommen: der Herr kannte die beschimpfende Bedeutung für die Elsässer nicht (was reinweg ausgeschlossen ist). Ist es nicht die schlimmste Illusionierung für die Stellung des Heeres im Feindesland, daß dieser Herr nicht einmal das Allergewöhnlichste aus dem Volk sich angehört hatte, in dessen Mitte, in dessen schönem Land, auf dessen Kosten er lebte und seinen bunten Rock spazieren trug?

Und das will in „Eindeutschung" machen! Ich liebe dies Wort, weil es nach den Formen von Einmachen, Einkochen, Einpöckeln gebildet ist und die Vorstellungen des gänzlich Willenlosen und des Hereinlegens in sich schließt. Sollen die Elsässer tätsächlich einen Nationalcharakter annehmen wollen, der seinen offiziellen Trägern Dummheiten und Taktlosigkeiten als patriotische Verdienste anrechnet? Einer Obrigkeit mit kindlicher Ergebung entgegenzukommen, die offizielle Untersuchungen anstellt und dabei nicht heraus bekommt, daß ein Leutnant in einem Satz eine grobe Brutalität und eine taktlose Beschimpfung zu einem angenehmen Dritten geeint hat, das man vielleicht Germanisatorenkoller nennen kann? Sicherlich ist ein Volksaufruhr eine übertriebene Quittierung von Leutnantsworten. Aber die Zaberner haben nicht gegen das Wort allein demonstriert, welches das Maß wieder einmal zum Ueberlaufen brachte, sondern gegen den Inhalt dieses Maßes selbst, in dem sich die Schikanen des letzten Jahres zu einem unwiderleglichen Zeugnis verwaltungsmäßiger Begabungslosigkeit angesammelt haben. Und oben drauf liegt jetzt das seltsame Schillerzitat des Generalkommandos (als Graf von Savern maskiert): „Dies Kind, kein Engel ist so rein!" Dafür kann der Leutnant nun nichts, daß er solch fähige Vorgesetzten hat, die, gerade weil sie kein Wort sprechen, aus einer Torheit des Einzelnen eine offizielle Belastung der Staatsautorität zu machen wissen. Jetzt ist es wieder Herr von Daimling, der der Entgermanisationsbestrebungen angeklagt ist und dessen Erbfeind die kluge Erwägung zu sein scheint.

Ulrich Rauscher

Die koketten Dichter

Der Verlag Staackmann gibt ein „Taschenbuch für Bücherfreunde" heraus, das heißt eine Reklameschrift für die Bücher seines Verlages, und daß er darin auch die Bildnisse dieser

Digitized by Google

Autoren bringt, wäre zwar sehr entbehrlich, ist aber nun einmal eine längst eingerissene Unsitte. Aber Staackmann geht weiter, er hat seine Autoren in allerlei neckischen Stellungen aufgenommen und versieht diese etwas kitschigen Aufnahmen mit noch kitschigeren Aufschriften. Wir sehen da den Dichter Otto Ernst, einen dicken Herrn mit hochgekrempelten Hosen und bloßen Waden „als Strandläufer von Sylt". Wir sehen den Herrn Dichter Emil Ertl „nach Vollendung seines neuen Romans mit seiner Tochter Hilde, die die Maschinenschrift hergestellt hat, einen Freudentanz tanzend". Dann kommt der Dichter Rudolf Heubner, an einen Baum gelehnt, „in Gedanken an neue Probleme". Dann Rudolf Greinz mit Frau und Tochter als Salontiroler. Dann Anton Wildgans mit Rucksack und Gamaschen „auf der Flucht in die Einsamkeit", und Herr Friedrich von Gagern „bei der Dressur seines Lieblingshundes". Von Georg von der Gabelentz kommt ein Modebild „in der Sommerfrische", und A. de Nora „läßt sich von Rudolf Hesse porträtieren". Das ist eine kleine Auswahl aus den Intimitäten dieses Taschenbuches für Bücherfreunde. Herr Staackmann steht in dem Ruf, er tue ungewöhnlich viel für seine Autoren. Er tut auch viel für die „Bücherfreunde", welche solche Anbiederungen sich gefallen lassen. Will er nicht noch mehr tun? Was helfen mir die Waden des Dichters Otto Ernst, wenn mir sein Bauch vorenthalten wird? Herr von Gagern hat gewiß auch eine Lieblingskatze, auf welche ich als Leser seiner Bücher ein Anrecht habe. Von Herrn Greinz wäre es hübsch, da er das Kostüm nun doch schon hat, wenn er mit seiner Familie uns ein wenig schuhplatteln wollte. Und Herrn Ertl könnte man vielleicht das nächstemal photographieren, wie ihn gerade die Muse zu einem neuen Roman begeistert. Der Bücherfreund nach dem Herzen Staackmanns blättert entzückt im Taschenbuch, zeigt seiner Frau die neckischen Bildchen und sagt befriedigt: „Also das sind unsere Herren Dichter."

Poeta militans

Plaidoyer

„Bismarck", sagt er, Löwenstein,
„War denn der so hasenrein
„Im Vergleich zur Kruppschen Wäsche?
„Nu, und seine Emsdepesche?
„Arnimparagraph ff!!"
Löwenstein sucht den Betreff.

„Und dann Zola! Wie gesagt!
„Hat nicht immer erst gefragt:
„Ist auch dieses Recht, o Muse?
„Gegenteil! Confer: J'accuse!
„Zwei Jahr Kittchen, meine Herrn!"
Löwenstein wischt sich die Stern.

„Und erst York! Nu: Hochverrat!
„Was das schon zu sagen hat!
„War wie Brandt hier ein Berliner
„Kruppbureau: Ein treuer Diener!
„York und Brandt! Ein Fleisch, ein Bein!"
Gott mit Ihnen, Löwenstein!

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Hertling-Mosbacher

Von Ludwig Thoma

er kleine Greis mit dem weißen Bärtchen ist eine ebenso unscheinbare als liebenswürdige Erscheinung und seine uns immer wieder aufstoßende Hilflosigkeit sollte das Mitleid aller gesitteten Menschen erregen.

Es ist wirklich unschön, wenn dem guten alten Mann grobe Prügel zwischen die Beinchen geworfen werden und es ist ein billiger Triumph, sich über sein Stolpern zu freuen.

Wenn er in begreiflicher Erregung und durch einen störenden Zwischenruf aus der Fassung gebracht ruft, daß „er" für den Glanz der Krone allein zu sorgen habe, dann sollte man gerührt sein über diese Aeußerung.

Natürlich hat er nie einer Sache „Glanz" verliehen, nicht der Wissenschaft, nicht der Krone, vermutlich noch nicht einmal seinen Stiefeln. Aber er bildet sich das ein, und die bekannten eigensinnigen Einbildungen alter Herren respektiert man, überhört man, schont man. Es sollte das in einem Kreise gebildeter, mit den Umgangsformen vertrauter Menschen nicht betont werden müssen.

Lasse man ihn doch auf dem Glauben, daß er die Krone ungefähr so wie seinen Zylinderhut zum Glänzen bringen kann.

Was ist dabei?

Mir ist der frühere Herr Professor von Hertling ungemein sympathisch, weil ich in ihm eine mir lieb gewordene alte Figur aus den Fliegenden Blättern sehe.

Er hat die professorale Vergeßlichkeit und Zerstreutheit auf den Ministersessel verpflanzt und man freut sich immer auf ein neues über die köstlichen Anekdoten, die von ihm erzählt werden.

Digitized by Google

Gleich, als er Ministerpräsident geworden war, vergaß er, daß Bayern zum deutschen Reiche gehört, und daß Reichsgesetze in Bayern gelten. Man mußte ihn im Bundesrate daran erinnern, daß sich seit 1871 die Verhältnisse geändert haben und daß die Bestimmungen des Jesuitengesetzes über die blau-weißen Pfähle hinübergreifen.

Warum darüber schimpfen?

Gelehrte sind so; sie vergessen Regenschirme, Spazierstöcke und Tatsachen.

Und dann die reizende Geschichte, wie er bestimmt glaubte, seine ultramontanen Freunde hätten gleich nach dem Tode Luitpolds zur Abschaffung „ja" gesagt und wie man ihn direkt aufwecken mußte mit der Tatsache, daß es ein „nein" gewesen war.

Und seine köstliche Verwirrung der Begriffe von Staatshoheit und Privatgeschäft bei Gründung der Staatszeitung.

Er vergißt immer etwas, bald seine Uniform, bald ein Manuskript, bald einen bisher geltenden Begriff, er läßt seine Autorität wie seinen Regenschirm im Saale des Bundesrates liegen. Wenn er den Text einer Verfassungsänderung vorschlägt, vergißt er, was er eigentlich gemeint hatte und erzählt Leuten, die sich gerne dupieren lassen und dem Herrn Dr. Casselmann etwas anderes, als er beabsichtigt.

Ein wundernetter, zerstreuter alter Herr!

Kennen Sie die letzte Anekdote? Also, passen Sie auf!

Im März 1913 war doch Prinzregent Ludwig, jetzunder König Ludwig III., in Berlin. Am Brandenburger Tore hingen zwei klatschnasse Guirlanden, vier bis sechs Laternen waren mit klatschnassen Guirlanden umwunden, Truppen präsentierten, Truppen schlugen im Parademarsch mit den Beinen auf Asphalt und Kies, Musik spielte, kurz es war erhebend.

In der Freude darüber lud Prinzregent Ludwig, jetzunder König Ludwig III., die gesamten deutschen Fürsten nach Kelheim zu einem Feste ein.

Digitized by Google

Erst hinterher in München tauchte die berühmte alte Frage auf: „Wer zahlt's?"

Das Fest konnte teuer werden, denn es gibt doch so viele deutsche Fürsten!

Man bildete sogleich ein Komitee, welches Rat schaffen sollte und da tauchten — wie man in München recht gut weiß — die sonderbarsten Vorschläge auf und wenn heute nicht ganz Bayern von neugebackenen Adeligen und Kommerzienräten wimmelt, so ist das ausschließlich einem Patrioten zu verdanken, der die ganze Zeche bezahlte. Außerdem stellte ein Automobilklub die Kraftwagen zur Verfügung, außerdem gab ein unermüdlich patriotischer Bierbrauer das Bier gratis und franko, außerdem stellte der Staat gratis das Spalier, außerdem verbilligten Sänger und Sängerinnen ihre Kräfte, kurz und gut, die hehre Feier konnte stattfinden.

Niemand sprach mehr von ihr, niemand sprach mehr von den Kosten.

Denn jener Patriot war einer von den ganz Seltenen und verzichtete auf Nennung seines Namens und ließ Diskretion Ehrensache sein.

Alle Bayern freuten sich über die glänzenden Spendierhosen, welche — o Wunder! — der Hof angehabt hatte.

Und nun kommt unser ewig zerstreuter Professor und plaudert in seiner harmlosen Art das Geheimnis aus.

Der Hof hat nie Spendierhosen an — i wo! Das war ein Mann, dessen Namen er geheimnisvoll verschwieg, damit er zwei Tage später als Ueberraschung in allen Zeitungen stehen konnte. Warum nun plauderte der Herr Professor? Er wollte mehr Geld für die Zivilliste und wie ein Mann, der um Unterstützung nachsucht oder um den bekannten warmen Löffel bittet, schilderte er die Lage der Krone steinerweichend und gottsjämmerlich.

Unähnlich der Hausfrau, die es nie verraten wird, wenn ihren Gästen auf gepumpten Servicen ein Gratisbraten mit Salat vorgesetzt wurde.

Digitized by Google

Der hartnäckige Greis sah bloß das eine Ziel: durch wehmütige Schilderung des landesväterlichen Haushaltes sollte ein Schamgefühl in uns Steuerzahlern hervorgerufen werden.

Den anderen Gedankengang sah er nicht. Die Frage, warum man Feste gibt, wenn man sie nicht bezahlen kann?

Der bonus pater familias im altrömischen Rechtsgebiete durfte nicht also handeln, wie mir Herr von Thelemann zugeben wird.

Hat man es aber doch getan, wozu posaunt es der liebenswerte Greis wie etwas besonderes ruhmwürdiges in die Welt hinaus?

Sonst fürchtet man nur, daß der milde Geber das Maul nicht halten kann und ist froh, wenn seine linke Hand nicht schreibt, was seine rechte geschenkt hat. Dem Empfänger fällt die Diskretion gewöhnlich sehr leicht.

Aber da haben wir eben wieder den richtigen braven Professor aus den Fliegenden Blättern.

So einer vergißt alles: Spazierstöcke, Regenschirme — und auch einmal den nötigen Takt.

Dreibundfragen

Erwiderung von Hans F. Helmolt (Bremen)

Meine Replik auf Heinrich Friedjungs „Balkanfragen" (im „März" vom 15. November) sieht so aus:

Um das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen, beginne ich mit dem Schlusse. Darin stellt sich Friedjung beinahe als deutsch-österreichischen Märtyrer hin, als einen Publizisten, der unter dem Odium leide, als Wiener über Dinge schreiben zu müssen, die das Deutsche Reich angehen, und deswegen von vornherein mit der Animosität reichsdeutscher Tagesschriftsteller zu kämpfen habe. Davon kann aber gar keine Rede sein, daß Friedjungs gedrückte Stimmung irgendwie mit ge-

Digitized by Google

hässigen Voreingenommenheiten in Deutschland begründet werden könne. Im Gegenteile! Seine Artikel erfreuen sich a priori weitestgehender Beachtung und Friedjung hat wahrlich kein Recht zu elegischem Pessimismus oder zu der Vorstellung, das Ziel „konzentrischer Angriffe" zu sein.

Nur darin hat er recht: seit einiger Zeit nehmen wir seine publizistischen Arbeiten nicht mehr unbesehen als Offenbarungen höchster historiographischer Kunst hin, wie er sie anerkanntermaßen in seinem „Kampf um die Vorherrschaft" bewährt hatte. Diese Kritik muß erlaubt sein. Wer da bauet an der Straßen, muß die Leute reden lassen. Wir unterscheiden demnach deutlich zwischen dem großen Historiker und dem nicht immer glücklichen Publizisten.

Ich will, da er mir persönlich Inkonsequenzen und Widersprüche vorwirft, auf folgende Feststellungen hinweisen:

Eingang meiner „Legende von Springe" („März" vom 13. September): „ich muß sie (die Publizistik Friedjungs) befehden, wenn ich glaube, daß sie einmal auf irrigen Wegen wandelte." Etwas später verurteile ich ihre „Entgleisungen".

Schlußsatz meines „Märchens vom Dreibunde" („März" vom 18. Okt.): „unter dem gefährlichen Aushängeschild einer wissenschaftlichen Abhandlung."

Oder noch deutlicher in der Anmerkung zu einem meiner Berichte über den Wiener Historikertag: „Man muß sich daran gewöhnen, zwischen dem großen Geschichtschreiber und dem hie und da daneben hauenden oder mangelhaft unterrichteten Publizisten Friedjung scharf zu unterscheiden." („Bonner Zeitung" vom 28. September.)

Wie man sieht: auch in dem Tagesschriftsteller Friedjung erblicke ich stets den berühmten Zeitgenossen, den ich dann nur deshalb befehde, weil ich es für meine vaterländische Pflicht erachte, dazu beizutragen, daß sich nicht Schiefheiten oder Mißverständnisse vermöge der Wucht seines Ansehens bei der Mitwelt einnisten. Es handelt sich aber nie um die Person, sondern um die von ihm autoritativ vertretene S a c h e. Wir haben uns brieflich darüber verständigt, daß es bei dieser honetten Art der Polemik bleiben soll. Das sind wir beide dem großen Thema „Dreibund" schuldig.

Digitized by Google

Friedjung macht es mir nicht zu schwer, ihn auf einem gewissen Rückzuge festzunageln. Im „Greif" (August 1913) hatte er ausdrücklich behauptet, der Dreibundvertrag von 1887 enthalte „im Wortlaut und im Sinne" einen Paragraphen, der für den Fall einer territorialen Ausdehnung Oesterreich-Ungarns am Balkan den Italienern eine entsprechende Kompensation an gleichfalls balkanischem Gebiete zusichere. Noch ehe mir Friedjungs „März"-Aufsatz bekannt war, habe ich in der „Weser-Zeitung" vom 8. November darauf aufmerksam gemacht, daß Friedjung selber unmittelbar nach seinen beiden Aussprachen mit dem deutschen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter (November 1912), nämlich im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 28. Dezember 1912, seine Information in die wesentlich bescheidenere Fassung gegossen hatte:

„im Dreibundvertrage heißt es sinngemäß, wenn sich die habsburgische Monarchie auf der Balkanhalbinsel ausdehne, so sei Gleiches auch dem Bundesgenossen zuzubilligen."

Woher kam ihm inzwischen die Kunde, daß nicht bloß der Sinn, sondern sogar der Wortlaut des Dreibundvertrags die von ihm verteidigte Auslegung mit sich bringe? Das ist die erste Unstimmigkeit. Die zweite folgt sogleich: jetzt, im „März"-Artikel, läßt Friedjung — wie ich mit begreiflicher Genugtuung annehme: überzeugt durch meine Gegenargumente — die ihm durch Aehrenthal und Kiderlen suggerierte Theorie von jenem legendären Dreibundparagraphen fallen. Er sagt nur noch, daß zu den „Dreibund-Abmachungen" auch ein Pakt Oesterreich-Ungarns mit Italien gehöre, der eine Kompensationsklausel enthalte. Das ist ein sehr wichtiges Zugeständnis. Wie ich in jenem Artikel vom 8. November zugab, war auch ich, bestochen durch zwei römische Informationen, eine Zeitlang geneigt, Friedjungs Kompensationsansicht dadurch zu retten, daß man annehme: zwar nicht im Dreibundvertrage selber, aber in seinen Annexen, den österreichisch-italienischen Sonderabreden von 1897—1907, sei wirklich von einer territorialen Entschädigung für den Fall der Balkan-

Digitized by Google

Expansion des einen von beiden Partnern die Rede. Darauf zieht sich Friedjung geschickt zurück, wenn er, seine „Greif"-Ausführungen virtuos retouchierend, im „März" schreibt":

„Gewisse Aufklärungen bezeichnete Kiderlen als vertraulich; dazu gehörte jedoch nicht, was er über das gegenstandslos (!) gewordene österreichisch-italienische Abkommen sagte."

Ich nagle also meinen verehrten Gegner darauf fest, daß von einer Kompensationsabrede innerhalb der Dreibundurkunde nicht mehr gesprochen werden darf.

Im Vorbeigehen sei darauf hingewiesen, daß Friedjung auf Aehrenthals „gelegentliche Andeutung" von 1907 selber kein sonderliches Gewicht mehr zu legen scheint. Anders steht es mit der Kiderlenschen Mitteilung vom November 1912. Ohne dem teuren Andenken an einen verdienten Staatsmann zu nahe treten zu wollen, muß ich doch sagen: steht eine geschlossene Kette organisch mit einander verwachsener historischer Vorgänge und parlamentarischer Kundgebungen auf der einen Seite dem vereinzelten Zeugnis eines bis zur Burschikosität temperamentvollen Diplomaten über, da bin ich auf Grund der historischen Methode einfach nicht in der Lage, jenem mündlichen Argumente das entscheidende Gewicht zuzuerkennen. Ich gebe zu: die jüngste Vergangenheit gibt der Geschichtswissenschaft — man denke nur an gefälschte Interviews, perfid lancierte Zeitungsmeldungen, anonyme Entrefilets und andere schönen Errungenschaften der Neuzeit! — eine Menge Probleme auf, die noch nicht methodologisch sicher erforscht sind. Aber für Streitfragen, wie die eben skizzierte genügt der altehrwürdige Schatz an historiographischen Lehrsätzen durchaus. Ihn sollte man auch in der modernen Publizistik nicht ganz außer acht lassen, selbst wenn man es unternimmt, dem Dreibunde die Schuld an balkanischen Mißerfolgen Wiens in die Schuhe zu schieben!

Oben hatte ich eingeflochten, daß auch ich eine Weile daran gedacht habe, innerhalb der österreichisch-italienischen Sonder-

Digitized by Google

vereinbarungen, bei deren Erörterung man niemals Albanien, den Sandschak und Mazedonien in einen und denselben Topf werfen sollte, einen Kompensationsparagraphen zu mutmaßen. Daß er, wenn überhaupt vorhanden — es scheint tatsächlich der Fall zu sein (vgl. Tittonis Rede vom Dezember 1908 und „Grenzboten" vom 12. November, S. 291) —, keinerlei territoriale Entschädigung versprechen kann, sondern lediglich wirtschaftliche, kommerzielle Kompensationen oder eine Neu-Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären, diesen Nachweis werde ich demnächst in einer besonderen Untersuchung erbringen.

Vom totgesagten Zionismus

Von Julius Simon (Heidelberg)

Sie geben sich nur hin, wo sie sich verlieren können, und bewundern nur dort, wo sie sich verstoßen fühlen. Im Grunde ihres Herzens glauben sie bloß an das Fremde, das Andere, das Andersein.

Jakob Wassermann
Aus dem Sammelbuch Vom „Judentum".

I.

„Sei lewet noch!" möchte man vergnügt Stefan Großmann zurufen, der in diesen Blättern eine „Grabrede auf den Zionismus" gehalten hat. Vergnügt und etwas verwundert. Denn der Augenblick, in dem alle Zeitungen von dem glänzenden Verlauf des XI. Zionisten-Kongresses im Wien Luegers berichten, scheint für eine „Grabrede auf den Zionismus" nicht eben geeignet. Warum wählte Stefan Großmann gerade diesen Moment? Weil er als Schriftsteller gewohnt ist, die Dinge zunächst literarisch zu werten. So nimmt er nicht den Kongreß, dieses zuverlässigste Forum für die Entwicklung des Zionismus, nicht die offiziellen Berichte über die Tätigkeit der zionistischen Organisation in Palästina zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, sondern ein soeben erschienenes Buch „Vom Judentum", eine Sammelschrift, die zionistische Hochschüler in Prag herausgegeben haben und die Beiträge von Zionisten und Nicht-Zionisten enthält. Aber

Digitized by Google

auch dem Buche wird Großmann nicht gerecht. Er hört aus ihm nicht die starke Sehnsucht klingen nach einem „unbedingten Leben" und nach seiner Erfüllung auf dem Boden Palästinas. Großmann holt seine Beweise im wesentlichen bei zwei Autoren: bei Gustav Landauer, dessen Beitrag er den „bedeutendsten des Werkes" nennt, *der kein Zionist ist*, und bei Nathan Birnbaum, in dem er „einen der schärfsten Köpfe der Bewegung sieht, *der aber auch kein Zionist ist*. Er zitiert noch den feinsinnigen Münchener Literaten Karl Wolfskehl, der gewiß niemals das Bedürfnis empfand, die politische Bewegung, die Zionismus heißt, zu beeinflussen und kommt nach solcher Zeugenschaft zum Urteilsspruch: „Der Zionismus ursprünglich eine kühle jüdische Freilandsbewegung ist allmählich psychologischer Talmudismus geworden, in dem das Judentum geheimnisvoll als l'art pour l'art betrieben wird".

II.

Von den vielen sachlichen Irrtümern Großmanns seien nur wenige richtiggestellt. Dann soll einfach gezeigt werden, nicht was die literarische Erscheinung des Zionismus ist, sondern was der Zionismus realpolitisch bedeutet.

Großmann sagt: „Während die talmudgläubige Masse des Ostens im Geiste schon nach Jeruscholaim aufbrach, durchforschten die europäischen Führer die afrikanische Landkarte, um dort modern zu kolonisieren". Er hat also keine Ahnung von der Entstehung und Entwicklung der Uganda-Frage im Zionismus. Niemals hat Herzl nach einem Lande gesucht. Uganda wurde ihm seitens der britischen Regierung, die damals gewisse Erschwerungen der osteuropäischen Einwanderung in England durchführte, angeboten. Ein solches Angebot zu prüfen, erschien Herzl gerade im Hinblick auf seine palästinensischen Ziele notwendig. Aber Herzl konnte seinen Antrag, eine Untersuchungskommission nach Uganda zu entsenden, nur mit der größten Schwierigkeit durchdrücken, und nur mit Unterstützung der „Misrachi", der Fraktion gerade der „*talmudgläubigen Massen des Ostens*", während sich die „Aufgeklärten" unter den russischen Zionisten und die westlichen „Kultur-Zionisten" auf das Heftigste widersetzten. Die zionistische Organisation erlebte infolge dieses Beschlusses ihre gewaltigste Erschütterung; die russischen Führer organisierten förmlich den Widerstand gegen den von allen vergötterten Herzl und schlossen erst dann wieder Frieden mit ihm, als er auf die weitere Verfolgung seines diplomatischen Spazierganges nach Uganda verzichtete. Nach Herzl's allzu frühem Tode setzte die Partei der radikalen Palästinenser die Konzentration der Arbeit

Digitized by Google

auf Palästina durch und förderte so eindringlich die Erkenntnis ihrer Bedeutung für die Erreichung des zionistischen Endzieles, daß auf dem vorletzten Kongreß die Leitung der Bewegung nur aus Anhängern dieser Richtung gewählt und jetzt auf dem Wiener Kongreß einstimmig zur „Fortsetzung und Ausbreitung dieser Arbeit auf Grundlage der bisherigen Prinzipien" aufgefordert wurde. In feierlicher Sitzung wurde die Gründung einer hebräischen Universität in Jerusalem proklamiert und die erste halbe Million spontan, auf dem Kongresse, gezeichnet. — Großmann aber behauptet: „Der Zweifel an Palästina fraß von Anfang am Zionismus und nun stehen wir schon bei einem Zionismus ohne Zion."

III.

Großmann sagt: „Der Uebergang vom städtischen Ghetto zur landwirtschaftlichen Kolonisation ist in der Tat ein jäher Sprung und die Zionisten, die über diese Schwierigkeiten hinwegsahen, verdienen ein „nicht genügend" in Psychologie." Was berechtigt Großmann zu dieser Zensur? Palästina hat heute 40 jüdische Kolonien mit 40 000 Hektar intensiver Wirtschaft; die Bevölkerung, die zumeist aus dem russischen Ghetto kam, ernährt sich fast ausschließlich vom Ertrag des Bodens. Auf diesem Kongreß wurde die Frage der Palästina-Kolonisation ausführlich behandelt, und das schwierigste und vom Standpunkt einer geschlossenen, jüdischen Siedelung wichtigste Problem, die jüdische Landarbeiterfrage, durch den Leiter des Palästina-Amtes, Dr. Arthur Ruppin in Jaffa, und den aus Palästina delegierten Arbeitervertretern und Kolonisten eingehend erörtert. Die nationale Landarbeiterfrage ist darum in Palästina ebensowenig gelöst als in Ostelbien. Das weiß jeder Zionist genau so gut wie Franz Oppenheimer, den Großmann als Kronzeugen zitiert. Leider verschweigt er andere Stellen aus Oppenheimers Beschreibung seiner Palästina-Reise, wo Oppenheimer des Staunens voll ist, über die „Renaissance dieser Kümmerrasse, über die stahlharten Männer, die blühenden Jungweiber und noch mehr über die federkräftigen, strahläugigen Kinder, die durch die Gassen jubeln." Er zitiert auch nicht, was Oppenheimer von dem jüngsten Verband selbstbewußter, mutiger Kolonisten zu sagen weiß, von den jüdischen Wächtern, jungen Leuten aus den Ghetti Osteuropas, die die jüdischen Kolonien vor dem Einfall diebischer Fellachen oder räuberischer Nomaden beschützen, die gewohnt sind, ihr Leben für das Gut Anderer aufs Spiel zu setzen, für die Sicherheit des Hofes, für den Bestand der Ernte, weil sie wissen, daß dies nationales Gut ist und im nationalen Interesse geschützt werden muß.

Digitized by Google

Großmanns allzu harmlose Auffassung von der Lösung der östlichen Judennot kann hier übergangen werden, weil die Massen des Ostens wissen, daß der Zionismus ihnen nicht die sofortige Befreiung von der Not ihres gegenwärtigen Lebens bringen kann und dann erst ihr Schicksal beeinflussen wird, wenn die Jungen und Hingebungsvollen in Palästina durch das Medium der nationalen Idee und der dort wieder auferstandenen hebräischen Sprache die Grundlagen einer normalen Lebensgemeinschaft geschaffen: den Boden sich dienstbar gemacht, eine natürliche Gliederung der Berufsarten entwickelt, eine kulturelle Einheit erreicht und durch eine kompakte Mehrheit den bestimmenden Einfluß im Lande gewonnen haben. Die Schwierigkeiten sind groß: die zionistische Organisation, die diesem Ziel entgegenstrebt, erfährt sie natürlich in aller Schärfe auf ihrem Wege; aber die Entwicklung ist günstig: in Palästina leben nur 600 000 Menschen, darunter heute schon 100 000 Juden. In Judäa, wo ein Kranz von Kolonien um Jaffa liegt, beherrschen sie bereits das wirtschaftliche Leben: sie haben ein ganzes Stadtviertel in Jaffa gebaut, das sich in seiner Anlage jeder modernen europäischen Siedelung an die Seite stellen darf; die zionistische Bank entwickelt sich vortrefflich und genießt bei Juden und Arabern gleiches Vertrauen, die hebräischen Volks- und Mittelschulen sind die Zentren des kulturellen Lebens in dem so lange vernachlässigten Küstenstrich. Dies alles ist in erster Linie durch russische Juden erreicht worden, nicht weil es den Juden in Rußland so schlecht geht und sie hinausstreben, sondern weil in ihnen das national-jüdische Bewußtsein stärker und ursprünglicher lebt, als bei den übrigen Juden.

IV.

In Deutschland steht die ältere Generation den zionistischen Bestrebungen zum größten Teil gleichgültig oder ablehnend gegenüber. Sie hat in schweren Kämpfen eine gewisse Unabhängigkeit und, trotz der nicht völlig durchgeführten Emanzipation, eine erträgliche Stellung erworben: sie ist satt und besorgt, wie der zufriedene Bürger zumeist zu sein pflegt. Ein großer Teil der Jugend aber, vor allem in der jüdischen Studentenschaft, ist jüdisch-national gesinnt. Dieser Teil der Jugend sieht im Zionismus jene *natürliche* Befreiung vom Ghettogefühl, die Großmann von der Assimilation erwartet.

Die deutschen Juden sind in ein paar Berufe gedrängt, sie sind größtenteils entweder Händler, oder Aerzte, Rechtsanwälte oder Literaten. Sie gehören fast ausschließlich einer wirtschaftlichen und im wesentlichen auch einer geistigen Schicht an: was Wunder, daß sie die großen Zusammenhänge des Lebens meist einseitig zu sehen gewohnt waren. Sie sind im Wirtschaft-

Digitized by Google

lichen z. B. zumeist in manchesterlichen Anschauungen befangen. Da kommt der Zionismus, der auf der Kolonisation Palästinas beruht, und lehrt die Bedeutung kolonisatorischer Tätigkeit, für die die deutschen Juden bisher im allgemeinen wenig übrig hatten. Er lehrt die Bedeutung bäuerlichen Lebens für den Staat, die Notwendigkeit einer Sicherstellung im Staat und gesetzgeberische Maßnahmen werden verständlich, denen die Juden aus ihrer einseitigen wirtschaftlichen Gliederung zumeist nur ablehnend gegenüberstanden. Er bemüht sich in Palästina die wirtschaftlich Schwachen durch genossenschaftliche Verbände zu stützen und erhebt so den allzu individualistischen Sinn der Juden zu sozialem Bewußtsein. Der Zionismus verstrickt seine Anhänger in die Bestrebungen, die Juden in Palästina bodenständig zu machen und weckt so in ihnen eine früher nicht gekannte Sehnsucht, wieder mit der Scholle verbunden zu sein, in und mit der Natur zu leben. Er verbindet sie mit den national-jüdischen Arbeitergruppen und entwickelt das Verständnis für die Psychologie des vierten Standes. Er proklamiert die Gleichberechtigung der Frau, er weist auch den jüdischen Frauen ihren Platz im nationalen Werk an und erhebt so auch sie über den Kleinkram des Lebens. Er träumt von der Neubelebung jüdischer Kultur in Palästina und weckt die Ehrfurcht vor dem geistigen Schaffen überhaupt. Er lehrt die Notwendigkeit körperlicher Regeneration als Voraussetzung der nationalen Wiedergeburt und erzieht in seinen Turn- und Sportvereinen ein aufrechtes jüdisches Geschlecht.

V.

Großmann stellt sich außerhalb dieser Kreise. Er fürchtet, wie auch viele aus der ängstlichen jüdischen Bourgeoisie Deutschlands, daß durch das starke Bekennertum der Zionisten die Assimilation gehindert werde. Das ist ein Irrtum: dies Farbe bekennen wird die Assimilation der übrigen Juden höchstens erleichtern. Ob zwar die Mischehe wirklich im Stande sein wird, den jüdischen Bluteinschlag lebenskräftig zu erhalten wie Großmann erhofft, darf nach den Ergebnissen der Statistik bezweifelt werden. Das wird ihn aber bei seiner Einschätzung der körperlichen und seelischen Eigenschaften der Juden nicht weiter anfechten. Wir denken über die jüdische Eigenart anders; auch über jene, die das Ghetto gezüchtet hat: die starke Innerlichkeit, das Familiengefühl, den grüblerischen Sinn, jenen höchsten Idealismus, der den Sinn des Lebens darin finden konnte, das Gesetz zu ergründen und zu erfüllen. Wie auch die veränderten Lebensbedingungen in Palästina auf uns wirken werden; das „Volk des Buches" wollen wir bleiben, in dem Sinn, daß auch uns das Leben nur dann lebenswert erscheint, wenn es der großen

Digitized by Google

zeitlosen Idee unterspannt ist: Sub specie aeternitatis, wie Baruch Spinoza so echt jüdisch gesagt hat.

VI.

Inwieweit es gelingen wird, den deutschen Juden zum nationalen Judentum zu erziehen, in welchem Umfange er Palästinenser sein wird, soll nicht vorausgesagt werden. Das zionistische Ziel wird davon nicht beeinflußt. In ganz Westeuropa leben nicht viel mehr als eine Million Juden, kaum ein Zehntel des jüdischen Volkes. Die Zionisten der älteren Generation, die wirtschaftlich mit Deutschland verbunden sind, können zumeist nur Opfer an Geld bringen; unter der Jugend ist aber eine viel stärkere Begierde zur Pionierarbeit in Palästina lebendig, als heute, in der ersten Entwicklungsperiode Landes, befriedigt werden kann. Diese Jugend kümmert sich nicht um die Doktorfrage, was jüdische Nation sei und was ihre einzelnen Glieder verbinde. Ihr ist die Assimilation nichts lockendes; sie fühlt die jüdische Zusammengehörigkeit; sie will an der Wiederaufrichtung des jüdischen Volkes mitarbeiten. Die zionistischen Bestrebungen werden durch diese Zusammenarbeit von Ost und West vieles gewinnen, nicht, wie Großmann fürchtet, durch den Wirrwarr der „jüdischen Geisteswelt von Wien, Berlin, Warschau, Kiew, Jaffa" verlieren. Denn die Arbeit ist heute durchaus einheitlich im Ziel und in den Mitteln: vielleicht der stärkste Beweis der einheitlichen seelischen Disposition der Ost- und West-Juden, jedenfalls ein Beweis der einigenden Kraft der nationalen Idee.

VII.

Ein merkwürdiges Schauspiel: ein Volk seit siebzig Generationen von seiner Scholle vertrieben, zum Teil noch viel länger in Alexandrien, in Rom, am Rhein seßhaft, hat sich so lebendige Beziehungen zu seinem Lande bewahrt, daß der Gedanke daran nicht nur bei Zionisten, sondern bei weitaus der Mehrzahl aller Juden Gefühle ehrfurchtsvoller oder tatbewegter Sehnsucht hervorruft. Was soll dem gegenüber, das von Großmann breit an den Anfang seiner „Grabrede" gestellte „Alles Sein ist Assimilation" besagen! Wären andere apodiktische Grandiositäten, wie „Alles Sein ist Differenzierung", oder „Alles Sein ist Kampf", oder „Alles Sein ist Auslese" weniger großartig und weniger richtig — unrichtig? Zu leicht, zu literarisch löst sich für Großmann das psychologisch Kompliziertesteste. „Der Fisch im Meere wird silbergrau". Offenbares Fischideal: alle Fische haben silbergrau zu werden. Offenbares Menschheits- und Kultur-Ideal: alle Rassen haben sich zu einer einheitlichen Mulatten-Mestizen-Rasse zu assimilieren. Allerdings, wenn es um Nicht-Juden geht, ist Großmann mit einem

Digitized by Google

Male ein Art-Erhalter und Rassen-Idealist. Die Rückwanderungs-Statistik der Schweden, die nach wenigen Jahren der Fremde wieder heimkehren, ist ihm „eines der herzbewegendsten Kapitel". Diese Unfreiheit in der Beurteilung jüdischer Anlegenheiten durch Juden ist nicht selten. Die sind eben trotz aller Assimilationsversuche innerlich noch nicht im Gleichgewicht.

VIII.

Wir geben Großmann zu, daß die deutschen Juden ihrer Umwelt Vieles verdanken. Die Kenntnis der deutschen Philosophen, die Liebe zu deutschen Dichtern, die Freude an Mozarts Musik. Aber viel mehr verdanken wir Zionisten dem deutschen Volke. Es hat uns gezeigt, wie lediglich die moralischen Kräfte des nationalen Ehrgefühls und der Achtung vor sich selbst Deutschland auch aus der tiefsten Erniedrigung gehoben, wie letzten Endes diese moralischen Kräfte es waren, welche Deutschlands Söhne zweimal vor Paris geführt haben.

Als es galt, den König Friedrich Wilhelm III. zum Kampf gegen Napoleon zu reißen, mahnte Neithart von Gneisenau ihn an Judas Maccabäus und seine Heldenbrüder. So wollen wir unsere Jungen, in denen der Maccabäer-Geist noch nicht ganz erstarb, nach dem Beispiele preußischer Energie und preußischen Opfermutes erziehen. Als 1813 der Sturm losbrach, warnte Goethe: „Rüttelt nur an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß". Stein, dem man dies hinterbrachte, erwiderte: „Laßt ihn, er ist alt geworden". Mögen unsere Alten über die zionistische Utopie weise Reden führen, die Jugend wird zur Tat schreiten!

Der heilige Sebastian

Erzählung von Hans Heinrich Ehrler

Zu Augsburg waren an einem Septembermorgen des Jahres 1453 in der Werkstatt des Bildschnitzers Jost Mendel drei Männer beieinander.

Jost Mendel selber, ein würdiger Bürger von etwa fünfzig Jahren mit einem grau werdenden Bart, der von einem schönen ernsten Männerkopf lang und schmal abfloß. Der Meister stand wohlgefällig bewegt und überprüfend vor einer

Digitized by Google

kleineren, ihm aber offenbar besonders kostbaren Arbeit. Diese reifte sichtlich zu einer Statue des heiligen Sebastians, eines in nackter schmerzhafter Schönheit an den Pfahl gebundenen Jünglings.

Dessen Vorbild stand, auch des Gewandes entledigt und in der Stellung des Schnitzwerkes vor einem dunklen Tuch im schrägen Licht eines Fensters, noch ein Knabe schier, von schlankem, beinahe magerem Körper und schmalem herabgesenkten Kopf, den schweres braunes Lockenhaar überhing.

Der dritte war auch ein Jüngling. Er saß im Rock der Pfeifergilde abseits in einem fertigen, doch noch rohfarbenen Pontificalstuhl und spielte auf einer Fiedel.

Man hörte über den gelinden Hammerschlägen nur diese in der hellen Stube, wenn nicht von hinten aus der geschlossenen Gesellenwerkstatt noch dann und wann ein gedämpftes Geräusch kam. Zu der fein gezogenen Tanzweise wußte der Geiger wohl auch die Worte eines schönen Minneliedes. Daß er diese verschwiegen und nur in sich singend mittrug, durchspann das Spiel mit einer bedeckten Seligkeit. Davon verklärte sich der kunstreiche Innenbestand des Raumes an heiligen Figuren, Tafeln und Friesen, und da der Geruch des vielen Lindenholzes und des Buchses noch leis aus unvertrockneten Wunden strömte, so wurde alles gleichsam lebendig.

Jost Mendel meißelte und schabte in versunkener Inbrunst. Das Bildnis wandelte sich unter seiner Hand, wie wenn auch es ins Leben kommend herauswüchse in das Widerspiel seines Vorbildes aus Fleisch und Blut.

Und schließlich war auch an ihm das Wunderbare geschehen wie an dem schönen nackten Knaben. Den hatte das Spiel unvermerkt der tiefen gekrümmten Tortur seines Martyriums vergessen lassen und in die unbewußte Wollust eines traumhaften Tanzschritts emporgehoben. Die Geigenstimme durchflößte den feinen Körper gleichsam mit einem schimmernden Schmelz und lichtete die Gebärden seiner Glieder. Dennoch war die Schwere

Digitized by Google

des Schmerzes nicht geschwunden, sondern nur getragen wie von süß schwärmenden Schwingen.

So stand auch das schier rätselhaft rasch fertige Bild da, dieweil das Spiel verstummte und der Knabe sich heruntersinkend an seinen Pfahl lehnte.

Auch Jost Mendel holte sich aus der Welle seiner Erregung hervor. Er brachte, als trüge er einen Königsornat, dem Knaben die Kleider und küßte ihn plötzlich auf die bloße Brust. Der Liebkoste wurde rot wie ein Mädchen; und der Meister strich ihm noch einmal, selber in Verlegenheit geratend, über die Locken. Dann ging er zu dem Fiedler und zog auch ihn zärtlich an sich.

Wie Menschen, unter denen etwas Schönes und Seltenes geschehen ist, blieben die Drei wohl ganz still, aber ihre Gedanken und Gefühle traten aus ihnen heraus und begegneten sich in der Stille, diese mit dem unaussprechlichen Zauber füllend, den man als irgend etwas kostbar Wohltuendes, als Licht, als Wärme, beinahe als Duft empfindet.

Und daraus wurde dann allgemach eines jener Gespräche, die den Zauber noch in sich tragen und nur sein hörbarer Klang geworden sind.

„Meine jungen Freunde", begann Jost Mendel, sich vor dem Bildnis auf einer Stabelle niedersetzend, „es ist uns heute Geheimnisreiches widerfahren".

„Seht ringsum die heiligen Martyrer, die in dieser gleichen Werkstatt, von diesen gleichen Händen, aus diesem gleichen Holz entstanden sind. Seht sie in ihren Schmerzen. Wohl sind diese tief und reden ergreifend zu uns, so daß wir ihre Pein mitleidend fühlen. Wohl schaut ihr dahinter die Ergebung in den Willen des Herrn Gottes und schon einen Schein der Freude auf die Tröstungen der himmlischen Glorie. So findet ihr es auch bei den Werken der anderen wahren Meister dieser Tage."

„O ja", rief aus seinem Pontifikalstuhl aufzuckend der Geiger, „wir sehen es. Aber wir sehen auch das Andere, in Sankt Seba-

Digitized by Google

stianus ist die Freude zur Wonne geworden und die Pein zur Lust".

„Und", staunte der Jüngste in zaghaftem Stolz, „wie schön ist er! Meister Jost, was hast du aus meinem dürftigen Leib gemacht?"

„Nicht doch, lieber Florentin", wehrte der Gefragte ab, „du warst, als du vorhin an dem Pfahl standest, noch weit schöner, als ein Bild aus Holz oder Stein oder Farbe je zu werden vermöchte. Auch habe nicht ich mit meinem Meißel, sondern unser Freund Willibald hat mit seiner Fiedel das Wunder verrichtet. Er machte deine Schönheit vor uns erblühen und lockte die Schönheit deiner Seele aus der schimmernden Haut und den hold gebeugten Gliedern deines Leibes hervor, daß die Schönheit beider in geheimnisvoller Vereinigung uns sichtbar und fühlbar wurde. O Florentin, Du standest nicht nur als das Vorbild des dem Himmel nahen heiligen Martyrers vor mir, sondern auch als der liebliche Inbegriff deines Namens, in dem der süße Geschmack der freudenvollen Erde sich eingeschlossen haben muß."

Der von der Rede des Meisters wieder schamhaft beglückte Knabe lief zu dem Geiger hin und schmiegte sich neben ihn in den großen Stuhl, den Arm um seine Schultern hinauf lehnend und sprechend:

„Ja, Willibald, es war so seltsam in mir von Deinem Spiel. Ich spürte viele Süßigkeit in mir und mußte, davon angefüllt, beinahe tanzen. Es wäre schwer gewesen, wenn ich wirklich unter den Pfeilen der Heiden hätte sterben müssen wie Sankt Sebastian, und wie mir der Meister zu bedenken anbefohlen hatte. Ja, ja, ich war Florentin, Florentin, euer Florentin!"

Jost Mendel streichelte mit der Hand das Bildnis, als gelte die Zärtlichkeit dem Sprechenden, und sagte bewegt:

„Es wird mir schwer fallen, auch nur in diesen hölzernen Leib die Pfeile einzubohren. Es wird mir sein, ich peinige Dein liebes Fleisch."

Digitized by Google

Das Wort ging als ein Schauer auch durch den Knaben hin. Doch der Jüngling Willibald frohlockte wieder:

„Wie über die Maßen schön wird der Heilige aber dann erst sein!"

„Du hast recht, wenn das Tödliche über die Anmut kommt", ergänzte der Meister bedeutungsvoll.

„Ist dies das Wunderbare und Geheimnisreiche, von dem Du vorhin sprachst?"

„Ja, das ist es, und wir werden den ganzen tiefen Schmerz zwischen Himmel und Erde daran erleben, wenn die Blüte, welche Deine Musik auf diesen Körper zauberte, grausam verwundet zwischen den Pfeilen dasteht. Wir werden sie zittern und beben sehen. Doch ihre Seligkeit wird, davon getroffen, nur berückender hervorscheinen."

„Erzählen darum die Schriften von der himmlischen Musik, die den heiligen Martyrern in der Stunde ihrer Qualen lichten Trost gebracht haben soll?"

„Gräme Dich nicht, Willibald, vielleicht ist jene überirdische Musik auch nichts anderes, als die irdische Musik, die eben Deiner Fiedel entquollen ist."

Florentin nahm die Geige aus dem Schoß des Spielmanns, drückte ihr Holz an sich und ließ mit dem Finger die Saiten leis ertönen. Dann fragte er, über seine knabenhafte Art sich hinaushebend:

„So kommt uns im Angesicht des Todes noch einmal die Süßigkeit der Erde in holde Gegenwart?"

Und zögernd erweiterte er seine Frage:

„Ist die Himmelslust nur ein Weiterspiel der Erdenlust? Oder gar nur ein Nachhall und schwindender Schimmer?"

„Wer darf das sagen, der nicht selber an jene Grenze geführt worden ist?" dämpfte der Meister.

„War ich nicht dort?"

Der Knabe stand auf, als geschähe ihm noch einmal jene köstliche Erhebung:

Digitized by Google

„Und wenn — mir ist, es müsse bald sein — ich sterben werde, werde ich Deine Fiedel hören, Willibald, und meine Seele wird tanzen, in Blumen und unter weißen Wolken und vor freundlichen schönen Jungfrauen."

„Dein Bildnis", schwärmte der angeredete Jüngling herüber, „kommt auch zu den Nonnen von Sankt Catharina. Wie werden die vielen Frommen und Schönen Dich lieb haben und nach Deinem Leib verlangen, indem sie zu dem heiligen Martyrer beten!"

Da sah Florentin, wie Jost Mendel plötzlich traurig geworden war. Er eilte auf den Meister zu und gab ihm seinen Mund zu einem Kuß.

Lawrence Sterne

Von Thekla Blech-Merwin

An einem trübseligen Märztage, den ein „Londoner Echter" mit seinem grau-weißen Nebel übergossen hatte, lag in einem „Old Bond Street Logis" ein Mann, der eher einem Skelett, als einem Menschen glich und eine Wärterin wärmte dem Frierenden, dem die Kälte schon bis zum Herzen stieg, mitleidig die Füße. Es war 4 Uhr nachmittags. Die Nebel begannen sich bereits mit einer trostlosen Dämmerung, die langsam ins Zimmer kroch, zu vereinigen, als es an die Türe klopfte. Ein stämmiger Kerl von einem Lakai trat ein, um dem Kranken den Gruß einer großen Tafelgesellschaft zu entbieten — da machte das arme, frierende Skelett eine Bewegung, drehte sich mit einem heftigen Ruck um und verschied.

So starb am 18. März des Jahres 1768 Englands größter Humorist Lawrence Sterne, der verhätschelte Spaßmacher der allmächtigen Londoner Gesellschaft, der ungezogene Liebling der Grazien, der ruhelose, leuchtende Geist, der das Erbe des Shakespeare'schen Yoricks angetreten hatte, der englische Rabelais, an dessen Wiege auch der Genius des Cervantes Pate gestanden war. Ein wundervolles Capriccio der Natur war zu Ende gegangen und es war, als hätten die bleichen Lippen den wehmütigen Refrain seines Lebens geflüstert: „Ach, armer Yorick!"

Zweihundertmal ist das Jahr wiedergekehrt, seit dieser seltsame Mensch, der nicht einmal soviel Ordnungssinn hatte, in einem anständigen Zimmer

Digitized by Google

geboren zu werden, am 24. November 1713 in den Baracken von Clonmel zur Welt kam. Was seine unruhigen Kinderaugen von dieser Welt zu sehen bekamen, war nicht sonderlich heiter. Das Leben zeigte ihm jene verzerrte Fratze, über die nur ein ganz großer Humorist zu lachen vermag. Als Sohn eines armen, irländischen Offiziers bekam er schon in allerzartester Jugend die abenteuerliche Ruhelosigkeit des Militärlebens der damaligen Zeit vollauf zu kosten, machte mit acht Jahren bereits eine stürmische Seeexpedition mit; tausend Eindrücke und Erlebnisse, die Bewegtheit des Lagerlebens, der Wechsel der Landschaften und Orte gruben bunte und wirre Zeichen in das junge Gehirn. Wer kann wissen, in welchem Maße diese Erinnerungen an seiner zur Manie gewordenen Systemlosigkeit mitgespielt haben, welche verschollenen Töne einer phantastischen Jugend den tollen Text seiner Erzählungen begleitet haben mögen? Strenge Kritiker, die den ungezügelten Launen seines Humors den puritanischen Ernst eines englischen Sonntagnachmittags gegenüberstellten, haben viel über das Groteske, Sprunghafte und Bizarre seiner Schriften zu schmähen gehabt. Aber was waren die munteren Ausgelassenheiten seiner Einfälle im Vergleich zu dem bösartigen Witz, den das Leben an ihm selbst verübte, zu der parodistischen Laune seines Schicksals, das ihn mit der Enge einer spießbürgerlichen Umgebung, eines geistlichen Berufes wie mit einem Gefängnisgitter umgab.

Das Leben hatte von Anfang an Ungewöhnliches mit dem kleinen, mageren Jungen vor und stempelte ihn mit dem Zeichen des Wunderbaren. Während eines längeren Aufenthaltes bei einem Prediger namens Fetherston in Anamoe in Irland stürzte er einmal durch Unvorsichtigkeit in einen Mühlbach und geriet unter das Wasserrad. Er schien unrettbar verloren — aber wie durch ein biblisches Wunder kam er unversehrt auf der anderen Seite wieder heraus. Mit 11 Jahren wird er von den Eltern getrennt, um eine planmäßige Erziehung zu genießen. Niemals sah er sie wieder. Sie starben an dem elenden Leben, das ein besitzloser, kinderreicher Offizier zu jenen Zeiten führte. Die mütterliche Liebe der Frau, die Erhabenheit und Größe eines Gefühls, das sie hoch über die Leidenschaft des Verlangens erhebt, ist dem Verfasser des „Tristram Shandy" auch zeitlebens fremd geblieben, in seinem empfindsamen Herzen war kein Verstehen für die Reinheit der Mutterschaft. Welche unendliche Traurigkeit liegt über dem Leben dieses „diable von einem Menschen", dessen Weg von der sorgenden Liebe der Mutter nicht gesegnet war. Die arme verstörte Frau starb irgendwo in Irland, voll von Sehnsucht nach dem Gatten, der mit seinem Regiment nach Gibraltar gegangen war, um nicht zurückzukehren. Sterne kommt in die Freischule Halifax bei Heath, verläßt sie im Jahre 1731 und wird von einem reichen Verwandten

Digitized by Google

in der Universität von Cambridge untergebracht. Hier beginnt sein Wesen durch eine gewisse talentierte Sonderbarkeit aufzufallen, die, verstärkt durch ein groteskes, hageres, nachlässiges Aeußere, leuchtende Augen und den satirisch lebhaften Mund, einen seltsam bedeutungsvollen Eindruck hinterläßt. Irgend etwas Geniales verschob die Linie seines sonst bescheidenen Wesens, aber schon in jenen Tagen bekam der hohlbrüstige, junge Mensch die erste Lungenblutung und über seinem ganzen, ferneren Leben lag die Last dieser Krankheit gebreitet, die ihn mit Blutungen, Husten und körperlicher Schwäche unausgesetzt bedrohte und quälte. Die Krankheit der Romantik bei einem Humoristen wie Sterne erscheint wie ein zerstreuter Mißgriff der Natur. Zudem wurde er Pfarrer, ein ganz gewöhnlicher, kleiner, nicht sonderlich wohlbestallter Landprediger und Gott, dem er für seine allmächtige und weise Güte täglich dankte, gab ihm dazu eine gleichgiltige, plattherzige und beschränkte Frau, die diesen wunderlichen Mann mit ihrem lähmenden, banalen Wohlbefinden in die sonderbarsten Tollheiten trieb. Wenn man so sagen darf, verdarb ihr guter Ruf den seinen; um sich von ihrer Ruhe zu erholen, stürzte er sich in die vielgetadelten Exzesse im „Crazy Castle" — im tollen Schloß seines Freundes Hall Stevenson — (den er unter dem Namen Eugenius verewigte), wo sich eine so zügellose und abstruse Gesellschaft traf, daß ein inniger Verkehr selbst für einen Priester des 18. Jahrhunderts höchst unschicklich war. Die langweilige und satte Bedeutungslosigkeit dieser Frau war das eigentliche Agens jener tragisch-komischen Leidenschaften, die noch das Leben des Fünfzigjährigen, der schon eine erwachsene Tochter hatte, mit ihrer süßen Traurigkeit und ihren erhitzten Wünschen durchwehten.

46 Jahre war Sterne in der Ruhe seines Landlebens, das er zeitweise durch seine bizarren Einfälle und Neigungen belebte, alt geworden, als die ersten Teile des „Tristram Shandy" erschienen, die den Namen des schlichten Provinzpfarrers aus Yorkshire mit einem Schlage bekannt machten. Ein Werk müßiger Stunden, war es mehr zum Zeitvertreibe für sich, als für andere, war als Ableiter für den Strom einer tiefsinnigen und göttlichen Heiterkeit geschrieben worden, die sich nicht in der Tätigkeit eines kreisbekannten Witzlings und Originals, wie Sterne es war, erschöpfen konnte. Das Buch mit seiner seltsamen, bisher noch nie dagewesenen Eigenart erregte ungeheures Aufsehen. Mit einem Schlage öffnete sich vor dem kleinen, stillen Pfarrhause die Türe in die brausende Welt, der Ruhm entführte Sterne in die Wolken. Das Herz des alternden Mannes begann zu keimen und alle Torheiten zu fühlen, die ein Jüngling empfindet. Er verliebte sich sozusagen stehenden Fußes in Mademoiselle Catherina de Fourmantelle und pflegte nun diese Leidenschaft mit einer Offenheit, Ueberschwänglichkeit und naiven Selbstverständlich-

Digitized by Google

keit, die den Liebhaber Sterne im Verkehre mit der Damenwelt überhaupt auszeichnete. Aber London, der Taumel seiner gesellschaftlichen Vergnügungen entreißt ihn bald dieser Liebe, er vergißt sie, betäubt von dem Dufte des Weihrauchs, der die Sinne des bisher Einsamen plötzlich umnebelt.

Angeregt durch den unerwarteten Erfolg arbeitet Sterne an den Fortsetzungen des „Tristram Shandy" und schreibt Predigten, welche durch ihre dialektische Schärfe Aufsehen erregen. Die meiste Zeit aber verbringt Lawrence Sterne bei den „Londoner Besuchen", welche ihn Gesundheit, Arbeitskraft und Zeit kosteten. Erst eine durch seinen Gesundheitszustand notwendig gewordene Reise nach Frankreich und Italien legt die Idee zu seinem zweiten bedeutenden Werke, dessen Anfänge bis in den 7. Teil des „Tristram Shandy" zurückreichen. Es ist das „Sentimental Journey", die „Empfindsame Reise durch Frankreich und England", dieses Buch, das in Deutschland und Frankreich die Introduktion zu einer Literaturepoche bildete und unzählige Nachahmer gefunden hat.

Dieses Buch stand bereits unter dem Einfluß einer neuen Liebe, welche an Gefühlsseligkeit und Schwermut ein englisches Pendant zu dem späteren, literarischen Liebespaare Lotte und Werter bildet und unter der Bezeichnung Yorick und Elisa, überall bekannt war. Elisa war eine vierundzwanzigjährige, bleiche und leidende Schönheit aus Indien, die Gattin eines in Bombay ansässigen Engländers und in diese letzte, große und tiefe Leidenschaft legte Sterne die Glut und den Zauber seiner gefühlvollen Sehnsucht, an diese etwas berechnete junge Dame verschwendete er die letzten Kostbarkeiten seines Herzens. Sie reist bald nach Indien heim und Sterne bleibt zurück, einsam, seiner letzten Glut beraubt und völlig niedergedrückt. Seine Familie, Frau und Tochter, sind in Frankreich. Sein Familienleben scheint überhaupt sehr gelockerter Natur, trotzdem er seine Tochter Lydia abgöttisch liebt. Zudem rächt sich sein Leiden für die jahrzehntelang erfahrene Mißachtung, London, das ihn mit offenen Armen empfing, das seinen Witzorgien begeistert lauschte, das seine Scherze und Bonmots gierig aufnahm und kolportierte, London gab ihm mit seiner Gastfreundschaft den Rest und er ging an ihm zugrunde, wie ein Unvernünftiger an den Liebkosungen der Frauen zugrunde geht. Dabei war er arm, die Sorge des täglichen Lebens hatte ihn nie verlassen und seine Familie blieb so unversorgt zurück, als habe sie nur der kleine Priester, nicht aber Englands größter Humorist der Großmut seiner Nation empfohlen. Für die Großen und Glänzenden war es auch bezeichnend, daß bei seinem Begräbnis zwei Herren den ganzen Leichenzug ausmachten — wo der Humorist Ernst machte, verschwanden die Lacher. Ach, armer Yorick! Aber das Schicksal wollte noch einmal seinen grauenhaften Spaß an ihm üben. Leichenschänder, die auf dem

Digitized by Google

Tyburnfriedhof in aller Gemütsruhe arbeiteten, gruben die Leiche Sternes aus und verkauften sie dorthin, wo Yorick seine ersten Jünglingstorheiten begangen hatte — nach Cambridge. Zur Sektion waren einige Aerzte geladen, die sich ahnungslos um den Leichnam drängten. Plötzlich tritt ein alter Freund Sternes ein, erkennt den Toten und bricht bewußtlos zusammen. Es war zu spät, der Körper war bereits ganz zerstückelt.

Das war der Schlußakkord dieses tönenden, reichen Lebens, wenn die Schilderungen glaubwürdiger Zeitgenossen auf Richtigkeit beruhen, war das Ende einer Tragikomödie, von der Sterne mit größerer Berechtigung als Rabelais sagen konnte: „Tire le rideau, la farce est jouée."

* * *

Tiefe, leuchtende Augen, in denen der göttliche Funke glimmt, ein mageres Asketenantlitz und ein voltairischer Mund mit sinnlichen, lebhaften Lippen, so war Lawrence Sternes Antlitz und so war auch das Antlitz seines Geistes. Die Welt des „Tristram Shandy" und des „Sentimental Journey" ist ein bunter Jahrmarkt, auf dem in den sonderbarsten und groteskesten Formen Empfindung oder vielmehr „Empfindsamkeit", wie Lessing das Wort „sentimental" übersetzte, Idealismus, Witz, Laune, Humor, Uebermut und schwermütige Reflexion in raschem Wirbel vorüberziehen. Wieland, der nächst Jean Paul dem großen Irländer am geistesverwandtesten war, schrieb kopfschüttelnd über den Tristram Shandy:

„Ein unbegreiflicher Mischmasch von Weisheit, Torheit, Witz, Empfindung, Geschmack, Unsinn, Metaphysik des Herzens, Kenntnis der Welt, Kritik, feinem Scherz, unnachahmlicher Laune und unausstehlichen Plattheiten."

In der Tat, es ist etwas Elementares in seinen Schwächen, ein Stück Weltseele in der Tiefe seines Gefühls, die Kraft seiner Laune aber ist göttlich. Dieser Humor ging mit souveräner Verachtung über die Traditionen der Form, der Handlung, der Entwicklung, über Einteilung, Ordnung und Geschlossenheit hinweg und erscheint deshalb so grandios, weil er es verschmähte, anders als dominierend zu wirken. Er hat lediglich Selbstzweck und kennt nur ein Ziel, das ihm nicht versagt geblieben ist. Das befreiende, herzliche Lachen. Er ist niemals satirisch, weil Satire bereits etwas Kritisches enthält, während der Humor schöpferisch ist. Lediglich in der Szene der Sorbonnesitzung im „Tristram Shandy" findet sich ein satirischer Anklang, sonst ist seine Absicht rein parodistisch, und auch die lustigen Angriffe auf die Vererbungstheorie und die englischen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts sind mehr eine Verulkung als eine Verhöhnung. Seine Stärke zeigt sich darin, die Sonderbarkeiten, Eigenarten und Schrullen gewisser Sonderlinge in komischer Beleuchtung darzu-

Digitized by Google

stellen. Für das Wesen dieses Humors hat Deutschland eine Analogie in der Eigenart Jean Pauls, der die Sterne'sche Verschmelzung von Idealismus, Empfindsamkeit und Laune vergrößert und vergröbert hat. Trotzdem ist dieser nervöse Stil, absichtlich sprunghaft und ungeordnet, der auch die äußere Form vollständig der humoristischen Absicht unterordnet, niemals erreicht worden. Seine Subjektivität hat sich später Heinrich Heine zu eigen gemacht.

Den Inhalt des Tristram Shandy anzugeben, war wohl Sterne selbst nicht in der Lage — fast wirkt der Roman beim ersten Durchblick wie ein exquisit-geistreiches Irrenhaus in einem Buche eingeschlossen. Unter dem Vorwande, die Lebensgeschichte Tristram Shandys zu erzählen, kommt Sterne über witzige Reflexionen, Schilderung charakteristischer Gestalten, von denen fast jede ein Steckenpferd hat, sentimentale Stimmungen, ironische Betrachtungen und erotischer Ausgelassenheit nicht hinaus und im 9. und letzten Bande des Romanes, der eigentlich Fragment geblieben ist, bekommt der Titelheld die ersten Hosen. In den engen Rahmen der geringfügigen Geschehnisse allererster Jugend hat Sterne die kostbaren Bilder Yoricks, in dem er sich selbst porträtierte, des kuriosen alten Shandy und den gütigen Typus des Onkel Toby geschaffen, der die trockene und nüchterne Nation Englands mit dem wunderbaren Schimmer eines abgrundtiefguten Herzens verklärt und bisher nur noch von Dickens gemütvollen Mr. Pickwick erreicht wurde. Wenn ich noch hervorhebe, daß im 64. Kapitel der sonderbare Autor mit der Vorrede an den Leser beginnt, dann hat man einen prächtigen Salto-mortale Sterne'schen Scherzes vor Augen, der über alle Regeln hinwegsprang, die Begebenheiten, Zeiträume, Gespräche, Stimmungen wirr und geschickt durcheinandermischte, ein brillanter Jongleur, der Wirkung seiner verblüffenden Behendigkeit, mit der er die gewisse englische Steifheit köstlich parodierte, vollkommen bewußt. Er hatte kein System, um zu gefallen, die Systemlosigkeit war ein Prinzip. In seiner Brust waren unzählige Schätze aufgespeichert — er brauchte nur in sich hineinzuhorchen, welch' klingende bunte Welt barg seine Seele. So konnte er verschwenderisch und zügellos schöpfen, ohne zu erschöpfen.

Für Deutschland, England und Frankreich ist Lawrence Sterne der Klassiker des Humors, alle seine Requisiten und Behelfe sind heute noch die Grundpfeiler des humoristischen Romanes. Die „Ironie des aus dem Stücke-Fallens", wie Kerr es nennt, hat die Romantik direkt von Sterne übernommen und sie läßt sich am besten in Tiecks „Gestiefelter Kater" auf ihre Herkunft agnoszieren. An einem einzigen seiner köstlichen Einfälle zehrten oft ganze literarische Sekten, von Johann Georg Jacobis Gemeinde angefangen, bis herab zu dem vulgär-trivialen Heinse. Die Desillusionierung, mit der er den Leser plötzlich überrascht, arbeitete Hand in Hand mit einer unerreichten, meisterhaften Apo-

Digitized by Google

siopese, mit dem hervorbrechenden „Element der Lüsternheit, in dem er sich zierlich und sinnig benimmt", wie Goethe diese Art charakterisierte, und wenn der Leser, von der empfindsamen Feinherzigkeit des Dichters ergriffen, in Rührung gerät, blitzen plötzlich alle Lichter des Uebermuts, der Ausgelassenheit und Frivolität auf, verhallt das Echo eines lasziven Lachens, das ein unsichtbarer Faun erhebt. Selbst die Interpunktion wurde bei ihm eine willfährige Dienerin des Humors. Sterne ist eigentlich der Erfinder des Gedankenstrichs — was er durch ihn auszudrücken vermag, das konnten nicht Worte sagen. Doch in der „Empfindsamen Reise", gleichfalls Fragment geblieben, wie der „Tristram", wo aber der Humor hinter Gefühlsseligkeit zurücktritt, taucht die Neigung zum Obszönen immer seltener auf und diese Reisebeschreibung, die gar keine enthält, ist bereits veredelt und von den Klängen einer wundervollen, schmerzlichen Stimmung getragen — ein „Sentimental Journey".

Den humoristischen Roman haben uns die Engländer gegeben, Smollet und Fielding haben ihn geschaffen, Sterne hat ihn unsterblich gemacht. Aus einer ironischen Kampagne gegen den Schwulst Richardsons wuchsen zwei ewige Werke in die Literatur, welche man den allergrößten Erscheinungen zur Seite stellt. Der „Shandeismus" aber ist längst mehr als eine Literaturerscheinung, er ist ein englisch-irländischer Charakterbegriff geworden, der Typus des tiefsinnigen Sonderlings, mit den plötzlich hervorbrechenden bizarren Einfällen, mit der unerschöpflichen Laune. Er scheint in England jetzt abgelöst worden zu sein durch den Wilde'schen Dandeismus, aber er stellt den gezierten Aeußerlichkeiten, der paradoxen Geistreichelei der neuen Erscheinung noch immer übermächtig seine elementare, echte und grüblerische Absonderlichkeit entgegen. Als Inkarnation des Humors hat „Tristram Shandy" auch seine tragische Seite und spricht in diesem Roman, dessen Rahmengeschichte unzähligemale von verworrener Ornamentik unterbrochen ist, die tiefsten, leuchtendsten und schmerzlichsten Worte dieser Erde. Auch Sterne „war das Schoßkind der bleichen, tragischen Muse", aber gleichzeitig bekam er die „komische Larve" und die „närrischen Glöckchen". In seinem genialen Lachen, den Wenigen gegeben, deren Stirn auch die heitere Göttin mit einem Kuß berührte, liegt die göttliche Ueberlegenheit des Humors, die sieghafte Kraft des Optimismus, die dem Nur-Tragiker versagt bleibt.

Digitized by Google

Worte eines Besiegten

Unter diesem Titel hat der frühere türkische Generalinspekteur der Kavallerie, Izzed Fuad Pascha — im entschiedenen Gegensatz zu den Anschauungen der derzeitigen türkischen Armeeleitung — in einem Pamphlet, gegen die Berufung deutscher Instrukteure protestiert. Inwieweit die auch in der Broschüre nicht weiter begründeten Behauptungen über Inferiorität der Waffen deutscher Herkunft gegenüber andern, über Versagen angelernter deutscher Taktik im ersten Balkankrieg u. dergl., irgend eine Berechtigung haben sollten, wird wohl ebensowenig festzustellen sein, als Art und Maß des fremden Einflusses, unter dem der Pascha gegen deutsche, militärische Lehrer und unter Einem für französische Instrukteure eintritt. Auch die Indianerfreude des „Matin" soll uns die Laune nicht im Geringsten verderben. Es ist ungezählte Male von den leitenden deutschen Armee-Instrukteuren in Wort und Schrift geklagt worden, daß Mangel an Vertrauen, orientalisches Mißtrauen, Selbstüberschätzung der alten Soldatenqualitäten des Osmanen, sowie Unterwertung der etwaigen Balkangegner, es kaum je zuließen, die Deutschen in den unerläßlichen tatsächlichen Kontakt mit den türkischen Truppen treten zu lassen, daß daher füglich nur von organisatorischer und allgemeiner, deutscher Anleitung die Rede sein konnte. Enver Bey und seine Genossen haben ja auch für die Zukunft in dieser Erkenntnis Vorsorge getroffen, dahin —, daß die fremden Lehrer effektive Truppenkommandos erhalten, so daß man also in einigen Jahren von türkischen Truppen mit „deutscher" Ausbildung reden könnte.

Aber alles dies ist nebensächlich, da es sich gar nicht darum handelt, über angeblich besiegte deutsche Kriegskunst zu diskutieren. Diesen Schwefel kann das deutsche Heer ganz und gar — anderen überlassen.

Hingegen findet sich in Izzet Fuad's Publikation mit Hinweis auf das Motto: „Eines schickt sich nicht für alle" — die Behauptung, daß das starre, steife Militärsystem der Deutschen, deren Anschauungen über die Mittel zur Erhaltung der Disziplin und Autorität so himmelweit von der Auffassung und Aufnahmsfähigkeit des Orientalen und insbesondere des islamitischen Türken differieren, nun einemal für das osmanische Soldatentum nicht passe, daher immer nur äußerlich angenommen, niemals in Fleisch und Blut der Offiziere und Mannschaften übergehen könne, und daß daher die liebe Müh' der Instrukteure stets eine vergebliche bleiben werde, da sich der Türke niemals „deutsch" schlagen werde.

Und daß er daher die französische Art, sich nur im Feld, vor dem Feind gänzlich den vorgesetzten Befehlen unterzuordnen, sonst aber die Entindividualisierung zu verwerfen, für die türkische Armee passender erachte. Das ist wenigstens eine Ansicht, über welche Deutschland, seiner Würde und Werte bewußt, ganz gut diskutieren kann. Die Mehrheit der Deutschen steht heute kaum hinter dem militärischen Ehrgeiz, durch die Verbreitung unserer Kriegskunst, die weltpolitische Stellung des deutschen Reiches zu erhöhen. Das besorgen der deutsche Kaufmann, der deutsche Techniker, der deutsche Industrielle weit besser, als der Lehrer des preußischen Drills. Ist unser militärisches System so gut, wie wir es einschätzen, dann erhöht sich sein Wert noch durch den Alleinbesitz. Um Kanonen

Digitized by Google

und Gewehre wird man trotz der Zurückhaltung in der militärischen Missionärarbeit — zu uns kommen.

Warum legt man solchen Wert darauf, Türken, Chinesen u. dergl. die deutsche Kampfart beizubringen?

Es gibt geradezu ein falsches Bild deutschen Könnens und Schaffens, wenn unsere auswärtige Politik ein so großes Gewicht auf den Export unserer Militärqualitäten legt. Als verfügten wir nicht über weit Tauglicheres zu diesem Zweck? ....

v. S.

Das Sacrileg

Die Untersuchung ist abgeschlossen, die Schuldigen sind bestraft. Also .... Man erinnert sich wohl noch.

Jahrelang kämpfte der Film siegreich gegen alle Widersacher, Berufene und Unberufene. Die Wohlhabenden rümpften die Nase über den Dreißig-Pfennig-Kientopp; man baute ihnen Lichtspielhäuser mit zwei Mark Eintrittspreis: sie kamen. Die Literarischen richteten; man versorgte sie mit Namen: sie kamen in Haufen. Die Theaterdichter jammerten: man beteiligte sie. Die Konkurrenz beklagte sich: sie wurde mit Kinosteuern und strengen Polizeivorschriften zufrieden gestellt. Die Pädagogen hoben den Finger: man verschärfte die Zensur. Die Snobs waren kulturbesorgt: man erfand ihnen die Filmseele ....

Bis das Unerhörte geschah. Ein bemooster Heidelberger Cand. phil. nebenher Dramaturg einer Filmfabrik, fand am Stammtisch „Kümmelspalterei" zwei alte Landsmannschafter, die sich bereit erklärten, vor dem Aufnahmeapparat eine Säbelmensur auszufechten. Die Sache kam zustande, ein paar lebendige Studenten Cherusciae statierten, die Kämpfer bekamen fünfhundert Mark. — Ein Schrei der Empörung, ein Sturmläuten. Die Statisten fliegen aus der Verbindung, die Verbindung selbst wird auf zwei Jahre hinausgehängt .... Durch Deutschland aber stoßen alle Wächter ins Horn.

Immerhin, der Lärm ist nicht nur komisch. Er läßt erkennen, wo die Heiligtümer unserer Fechter und Getreuen zu suchen sind. Mögen Corpsiers und Landsmannschafter ihre Gebräuche so wichtig nehmen, wie sie immer wollen: niemand verwehrt es ihnen. Aber was, um Himmelswillen, geht das die Erwachsenen an? Was ist auch geschehen?

Geschehen ist die Filmung eines waffensportlichen Vorgangs. Will die Landsmannschaft das nicht erlauben: schön. Nur glaube ich nicht, daß man in England den Untergang aller Ideale verkündet, wenn ein Fußballmatch im Kino zu sehen ist. Also Dinge von größerem Ernst kamen niemals auf den Film? Ohne daß die Wächter sich rührten? Wir sehen Katastrophen auf der Leinwand. Sehen Ausschnitte des Kriegs und das Vorübertragen Verwundeter. Shakespeare durfte, Tolstoi darf gefilmt werden. Das alles schien dem Tiefquartidealisten keine Entweihung. Wenn Dichter sich herabwürdigten, grinsten sie. Aber eine Mensur — Mützen, veritable Studentenmützen, Bänder, echte Couleurbänder: Das geht über die deutsche Geduld. Das ist das Ende.

Das Spaßhafte ist: daß nebenbei auch innerhalb des gutgesinnten Bezirkes sich Wertabstufungen verraten. Man sieht doch patriotische Feiern, sieht Landesfürsten nicht ungern auf dem Film, nicht wahr? Um wieviel ehrwürdiger muß die Mensur sein, die, im Gegensatz zu jenen allerhöchsten

Digitized by Google

Personen, durch das Werk des Kinooperateurs geschändet wird.

Uebrigens, ihr habt nicht so Unrecht: es ist wirklich das Ende. Nicht deutsche Art und akademischer Herrlichkeit, wohl aber eines Nimbus. Kein Heiligtum ist befleckt: sondern es ist bewiesen worden, daß an dieser Stelle kein Heiligtum mehr vorhanden war. Schmisse macht heutzutage der Barbier. Der Kern ist vertrocknet; die Reste der Schale gehen für 500 Mark an die Filmfabrik weg.

Hermann Friedemann

Gebührentarif für Gottlosigkeit

Das „Komitee Konfessionslos" mag ein paar Köpfe beherbergen, die von der „kulturellen" Bedeutung ihrer Tätigkeit überzeugt sind, aber es scheint keiner darunter zu sein, der von einer Empfindung für Geschmack oder Würde belastet wäre. Diese Freiheits- und Befreiungspraktiker fangen nämlich an, fürchterlich zu werden — nicht für die Konfessionen, sondern für die Magenempfindung der Zuschauer.

Sie schmeißen die Religionslosigkeit an die Plakatsäulen von Berlin: „Tut Buße", benutzen dazu den preußischen Bußtag und ärgern mit diesem etwas trivialen Anreißerhohn die harmlosen Bürger. Das ist ebenso Geschmackssache wie de ganze kirchenoffizielle „Bußtag", innerhalb der evangelischen Kirche eine traurige und langweilige Versteinerung katholischen Angedenkens.

Aber die Gesellschaft hat Glück. Auf ihr schnoddriges und unsympathisches Berlinertum reagiert das kirchliche Preußentum; die Reaktion ist genau so gewalttätig. Man verbietet Versammlungen, mit zweifelhaftem Recht, und stellt den Schutzmann vor den bedrohten Frieden. Aber nicht bloß den Schutzmann.

Hier beginnt die Groteske. Die preußischen Oberkirchenbehörden haben sich mit der Kaiserin zusammengesetzt, um dem Volk die Religion zu erhalten und sie sind einem Mittel von durchschlagender Bedeutung auf die Spur gekommen: man erhöht die Gebühren beim Austritt aus der Landeskirche. Das Ei des Kolumbus — nun wird der Abfluß gestaut und die Konsistorialräte können sorgenlos ins Bett steigen. Die Statistik beruhigt.

Der Vorgang hat sein intime Komik, ist aber zugleich eine Gottlosigkeit im Freskostil, eine Selbstentblößung der kirchlichen Zahlenbürokratie, die fast etwas Unheimliches hat. In den Jahren, da man den alten Schleiermacher jubilierend aus der Vergangenheit herausholt, feiert die Religion als ein Quantitätsbegriff ihre Triumphe, und die Menschen, die man mit der Glut des Herzens nicht mehr beim Glauben ihrer Väter festhalten kann, sollen mit Fesseln aus Silber und Nickel angebunden werden. Das ist dann die werbende Kraft der landeskirchlichen Organisation — man könnte fast glauben, wenns nicht in der bravbürgerlichen Nationalzeitung gestanden hätte, jene Kreise des echt preußischen Zahlenkirchentums wollen eine Parodie auf Sinn und Geist des Evangeliums schreiben.

Die Kaiserin ist für diese Vorschläge. Als es sich um Jatho handelte, lag ihr und ihrer orthodoxen Umgebung daran, ihn möglichst schleunigst aus dem kirchlichen Verband hinauszuwerfen; jetzt da gleichgültige Leute sich entfernen wollen, greift man zu unwürdigen Mitteln, die Konfessionsstatistik zu frisieren. Alles im Dienste der Religion.

Das „Komitee Konfessionslos" und die Gebührenpolitiker der preußischen

Digitized by Google

Staatsorthodoxie sind einander wert. Beide sind dabei, den Begriff einer feineren Religiosität zu ruinieren. Sie führen den Kampf um die Zahlentabelle.

Die einen predigen eine primitive Erdenglückseligkeit im metaphysischen Taschenformat, um dem „Fortschritt" zu dienen. Die anderen bearbeiten einen erhöhten Gebührentarif für Gottlosigkeit, um damit Gott zu dienen.

Fridolin

Eine posthume Tat Tschudis

Seit vielen Jahren war die neue Pinakothek in München mehr ein historisches Kuriositätenkabinett als eine Galerie, die die Entwicklung der Malerei des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck brachte. Das trostlose Durcheinander, aus dem nur wenige Werke von Qualität aufglänzten, repräsentierte trefflich den Geschmack der ewig Inkompetenten, und versteckte alles, was im 19. Jahrhundert Malerei und gute Tradition hieß, mit geradezu genialer Konsequenz. Wertvolle Bilder schlummerten in unzugänglichen Räumen. Seit Tschudis Neuordnung der alten Pinakothek, die eine so freudige Ueberraschung brachte, sind die Wünsche nach einer Reorganisation der neuen Pinakothek nicht mehr verstummt. Und nun hat es sich endlich begeben: die neue Pinakothek ist von Grund auf umgestaltet worden. So, daß man sagen kann, München hat eine neue Galerie erhalten. Man hat altes entfernt, und neugewonnenes aufgestellt. Nicht nur die Tschudistiftung hat endlich ihren Platz gefunden — endlich ist auch Hans von Marées aus seiner Schleißheimer Abgeschlossenheit erlöst und in die Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts eingereiht worden. Wir sind dem Tschudischüler Braune für seine Arbeit dankbar. Zugleich aber opfern wir den Manen des Mannes, der sein Lehrer war, dem er den Mut zur Initiative und das Beispiel der Durchführung verdankt.

In den Parterreräumen sind die Franzosen der Tschudistiftung zwar nicht glänzend, aber gut sichtbar untergebracht. Ein Géricault, ein Daumier, ein Courbet, ein Manet von überragender Bedeutung, dazu Monet, Renoir, Cézanne und van Gogh — wir haben nun wenigstens eine Andeutung der wichtigsten Etappen der französischen Malerei. Die deutsche Malerei im ersten Stockwerk wird repräsentiert durch die Münchener Schule (Diez, Löfftz, Habermann, Defregger, Lenbach, A. v. Keller), den Kreis um Leibl (Schuch, Trübner, Hagemeister, Hirth du Frênes), und durch die monumentale Richtung: Böcklin, Feuerbach, Marées. Dann folgen die Impressionisten Uhde und Liebermann, und schließlich werden die Bestrebungen der Jüngsten in dem ausgezeichneten Werk Weisgerbers (Somalifrau) angedeutet. Jetzt erst wird es möglich sein, die neue Pinakothek mit der Nationalgalerie zu vergleichen. Mag die Berliner Galerie reicher sein, die Pinakothek wird von jetzt an die Rolle einer bedeutenden Ergänzung spielen.

Eine Ueberraschung bietet die Geschlossenheit der Pilotyschule und des Leiblkreises. Es wird immer deutlicher, daß dies die zwei historischen Zentren der Entwicklung im Süden gewesen sind. Außer ihnen gibt es nur noch ein Ereignis: die Entdeckung der Freilichtmalerei. Das Höchste, was das 19. Jahrhundert gewollt hat, steht abseits. Fremd steht Böcklin da, fremd Feuerbach (der noch am ehesten in die Entwicklung einzureihen ist) und am

Digitized by Google

fremdesten Marées. Von den vier großen Malern des Jahrhunderts sind drei einsame; nur einer gründet eine Schule: Leibl. Wer der größte von ihnen war, kann nach diesem neuen Beweis nicht mehr zweifelhaft sein. Die Nachbarschaft von Böcklin und Feuerbach läßt Marées zu einer atemraubenden Höhe emporwachsen. Gewiß, er hat nicht alles erreicht, was er wollte. Aber nicht nur das Gewollte, auch das Erreichte gehört zum Gewaltigsten, was wir besitzen. Der Mittelsaal, der Marées mit Recht angewiesen wurde, bildet den Mittelpunkt in jeder Hinsicht. Man muß das Wichtigste schon passiert haben, um zu Marées zu gelangen.

Leider hängen immer noch zu viel Bilder in der Pinakothek. Von den modernen könnte manches (wenn nur die Kunstpolitik es zuließe) ohne Schaden entfernt werden. Leerer Raum ist in jeder Galerie etwas kostbares. Die Frage des Hintergrundes ist in den meisten Fällen durch farbige Bespannung gut gelöst worden; aber die Hängung ist nicht immer glücklich. Wertvolle Bilder (Feuerbach, Thoma) sind völlig totgehängt, andere, besonders die des Marées-saales hängen zu hoch. Es scheint mir auch keine gute Idee, Feuerbach und Böcklin nebeneinander zu hängen. Vorzüglich wirkt die Schließung zweier Wände: die Pinakothek hat dadurch fast etwas intimes bekommen.

In Summa ist diese Neuordnung ein bedeutender Schritt zu dem Ziele, das man die „Galerie der Malerei des 19. Jahrhunderts" nennen könnte.

Alfred Baeumler

Der Erisapfel

Beim Wettbewerb um das Berliner Opernhaus gab es einen psychologisch höchst interessanten Moment. Dem Ministerium war es beinahe geglückt, die Oper einem seiner Bauräte zuzuschanzen. Da veranstaltete die Freie Architektenschaft unter Führung des Bundes deutscher Architekten eine Protestversammlung, die den Erfolg hatte, daß der Landtag, man bedenke: der preußische Landtag von dem Ministerium abrückte und Forderungen einer freien Architektenschaft als berechtigt anerkannte. Nachdem der dem Ministerium aufgezwungene Wettbewerb nicht ein ohne weiteres verwertbares Resultat erbracht hatte, trat es mit dem Plan hervor, ihn ganz zu übergehen, den Bau unter Zuziehung eines freien Architekten nun doch im Ministerium herstellen zu lassen. Also durchaus das, was die protestierenden Architekten bekämpft und befehdet hatten. Daß dieser freie Architekt ein Hoffmann sein werde, konnte man damals noch nicht wissen; es hätte ebenso gut, ja mit noch größerer Wahrscheinlichkeit auch ein Ihne sein können. Man sollte meinen, daß auf solchen Vorschlag hin die protestierende Architektenschaft sich spontan wieder zum neuen Protest zusammen gefunden hätte. Nichts davon, diese Leute billigten sogar noch ausdrücklich in einer an den Landtag gerichteten Eingabe den Plan. Was war inzwischen geschehen? In den Verhandlungen hatte das Ministerium einen Wettbewerb zugestanden, aber nicht einen allgemeinen und gleichen; es hatte den Vorschlag gemacht, zehn Architekten gegen Zahlung von je 3000 Mark besonders aufzufordern. Und als die Liste dieser privilegierten Namen veröffentlicht wurde, da stellte sich heraus, daß diejenigen, die von den Architekten als Hauptwortführer ins Ministerium geschickt waren, sich auch unter den bevorzugten Wettbewerbern befanden. Wer dürfte die Behauptung wagen, daß solch kleine Freundlichkeit

Digitized by Google

beigetragen haben könnte zu dem auffallenden Wechsel, der in der Taktik der Architekten damals festzustellen war? Es wird wohl so sein, daß die Herren, die im Ministerium waren, durch so viele Reden und Ueberredungen zu der neuen Ueberzeugung gekommen waren, daß es besser sei, einem Ministerium beizustimmen, als gegen ein Ministerium „protestierend" aufzutreten.

In der Angelegenheit der Washington-Botschaft war von den deutschen Architekten wieder ein Protest angesagt worden, wieder ist das Protestieren „vertagt" worden. Es ist, trotzdem jetzt der Graf Bernstorff als Prügelknabe vorgeschoben werden soll, die Frage, ob von einer noch nicht erkennbaren Stelle wieder ein Erisapfel zwischen die Führer der Architektenschaft geworfen worden ist. Und da man das alte Spiel mit dem Wettbewerb und den bevorzugten 3000 Mark-Teilnehmern wohl nicht gut wiederholen kann, so wäre es doch höchst interessant zu wissen, auf welche Weise die unüberbrückbare Uneinigkeit so plötzlich zwischen die Führer kam, die eben noch zum gemeinsamen Losschlagen bereit standen?!

Paul Westheim

Caruso

Seit zehn Jahren beunruhigt ein Phänomen die Welt, dessen Existenz einige leugnen, dessen Umfang viele zu schmälern suchen. Es heißt Caruso, eine mythologische Vokabel der Zukunft. Wir wissen, daß es zu allen Zeiten Sänger gab, die die Herzen entbrannten, die Frauen wahnsinnig, die Gesellschaft hysterisch machten und daß, wie noch die Gealterten beweisen, ihr Ruhm ihrer Größe entsprach. In allen Künsten herrscht ein Mißverhältnis zwischen dem Wert und dem Erfolg der Lebenden, nur der Sänger ist, was man ihm gibt, nur der Tenor, der alle betrügt, gibt, was er bekommt.

Alle betrügt der Tenor, alle betrügt die Stimme. Jede schauspielerische Größe ist an ein gewisses Maß menschlichen Wertes gebunden, aber die höchste Genialität des Gesanges kann am geringsten Subjekt hängen geblieben sein. Das, was wir hören, ist nur Suggestion der Stimme, Vibration der Bänder, angeborener Klang des vom Atem gespeisten Tones. Wo wir Wunder an Beseeltheit hören, reizt uns nichts als ein körperlicher Effekt. Zum großen Sänger kommt nun allerdings Temperament, künstlerisches Naturell, Hingabe an den Moment, hinzu, aber alles das macht keinen Caruso. Sein Wunder ist vielmehr, daß die Stimme ihn verwandelt, daß sein Gesang ihn umformt, ihn dionysisch macht, ihn zum Schauspieler entzündet.

Als Caruso vor Jahren auftrat, schmetterte er seine volle Stimme zur Decke, die Töne verschwanden wie Leuchtkugeln in den Himmel, und der Hörer wurde in einen metallisch brausenden Raum gerissen. Caruso spielte effektvoll und seine Stimme war sofort, nachdem eben noch der süßliche Bonci alle gerührt hatte, die schönste und größte der Welt. Seitdem sie das nominell ist, hat sich Caruso verwandelt. Sein Ruhm hält die Suggestion in Spannung, die Neugier des Publikums wird aber in den ersten Szenen immer zum Besten gehalten. Caruso tritt in leeren Augenblicken der Rolle nobel zurück, er macht sich jedesmal zum Teil eines neuen Ganzen, und dadurch jedes Ensemble zur Einheit, die er aber trotzdem beherrscht. Er singt vom ersten Ton ab wunderbar,

Digitized by Google

und wonnevoll für den guten Hörer, fließt ihm die Stimme sanft von den Lippen, auf denen sie sitzt. Mit den wichtigeren Szenen schwillt sie an, die Partner, die seine Anwesenheit fanatisiert, locken ihn, wenn sie übertreiben, aus seiner Reserve heraus, sodaß er wieder ausgleichend wirkt und langsam zu den Höhepunkten des Dramas hinaufwächst. Unmerklich steht er in den großen Momenten wie eine Hüne da, und schrumpft zusammen, wenn sie vorüber sind.

Es gibt aber noch immer Unterschiede zwischen Carusos großen Szenen. In einigen ist er Sänger, in einigen Sänger und Schauspieler, in einigen ganz Mensch.

Diesen Metamorphosen bietet Carmen die längste Bahn. Wenn Caruso mit Micaëla die Vision der Mutter hat, singt er wie ein Tenor in den Zuschauerraum, eine Hand auf der Brust, eine typisch ausgestreckt. Wenn er Carmen im zweiten Akt seine Liebe gesteht — ja, ist das noch ein Sänger? Die Stimme wechselt mit dem Orchester zwischen Dur und Moll und steigt zu den traurigsten as-Tönen hinab, um wie aus tiefstem Grunde heraufzustrahlen, bis sie sich schließlich in ein kurzes, herzzerbrechendes Schluchzen auflöst, bei dem Caruso hinter Carmens Stuhl in die Knie bricht.

Aber das alles war nur Gesang und Spiel, aber nicht reine Menschendarstellung. Endlich, in der Schluchtszene des dritten Aktes, erschüttert uns der stärkste Ausbruch der Leidenschaft, den man seit dem Tode von Matkowsky und Kainz auf der Bühne gehört hat. Das ist kein Singen, das ist ein halbes Sprechen; das ist kein schmelzender Tenor, das ist ein rauher Baryton. Er spielt nicht, er rast. Er liegt auf dem Boden, faucht und schnaubt. Sein Röcheln übertönt Orchester und Chor und er schlägt so krampfhaft um sich und in den Boden, daß jeder fürchtet, er ermordet schon jetzt die Carmen. Als sie es dennoch wagt, an ihm vorbei Escamillo nachzuschleichen, stürzt Caruso in die Schlucht zurück und scheucht mit einer heftigen Bewegung und einem zerbrochenen, aber entschlossenen „jamais pas" Carmen zurück. Das steht weder im Text noch in der Partitur. Es ist aus der Situation geboren, die Caruso bis zur Neige erlebt und geleert hat. Wer so etwas kann, ist kein schaler Sänger mehr. Kein künstlich emporgetriebener Ruhm kann sich auf die Dauer in dem Maße zwischen Petersburg und New-York, Kairo und Hamburg im Gleichgewicht halten. Caruso ist mehr als der größte Sänger beider Kontinente. Er ist die kultivierteste Naturgewalt des zeitgenössischen Theaters.

Felix Stössinger

Der Vetter und der Bazillus

„Das Dümmste ist das noch lange nicht, was sie sich jetzt in der Stadt drinnen ausgesonnen haben," erzählte mir der Vetter Mettenleiter, noch ganz im Strome seiner Erlebnisse, beim Aussteigen auf dem kleinen Bahnhof.

„Was haben sie sich denn ausgesonnen, Vetter?" frug ich.

Doch der Vetter fuhr fort: „Die Abbildung an den Straßensäulen sagt alles. Wer davon nicht gescheit wird, wird es überhaupt nicht. Eine ganze Kompagnie Kamine gab es da, alle der Reihe nach, vom kleinsten bis zum größten, das größte aber bedeutet eben gerade die Lungensucht. Verstehst mich?"

Ich erinnerte mich nun einer schematischen Zeichnung an den Plakatsäulen,

Digitized by Google

die ich neben tausend andern Augenbeißern in den Straßen flüchtig bemerkt hatte; sie war der Tuberkulosebekämpfung gewidmet und nahm, wenn ich recht weiß, auf einen bevorstehenden Blumentag oder etwas ähnliches Bezug. Diese zeichnerischen Sterblichkeitsvergleiche stellten aber natürlich keine Kamine dar, sondern ...

Aber nun weiß ich es selber nimmer. Jedenfalls erfüllten sie ihren Zweck in sehr beredter, packender Weise. Trotzdem ging ich offenbar gedankenlos darüber hinweg und lächelte, glaube ich, sogar ein bißchen; denn ich kenne das Volk zu gut und weiß, wie alle diese gutgemeinten Lichter wirkungslos seinen breiten Buckel küssen. Und solange die Bazillen noch nicht wie Löwen, wilde Stiere, Basilisken und Brillenschlangen aussehen, hat's mit dem Gruseln davor noch gute Zeit.

„Da bin ich vollkommen mit einverstanden, daß sie jetzt immer mehr Lungenhäuser errichten wollen," erklärte der Vetter.

„Sanatorien, meint Ihr, Vetter?"

„Jawohl. Ganz mit einverstanden. Vielleicht wär' mir mein August dann auch nicht weggestorben, wenn man das Geld zu so was aufgebracht hätte."

„Ja, ja," sagte ich teilnehmend.

„Achtundzwanzig Jahre alt," erzählte der Vetter wie im Selbstgespräch und verdrückte mit den Lidern eine Feuchtigkeit in den Augenwinkeln, bevor sie zur Träne ward. „Das ist zum Aufschreien. Er war beim Militär und überall, wo die Gesundheit gilt. Da hat er vor zwei Jahren plötzlich das Kurren angefangen wie sein Bruder Baptist, den wir vor fünf Jahren verloren haben und wie seine Schwester Mechthild, die wir vor drei Jahren ins Grab gelegt haben. Dabei fehlt keinem von uns nix. Mir nix und meinem Weib nix. Aber es ist schauderhaft, was diese Kamine predigen, umsomehr, als sie recht haben. In jedem Haus, wenn man so nachdenkt, hat man das Unglück schon mitgemacht. Wir selber haben in den letzten Jahren ganze Kochschüsseln voll Lungenblut zur hintern Tür 'nausgeschüttet."

„Das war eben doch nicht richtig," wandte ich freundlich ein, ganz wie damals beim Totenmahl.

Mettenleiter sah mich einen Augenblick lang fremd an. Dann lachte er auf: „Ah so! Du bist auch so einer. Ich habe nicht gleich daran gedacht. Weißt Du was? Ich halte von diesem Aberglauben nix, aber auch rein gar nix. Wenn die Mixtur nix hilft und Gott nicht hilft, so ist eben überhaupt nicht zu helfen."

„Etwas Vorsicht könnte keinesfalls schaden," beharrte ich wie damals beim Totenmahl.

Der alte Vetter lachte wieder auf: „Da müßt' ich selber schon zehnmal gestorben sein. Sieh, hier hab' ich zum Beispiel einen Anzug von meinem seligen August an, und mein Brudersohn, der Jakob in Haspelkreuth drüben, den Du ja auch kennst, trägt die Hemden, die Klotzbücherin hat das Bett gekauft und so fort."

„Hoffentlich habt Ihr die Sachen wenigstens desinfizieren lassen?"

„Natürlich haben wir sie desinfizieren lassen, indem wir alles, Bett und Kleider einfach im Bach gewaschen haben, bevor wir es verkauft oder hergeschenkt haben. Aber ich glaube Dir nicht an diesen Aberglauben. Ich hab' noch zwei Tage vor der Auflösung aus Augusts Glas getrunken, weil er es hat haben wollen zum Beweis dafür, daß er nicht die eigentliche Auszehrung habe, wie er bis zur letzten Stunde meinte. August selber ist drei Jahre lang in Kammer und Bett seines

Digitized by Google

Bruders gelegen, ohne daß er was bekommen hätte, bis er dann auf einmal zu kurren angefangen hat. Das ist schon nicht anders: Wen's eben treffen soll, den trifft's. Aber mit diesen Sanatorien da haben sie ganz recht; da können wenigstens die Aerzte studieren und das Rezept gegen diese Schindluderskrankheit auffinden."

„Ihr Leute selber aber müßtet vor allem einmal mittun und namentlich einmal wissen, worin diese Schindluderskrankheit eigentlich besteht. Dann könnte sich jeder einzelne danach richten, und vielleicht könnte man dann die Schindluderskrankheit tatsächlich zum Land hinauswerfen," behauptete ich hartnäckig.

Der Vetter lachte hell auf: „Ich bitt' Dich, dazu haben wir doch eben unsre Dökter, die eben solange studieren sollen, bis sie das Richtige herausgefunden haben. Denn heutzutage können sie noch radikal nix."

„Dennoch sollte man das Lungenblut nicht zur hintern Türe hinausschütten."

„Dann schüttet man es eben zur vorderen Tür 'naus und zündet das Haus an, wenn einer darin stirbt," schloß der Vetter am Kreuzweg, reichte mir die in der Hosentasche gewärmte Hand und stiefelte auf den heimatlichen Kamin zu.

Wilhelm Schussen

Fabeln

Im Inselverlag hat C. H. Kleukens „Das Buch der Fabeln" herausgegeben, eine Sammlung von Fabeln von der spätantiken bis zur neuesten Zeit, mit einem Vorwort von Otto Krusius. Dies Buch ist so schön und reich geworden, daß man erstaunt. Von Urzeiten aus den Kinderstuben der Völker her überkommen, von den Griechen zuerst und oft endgültig geformt, sind diese Tiergeschichten über die Jahrhunderte weg gewachsen, angepaßt, verändert und im Typ doch Eines geblieben, oft verfeinert, oft verknöchert, und doch aus einem geheimen Bedürfnis der Menschheit nach dieser ursprünglichsten und kindlichsten Dichtungsart immer wieder erneuert und gerettet. Die Dichtigkeit und satte Anschaulichkeit guter Fabeln ist für den, der nur neuere Literatur zu lesen gewohnt ist, eine fast bestürzende Ueberraschung. Löwe und Fuchs, Hahn und Hirsch, Bär und Rabe handeln und reden aus einer naiv praktischen Intelligenz heraus, werden zu Brüdern und zu Gleichnissen der Menschen, zu Karikaturen und Vorbildern, und auch da noch, wo der volkstümliche Zusammenhang mit dem Tierleben verdünnt und verflogen scheint, waltet überall ein schlichtes Gefühl für das elementar Notwendige, Gute, Wünschenswerte, eine unbeirrte praktische Vernunft, deren Vorhandensein schlecht hin tröstlich ist. Und siehe, diese Klugheit ist gar nicht langweilig, sie hat jene gesunde Freude an sich selber, aus welcher Spiel und Scherz, Witz und Gleichnis entspringen, und so atmet dies schöne Fabelbuch eine reine Freudigkeit und Frische, für die wir müde Menschen dankbar sein müssen.

Hermann Hesse

Josef Kiss

Am dreißigsten November feiern weite literarische und gesellschaftliche Kreise Ungarns des Dichters Josef Kiss siebenzigsten Geburtstag. Anerkennung von Seiten der Höchsten in der ungarischen Literatur-Hierarchie, der „altgewordenen Gym-

Digitized by Google

nasiasten" der Akademie, wird wohl Kiss heute ebensowenig vorbehaltlos zu Teil werden, als vor dreißig und vierzig Jahren, da seine ersten Gedichte buchstäblich wie Lauffeuer durchs Land gingen und ihrem Verfasser begeisterte Gemeinden schufen. Aber auf die Anerkennung der nach klassischen Vorbildern fleißig gelegenheitsdichtenden Oberlehrer kommt es auch nicht an. Den greisen Dichter werden die vielen Zeichen der Liebe, die ihm jetzt entgegengebracht werden, über die Wirkung auf seine Zeitgenossen nicht im Zweifel belassen. Und Kiss ist der Dichter, dem Empfindungen seiner Freunde, seiner Leser erheblicher sind, denn alles Geschriebene; — ein Lyriker, dem nichts von Literatentum anhaftet, ein Dichtertypus, wie er wahrscheinlich nur noch in älteren Romanen vorkommt. Ein Abseitsstehender, Wenigschreiber, Naiver, Unbekümmerter, Faulenzer, — hier wird das abgegriffene Wort vom *verträumten* Dichterdasein zur edlen Wirklichkeit.

Es ist bemerkenswert, daß dieser ehemalige jüdische Dorfslehrer es war, der das, seit den Klassikern von einem Operettenschäfertum der Epigonen verdrängte volkstümliche Element für die ungarische Literatur sozusagen wiederentdeckt und dadurch auf die Entwicklung der Literatursprache entscheidend eingewirkt hatte. Die ihm aber daraufhin als den Volksballadendichter endgültig in einer Rubrik unterbringen wollten, mußten sich bald zur Feststellung bequemen, daß derselbe Kiss, der aus dem Vollen jener Bauernwelt schöpfte, mit der er ein halbes Leben lang innig verwachsen war, auch der Lyriker der Großstadtmenschen, der unter Wehen emporschießenden Hauptstadt wurde. Seine elegischen Dichtungen — von den kleinen Achtzeilern bis zu den größeren „Legenden über meinem Großvater" — dürfen mit den Besten des „Lazarus" verglichen werden. Unabgestumpft, an Empfindungen reich, ist er ein Vielgelittener und auch ein Oftbeseligter, — ein Feiertagsmensch, dem auch das Grau eine üppige Farbenvielheit ist. Und fand der Widerhall eines äußeren Weltereignisses den Weg zu seinem Poetengemüt, so konnte er auf diesen Reiz auch mit hinreißenden, rhapsodischen Tönen reagieren, die mancher dem Dichter der Melancholie nicht zugemutet hätte. Es ist gerade in diesen Tagen bemerkenswert, daß das Gedicht „Gegen die Strömung" vor dreißig Jahren bis in die *Synagogen Rußlands* drang, wo es als eine Hymne der Bedrängten gesungen wurde. Und als vor etwa einem Jahrzehnt, während der russischen Revolution die Kunde von den meuternden Matrosen durch die Welt ging, beschenkte Kiss die ungarische Literatur mit seinem volltönigen, symbolisch aus sich herauswachsenden „*Knjas Potemkin*".

Man ist bei siebenzigsten Geburtstagen mit der Phrase der unverminderten Jugend des Gefeierten gewöhnlich leicht bei der Hand. Man scheut sich, sie bei Kiss anzuwenden. Denn aus seiner Lyrik sprach schon am Anfang seiner Bahn das leidende Alter, das stille Martyrium des Nie-Jungen, der schon als Kind den Schmerz einer Vergangenheit zu tragen hat, und sprechen noch heute die keuschen Ueberraschungen des Nie-Alten, der stets mit dem kommenden Tag zu ringen hat, den scharfe Kanten und grelle Farben dieser Welt noch immer verletzen, der noch immer selbstvergessen die Augen schließt, wenn eine sanfte Hand über seine Stirne fährt.

A. J. Storfer

Digitized by Google

Der Knjas Potemkin

Von Josef Kiss

Uebertragung von Heinrich Horvát.

(Aus einer Anthologie Horváts, die unter dem Titel „Ungarische Lyrik" demnächst bei Oesterheld & Co. erscheint.)

Seht ihr auf schwarzen Wassern dort ziehn
Das schwarze Schiff, den Knjas Potemkin?
Reglos stehn in der Stürme Tosen
Sechshundert wackere Matrosen
Bei Wellentanz und Wetterpfiff —
Hali — He — Hali — Ho
Das schwarze Schiff.

Unter der Flagge, rot wie Blut
Führt es verbotenes Schmugglergut;
Seine Ladung heißt: der freie Gedanke.
Empörung wieget seine Planke —
Hei Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Das Rebellenschiff!

Bei Batum war es havariert
Und unter Krim ist's explodiert,
Im gelben Wasser packtens die Klippen —
Wo treibt es jetzt mit geborstenen Rippen
In Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Das verzauberte Schiff?

Und rastlos wandert und ruhlos zieht
Das Trümmerschiff mit dem lecken Spriet,
Purpurisch glühts von des Mastes Warte,
Das flackernde Nordlicht ist seine Standarte,
Hei Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Das Ahasver-Schiff!

Und wo es sich zeigt und vorübersauft,
Auflodert die Kraft und ballt sich zur Faust,
Der Hochmut erbleicht und die Tyrannei,
Und alle Sklaven werden frei!
Hei Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Das Freiheitsschiff!

Du Herr über Schiff und Sturm und Meer,
Dies ist mein Gebet und dies mein Begehr:
Wenn deines Dichters Stunde geschlagen,
Dann soll es mich von hinnen tragen
In Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Das ersehnte Schiff!

Mit den sechshundert hinaus in die Welt,
Wie Rosen am Strauche den Rosen gesellt,
Wir bringen den Wüsten, die lechzen und darben,
Der Freiheit lenzflammende Rosengarben,
Hei Wellentanz und Wetterpfiff
Hali — He — Hali — Ho
Du herrliches, ewiges, heiliges Schiff!

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Der konstitutionelle Absolutismus

Von Richard Charmatz, Wien

Die Menschen unserer Zeit hängen an Aeußerlichkeiten und lassen sich willig vom Scheine trügen: bei geringfügigen Geschehnissen und bei wichtigen Ereignissen, im holden Spiele und im ernsten Leben. Diese Oberflächlichkeit hat in Oesterreich-Ungarn ein neues politisches System mit sich gebracht: den konstitutionellen Absolutismus. Die ehrwürdigen Gesetzesakte, die von der Verfassung sprechen, sind wohl nicht klipp und klar beseitigt worden, und die Paragraphen, von denen der Reichsrat in Wien und der Reichstag in Budapest, die ihrem Wesen nach umstrittenen Delegationen und die vielen Landtage ihr Dasein empfangen, haben keine Umgestaltung erfahren. Wer aber die Donaumonarchie aus dem geschriebenen Rechte heraus kennen lernen wollte, der würde sich ein Bild formen, das der Wirklichkeit in keinem Zuge entspricht. In Oesterreich-Ungarn herrscht der Konstitutionalismus und zugleich der Absolutismus; die Gesetze sagen, daß die Völker ein unveräußerliches Mitbestimmungsrecht haben und die Tatsachen lehren, daß die Hände gebunden und die Lippen verschlossen sind.

* * *

Es gab eine Zeit, in der der Absolutismus sich nicht hinter Flitterzeug verbarg. Damals lebte im Kaiserstaat Oesterreich ein Mann, der aus den Niederungen des Untertanentums hoch hinaufgestiegen war in die Sphäre der Regierenden, der also mehr sah als die Kritiker, die in der Masse der Bevölkerung steckten und tiefer nachdachte als seine Kollegen in den hohen Aemtern und mit gleißenden Würden. Dieser Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau klagte im Jahre 1834: „Ach, wie ist ein absolutistischer Regent zu beklagen; vom Ehrgeize, der Habsucht, der List und dem Irrtume umlagert, kann er bei der höchsten Intelligenz und dem reinsten Willen nicht richtig handeln".

Digitized by Google

Von der Monarchie jedoch hatte er schon früher geschrieben: „So wird das Band der in ihrer eigenen Schwäche versunkenen Regierung, mit dem sie die verschiedenen Völker zusammenhalten sollte, immer lockerer; die Gouvernements gestalten sich mehr und mehr in abgesonderte Reiche um, und Oesterreich gleicht einem Mosaik, dessen Paste weich geworden ist und das nur eines Stoßes bedarf, um auseinanderzufallen". So klang das Lied des Absolutismus, das ein bedeutender, klarblickender Staatsmann, ein Minister anstimmte.

Nur wenn man sich solcher Aeußerungen erinnert, kann man sich den Jubel erklären, mit dem alle in den Märztagen des Jahres 1848 das Lob des kühn errungenen Konstitutionalismus sangen, alle, selbst die Zaudernden und Aengstlichen, sogar die früheren Verteidiger des alten Systems. Der stets von Bedenken geplagte, bisweilen zöpfische Grillparzer begrüßte sein Vaterland freudig auf seinen „neuen Wegen", und Kaiser Ferdinand ließ der Bevölkerung Wiens im amtlichen Blatte „das allerhöchste Wohlgefallen und das Vertrauen zu erkennen geben"; der Monarch dankte nach den drei Märztagen für seine und seines Reiches Befreiung. Wie etwas Großes, Unverlierbares, Unersetzliches wurde die Verfassung in Oesterreich willkommen geheißen. Jene, die die Zeit der Selbstherrlichkeit mitgemacht hatten, die ihre Schrecken aus eigener schmerzlicher Erfahrung kannten, die unter ihrem alles lähmenden Reaktionshauche zusammengebrochen waren, atmeten nun glückselig auf.

* * *

Nicht was seither, was seit dem Jahre 1848 geschehen ist, wollen wir betrachten. Nur mit einigen knappen Sätzen sei das behandelt, was sich heute in Oesterreich-Ungarn als Parlamentarismus darbietet.

Ein ordnungsliebender Mensch müßte bei den Delegationen beginnen, bei dem merkwürdigen „Reichsparlament", das man in den Tagen seiner Schöpfung bereits höhnisch als „Taubstummenversammlung" bezeichnet hat. Es tritt nie zusammen, wenn seine

Digitized by Google

Kritik von Wert sein könnte, und versammelt es sich im Jahre einmal, um über die auswärtige Politik der Donaumonarchie zu Gericht zu sitzen und über die Verteidigungsmaßregeln des Staates zu beraten, dann besitzt es nicht die Kraft, seines Amtes zu walten. Die Delegationen wachsen nicht unmittelbar aus der Bevölkerung hervor, sie werden so künstlich gebildet, daß sie nur ein Scheindasein führen können. Man erzeugt sie gleichsam in der Retorte, bloß zu dem Zwecke, Ja und Amen zu sagen. Lassen wir deshalb dieses traurige Kapitel beiseite und wenden wir unsere Aufmerksamkeit den beiden Zentralparlamenten in Wien und Budapest zu. Der Reichsrat ist seit den Stürmen, die den Grafen Badeni zu Falle gebracht haben, aus seinem Geleise geworfen, teils mit Absicht, teils durch Kopflosigkeit in seinen Grundlagen erschüttert. Der Scharfsinn der Staatsmänner in Oesterreich richtet sich meist nicht darauf, die Blöcke, die sich auf der geraden Straße auftürmen, zur Seite zu schaffen, sondern auf Umwegen vorwärts zu kommen, sei es auch, daß man dabei durch gefährliche Sümpfe wandeln müsse. Sie machten darum mit Wonne die Entdeckung, daß der an sich harmlose Paragraph 14 eines Gesetzes, das dem Reichsrat seine Gestalt geben sollte, dazu verwendet werden könnte, den Reichsrat wie mit einem kräftigen Striche aus dem öffentlichen Leben zu bannen. Die 76 Notverordnungen, die in den Jahren zwischen 1897 und 1904 erschienen, haben den stolzen Parlamentarismus gebrochen, die Abgeordneten an sich selbst irre werden lassen und das politische Gefühl der Bevölkerung betäubt. Später hielt die große Wahlreform, die das Volksstimmrecht zur Herrschaft brachte, nicht, was man sich von ihr versprochen hatte, vielleicht deshalb, weil nicht wenige zu viel erwarteten. Der Reichsrat ist seit dem 26. Januar 1907 nicht zu verjüngter Bedeutung gekommen; der Paragraph 14 wagt sich zwar nicht mehr so unverschämt hervor, dafür aber wird das Parlament selbst nur als Abstimmungsmaschine geringschätzig behandelt. Dann und wann erhält es die Aufforderung, für den Staatshaushalt wenigstens provisorisch vorzusorgen; hat es seine Schul-

Digitized by Google

digkeit getan, kann es gehen. Aber die 516 Mitglieder des Abgeordnetenhauses könnten zu einem Heere unangenehmer, die Ruhe der Regierenden störender Agitatoren werden; aus diesem Grunde schläfert man auch sie ein. Wirtschaftlich empfinden sie den politischen Absolutismus nicht unmittelbar, weil sie ihre Taggelder in viel reichlicherem Maße erhalten als in den alten Zeiten der werktätigen Parlamentsarbeit, und moralisch täuscht man sie, indem man ihnen eine ganz ungebührlichen Hintertreppeneinfluß auf die Verwaltung einräumt, eine Macht, die sich auf die Erwirkung kleiner Gefälligkeiten erstreckt und leicht zur Selbstüberschätzung verleitet. Schlimm, noch trüber sieht es in Ungarn aus, wo man einst so gerne von dem „altehrwürdigen Parlamentarismus" gesprochen hat. Der Reichstag ruht auf morschen Fundamenten, denn „innerhalb der Schanzen der Verfassung" — diese Wendung stammt aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts — befinden sich nur wenige, während die Mehrzahl der Bevölkerung ohne Mitbestimmungsrecht geblieben ist. Auch die erst in den Grundzügen beschlossene Wahlreform wird daran nichts ändern. Ein Parlament aber, das nicht in den Massen des Volkes verankert ist, muß absterben wie ein Baum, dessen Wurzeln die Erde fehlt. Darum war der ungarische Reichstag schon ermattet, ehe noch das Jahrzehnt der Obstruktion anbrach. Ein lebenskräftiges Gebilde hätte auch ein Gewaltmensch nicht zerschlagen können; der 4. Juni 1912 war nur dank der besonderen ungarischen Verhältnisse möglich. Seither tagt in dem herrlichen Reichstagsgebäude in Budapest fast nur ein politischer Klub. Wie der Klub der Jakobiner einst Frankreich tyrannisierte, so regiert heute in Ungarn bloß Graf Stephan Tisza, der sich lediglich bei seinen Parteifreunden Zustimmung holt.

Die Landtage! Ihre Zahl ist groß. Jahrzehnte hindurch war das politische Leben Oesterreichs vornehmlich von dem Streite über die Frage erfüllt, von wo die Hauptgewalt ausgehen solle: vom Reichsrate oder von den Landtagen. Glückliche Zeiten!, möchte man unwillkürlich ausrufen. Was sind heute der Regierung

Digitized by Google

noch die Landtage? In der Prager Landesstube gab es einst Kämpfe, die das ganze Reich erschütterten. Der böhmische Landtag war oft zur größten Verlegenheit für die Staatsmänner geworden, aber diese Einfältigen wagten es nicht, sich nach der Methode des Doktor Eisenbart, von den Sorgen zu befreien. Erst Graf Stürgkh griff zu einem Mittel, an dessen unfehlbarer Wirkung nicht gezweifelt werden konnte. Er löste den böhmischen Landtag einfach auf, ohne Neuwahlen anzuordnen, und um zu beweisen, daß man in Oesterreich auch gründlich sein könne, beseitigte er gleichzeitig die autonome Landesverwaltung. Aus dem Grabe der provinzialen Selbstbestimmung und Selbstverwaltung stieg die Verwaltungskommission empor, eine Vereinigung von Staatsbeamten. Doch Graf Stürgkh ist kein Erfinder. Was er getan hat, wurde schon vor ihm versucht, allerdings etwas derber, umfassender. Kroatien und Slavien mußte den Anfang machen, sein Landesparlament wurde zuerst lahmgelegt und nachher überhaupt weggefegt. Mit ihm verschwanden auch die bürgerlichen Freiheitsrechte, um für ein absolutistisches königliches Kommissariat Raum zu schaffen. Vor Prag Agram! Welches Kronland wird Prag folgen?

Der konstitutionelle Absolutismus hat sich, wie man sieht, erst allmählich herausgebildet. Er ist nicht als ein fertiges System zur Welt gekommen, sondern von Jahr zu Jahr ausgestaltet worden. Viel geistige Arbeit nehmen die verantwortlichen Staatsmänner in Oesterreich und in Ungarn nicht gerne auf sich. Von ungefähr finden sie bisweilen ein Korn, wie die blinde Henne. Der Zufall hat den konstitutionellen Absolutismus gebracht. . . .

* * *

Wir haben bisher bloß von den Regierungen gesprochen. Damit ist der Kreis der Schuldigen nicht geschlossen. Die Tage, da die Herrschenden als Bösewichter und die Beherrschten als Engel betrachtet wurden, sind glücklicherweise vorüber. Unbefangener bildet sich heute die Kritik. Auch die Bevölkerung der Donaumonarchie trifft ein großer Teil der Verantwortung. Die Verfassung ist

Digitized by Google

ihnen zu einem selbstverständlichen Gute geworden, das sie gleichgültig wie alles Selbstverständliche behandeln. Sie geben sich damit zufrieden, daß ihnen die Buchstaben bleiben. Das genügt ihnen!

Was kann jedoch aus dieser Versumpfung, aus dieser irrenden Bequemlichkeit an Gutem für die Zukunft entstehen? Gedankenlos läßt man alle Begeisterungsfähigkeit ersterben; stumpfsinnig freut man sich des Erschlaffens der konstitutionellen Regsamkeit. Eines Tages wird es sich aber zeigen, daß man sich nicht immer nur abwärts zu bewegen vermag, daß die Trägheit schließlich zu den peinlichsten Unbequemlichkeiten führen muß. Was soll dann geschehen? Der nackte Absolutismus, den der Vormärz gekannt hat, wäre der ein Auskunftsmittel? Wieder verweisen wir auf den Freiherrn von Kübeck und auf seine offenherzigen Darlegungen, wie die Willkürherrschaft selbst die besten Charaktere bricht und den guten Willen der Regierenden erstickt, wie sie den brutalsten Eigennutz zur alles entscheidenden Triebkraft macht. Oder soll der aufgeklärte Absolutismus, nach dem sich in Oesterreich-Ungarn so viele sehnen, die Wunden schließen, die das System des konstitutionellen Absolutismus jetzt allmählich schlägt? Man unterlasse es nicht, sich der wunderbaren Persönlichkeit Josefs II. zu erinnern und der herben Enttäuschungen zu gedenken, die den großen Reformkaiser innerlich zernagten und sein Werk vernichteten. Der echte, der rechte Konstitutionalismus wird also eines Tages als letztes Rettungsmittel herbeigesehnt werden, sobald erst die wachsende Verlegenheit, die staatliche Verelendung auch die quacksalbernden Toren zur Vernunft zwingt! Er aber kann nur gedeihen, wenn für ihn in den Herzen der Menschen ein Platz vorhanden ist, wenn er nicht bloß gewährt, sondern mit Bewußtsein besessen wird. Doch die Voraussetzungen für dieses Blühen schwinden mehr und mehr.

Oktroi und wieder Oktroi! Das hört man heute in Oesterreich täglich. Eljen Tisza! schallt es in Ungarn. Und der verblendete Bürger freut sich, in einem Verfassungsstaate zu leben.... Im Anfange war der Irrtum! So könnte mancher traurige Abschnitt der Geschichte beginnen.

Digitized by Google

Die Klerikalisierung Süddeutschlands

Von Friedrich Holdermann

Einst war das Vorherrschen der liberalen Tendenzen in Süddeutschland unten und im wesentlichen auch oben im Gesamtspiel der deutschen Kräfte immerhin ein Gegengewicht gegen die übermächtige Position der reaktionären Mächte des Nordens. Heute hat Bayern zur klerikalen Landtagsmehrheit eine klerikale Regierung. In Württemberg haben die letzten Wahlen auch nach rechts geführt, und der feste geschlossene Kern der Rechten ist auch dort das Zentrum. In den Reichslanden sind die Klerikalen längst in der Macht. Das letzte Glied, das zum Ring noch fehlte, war bisher Baden. Daß auch in dieser ältesten und ausgesprochensten Provinz des deutschen Liberalismus das Zentrum bis hart an die Tür zur Macht gelangen konnte, ist ein nicht zu übersehendes Symptom der Lage im Süden. Es ist ein Aufstieg des Zentrums und mit ihm aller rückläufigen Kräfte auf der ganzen Linie. Man darf sich keiner Täuschung hingeben, weil es gelungen ist, in Baden mittelst des Großblocks gerade noch knapp eine klerikal-konservative Mehrheit zu verhindern. Entscheidend ist die Angriffsstärke. Weder die Liberalen noch die Sozialdemokratie haben vermocht der Rechten auch nur ein Mandat aus eigener Kraft abzunehmen. Dagegen sind von den 35 Sitzen der Rechten 34 gleich im ersten Wahlgang von ihr behauptet, beziehungsweise erobert worden. Nur die klare Vergegenwärtigung, was das an Wachstum der Kräfte, an kompakten Wählermassen und an Stoßkraft des Zentrums bedeutet, kann den Parteien der Linken heilsam sein, indem es sie zur Arbeit auffordert.

Hinter den Erfolgen des Zentrums in Baden und anderwärts im Süden steht die ungeheure Kleinarbeit einer seit vielen Jahren mit eisernem Willen betriebenen organisierenden Tätig-

Digitized by Google

keit und Opferwilligkeit. Neben dem gewaltigen Apparat der Kirche, der mit seinen Machtmitteln dem Zentrum zugut kommt, ist ein ganzes Gewebe von Organisationen entstanden, zum Teil mit materiellem Rückgrat, die alle schließlich demselben Ziel zustreben. Hier einige: Windthorstbund, Volksverein für das katholische Deutschland, Gesellenvereine, Bauernverein, Jugendorganisationen, Arbeitervereine. Es genügt von den letzteren zu hören, daß sie beispielshalber in Baden innerhalb von nicht viel mehr als einem Jahrzehnt von ca. 3000 Mitgliedern auf 22 000 gestiegen sind und heute 13 Sekretäre beschäftigen. Schließlich gehört der Erfolg mit Recht dem, der am meisten arbeitet und die größten Opfer bringt.

Es kommt der klerikalen Agitation auf dem Boden der süddeutschen Landespolitik zustatten, daß die Verfassungsprobleme, die Wahlrechtsfragen im Süden im wesentlichen im liberalen Sinn gelöst sind. So bleiben, wenn nicht die kleine Kirchtumspolitik dominiert, im wesentlichen die Kultur- und Weltanschauungsfragen. Sie stellen gerade den Stämmen des deutschen Südens eine große, dankbare Aufgabe liberaler Kultur. Aber ebenda liegt auch die Gefahr nahe, daß die Wahlen, wenn nicht ganz bestimmte Punkte vorliegen, stark mit Stimmungen gemacht werden. Die stärksten Motoren können da immer wieder die rechtsstehenden Mächte in Bewegung setzen. Sie brauchen nur die religiösen Triebkräfte aufzubieten. Um sie in Betrieb zu setzen und die Volksseele zum Kochen zu bringen, tatsächlich bis zu einem „Kampf ums Kreuz", genügte in Baden eine politisch untergeordnete Frage, die Staatsdotation an die Kirchen, die gerade wieder fällig wird. Auch wo ein direkter Anlaß fehlt, wird die Rechte die religiösen und kirchenpolitischen Fragen und die Stellung der Linken zu ihnen, namentlich sub specie des Zusammengehens der Liberalen mit den Sozialdemokraten, immer wieder aufs kräftigste ausnützen. Die Erfahrungen in Baden — und sie dürften wertvoll sein, weil sie im wesentlichen wohl auch anderwärts zutreffen —

Digitized by Google

zeigen, in welchem Maß die breite Masse unseres Landvolks, aber auch z. T. die kleinbürgerlichen Schichten, auch in der protestantischen Bevölkerung den kirchenpolitischen Theorien der Linken noch fremd und unempfänglich, ja mit Mißtrauen gegenüberstehen. Diese Volkskreise werden mit Leichtigkeit die Beute einer Agitation, die mit dem Ruf: die Religion ist in Gefahr! gewonnenes Spiel hat. Das ist aber schließlich eben doch nur deswegen möglich, weil die Werte, die in der Religion und religiösen Organisation, der Kirche, liegen, in breiten Volksschichten noch viel tiefer wurzeln als die vulgäre liberale Unkenntnis über das wirkliche Volk gemeinhin glaubt. Diese Unkenntnis ist nirgends größer als gerade auf diesen Gebieten. Sie rächt sich auch politisch und wird sich weiter rächen, wenn unser deutscher Liberalismus nicht zu einer größeren Wertung und einem positiveren Verhältnis zu den religiösen Kräften kommt, deren Bedeutung im Volksleben er in der Regel weit unterschätzt, während man sie auf der Rechten sehr wohl kennt und — benützt. Es ist nicht zuletzt die positivere Stellung zum religiösen Leben und seinen großen Volksgemeinschaften, die den englischen Liberalismus in den breiten Schichten stärkt und vor Angriffsflächen bewahrt, die sein deutscher Bruder der Rechten hier bietet. Dort drüben werden diese Dinge darum auch viel weniger aus der Theorie gemacht als bei uns.

Letzterdings aber ist die Zentrumsmacht getragen von einem Aufstieg des deutschen Katholizismus in den letzten zwei Jahrzehnten, der in der Welt beispiellos dasteht. In keinem der katholischen Länder ist heute die Macht, das Ansehen und der Einfluß der römischen Kirche größer als im Vaterland der Reformation. Die Aktivität und das Selbstbewußtsein des deutschen Katholiken als einer großen, maßgebenden Macht im Reich erfüllt heute das ganze katholische Deutschland. Heute stellt die katholische Jugend einen von Jahr zu Jahr wachsenden Prozentsatz zu den höheren Schulen, den gelehrten Berufen, zu den führenden Schichten der Nation.

Digitized by Google

Diese Entwicklung setzt sich naturgemäß fort und fort auch in politische Energieen für die Partei um, welche die auch von den kirchlichen Oberen anerkannte und geförderte Vertretung des deutschen Katholizismus im öffentlichen Leben ist: das Zentrum, dem die konfessionellen Verhältnisse im Süden zudem viel günstiger sind als im Norden. So ist in Baden die Zahl der Zentrumswähler insgesamt von rund 30% auf 40% gestiegen. Die Politisierung, beziehungsweise Klerikalisierung des süddeutschen Katholizismus hat auf der ganzen Linie starke Fortschritte gemacht. Der Umwandlungsprozeß des Zentrums selbst hat diese Entwicklung begünstigt. Es bietet heute dem Katholiken ungleich mehr Betätigungsmöglichkeiten, seitdem es aus der Luft der Opposition in die Sphäre einer regierenden und regierungsfähigen Partei eingetreten ist. Mit derselben Virtuosität wie einst auf der gegenüberliegenden Seite bewegt es sich heute auf dem Terrain der „staatserhaltenden Kräfte" und des „Schutzes von Monarchie und Ordnung". Es wird die große konservative Partei des Südens, um die sich alles, was rückläufig ist, sammelt. Der konfessionelle Zentrumscharakter tritt hier klug hinter die „gemeinsame Weltanschauung". So groß der Sieg des Zentrums in Baden war — auch die „konservativen Siege" waren seine Siege — er wurde als ein „Sieg der Rechten" ausgerufen. Darauf läuft jetzt die Entwicklung durchgängig im Süden hin. In Bayern ist das ausgesprochen die Politik des Ministeriums Hertling.

Die Aussichten, die sich dem Zentrum in dieser Rolle eröffnen, sind große. Von der Beherrschung der süddeutschen Landtage, seinem ersten Ziel, wächst sein Einfluß hinein in die Verwaltung und in die Regierungen. Von da in die Reichspolitik. An den süddeutschen Höfen hat es durch den katholischen Adel längst seine Position. In München gilt der neue König als sein Mann. In Württemberg wird die Krone bei einem Thronwechsel an die katholische Linie gelangen. Die Politik des Zentrums arbeitet wie die römische Kurie mit langen Fristen.

Digitized by Google

Sie setzt sich Schritt für Schritt in eine Position um die andere, bis es schließlich sehr schwer ist, seine Macht überhaupt noch zu brechen. Bayern liefert dafür ein Beispiel; außerhalb der deutschen Grenzen Belgien.

Nur eine gemeinsame Front der ganzen Linken vermöchte es. Dazu gehört aber mehr als eine bloße automatische Anwendung der Großblockformel. Es gehört auf liberaler Seite dazu eine ganz andere Geduldsarbeit an organisierender Tätigkeit in der katholischen Bevölkerung, wenn dort wieder Boden gewonnen werden soll. Es ist viel kostbare Zeit verloren gegangen, in der das Zentrum sich da ganz außerordentlich festgesetzt hat.

Auch hat die Rechte die größere Geschlossenheit heute voraus. Selbst in Baden war es nicht möglich, den Großblock für den ersten Wahlgang zustande zu bringen, während die Rechte längst einig war — ein Zeichen, wie viel weiter man links noch auseinander ist als rechts. Ob durch die Wahlen die Aussichten besser geworden sind, sei dahin gestellt. Der rechte Flügel der Linken erscheint heute nicht mehr so sicher wie bisher. Schließlich sind diese Symptome aber nichts anderes als der Reflex des sozialdemokratischen Problems, auf das man bei der Erwägung der Zukunftsmöglichkeiten der deutschen inneren Lage immer wieder stößt. So lange die Sozialdemokratie durch ihre ablehnende Gesamthaltung die positiven Kräfte einer deutschen Linken und sich selbst um den Einfluß bringt, den sie ihrer Stärke nach bei Betätigung einer praktischen und nationalen Politik haben könnten, haben die rückläufigen Kräfte, heißen sie nun konservativ im Norden oder klerikal im Süden, die Oberhand. Sie werden durch das Wachsen der letzteren in Süddeutschland in die Macht hinein sogar noch eine erhebliche Verstärkung ihres Gewichtes erfahren. In Baden lag dieser Zusammenhang klar zutage. Hier hat allerdings die Sozialdemokratie ihn auch einmal am eigenen Leib verspüren müssen, was sonst gewöhnlich zwischen den beiden großen Puffern links

Digitized by Google

und rechts dem Liberalismus zuteil wird. In ganz Süddeutschland handelt es sich heute um nichts Geringeres als um die Erhaltung der liberalen Kultur. Es ist eine Lage, die schlechterdings keinen Ausweg mehr zuläßt. Vielleicht hilft gerade dieser Zwang.

Sanssouci

Von Marie Luise Gothein (Heidelberg)

Im Verlage von Eugen Diederichs (Jena) erscheint demnächst eine große „Geschichte der Gartenkunst", die zum erstenmal in so umfassender Weise die historische Entwicklung der Gartengestaltung beschreibt. Das Entgegenkommen der Verfasserin ermöglicht uns den Abdruck dieses Abschnittes. Wir werden auf das Buch zurückkommen.

Keiner von all den kleineren und größeren Höfen hat in diesem reichen Jahrhundert verfehlt, seine Blüte zu dem Kranz schöner Gärten beizutragen, der des deutschen Reiches Gauen damals durchzog. Auch der junge, aufstrebende Berliner Hof hat ein eigenartiges und vielseitiges Bild aufzuweisen. Den großen Kurfürsten haben wir als Förderer der Gartenkunst schon getroffen; in seiner Residenz hatte er freilich noch zu viel zu tun, sein Haus zu bestellen, und der Lustgarten des Berliner Schlosses war nur ein kleiner, wenn auch blühender Garten. Erst Friedrich, der erste König von Preußen, fand für seine Prachtliebe auch in Schlössern und Gärten ein reiches Feld. Die Gärten von Oranienburg und Charlottenburg wurden damals in rein französischem Stile angelegt. Sie gehörten auch zu den Gärten, die sich beide legendarisch rühmten, nach Plänen von Le Nôtre angelegt worden zu sein.

Charlottenburg war durch einen ungewöhnlichen Wasserreichtum ausgezeichnet; die Spree begleitet den Garten in seiner ganzen Länge, und neben dem Fluß liegt ein sehr großer, sogenannter Karpfenteich, um den 6 Baumreihen hippodromartig herumgeführt sind. Außerdem durchziehen den hinteren Teil

Digitized by Google

des Parkes eine Menge aus der Spree abgeleitete Wasserarme, die alle zu Gondelfahrten und zur Zucht verschiedener Fische dienten. Neben dem Schloß liegt die Maillebahn und die Orangerie. Das sehr große Parterre, „Lustquartiere" genannt, wies viele Statuen auf, besonders berühmt waren 12 Kaiserbüsten, die noch heute in einer Pergola links vom Eingang stehen.

Unter Friedrich Wilhelm I. wurde alles auf das möglichste Minimum des Schmuckes beschränkt und die größte Ertragsfähigkeit festgehalten. Die Lustgärten vor seinen Schlössern in Berlin und Potsdam machte er zu Exerzierplätzen. Sein liebster Aufenthalt für seine Erholung war ein Gemüse- und Obstgarten, den er sich im Nordwesten der Stadt Potsdam um ein kleines Lustschloß hatte anlegen lassen. Er beehrte dies mit dem pomphaften Namen Marlygarten, „ich weiß nicht warum", erzählt die Markgräfin Wilhelmine, die sehr ungern die Erholung ihres Vaters teilte. Uns ist dies bestes Zeichen, wie Marly damals eine reine Sachbezeichnung für ein kleines, abseits der Residenz gelegenes Lustschloß war, der König hätte es ebensogut auch Eremitage oder ähnlich nennen können. Sein großer Sohn hatte aber schon früh als Kronprinz die größte Neigung zur Gartenkunst. Sein Schloß Rheinsberg hat er mit Liebe und Mühe gepflegt und geschmückt.

Diese Gartenliebe war eine Erbschaft seiner Mutter, die ihren Sommersitz, ein kleines, aber überaus reizendes an der Spree bei Berlin gelegenes Schlößchen, zu einem wahren Juwel gestaltet hatte, das seinen Namen Monbijou mit Recht trug. Noch bis zum Jahre 1725 war es nur ein kleines, mitten im Garten gelegenes Lusthäuschen, ein wahres Trianon, zu gleichem Zwecke und in gleichem Geiste ausgestattet, mit Porzellan und kleinen erlesenen Kunstwerken. Lattenwerkgänge mit Pavillons begleiteten es nach beiden Seiten. Von dem etwas erhöht liegenden Schlößchen zog sich zum Fluß herab ein zierliches Blumenparterre mit Springbrunnen und anmutigen Seitenkulissen. Zwei Gartenhäuschen, Gitter und Treppengänge grenzen es nach dem Fluß

Digitized by Google

zu ab. Nach der Straße zu war der Garten in Bosketts angelegt, die unmittelbar vor der Hausfassade einen großen Platz, wahrscheinlich für Spiele, frei ließen. Zur Seite lag die Orangerie mit ihrem Parterre, ihr gegenüber eine kleine Menagerie für einheimische Tiere. Im Jahre 1717 hatte dieses Schlößchen eine Gefahr durch den Besuch des Zaren Peter zu erleiden, der hier mit seinem Hofstaat ein paar Tage einquartiert wurde. Man wußte freilich schon, was für Gäste zu erwarten waren, die Königin hatte daher alles Zerbrechliche vorher entfernen lassen. Trotzdem sah Haus und Garten nach ihrer Abreise „wie bei der Verwüstung in Jerusalem aus" (Markgräfin von Bayreuth) und die Königin mußte es ganz von Grund herrichten lassen. Dieses Haus bewohnte die kunstliebende Mutter Friedrichs des Großen 46 Jahre und sie hat Schloß und Garten in dieser Zeit unaufhörlich vergrößert und geschmückt, ohne seinen Grundgedanken zu ändern.

Als Friedrich der Große zur Regierung kam, wollte auch er sich in der Nähe von Berlin eine kleine Eremitage nach seinem Sinne schaffen. Er erwählte dazu den Hügel gegenüber dem Marlygarten seines Vaters und legte im Jahre 1744 den Grundstein zu seinem Lustschloß Sanssouci. Sanssouci würde schon als die eigenste Schöpfung Friedrichs des Großen einer besonderen Beachtung wert sein, doch nimmt es auch in der Geschichte des Gartens ein eigenartiges Blatt ein. Des Königs Wesen, das eine glückliche Mischung der auseinanderstrebenden Eigenschaften seiner beiden Eltern zeigt, spricht sich deutlich auch in dieser Lieblingsschöpfung aus. Friedrich beschäftigte sich schon als Kronprinz mit Vorliebe mit Obstkultur; in dem kronprinzlichen Garten in Neuruppin hatte er sich eine Obst- und Weinplantage geschaffen, die er Amalthea nannte, ein Name, der zeigt, wie sehr er seinen Cicero mit Liebe und Verständnis las. In Rheinsberg machte er noch ein anderes Experiment: hier hatte er sich einen Weingarten in Form eines Labyrinths mit einem Bacchustempel in der Mitte anlegen lassen. In Sanssouci wollte der König nun nicht mehr und nicht weniger als einen Weinberg

Digitized by Google

zum Mittelpunkte eines großen Lustgartens machen. Ob Friedrich anfangs überhaupt nur einen Weinberg hat schaffen wollen, mit einem kleinen Gartenhause, worauf ja auch der anfängliche Name „Vigne" weist, darauf kommt es hier nicht an, um so weniger als dem Grundplan des wirklich erbauten Lusthauses gemäß auch der Garten schon im ersten Jahre eine bedeutende Ausdehnung annahm. Die Hauptsache ist, daß in diesem Jahrhundert, das den reinen Lustgarten mit Verbannung aller und jeder eigentlichen Gartenkulturen zu seiner letzten Aufgabe gemacht hat, wo jeder kleinste Fürst und reiche Privatmann in diesen Luxusgärten eine Schaustellung ihrer Macht und ihres Vermögens erblickten, dieser König unbekümmert auf eine Gartenstufe zurückgriff, die als längst überwunden und versunken galt. Und wie einst jener erste Garten geschaffen wurde, von dem in uralten Zeiten die Aegypter uns Kunde geben, schuf der König einen Plan, der um eine Weinkultur als Zentrum alles andere gruppiert. Für diese Weinbergterrasse, auf deren Höhe der König sein anmutiges Lustschloß errichtete, wurde mit allem Bedacht die beste südliche Lage ausgewählt; um den Trauben die günstigste Sonne zu geben, wurden die Futtermauern schräg abgestützt, erhielten sie ihren parabolischen Verlauf, um für die edelsten Sorten im nordischen Klima jeden Sonnenstrahl aufzufangen; Fenster schützten sie im Winter vor Frost. Um den Kern dieser Weinkultur entfaltete nun Friedrich alle Kunst, die die Stilvollendung seiner Zeit ihm zu Gebot stellte. In der Mitte der ausgebogenen Terrassen, die schon ihr Zweck zu schöner Linienführung zwang, steigen breite Freitreppen empor, während sanft ansteigende, in Stein gefaßte Rampenwege zur Seite heraufführen. Die schmalen Terrassen waren vorn durch niedere Hecken mit Taxuspyramiden abgeschlossen, dahinter standen im Sommer blühende Orangen und Granatbäume. Das Schloß auf der Höhe erinnert mit seinen tief herabreichenden Fenstern an das erste Monbijou, es sollte trotz aller Pracht den ländlichen Charakter nicht verleugnen. Je ein Boskett war zu beiden Seiten der oberen

Digitized by Google

Terrasse mit Statuen geschmückt, das Haus flankieren Laubengänge aus Lattenwerk mit Pavillons; in einem von ihnen stand der schöne betende Knabe des Berliner Museums; Büsten und Vasen fanden reichliche Aufstellung, aber kein Parterre lag hier oben. Dieses wurde erst am Fuße der Terrassen um ein großes Bassin angelegt, dessen Mitte eine vergoldete Statuengruppe zierte. Den Abschluß des Parterres bildete ein den Terrassen entgegengesetzt geschwungener Kanal, der weiterhin auch den ganzen Park umfloß. Jenseits des Kanals führte eine Allee, an deren oberem Ende zwei Sphingen standen, zu zwei Gärtnerhäuschen; seitlich rahmten diesen Hauptgarten Baumreihen ein. Des Königs ursprünglicher Gedanke war es gewesen, hier eine kleine Winzerhausanlage zu machen, „une espèce de vide bouteille", schreibt des Königs Jugendfreund aus seiner Rheinsberger Zeit, Bielefeld 1794, „mais ce vide bouteille commenca par être une retraite de Roi et finit par former un palais d'été digne de Frédéric. S. M. entraça Elle même le premier dessein". Zwei Federzeichnungen bestätigen diese Behauptungen.

Des Königs Baumeister, Knobelsdorf, hat die künstlerische Durchführung des ganzen Planes gemacht, doch behielt sich Friedrich bis in jede Einzelheit die Entscheidung vor, die gewiß dem großen Werke auch hier und dort einen dilettantischen Zug aufgedrückt hat. Sanssouci ist dem König allmählich wirklich zu seinem Marly ausgewachsen. Nicht in der Hauptsache des Schlosses erweiterte sich der Garten, sondern zu beiden Seiten an den Hängen des Hügels. Auf der Höhe erbaute der König auf jeder Seite seines Wohnhauses zwei weitere einstöckige Gebäude, westlich ein zuerst als Orangerie gedachtes Kavalierhaus, das auf einen kleinen Kirschgarten schaute, östlich die Bildergalerie; von dieser zog sich ein Terrassengarten herab; die Futtermauern waren mit Muscheln ausgelegt; mit Grotten und Treppen geschmückt, leiten sie in den sogenannten holländischen Garten herab, ein Parterre d'émail, d. h. eines, das mit Glaskorallen ausgelegt war und holländische Vasen als Schmuck hatte. Halbrunde

Digitized by Google

Berceaux führen nach einer unteren, mit Balustraden abgeschlossenen Terrasse. Ein weiterer kleiner noch heute friderizianischen Geist atmender abgeschlossener Garten liegt wieder östlich von diesem, ihn bekrönt die Neptunsgrotte mit dem Gott von Nymphen und Tritonen geleitet. Friedrich schwebte wohl in diesem Gartenteil eine Art Nymphäum vor. Er hatte großartige Wasserwerke geplant, die diese und andere Grotten und Kaskaden speisen sollten. Er war aber — ein für jene Zeit erstaunlicher Umstand — schlecht beraten, so daß er zu seinem Schmerze niemals zu genügendem Wasser für diese Anlagen kommen konnte. Neben dieses Nymphäum zu Füßen des Hügels war der Haupteingang in den Garten gelegt: ein halbrundes Gitter, von dem schönen, mit gekoppelten Säulen geschmückten Tore in der Mitte durchbrochen, das einst dazu passende niedere Gitter abschlossen. Sie sind leider heute durch die ungeheuren, protzenhaften Weltausstellungstore ersetzt, die die ganze feine, geistvolle Eingangsanlage tot drücken. Von hier führt die breite und sehr lange Allee erst durch einen boskettartigen Vorgarten, weiter mitten durch das Hauptparterre, darauf durch den ganzen Park hindurch, der sich westlich vom Schlößchen, ursprünglich als Reh- und Fasanengarten angelegt, hinzieht. Diese Hauptachse durchschnitt hinter dem Parterre wieder Bosketts mit reizenden, reich mit Statuen und Bassins geschmückten Anlagen, führte durch die Abschlußmauer, die anfangs westlich den eigentlichen Lustgarten vom Park trennte und traf etwa in der Mitte des Parkgebietes auf einen entzückenden Bau Knobelsdorfs, die Marmorkolonnade. Sie war eine Nachahmung der Kolonnade aus dem Versailler Boskett, wurde aber leider später abgebrochen, um ihre Säulen zum Bau des Marmorpalais unter Friedrich Wilhelm II. herzugeben. Als Abschluß und point de vue war ursprünglich ein großer Grottenbau gedacht, bis nach dem Siebenjährigen Kriege das neue Palais etwas weiter dahinter erbaut wurde, dem diese Grottenanlage weichen mußte. Im Parke selbst hatte der König, um den nördlichen Berg darüber mit diesem in Zusammenhang

Digitized by Google

zu bringen, verschiedene kleine Bauten anlegen lassen, so daß schöne Belvedere, einen zweistöckigen, von korinthischen Säulen umgangenen Rundbau auf der nordwestlichen Höhe, darunter einen chinesischen Pagodenbau. Weiter östlich unmittelbar über dem Schloß wurden auf der Höhe römische Ruinen erbaut, die ein geplantes Wasserreservoir umgeben sollten, sie bestimmen den Blick von dem länglichen Kolonnadenhof, der vor der Rückfassade des Schlosses liegt. In der südöstlichen Ecke des Parkes entstand noch kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges das chinesische Teehaus, einer der ausgelassensten Versuche, dieser fremden Stilart beizukommen. Der lustige kleine Rundbau ist mit einem von einem Chinesen gekrönten überhängenden Dache bedeckt, das von goldenen Palmstämmen getragen wird; um diese Palmsäulen lagern teetrinkende Chinesengruppen. Der Bau will sich selbst wohl nur als eine chinesische Phantasie geben, er lag reizvoll inmitten eines heckenumsäumten Platzes, der sich nach drei Seiten auf schmale perspektivisch verengte Rasenwege öffnete, mit Vasen aus Meißner Porzellan als Schlußpunkt.

Bis zum Siebenjährigen Kriege war der Park selbst von geraden Alleen durchzogen. Unterdes war aber gerade in Norddeutschland, als England am nächsten, der neue Stil eingezogen. Hier und dort wurden sogar schon Musterschöpfungen desselben aufgestellt. Ueberall begann man aufmerksam, wenn auch noch ängstlich und ohne rechtes Verständnis, auf das neue Evangelium zu horchen. Die Umgestaltung des Parkes von Sanssouci, die nach 1763 zugleich mit dem Bau des neuen Palais vorgenommen wurde, ist ein wahres Musterbeispiel dieser etwas unbehaglichen Stimmung des Kompromisses. Das, was den Schöpfern dieser Uebergangsgärten am stärksten eingeleuchtet hat, war das Dogma der geschwungenen Schönheitslinie. Wir trafen das schon in verschiedenen anderen Gärten, meist aber nur in kleinen Bosketten, mehr und minder noch dem Zwange der Symmetrie unterworfen. Hier aber löste man die Wege rechts und links von der glücklicherweise nicht angetasteten geraden Mittelachse in die

Digitized by Google

kurioseſten Schlangenlinien auf, die aber auf beiden Seiten von Hecken umrahmt für den Wandelnden durchaus den Eindruck eines unendlich langen Labyrinthes gemacht haben mußten, wenn nicht von Zeit zu Zeit Plätze und Ausblicke auf die Wieſenlandſchaft, die überall an das ſchmale Boskett, das die Wege begleitete, herantrat, ſie unterbrochen hätten. Beſonders um das chineſiſche Teehaus gebärden ſich dieſe Schlangenwege ganz wild, ſo daß hier vielleicht der Gedanke eines Labyrinthes wirklich zugrunde lag. Wir werden noch bei der Entwicklung der Grundgedanken den engliſchen Stiles auf das völlige Mißverſtändnis dieſes Parks zurückkommen. Die Abſchlußmauern nach dem Sansſoucigarten fielen damals, der Uebergang in die regelmäßigen Anlagen war hier ſo unvermittelt und abrupt, wie nach der andern Seite zu denen der Umgebung des neuen Palais, die wieder regelmäßig, aber zugleich froſtig und ſteif ausfielen; der regelmäßige Stil hatte hier keine Zeugungskraft mehr. Es iſt gewiß nicht zu bedauern, daß ſchon die allernächſte Zeit dieſem Parke ein ganz modernes Gepräge gab. Wären dafür nur die Luſtgärten von Sansſouci, namentlich das große Parterre in ſeiner alten Geſtalt geblieben! Aber hier iſt es gerade umgekehrt. Weil man mit einem neuen Geſchmack zu einem Kompromiß anderer Art ſchritt, ſo hat man durch waldartige Partien am Fuße der Terraſſen den ſchönſten Eindruck der friderizianiſchen Anlage verdorben. Doch auch heute noch können wir mit Freude und Genuß dieſe Schöpfung des Königs, die zu ſeinen liebſten Friedensarbeiten gehörte, leicht aus den fremden Zutaten herausheben. Friedrich hatte hier an der Schwelle eines neuen Kunſtempfindens ein Werk geſchaffen, das ſo ſehr ſein eigenſtes Wollen kundgab, daß es ſchwer wird, von einem beſtimmten Einfluß zu ſprechen und zu ſcheiden, was er Frankreich oder Italien verdankt. Wir dürfen es als den Ausdruck ſeiner Perſönlichkeit hinnehmen.

Digitized by Google

Fahrt im Nebel

Eine Novelle von Ulrich Rauscher

Man saß auf der Hotelterrasse, die mit einem Leinwandzelt überdacht war. Es regnete nun den siebten Tag. Der Besitzer der Segelyacht, die trostlos kalt und naß im Hotelhafen lag, erzählte. Es widerstrebte ihm, wirklich Erlebtes zu erzählen; die Welt war so klein und die Personen seiner Geschichten gehörten alle zur Klasse seiner Zuhörer. Aber er fühlte, wie die Augen der jungen Frau träumerisch und verheißend wurden, wenn er erzählte. Die zwei anderen Herren schwiegen aus Opposition gegen das Wetter seit Tagen.

So begann er eine neue Geschichte, nicht wie sie wirklich war, sondern, so sagte er, wie er sie erlebt haben wollte:

Ich hatte, als ganz junger Mensch, in Sankt Moritz eine Engländerin kennen gelernt. Ich war in dem Alter, wo man Liebschaften sammelt, um sich und anderen seine neu entdeckte Mannbarkeit zu beweisen. Aber Frauenerfahrungen aus der Studentenzeit sagten mir nicht, wie man eine Dame gewönne, ohne ihr gerade einen Heiratsantrag zu machen. Ich stotterte ein paar Tage, dann machte es sich von selbst, wie all diese Dinge im letzten Grund. Sie fuhr jeden Tag auf meinem Bobsleigh, tanzte fast nur mit mir und abends begleitete ich sie im Musikzimmer des Hotels zu den wundervollen Banalitäten der englischen Salonmusik, bei deren gefühlvollsten Stellen wir einander ansahen und liebten.

Diese romantischen Weichlichkeiten waren eine Art Ausgleich zu dem schonungslosen Sport den ganzen Tag über, der schon der vielen Preiskonkurrenzen wegen unerbittlich betrieben wurde. Francis und ich siegten immer zusammen und machten von dem Vorrecht, beim Sport stets beieinander zu sein, auch sonst skrupel-

Digitized by Google

losen, leidenschaftlichen Gebrauch. Sie hatte die süße Schläfrigkeit schöner, englischer Frauengesichter, mit schweren Lidern und halbgeöffnetem Mund, dabei braun gebrannt mit ungebärdigen, kastanienfarbenen Haaren und großen, lichtgrünen Augen. Ich habe lange Zeit immer wieder nach diesem Grün und Braun bei einer Frau gesucht.

Nach der Saison reiste sie mit ihrer Freundin ab und ich begleitete sie bis nach Zürich. Wir aßen noch zusammen zu Abend und trennten uns dann — bis übers Jahr, zum nächsten Winter. Ich wollte die Nacht in Zürich bleiben und dann am anderen Morgen noch einmal für eine Woche in den Schnee hinauffahren. Da ich den Abend nichts anzufangen wußte, ging ich für ein paar Nummern ins Variété, blieb aber keine halbe Stunde dort und bummelte dann am See entlang, in mein Hotel zurück. Auf diesem einsamen Gang kam auf einmal die Lösung meiner Unrast: Du willst nach London zu Francis! Ich überlegte diese Tollheit nicht lange, ich dachte kaum daran, daß ich im Sportsanzug sei, fast ohne Gepäck, daß ich mir eine Reise von dreißig Stunden vornehme, um vielleicht sechzig in London sein zu können: Der einmal erkannte Wunsch entsprach so sehr meinem ganzen Willen, dem ganzen Impuls meines Wesens, daß ich ohne förmlichen Entschluß entschlossen war, ihn zu erfüllen.

Am anderen Morgen fuhr ich nach London. Dreißig Stunden später, an einem grauen Regenvormittag, war ich dort, ließ mich zwei Stunden lang wie einen Spielball von der Rastlosigkeit dieses Katarakts scheinbar ziellos hin- und herschleudern, zu Wäschegeschäften, zu Schustern, Schneidern, Hutmachern, Banken, Friseuren, bis ich endlich taub und schwindelig im Hof eines Hotels landete. Eh' ich mich umzog, telegraphierte ich ihr in ihre kleine Stadt, dicht bei London und schon während des Lunchs kam die Antwort, voll Ueberraschung und freudigen Willkommens.

Ich fuhr zu ihr, in ihr Elternhaus. Der Regen hatte aufgehört, es war mild und feucht in dem weiten Garten hinter ihrem Haus. Wir gingen einen kreisrunden Weg, rings um den kleinen Park,

Digitized by Google

und küßten uns immer hinter einem dichten Bosquett, damit uns der Gärtner nicht sehen könne. Sie hielt meine Hände so fest, wie die Steuergriffe des Bobsleighs. Beim Souper sah ich Vater und Mutter und einige Brüder. Kein Mensch fragte nach dem Grund meiner plötzlichen Ankunft, nach meinen Beziehungen zu Francis, man ließ uns nicht zu oft und nicht zu wenig allein, wir halfen dem Zufall, der uns in London täglich zusammenführen sollte, so gut wir konnten, und waren zitternd in einander verliebt.

Ich war schon acht Tage in London. Wir sahen uns jeden Tag im Hause der Freundin, die mit ihr im Engadin gewesen war, und gingen abends mit ihr und einem Bekannten in die Theater. Nachmittags waren wir bis in die Dämmerung hinein allein im Musikzimmer der Freundin und nach dem Theater fuhren wir zwei in einem schlanken Hansom hinter dem Wagen der Freundin nach Hause. Wir segneten die endlosen Londoner Entfernungen und den Nebel Londons, in dem wir wie die einzigen blutvollen Menschen durch eine trübe, ruhlose Prozession von Schattenbildern fuhren. Selbst der Lärm, der nie nachließ und nie anschwoll, hüllte uns enger und heftiger ein und drängte uns wie ein stetiger Sturm zusammen, bis wir ihn nur noch wie eine verworrene Begleitung, zu den Hufschlägen unseres Pferdes hörten und vergaßen.

Wir fuhren und fuhren, so oft und so lang wir konnten, um der vollkommenen Einsamkeit teilhaftig zu werden, die nur in einem Londoner Cab auf Londoner Straßen so möglich ist, über deren Asphalt vom Morgen bis zur Mitternacht die große Völkerwanderung dröhnt, zu der sich jeden Morgen Hunderttausende zusammenfinden, die sich nie gesehen haben, Schulter an Schulter einen Tag lang hasten und hoffen und kämpfen und nachts ohne Gruß sich trennen. Die ganze Rastlosigkeit dieser marschierenden Heere drängte sich in den gedämpften Erschütterungen unseres Cabs bis in unsere Küsse. Wir fuhren manchmal aus unserer Einsamkeit auf, wenn ein hoher Omnibus die kleinen Seiten-

Digitized by Google

fenster des Wagens verdunkelte, aber wenn wir aufschauten, waren wir längst wieder weiter, die unbekannte Menschheit liegt tausendköpfig mit jeder Minute hinter uns und nur einmal saßen wir entdeckt und entblößt da, als in einer hallenden Stockung des Stroms, plötzlich der Kopf eines Zeitungsverkäufers vor unsere heißen Gesichter sich schob.

Am Mittag des neunten Tags kam ich in einem Hansom in meinem Hotel angepfeilt, ließ ihn warten, um schnell den Sportsanzug anzuziehen, sprang, mit dem Raket unterm Arm, gewohnheitsmäßig an die Office, um meine Post zu holen und las im Aufruhr von Regen-street eine Einladung zur Gläubigerversammlung meiner Bank. Während ich die ewige Bittprozession um Geld und Gut schattengleich hinterm Nebel nur gesehen hatte, wenn ich einmal den Kopf aus Francis' Umarmungen hob, war mein Hab und Gut in der Ferne wie ein schlecht gefesseltes Tier auf und davon gegangen. Auf mein Signal hielt der Kutscher mitten in der Sturmflut der Mittagsstunde. Zum ersten Male wurde ich unter die gewaltsame Menge gestoßen. Ich mußte einen Fahrplan haben. In 15 Minuten ging der Zug nach Dover, mein Cabby pfiff nach Charing Craß dahin, ich erreichte den fahrenden Zug, in Dover das abfahrtsbereite Schiff, nirgends Zeit, auch nur zu einem Telegramm, in leerer Regennacht fuhr ich durch ein abschreckendes Paris von der gare du nord zur gare de l'est, am anderen Morgen war ich zu Haus und konnte feststellen, daß mich die Fahrt allein mehr gekostet hatte, als ich von jetzt an im Monat verbrauchen durfte. Ich wollte gleich am ersten Tag an Francis schreiben, aber, als ich's versuchte, sah ich, daß es unmöglich sei. Man fährt keine Frau acht Tage im Cab von einer Leichtigkeit des Lebens zur anderen und deckt die Fenster, die auf's Schlachtfeld gehen, mit dem eigenen Leib, um sie dann auf's Straßenpflaster einzuladen. Ich habe die Insel England für mich untergehen lassen; nicht einmal dazu konnt' ich mich zwingen, meine Hotelrechnung zu bezahlen. Sie werden sich wohl mit all den schönen Kleidern und Gegenständen bezahlt gemacht

Digitized by Google

haben, die ich in London gekauft und gelassen hatte, ich bin ja in meinem Sportanzug abgefahren, ohne alles, wie ich angekommen war."

Er schwieg.

„So wollten Sie's erlebt haben?" rief einer der schweigsamen Herrn, ungehalten. „Sie haben bei Gott einen merkwürdigen Geschmack."

„Armes Mädchen", sagte die junge Frau zärtlich und überlegte ein wenig. Dann fuhr sie stockend fort, als glaube sie selbst nicht so recht daran: „Wäre aber das Mädchen nicht lieber mit Ihnen durchs Gedränge gegangen, als jetzt allein und verlassen ....."

Nun war der Erzähler nicht mehr zu halten. Er vergaß den Zweck seines Erzählens: „Barfuß wär' sie gegangen. Ihre kleinen, starken Hände hätte sie zerschafft. Ich hab' eben meine Vergangenheit ungeschickt gefälscht, ohne d'ran zu denken, daß nun ein Schatten auf die Frau fällt. Wissen Sie, wie es wirklich war? Am Abend des achten Tags, nachdem ich Francis nach Haus gebracht hatte, saß ich mit einem zufälligen Bekannten in der Hotelbar zusammen. Und als wir sehr viel getrunken hatten, packte mich, wie immer beim Trinken, die unsinnige Sehnsucht nach der Ferne, nach dem Kanal im Morgenlicht, nach einem kleinen Nest in der Normandie, nach Fahrt und Bewegung und Fremde, nach dem Vorbeigleiten an unbekannten Orten in der Nacht, nach dem spurlosen Verschwinden in einer stillen, zurückgebliebenen Provinz und so — fuhr ich im Rausch von London weg und schauerte im Vorbeifahren vor den letzten Schößlingen seiner Vorstädte, wo die halbfertigen Neubauten wie beraubte Schiffwracks an den zahllosen Schienensträngen hingen und schlief eine Stunde in Dover, bis das Boot in einen nächtigen Morgen, wie in ein Tunnel hineinfuhr. In Calais wurde ich kaum wach und in Toul stieg ich zerbrochen aus und schlief vom Mittag bis zum anderen Morgen im Hotel. Und als ich nüchtern und erschrocken aufwachte, verachtete ich mich an Leib und Seele und

Digitized by Google

fuhr wie in einer blutigen Betäubung nach Haus. Ich habe noch einen Brief bekommen, so voll verhohlener Bangnis....."

Die Zuhörer schwiegen. Die unverblümte Trostlosigkeit, mit der ihnen die streng geleugnete Trivialität des Lebens aus einer angenehmen Liebesgeschichte plötzlich entgegensprang, war eigentlich doch unerhört. Die junge Frau sah hoffnungslos prüfend über ihren Mann hinweg.

Radium-Enthusiasten

Von Dr. Otto Gutbrod-Heilbronn

Wenn man augenblicklich Tageszeitungen zur Hand nimmt, trifft man immer wieder auf Berichte, Abhandlungen, welche über wunderbare Heilerfolge mit den Strahlen von Radium und Mesothorium berichten. In vielen größeren Städten werden Wohltätigkeitskonzerte — Sammlungen — Vorstellungen veranstaltet, um das „teure" Mittel, das seit Monaten enorm im Preise gestiegen ist, hoffentlich aber jetzt seinen Höhepunkt erreicht hat, für die Kliniken oder Krankenhäuser zu erwerben. Bezeichnend ist bei der ganzen Sache, daß ein Milligramm Radium vor Jahresfrist 80—90 Mark, jetzt bis zu 600 Mark kostet; schon diese eine Tatsache sollte uns zum Nachdenken anregen. Es liegt mir fern, damit irgendwelche Schlüsse auf die Heilwirkung zu machen, die hat natürlich mit dem Preis gar nichts zu tun, aber das eine muß als feststehend festgelegt werden, daß es auffallend erscheint, daß die Preise so abnorm in die Höhe gesetzt werden. Da liegt doch die Vermutung recht nahe, daß die momentane „Stimmung" benützt werden soll, denn es ist leicht möglich, ich halte es sogar für sicher, daß die Begeisterung und damit die hohen Preise bald umschlagen werden.

Mit Entdeckung der Röntgenstrahlen sind wir ja in ein ganz neues Fahrwasser in unserer Medizinischen Wissenschaft gelangt, die Umwälzungen sind so enorm, daß es einem modernen Arzt schon recht schwer gemacht wird, sich mit allen Fortschritten allein auf dem Gebiet der Strahlenbehandlungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Man lernte aus Verbrennungen und Veränderungen der Keimdrüsen durch Röntgenstrahlen, daß wir bei diesen Strahlen heilende Einflüsse bei bestimmten Erkrankungen im menschlichen Körper erlangen können. Insbesondere verdient die Freiburger Klinik unter Krönigs Leitung hier rühmend

Digitized by Google

hervorgehoben zu werden, welche als erste nachwies, daß bei Unterleibserkrankungen der Frauen mit großen Mengen von harten Röntgenstrahlen, welche speziell eine Heilwirkung von enormer Bedeutung besitzen, große Fortschritte zu erzielen sind; die weichen Strahlen werden mit Aluminiumblech, photographischem Papier, Ziegenleder oder Bleiblech abgefangen, da sie gerade die so gefürchteten Hautverbrennungen entstehen lassen, die bekanntlich bei zu intensiver Wirkung Hautkrebs erzeugen können. Das ist ja gerade das Eigentümliche der Röntgenstrahlen, daß man mit den weichen Strahlen Krebs erzeugen, mit den harten dagegen ihn heilen kann.

Insbesondere große und größte Fasergeschwülste der Gebärmutter, sowie die bisher oft so unendlich schwer zu heilenden Blutungen in den Wechseljahren oder kurz vor denselben sind nach der Gauß-Krönig'schen Methode in recht wenigen Sitzungen intensivster Tiefenbehandlungen mit harten Strahlen absolut sicher zu heilen und entgehen so einem operativen Eingriff; die Methode hat neben vielen Vorteilen nur den Nachteil, daß sie mit recht hohen Kosten verknüpft ist, ein Uebelstand, der gerade vom sozialen Standpunkt aus recht zu bedauern ist; leider ist bei der starken Abnützung des teuersten Teils des Röntgeninstrumentariums — der Röhre — selbst wenn man nach der Freiburger Methode arbeitet, die sich durch Kürze der Behandlung auszeichnet, momentan an eine wesentliche Reduzierung der Unkosten noch nicht zu denken. Aber zieht man in Betracht, daß ein längerer Klinikaufenthalt, mit seinen Kosten, eine Operation, eine Rekonvaleszenz, eine Unterbrechung der Arbeit u. s. w. ausgeschaltet sind, so ist dieser Nachteil wohl in Kauf zu nehmen.

Nun hat es sich im Laufe der Versuche einwandfrei gezeigt, daß ein gewisser Teil der bösartigen Geschwülste, also kurz gesagt des — Krebses —, die dem Messer nicht mehr zugänglich waren, durch die harten Röntgenstrahlen sich besserten, und zwar soweit, daß sie der Operation zugänglich gemacht wurden. Ein Teil allerdings reagiert auf Röntgenstrahlen gar nicht, wenn auch noch so hohe Dosen gegeben wurden und diese Geschwülste sind in vielen Krebsinstituten bisher auch vergeblich mit Radium und dessen Nebenprodukt Mesothorium bestrahlt worden. Wenn diese Tatsache erst allgemein bekannt ist, und die Ernüchterung wird auf die augenblickliche Anpreisung bald eintreten, ebenso wie wir es mit der Zeller'schen „Heil"-Methode erlebt haben, dann kommen wir in das richtige Fahrwasser, d. h. die Radiuminstitute werden nicht mehr zum Nachteil heilbarer, d. h. durch Strahlenwirkung zu beeinflussende Krebse, erst probieren müssen, ist es ein unheilbarer oder heilbarer Krebs; — dies kann jeder Röntgentherapeut feststellen — sondern diese untersuchen die Fälle auf ihre Beeinflussung durch Strahlen. Gehen durch diese die Geschwülste zurück, dann tritt die Souveränität des Radiums in Kraft, d. h. der

Digitized by Google

Krebs wird durch Radium schneller zur Zerstörung gebracht, als dies mit Röntgenstrahlen der Fall ist. Dieser Vorschlag hat auch den Vorteil, daß das Radium nicht in viele Hände gebracht zu werden braucht, daß kein Rennen und Jagen nach der Erlangung dieses Mittels entsteht und wieder angemessene Preise eintreten werden. Mehr aber erreicht man vorerst nicht!! Dies ist meines Erachtens nach so wichtig, daß es dem Laien nicht nachdrücklich genug vor Augen geführt werden kann.

Inwieweit nun überhaupt von Dauerheilung geredet werden kann, ist noch gar nicht abzusehen, denn bevor nicht fünf Jahre nach beendigter Behandlung abgelaufen sind, vermag dies noch kein Arzt zu beantworten.

Dauerresultate, wenn auch noch lange nicht zur allgemeinen Befriedigung, schafft bis jetzt nur das Messer. Die Nachbehandlung nach Entfernung einer Krebsgeschwulst, mittels Radium und Röntgenstrahlen, sollte allerdings das Selbstverständlichste für jeden Operateur sein, da auf diese Weise sich Rückfälle noch weiter vermeiden lassen werden. Die Zukunft wird also auch hier noch gewaltige Anstrengungen machen müssen, und es wäre sicher im Interesse des Publikums, wenn erst feststehende Tatsachen in der Presse veröffentlicht werden; vorzeitige Veröffentlichungen schaden hier mehr, als sie nützen.

Die Natur

Von Ottokar Brezina

Es tönten melodisch die verborgenen Quellen und mein Tag sang sein Lied
zu dieser Musik
an den melancholischen Gestaden.
Die Trauer einstigen Lebens, aus dem ich hervorging, entstieg allen Düften
und dem Flüstern der Bäume und dem schweren Geläut der Insekten über
den Wassern,
und ganze Jahrhunderte lagen zwischen ihnen und meiner blumenpflückenden
Hand,
zwischen meinen Augen und der Welt voll Geheimnis,
die mit tausend fragenden Blicken stumm meine Seele durchforschte.
Gewölk verdunkelte die westliche Sonne. Und meine Seele befragte die Winde:
Sind dieses nahende oder fliehende Wolken?
Verstummten die Winde, zu gehorsamen Spiegeln glätteten sich die Wasser,
und die Sterne, wie Brände in den kalten Wogen strahlender Meere verlöschend,
erbrausten und rauschten über mir, unsichtbar:
Es schwindet das Licht nur beim Nahen größeren Lichtes,
eines noch größeren, größeren Lichtes. (Deutsch von Otto Pick)

Digitized by Google

Ohm

Für Effektenschwindler und Transaktionsgauner ist in Deutschland nur noch aus Konsolidiertem etwas zu machen. Vergehen sie sich ab ovo ihrer Unternehmungen, so müssen sie schon vor der Konkurrenzmacht zusammenbrechen. Wohl mag ihnen eine Zeit hindurch die Verschleierung gelingen, aber wenn es gilt, Lücken, die naturnotwendig entstehen, auszufüllen, versagen sie früher oder später. Ohm, der in Dortmund verurteilte Direktor der Niederdeutschen Bank, war ein Spekulant mit Großbankambitionen, aber ohne Durchführungskraft. Er hatte wohl das Expansionstempo, aber nicht im Gleichschritt die Rentabilität, ja noch nicht einmal nachweisbare Perspektiven, die im letzten Stadium der Kreditaquisition hätten dienen können. Aus einer bescheidenen Bankkommandite, die seinen Namen trug, wollte Ohm im Galopp ein niederdeutsches Rieseninstitut machen. 1908 erst wurde die Firma stolz firmiert und sofort wies sie 21 Filialen auf. Bei einem Aktienkapital von 8 Millionen Mark. Die Zweigstellen sollten die Emissionsnotwendigkeit beweisen: das war ein schwerer Fehler. Als die Katastrophe kam, im Jahre 1910, war das Grundkapital auf 12 Millionen Mark gewachsen und stand kurz vor einer Erhöhung auf 20 Millionen Mark. Es war ein Ineinanderwirken von Fehlern und Unheilen. Depositensauger wurden überall ausgestreckt, um Kompensationen für die gierigen Industriegründungen Ohms zu beschaffen. Was kam, wurde schnell eingestopft oder beliehen. Also: im Zentrum aus Gründungsfahrlässigkeit ewiger Geldmangel, an der Peripherie ein Depositenring mit hohen Verwaltungskosten und ohne Einnahmegarantie. Sobald die Zahl der Einleger verkümmerte, mußte das Mutterinstitut verkrachen. Bald tropfte es denn auch an die Börse. Der Kurs, der von der Berliner Handelsgesellschaft nach Berlin vermittelten Aktien sank rapid. Kleine Offerten fanden keine Aufnahme. Plötzlich war es Gewißheit: die Niederdeutsche Bank stand vor dem Konkurs. Kein Riesenskandal wie der von Leipzig über ganz Deutschland tönende, aber der größte seit Leipzig. Zwar nur 12 Millionen Mark Aktienkapital, doch, wie das Gericht festgestellt, 16 einfache Bilanzfälschungen, und 6 Bilanzfälschungen in Tateinheit mit Untreue. Ein Verschiebungslabyrinth, ein unerhörtes Gründungsdurcheinander, ein Depositenkrampf, gegen den Neuburgers Angst nach Spargeldern ein sanftes Unwohlsein war. Sieben Jahre beträgt das Diktat für Ohm. Zeit genug, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß Strousbergnaturen auf deutschem Bankgebiete unmöglich sind.

Doch dieses war gar keine Strousbergnatur. Furchtsam suchte Ohm Anlehnung an einen Größeren, an Carl Fürstenberg. Fürstenberg nahm die Hand, weil er Gold drin sah. Er nahm sie sogar unbesehen. Das ist ein schwerer Vorwurf, aber er ist berechtigt. Die Berliner Handelsgesellschaft war Diskontkreditiererin, Lombardiererin, Emissionshaus für Ohm. Sie ist gewarnt worden. Dennoch hat sie die Aktienzulassung nach Berlin betrieben, dennoch hat sie den Prospekt gezeichnet, dennoch hat sie mit ihrer Riesenfigur das Vertrauen gestärkt. Sie hat ihre Kontrollpflichten verletzt, obwohl schon Eyck und Straßer erlebt war, sie hat das Fiasko moralisch mitzuverantworten. Zwei lange Prozesse waren es: der letzte dauerte 114 Tage. Ein Riesenmaterial, de lege ferenda ein Stoff, der nicht beiseite gelegt

Digitized by Google

werden darf. Und fast auf jedem Aktenblatt des dicken Stapels finden wir die fahrlässige Vertrauensseligkeit der Großbank vermerkt. Die Behrenstraßenherren glauben Allüberblicker-Augen zu haben. Sie setzen sich ohne Scheu und Gewissen in den 42. den 43. Aufsichtsrat. Sie nehmen alles, wenn es nur Agio verspricht. Aber die Konzerne sind nicht zu überschauen, die gesetzlichen Beaufsichtigungspflichten können nicht innegehalten werden. Wenn die Verwaltungen selbst solide sind, braucht man nur das Signum unter den Abschluß zu setzen. Sind sie aber abwegig und verschmitzt, so genügt ein plumpes Verschleiern, die Aufsichtsinstanz, die gesetzlich verpflichtete, sieht nichts. Sie unterzeichnet die faulsten Emissionen, sie gibt seelenruhig bücherrevisorische Bekundungen ab, sie streicht lächelnd den Transaktionsgewinn oder die Tantième ein. Was ist die Moral? Endlich und dringend brauchen wir eine Reform der Aktiennormen. Laßt es nicht bei der Exekutierung bestehender Gesetze, macht euch schnell an die Reform, denn die verwalteten Werte wachsen in einem Volk von fast 70 Millionen Menschen von Monat zu Monat, von Tag zu Tag. Wer will noch länger die Verfügungsleichtfertigkeiten, die Kontrollverbrechen, die Impotenz des Einzelmenschen mit ansehen? Wirtschaftliche Schöpferkraft und wirtschaftlichen Fleiß wollen wir weiter bewundern und hegen, aber die Spekulation soll auf Wegen gehen und nicht im Gestrüpp lauern.

Alfons Goldschmidt

Syndizierungsmotive

„Gott erhalte uns die Nationalökonomen!" Ein westlicher Montanmagnat platzte im Jahre des offiziellen Kartellunsinns den Wunsch brünstig und ehrlich heraus. Wir Kameralisten haben alle einst mit gierig konzipierender Seele dem alten Syndikatsdogma gelauscht. Erschütternde Seminar- und Doktorarbeiten waren die Früchte. Wir glaubten an die ethischen Absichten der Verbandsgründer, wir predigten das Märchen von der Marktregulatur nach. Unser guter Wirtschaftsprofessor nahm stürmend die realen Widerstände und wir Jungen sprangen begeistert mit. Wir sahen im Syndikat nichts als eine Erfüllung wirtschaftssittlicher Forderungen. Wir kannten ebensowenig wie unser Dozent die Biester, die wirklichen Errichtungsgründe blieben uns wie ihm schleierhaft. Wir horchten erst auf, als wir das Lachen hörten, das hämische Lachen der Taschenfüller, die den Feind auf falscher Fährte sehen. Heute sind uns jene Lehrsätze Idealnormen, die in der gegenwärtigen Wirtschaftsverfassung nicht realisiert werden können.

Es fällt ihnen gar nicht ein, die Märkte regulieren zu wollen. Sie sehen eines Tages, daß sie bei der freien Konkurrenz nichts mehr verdienen können, daß sie ins verlustbringende Schleudern kommen, sie haben die tollste Wut auf einander. Aber sie wissen, daß der Zorn unrentabel ist. Dann kommt einer, der Syndikus oder Verbandsdirektor werden will und empfiehlt den Zusammenschluß. Auch er arbeitet mit der Phrase, aber er weiß, daß sie nicht wahr ist. In den Vorbereitungssitzungen werden die unverschämtesten Quotenzettel präsentiert, es wird mit Außenseiterschaft gedroht, jeder fordert mehr als ihm zukommt. Das Konsumknebeln ist selbstverständliche Voraussetzung, man streitet sich nur um das Partizipieren am Profit. Die Großen wollen vor den Kleinen Ruhe haben und nichts dafür konze-

Digitized by Google

dieren, die Kleinen wollen sich satter essen, als sie es auf freiem Markte konnten. Das nennt man dann Verband, Syndikat, Kartell. Die „Einigkeit" wird nach der Errichtungsverhandlung begossen, die Waschzettel werden verschickt und morgen weiß die Welt, daß sich alle beschieden haben, um Ruhe und Stetigkeit in das Gewerbe zu bringen.

Oft in den letzten Jahren hat sich die Komödie wiederholt. Bis zum letzten Augenblick haben sie sich gezerrt, haben gedroht und wenn die 12. Stunde schlug, wurden schnell die Hände gedrückt, weil man doch Furcht vor dem ungehemmten Gegeneinander hatte. Manchmal allerdings ging man so nach Hause, als ob alle Bemühungen gescheitert seien. In Wirklichkeit hatte man die Börsen, die Produktenmärkte, mit der Syndikatshoffnung stimuliert und als die Preiskrise überwunden war, konnte man den fingierten Plan fallen lassen. Vor zwei Monaten noch haben wir Derartiges in der deutschen Montanindustrie erlebt. Wir sahen solche Scheineinigungen im Metallhandel, im Ledergewerbe.

Die Konventionslisten sind bändedick. Aber keine Vereinigung ist darin zu finden, die aus jenen idealen Motiven gegründet worden wäre. Einmal ist es der pure Monopolwille, dann ist es die Not, dann ist es die Mode, aber niemals ist es jene Regulierungstendenz. Sie belauern sich von nun an noch mehr, sie haben dieselbe Devise aber jeder mogelt, wenn das Hintergehen Gewinn verspricht. Hohe Konventionalstrafen stehen auf dem Papier, alle kennen sie, keiner fürchtet sie. Und wenn sich einer am Syndikat vollgesogen hat, bricht er den Ring und bekämpft den Verband von außen. Aber der Professor doziert nach wie vor sein Dogma, er läßt sich nicht davon abbringen. Wie lange noch wird man diese sonderbare Lügenform anwenden? So lange bis sie die Starken zu den Stärksten gemacht hat, bis Diktatoren keine Kartelle mehr brauchen. Einige Exempel haben wir schon. Die Entwicklung wird fortgehen, die „Einigkeit" wird zur Unterordnung führen.

Carnifex

„Professor Max Reinhardt-Film"

Man muß einmal deutlich werden. Auch dem Genie Reinhardt gegenüber! Génie oblige. Weshalb es sich gesagt sein lassen soll, daß es Dinge gibt, die gerade ihm nicht gestattet sind.

Man braucht gar nicht den ästhetischen Moralphilister markieren wollen. Mag das Genie seinen Trieben folgen! Zum Kientopp meinetwegen, wenn es, in drei Teufels Namen, nicht widerstehen kann. Nur vorausgesetzt, daß es da etwas zu sagen hat. Vorausgesetzt, daß es etwas Neues zu sagen hat. Vorausgesetzt also, daß es die Industrie zur Kunst zu heben wenigstens versucht. Das sollte man mindestens erwarten dürfen, wenn man den Plakaten Folge leistet, die mit dem Titel unserer Glosse alle Litfaßsäulen bekleckern.

Es ist aber eine Enttäuschung. Da wir deutlich sein wollten: eine blamable Enttäuschung. Diese „Insel der Seligen" hat zur Seligkeit sicher keine andern Beziehungen, als in dem Bibelwort von den Schwachen im Geiste angedeutet ist. Ich bezweifle mindestens, daß man sich in jener Gegend so sinnlos und, vor Allem, so vollkommen langweilig benimmt, wie uns hier glauben gemacht werden soll. Bedurfte es eines Reinhardt, um uns nochmals eindringlich nachzuweisen, daß wir vor der Flimmerwand in

Digitized by Google

neunzig von hundert Fällen in's Gähnen verfallen?

Wie gesagt: wenn Herr Linder oder Frau Nielsen das Publikum mopsen, so ist das kein Grund zu tragischer Gebärde. Wenn aber Max Reinhardt („Herr Professor Reinhardt vom Deutschen Theater in Berlin persönlich") keine andern Einfälle, seinen Beifall zu erhaschen, mehr findet, als den, ein paar durchaus und tatsächlich nackte Mädchen beständig vor uns herumsegeln zu lassen, so wird es schlimm! Schlimmer noch, wenn man etwa glauben müßte, daß er gar keinen andern Einfall haben *wollte*.

Nicht, daß ich die liebenswürdige Offenherzigkeit solcher Damen aus Prinzip verwürfe. Nicht, daß ich überhaupt unter irgendwelcher Animosität gegen ..... na ja! ..... daß ich unter irgendwelcher Animosität litte. Ich weiß den Reiz schlanker Beine vollkommen zu würdigen! Dahingegen fehlt mir das Verständnis für Waden als *Selbstzweck*. Ich kann l'art pour l'art, nicht aber la jambe pour la jambe begreifen. Auf anderthalb Stunden ist die eintönig wechselnde Gruppierung noch so runder Schenkel bodenlos langweilig, mir persönlich wenigstens eine trostlose Unterhaltung, — es sei denn, daß sie Träger einer künstlerischen Idee seien. Und das wird ihnen ja wohl Keiner zumuten wollen!

Also muß man wohl deutlich reden!

Also muß man dagegen Einspruch erheben, daß eine Schauspielerin vom Range der Mary Dietrich, in kurzem, klatschnassem Seidenfetzchen, eine Zuckerbäckergöttin Galathea abgeben muß. Also muß konstatiert werden, daß eine so furchtbar erzwungene Possenhaftigkeit, wie hier mitunter geliefert wird, selbst einem wahrhaftig anspruchslosen moving pictures = Publikum kein Lachen entlockte. Also muß gesagt sein, daß der Bedarf an Amors mit angepappten Flügeln und solchen Scherzen durch die übrige Industrie bereits absolut gedeckt ist. Also muß, vor allen Dingen und mit aller Heftigkeit, dagegen protestiert werden, daß ein Mann von Max Reinhardt's Vergangenheit und eminenter Begabung seine Kraft und sein Renommee in solchem Kitsch, Kitsch und wieder Kitsch verschludert.

Denn man muß einmal deutlich werden!

Und génie oblige!

Leopold Schwarzschild

Der Roman eines Fliegers

Ist es die erneuerte Wanderpoesie der fahrenden Gesellen, die in den modernen Fliegerromanen auflebt! Ist es der eingeborene Drang nach einer mystisch mythologischen Ausschmückung menschlicher Siegestaten über die feindlichen Naturkräfte? Ist es das Bedürfnis nach technologischer Romantik oder das nach dem Zauber der nüchternen und doch so gewaltigen Tatsachen der Wirklichkeit, was diesen Romanen Inhalt gibt und Form? Ich möchte kein literarisches Horoskop stellen, denn mit literarischen Wertbegriffen soll man diesen spannenden Geschichten nicht gar zu unsanft nahen. Selbst dann nicht, wenn sie mit auffälliger Absicht einen Flug ins Höhere, sozusagen Hymnische wagen wie beispielsweise der Roman „*Der Flieger*"*), ein „Buch aus unseren Tagen" von Leonhard *Adelt*.

Wie ist ein Mensch beschaffen, der zum Flieger wird? Die Frage ist gewiß interessant und einer dichterischen

*) Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Antwort wert. Adelt schildert Jugend und erste Mannesjahre seines Helden so, daß man des öfteren an den bewußten klassischen Satz volkstümlicher Biographien gemahnt wird: schon mit zwölf Jahren bewies der Knabe Karl seine unaufhaltsame Neigung für usw. Ja, Adelt verlegt die Sehnsucht nach dem Reich der Lüfte, mystisch feierlich, bereits in die väterliche Wunschvorstellung zur Zeit der Zeugung dieses Heldensohnes. „Sind es Gedanken, die wir zeugen? War mein törichtes Wünschen auch in jener Stunde?" fragt der Vater tiefsinnig vergrämt, als der Sohn ihm seinen Fliegertrieb bekennt. So kann dieser denn auch seine Autobiographie getrost mit dem Geständnis beginnen, daß er die Sonne „fliegen" sah am ersten Tage, der ihm von ihr im Gedächtnis verblieb. Aber reichlich überspannt bleiben diese Zusammenhänge trotzdem. Genau so glaubhaft wie die Sprache, die dieser aviatische Held sich selber und seinem Vater, einem markig gebildeten Heidebauern in den Mund legt. Der fragt den jungen Mann: „Bist du denn stark genug zur Einsamkeit?" Ich hob trotzig meinen Nacken. Mit heftiger Gebärde trat mein Vater hart an mich heran und zwang mein Abbild in die Feuerprobe seines Auges. Scheu entglitt mein Blick. Da entschied er leise und bestimmt: „Wenn im Herbst die Störche ziehen, wirst du deinen Wanderstab ergreifen."

Das nenn ich einen auffallend „poetisch" gehobenen Familienton. Sein dekoratives Pathos bleibt auch dann bestehen, als besagtes „Abbild" anstatt des „Wanderstabes" die Hebel und Schrauben eines Flugapparates regiert und kühnlich durch die Lüfte saust. Hier, wo es sich um Hoffnungen und Entwürfe, Stimmungen und Sensationen, um ein neues Erdengefühl handelt, wirkt der Verfasser schon überzeugender. Er hat sich die Aufgabe ganz richtig gestellt: die seelische Wandlung, durch das Erleben technischer Sensationen genährt, soll geschildert werden. Das Erleben spüre ich in solchen Abschnitten, wo die Vorbereitungen eines Fluges, dann der Flug selber mit seinen blitzartig wechselnden Vorstellungsreihen, seinen Spannungen und Abspannungen, seinen großartigen Naturbildern die Schilderung beherrscht. Die innere Entwicklung des Fliegermenschen aber bleibt ganz äußerlich, und bleibt denn auch, nach einem glücklichen Absturz, auf einem toten Punkt stehen. Den pathetischen Rhythmus der Sprachform empfinde ich als eine bewußte literarische Koketterie, die auf die Dauer fast unerträglich wirkt.

E. Kalkschmidt

Schöne Bücher für fünzig Pfennig

Daß es heute sehr hübsche Büchlein für fünfzig Pfennige gibt — nicht solche, die unter Betonung ihrer Schlichtheit nur das Elendeste an Material, das Flüchtigste an Druck und das Lüderlichste an Text geben, sondern wirklich hübsche Produkte einer wirklichen, liebevollen Arbeit, das scheint mir eines der erfreulichsten Dokumente unsrer Arbeit und unsres Kulturgewissens zu sein. Die „Inselbücherei" hat in kurzer Zeit wohl hundert ihrer Bändchen herausgebracht, und seit Kurzem ist da noch eine zweite Sammlung „Xenienbücher" (im Xenienverlag in Leipzig). Auch diese Büchlein kosten, schön auf gutem Papier gedruckt und hübsch kartoniert, fünfzig Pfennige, und auch diese Sammlung bringt aparte und zuweilen sehr klug gewählte Ausschnitte

Digitized by Google

aus der Weltliteratur. Ich nenne als bemerkenswerte Funde dieser Art die Bände: Aus der Blütezeit der Silhouette — Jean Pauls politisches Vermächtnis — Büchners „Lenz" — drei Vorlesungen Friedrich Schlegels — Waiblingers Notizen über den kranken Hölderlin — Maurice de Guérin's „Centaur". Daß diese kleine, tiefe Dichtung des früh gestorbenen Franzosen endlich bei uns bekannt werden soll, ist höchst erfreulich, und diese ganze Sammlung kleiner Bücher folgt einem strengen, guten Programm.

Hermann Hesse

Titine

Neben die Tragik von „Frühlings Erwachen" tritt heute die süße Traurigkeit und Schwermut von „Titine", dem dritten Buche des Dichters der Pariser Vorstadtkinder, Alfred Machard; neben Trique, den redegewandten und erfinderischen Frechling aus den „Hundert Gören" (Les Cent Gosses) erhebt die scheuen Augen Augustine, ein zartes, kränkelndes, kindliches und kluges Mädchen von dreizehn Jahren, das schon Weib ist.

In das Haus, dessen Bewohner wir aus Machards Erstling „Trique, Néneß, Bout, Miette & Co." kennen, zieht Frau Cerveau nebst Tochter ein. Sie ist sehr reserviert und gibt sich als die Witwe eines Generals aus (ihr Mann war aber wohl Dachdecker); sie empfängt bisweilen den Besuch von Titines „Großvater", des „Generals" Le Messager (er war aber früher in der Provinz Wirt des Café zur Abfahrt, am Bahnhofsplatz). Der Traum der liebevollen Mutter ist, aus dem fast 65jährigen „General" und der 13jährigen Titine ein Paar zu machen.

„Titine" ist, was Komposition, Individualisierung, Steigerung anbelangt, vielleicht das Beste, was über die Psychologie des Kindes je geschrieben worden ist und ersetzt zwanzig Bände Psychoanalyse. Das aber heißt Alfred Machard Unrecht tun; er kann mehr, als Kinder zeichnen, und er will mehr: im Spiegel der Kinderseele gibt er ein unendlich scharfes und doch künstlerisch geschautes Bild der Kleinbürger- und Proletarierseele der französischen Großstadt-Vorstadt. Alfred Machard ist ein Carl Sternheim, der ein Herz hat, und doch könnten ihn Gavarni und Daumier besser illustrieren als Steinlen und Poulbot. Er rührt ohne Sentimentalität und mischt den saftigsten Argot mit einem Französisch von unvergleichlicher Reinheit, Anschaulichkeit und Konzentriertheit (z. B. „Ihr schon spärliches Haar, das sie venetianisch rot färbte, sträubte sich an den Schläfen und rings um den Nacken in widerspenstigen Löckchen. Diese Haarfärbung schrieb ihr die strenge Witwentracht vor"). Welche Güte verbirgt sich hinter scheinbarer Ironie, welcher Ernst hinter scheinbarer Perversität! Sehen Sie die Kinder am Schlüsselloch die neuen Hausbewohnerinnen belauschen: das weiche Stimmchen eines todmüden Mädchen liest wahllos vor, was in der Zeitung steht, Neues vom Tage, Reklamen und Börsenkurse, bis der Mutter der Schlaf kommt. Oder wenn die Hausmeisterin, Frau Bien, die neue Mieterin zum Kaffee lädt und aushorcht, dann ihrem Mann diese Prahlereien mit glaubwürdigen Einzelheiten ausschmückt, und ein „gosse", das gelauscht hat, den Kameraden diese Prahlereien mit glaubwürdigen Einzelheiten ausschmückt. Lassen Sie sich rühren von der Freude der armen Titine über die Papa und Mama plärrende Puppe, ihr erstes

Digitized by Google

Spielzeug, lachen Sie Thränen über die Droschkenfahrt mit dem „General" ins Bois de Vincennes und über das Zechgelage in einem kitschig geschmückten Café an der Marne, wo Kutscher und General um die Wette trinken und singen und auch Cocotte weingetränkten Hafer bekommt. Am liebsten übersetzte ich hier das Kapitel, in dem das Tauf- und Hochzeitsmahl geschildert wird, das, der primitiven Küchenverhältnisse wegen, von Lieferanten die vier Treppen hinauf getragen wird, erst Kuchen, dann Austern, offen!, eine Bratenplatte und vier Flaschen Champagner; auf allen Treppenabsätzen atmen hungrige Kinder neidisch und entzückt die Wohlgerüche ein, und die Hausmeisterin sagt starr vor Staunen und Neugier nur immer wieder: „Tiens! tiens! tiens!" Und wüßte sie . . !

Die Erwachsenen, die so böse und verbrecherisch scheinen, sind selbst Kinder. Wohl ist Frau Cerveau so tückisch, wenn sie Bonbons nascht, der armen Titine aus Gesundheitsrücksichten das Kosten zu versagen; doch wir werden entwaffnet, wenn wir sie mit heißen Wangen in ihrem Schmöker lesen sehen, etwa von dem in einem Speisegewölbe gefundenen Bein einer Frau, als deren Mörder ein Herzog verdächtig ist. Umgekehrt ist Titine der mütterlichen Härte nicht ganz schutzlos ausgeliefert; sie weiß, sie kann die sinnlos Betrunkene durch Ammoniak aufwecken, aber sie benutzt dieses Radikalmittel nur in dringlichen Fällen und läßt die Mutter gern drei Tage schlafen und genießt dann ein wenig Freiheit und Jugendglück und Kinderfreuden und, was ihr sonst verboten wird, darf dann singen! In täglicher Uebung hat sie gelernt, die schlaglustige Mutterhand zu meiden, ist listig geworden; als Beispiel zitieren wir, was sie auf der Spazierfahrt antwortet, als Frau Cerveau fragt: „Nichtwahr, Titine, du bist dem General dankbar für alles, was er für dich getan hat?" — „Oui, moman, j'suis reconnaissante au général de tout ce qu'il a fait pour moi."*)

Werner Klette

Arzneimittelmonopol

Mit dem Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung wächst wieder der Kreis von Menschen, die an eine halbwegs regelmäßige Versorgung mit Medikamenten angeschlossen werden. Wie sich die ungeheure Ausdehnung der reglementierten Gesundheitsversorgung in dem Kampf zwischen Aerzteverband und Kassenverbänden im einzelnen noch gestalten soll, ist heute, unabhängig von den paar hundert Gesetzesparagraphen, die darüber handeln, eine noch strittige Frage. Zweifellos stehen wir aber vor einer quantitativen Ausweitung der Abnehmer von ärztlichen Diensten und damit auch von Apothekenbesuchern.

Die Krankenkassen bereiten ihre Budgets darauf vor. Aber auch die Apotheker bereiten sich darauf vor — seit Jahr und Tag sind sie dahinter her, eine Erhöhung der Arzneitaxe durchzusetzen, und man hat den Eindruck, daß es ihnen jetzt gelingen wird, bei der Regierung ein Teil ihrer Wünsche zu erreichen. Zwar ist das nicht ganz logisch, mit der Ausdehnung des Kundenkreises, also mit der Steigerung des Umsatzes, auch den Preis einzelner Artikel zu erhöhen, denn die Gewinnaussichten steigen ja nun ganz automatisch, von Gesetzeswegen, aber man sagt: wenn schon, denn schon.

In wenigen Berufen haben sich, in Deutschland wenigstens, die wirtschaft-

*) „Titine", Mercure de France, 1913.

Digitized by Google

lichen Verhältnisse dermaßen kompliziert wie im Apothekergewerbe. Während das anderwärts mit der gesteigerten Konkurrenz zusammenhängt, liegts hier zum großen Teil am Fehlen der Konkurrenz. Die Apotheke steht unter dem Schutz von Konzessionen, dieser Schutz aber hat, kraft seiner monopolistischen Tendenz, das Apothekergewerbe vielfach zu einem Tummelplatz der Spekulation gemacht. Der Volksmund gebraucht darüber sehr kräftige Worte. Die Vermehrung der Apotheken hat mit der Vermehrung der Bevölkerung und der Ausdehnung des Kassenwesens nicht Schritt gehalten und die Neubildung des „Drogisten" hat dieses Bild nicht genügend korrigiert — so wurde für eine Generation die Apotheke zur „Goldgrube". Man berechnete den Verkaufswert nicht nach dem Reingewinn, sondern nach dem Umsatz, multiplizierte mit 8 oder gar 10 und das Ergebnis waren Verkäufe, die behagliche Rentner, aber sorgenbeschwerte Nachbesitzer schufen. Kein Mensch kann leugnen, daß durch eine solche Entwicklung viele jüngere selbständige Apotheker in eine wirtschaftlich sehr prekäre Lage geraten sind, denn bevor sie zum Genuß ihres Arbeitsgewinns kommen, müssen sie ungeheure Zinsverpflichtungen abtragen. Sie tun was alle tun: sie eilen zum Staat. Der soll helfen, er kann auch helfen — denen, die gerade an der Reihe sind. Die an der Türe stehen, haben das Nachsehen. Die bekannte Schraube ohne Ende, mit der jegliche Protektionspolitik Löcher in die Zukunft bohrt.

Am schlimmsten fährt dabei der Nachwuchs. Die jungen Apothekergehilfen mit ihrem Universitätsstudium sind zum großen Teil wirklich schlimm daran. Es gibt viele tüchtige Leute darunter, die alt werden in der Aussicht auf einen nicht gerade leichten Gehilfendienst. Sie leiden unter dem Gefühl, daß ihr Berufsfortkommen nicht so sehr eine Sache von Eifer und Talent, sondern, mehr als anderswo, ein Ergebnis günstiger väterlicher Finanzverhältnisse ist.

Dazu kommt noch, daß der Apotheker im Gang der Zeit mehr Kaufmann werden mußte als er früher war. Die wissenschaftliche und technische Entwicklung der Pharmazeutik wie der chemischen Industrie hat eine Masse von Präparaten erstehen lassen, die in Fabriken hergestellt werden, für die aber — Markenartikel mit festem Preis — dem Apotheker das Verkaufsrecht vorbehalten. Ein gut Teil der alten Apothekerkunst ist damit vernichtet worden und das muß man in manchem bedauern. Aber es läßt sich nichts dagegen machen — vielfach sind ja gerade solche Industrien von früheren oder noch tätigen Apothekern gegründet worden. Diese Artikel sollen nach dem Wunsch der organisierten Apotheker, vor allem daran glauben; man versucht, gerade hier den Aufschlag auf den Einkaufspreis in der Arzneitaxe von 60 auf 100% zu erhöhen.

Was würde die Folge sein? Daß die Krankenkassen als Hauptabnehmer den Versuch ausdehnen würden, noch weitergehend als heute gelegentlich direkte Abschlüsse mit den beteiligten Industrien herbeizuführen, also die Wirkung der Maßnahme halbwegs zu paralysieren, eine Entwicklung recht zweifelhafter Güte — der eigentlich Leidtragende müßte dann das nicht organisierte Publikum sein, das der Teuerungstendenz auf allen Gebieten hilflos gegenüber steht.

Die Folgen solcher Bestrebungen können so weittragend sein, daß die Zeit gekommen erscheint; die Oeffentlichkeit möge sich ihrer annehmen. Wenn schon die Schwierigkeiten und Mißstände im

Digitized by Google

Apothekergewerbe behoben werden sollen, brauchen nicht gerade die Unschuldigsten, die kranken Leute, diese Form von Sondersteuer aufzubringen.

Theodor Heuss

Bilderbücher der Volkskunst.

Es lebe der Heimatschutz — nicht jener, der mit weinerlicher Wehmut jeden alten Scherben liebkost und am liebsten die Eisenbahn wieder abschaffen möchte, sondern jener, der die Wesenhaftigkeit künstlerischer Werte erkannt hat und in deren Erhaltung und Neuschaffung eine beglückende Aufgabe sieht.

Ueber das Riesenkapital an Vernunft und Geschmack, das in der älteren städtischen und dörflichen Baukunst Deutschlands steckt, hat der Laie keinen Ueberblick, es sei denn er sammle, wie ich, intensiv alle Ansichtskarten und andre schöne Städtebilder. Der Verlag R. Piper & Co. in München hat mehrere Bücher gebracht, die wegen ihrer guten Wahl, ihres schlichten Auftretens und ihrer billigen Preise besondere Beachtung verdienen und die Arbeit eines praktischen Heimatschutzes wesentlich fördern helfen werden. Es sind Bilderbücher mit photographischen Ansichten guter alter Architektur, drei Bändchen „Die schöne deutsche Stadt", ein Band „Der Brunnen im Volksleben" und eine eben mit dem ersten Bändchen beginnende neue Serie „Das deutsche Dorf." Ein Durchblättern dieser reichen Bildersammlung ist nicht anders als ein Lesen in Grimms Märchen oder im Wunderhorn! Man greife zu, es kostet wenig und man lege auch jedem jungen Architekten, Wegebauer, Geometer so einen Band neben die Schablonenbücher der Gewerbeschule auf den Tisch!

Hermann Hesse

Hinweis. Diesem Heft liegen Prospekte der Firma **Albert Langen, Verlag in München, Julius Hoffmann** in **Stuttgart** und **F. Sonnecken** in **Bonn** bei, die unsern Lesern zur Beachtung empfohlen seien.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Der 3./4. Dezember 1913.

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die deutsche Parlamentsgeschichte hat einen neuen historischen Tag. Der 3./4. Dezember, der von weittragender politischer Bedeutung ist, wies eine dramatische Steigerung und Spannung auf, wie wenig Parlamentstage. Ich habe die Sitzung mitgemacht, in welcher Eugen Richters wuchtige Beredsamkeit den Staatssekretär Böttiger wegfegte, war bei der Obstruktion gegen die lex Heinze und bei den gewaltigen Erregungen der Zolldebatten und der Reichsfinanzreform mit ihren Sprengungen der Geschäftsordnung. Ich weiß den Kampf Marschalls für die Caprivischen Handelsverträge und zwei Reichstagsauflösungen. Auch die Novemberdebatten 1908 habe ich mitgemacht. Aber einer Spontanität in der parlamentarischen Stimmung und Stimmungssteigerung während vier kurzen Stunden wie am 3. Dezember erinnere ich mich nicht. Auch solche Orkane von Widerspruch und Beifall hat das Haus am Königsplatz noch nicht erlebt.

Die Interpellation von Zabern, die auf ihren Herd beschränkt werden konnte, hätte sich der höchste Leiter der Staatsgeschäfte nicht dem natürlichen Rechtsbewußtsein entgegenzustellen beauftragt gefühlt, erhob sich pfeilschnell, wie ein Funke, der durch den Windhauch zu Flamme wird, zu einer großen politischen Reichsangelegenheit. Der Reichskanzler verstrickte sich in den Fall des Königsleutnants. Der Reichskanzler, der nur wie ein Kriegsminister gesprochen hatte, und sich durch einen Kriegsminister „ergänzen" ließ, der wie das Militärkabinett „reagierte", erlitt eine große Niederlage, eine moralische, parlamentarische, politische Niederlage. Wenn Bethmann Hollweg sie erlitt, trotzdem er persönliche und politische Sympathien besessen hat, so geht daraus

Digitized by Google

nur hervor, wie groß die Verkennung des wahren Reichsinteresses durch ihn gewesen ist. Er hatte bei der Ankündigung der Interpellationsbeantwortung erklärt, er werde „für die Autorität des Gesetzes und der öffentlichen Gewalten eintreten." Er war dieser hohen staatlichen Aufgabe nicht gewachsen. Er trat nur für e i n e der öffentlichen Gewalten ein und ließ die andere, die schutzbedürftige, schutzlos.

Der Reichstag in seiner übergroßen Mehrheit erkannte die Gefahr dieser Unterlassung und sprang für die Autorität der öffentlichen Gewalten im selben Augenblick ein, in dem der Reichskanzler versagte. Er hat sich als ein Schutz für das Rechtsbewußtsein des bürgerlichen Deutschlands, der Beamtenschaft, der Gemeindevertretungen, des ruhigdenkenden Teils des Offizierskorps und der ganzen Mannschaft erwiesen. Das ist dauernd wichtig. Ja, der Reichstag ist eingetreten für die gesetzliche Ordnung, die durch militärische Uebergriffe im Reichsland in eine die Staatsgewalt desorganisierende Unordnung überzugehen begonnen hat. Der Reichstag hat aber auch eine Brücke hergestellt zwischen dem Reichsland und dem Reich und dadurch verhindert, daß Elsaß-Lothringen die Hoffnung auf deutsche Gerechtigkeit aufgibt. Dem Solidaritätsgefühl zwischen deutschem und reichsländischem Rechtsgefühl ist nun wenigstens nicht jeder Weg abgeschnitten.

Aber auch in Deutschland verbreitet sich das Gefühl: Der Reichstag hat sich um das Reich verdient gemacht, „der Reichstag hat seine Pflicht getan." Das Bewußtsein dessen hob die Reden im Reichstag auch rednerisch über das sonstige Maß. Der Reichstag war beredt, der Reichskanzler nicht. Der Reichstag hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, der Reichskanzler diejenige des Kaisers. Das war der peinliche Eindruck während seiner Rede, der sich noch steigerte bei der Rede des Kriegsministers.

Hatte der erste Interpellant, der Abgeordnete Röser von Zabern, die Anfrage kraftvoll und würdig in einer Rede eingeleitet in der sich Schmerz und Klage kraftvoll mischte, so hat der erste Redner

Digitized by Google

nach der Beantwortung der Interpellation, Abgeordneter Fehrenbach vom Zentrum, in einer wahrhaft glänzenden Weise die Aufgabe gelöst, die Stimmung des Hauses und der Bevölkerung in klare scharfe und würdige Worte zu kleiden. Er sprach „die Hoffnung" aus, daß die Ausführungen des Kriegsministers nicht der Widerklang der Besprechungen von Donaueschingen sein möchte. Das Haus, in dem es diese Stelle stürmisch applaudierte, teilte diese Hoffnung nicht, so gerne es sie aufrecht erhalten hätte. Dadurch, daß der Kaiser in Donaueschingen auf der Jagd ist, wenn wichtigste politische Verhandlungen stattfinden, vollzieht sich die Zureise der Kriegsminister so öffentlich, daß niemand daran zweifeln darf, der Kriegsminister habe unmittelbar vor der Rede kaiserliche Ansichten hören dürfen, die für einen, die Selbständigkeit grundsätzlich verleugnenden preußischen Kriegsminister die Bedeutung von Weisungen haben. Diese Behandlungsart hat die sehr mißliche Folge, die das konstitutionelle System vermeiden will, daß der Monarch in die politische Angelegenheit verstrickt wird, und daß ein Mißerfolg des Kriegsministers in der öffentlichen Meinung nicht bloß diesen trifft.

Wer sind die Staatsmänner, die der Kaiser in Donaueschingen vor dem 3. Dezember um sich hatte? Man sieht nirgends einen Strategen. Man hat die Schlacht herausgefordert und geschlagen auf dem allerungünstigsten Terrain. Wenn das Militär dem „Zivil" eine Schlacht liefern will, so war es doch ein unerhörter Fehler, hinter dem Leutnant v. Forstner herzumarschieren. Man hatte als Gegner: das ganze bürgerliche Rechtsbewußtsein. Neun Zehntel der ganzen Zivilbeamtenschaft, das ganze Elsaß, die ganze Logik des gesunden Menschenverstands und die ganze nichtreaktionäre Presse. Alle Höhen und alle Flußübergänge waren vom Gegner besetzt, und man ritt hinter Leutnant v. Forstner in den Hagel der moralischen Maschinengewehre.

Die fortschrittliche Volkspartei hat die Bedeutung der Lage im ersten Augenblick nach den unglücklichen und enttäuschenden Reden der Regierungsvertreter erfaßt. Sie erkennt, daß der

Digitized by Google

Reichstag beschließen und handeln mußte, sie stellte den Antrag auf ein Mißtrauensvotum in den eleganten Worten, welche die vom Reichstag neugeschaffene Geschäftsordnung zur Verfügung stellt. Zur Unterstützung des Antrags erhoben sich am abend des ersten Tages sämtliche Parteien mit Ausnahme der Konservativen. Das besiegelte schon am ersten Tag die Niederlage.

Der zweite Tag brachte eine Rede des Kanzlers, der sich für mißverstanden erklärte, ohne den Kriegsminister abschütteln zu können. Es war ein leichtes Einlenken, als er die Fortsetzung der Versöhnungspolitik in Elsaß-Lothringen für seine Person in Aussicht stellte. Aber es war zu viel in Scherben geschlagen, was er nicht mehr flicken konnte. Die Abgeordneten der Rechten sekundierten ihn matt, auch sie unterlagen der großen Gegenkundgebung des Reichstags. Die Abgeordneten Weill von der Sozialdemokratie, Haas (Volkspartei) und Ricklin (Elsässer) wiesen noch einmal das Unhaltbare, Unrichtige der Regierungserklärung nach. Der Kriegsminister schwieg, die elsässische Regierung schwieg, der Bundesrat schwieg.

Der Reichstag aber wies mit 293 gegen 54 Stimmen die Anschauung der Reichsregierung in Beschlußform zurück. Das ist das erste, große wuchtige Mißtrauensvotum in einer großen Frage von prinzipieller und konstitutioneller Bedeutung.

Nun reist der Kanzler zum Kaiser und wird zurückkommen mit dem Befehl, zu bleiben. Auch dann wird das nicht ungeschehen bleiben, was in diesen zwei Tagen geschehen ist. Das Jubeljahr der Befreiungskriege, des Regierungsjubiläums und der Militärvorlage schließt mit einem Protest der Volksvertretung gegen die Reichsregierung und das kaiserliche Militärkabinett. Man hat vor fünf Jahren gesagt, die Novembertage werden spurlos vorübergehen. Sie haben eine starke politische und moralische Wirkung ausgeübt.

Digitized by Google

Armenien und die armenische Frage

Von Paul Rohrbach

Die armenische Nation, deren Schicksal und deren politische Forderungen seit mehreren Jahrzehnten einen der wichtigsten bewegenden Faktoren im Orient bilden, stellt vom Beginn ihrer Geschichte an bis heute eines der merkwürdigsten und dauerhaftesten Volksgebilde dar, die wir kennen. Der Name der Armenier kommt als „Armina" zum ersten Male in einer der Inschriften des Perserkönigs Darius Hystypis um 500 v. Chr. vor. Zu der Zeit finden wir das Volk bereits in seinen jetzigen Wohnsitzen in dem hohen und rauhen Gebirgslande zwischen der Hochebene des eigentlichen Kleinasiens und dem Iranischen Plateau. Das Eigentümliche dabei ist aber, daß die Armenier zwar von da an, wo sie uns geschichtlich begegnen, wegen ihrer Rassenzugehörigkeit keinen Zweifel zu lassen scheinen — ihre Sprache ist indogermanisch und denen der Arier, die östlich von ihnen im oberen Asien wohnten, verwandt — daß aber niemand zu sagen vermag, von woher sie mit einem Male in ihren Wohnsitzen aufgetaucht sind. Während der vorhergehenden Jahrhunderte und Jahrtausende wohnte im heutigen Armenien ein Kulturvolk von unbekannter Herkunft, die Chalder. Die assyrischen Großkönige haben dauernd mit ihnen gekämpft, ohne sie je recht unterwerfen zu können, und wir besitzen eine Menge assyrischer Inschriften, in denen von den „Kaldu" die Rede ist; auch die Chalder selbst hatten die babylonisch-assyrische Schreibweise mit Keilzeichen angenommen. Chaldische Inschriften sind uns in ziemlicher Zahl erhalten, so an dem Burgfelsen der uralten Stadt Wan, nach der das große Seebecken auf dem armenischen Hochlande bis heute seinen Namen führt; die Texte geben uns aber keinen Aufschluß über die Frage, woher

Digitized by Google

die Chalder stammen. Verschiedene Gelehrte vertreten die Ansicht, daß es Verwandte der heute noch im Kaukasusgebiet ansässigen georgischen Völkergruppe waren.

In den letzten Zeiten des assyrischen Reichs, am Anfange des 7. Jahrhunderts v. Chr., flutete eine große kriegerische Völkerwelle über Vorderasien hin, der sogenannte Kimmiersturm. Die Kimmerier waren ein Volk mit Rossen und Streitwagen, die vom Norden her über das assyrische Reich und seine vom Großkönig in Ninive abhängigen Nachbargebiete hereinbrachen, furchtbare Verwüstungen anrichteten, von niemandem besiegt werden konnten, aber dann plötzlich so gut wie spurlos wieder verschwanden. Etwa hundert Jahre später, als sich das geschichtliche Dunkel wieder lichtet, das für uns über dem Ende Assyriens und den Ereignissen bis zum Beginn der Perserherrschaft ruht, gewahren wir im alten Lande der Chalder die Armenier sitzen. Da es nicht gut möglich ist, anzunehmen, daß die Chalder vom Erdboden vertilgt worden sind, und da auch körperliche Eigentümlichkeiten die heutigen Armenier teilweise mit der alten Bevölkerung des mittleren Vorderasiens zu verbinden scheinen, so liegt die Annahme am nächsten, daß die Bestandteile der kimmerischen Völkerwanderung indogermanischer Herkunft waren, daß sich ein Teil der Kimmerier in das armenische Hochland gezogen hat und daß er dort bis zur Perserzeit mit den unterworfenen chaldischen Vorbewohnern zu einem neuen Volk, eben den Armeniern, verschmolz. Diese Annahme kann zwar noch nicht als zwingend bewiesen gelten, aber nach Lage der Dinge ist sie zur Zeit die wahrscheinlichste, und ebenso ist es glaublich, daß innere Zusammenhänge zwischen den Chaldern, Armeniern und jenen Hethitern bestehen, die von der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. an eine bedeutende Rolle in Kleinasien und Syrien spielten und uns zahlreiche bisher noch nicht enträtselte Schriftdenkmäler hinterlassen haben.

Von der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. an verläuft die armenische Geschichte deutlicher. Armenien bildete zuerst eine

Digitized by Google

Statthalterschaft des persischen Reichs. Als solche wird uns das Land in dem Bericht des Griechen Xenophon geschildert, und wir sehen aus diesem, daß sich die damaligen Kulturzustände, die Dorfschaften, der Ackerbau, die Lebenshaltung des Volks, von den heutigen vielfach kaum unterschieden. Ich entsinne mich, wie lebhaft mir die Schilderungen Xenophons vom Rückzug der Zehntausend durch das winterliche Armenien zum Schwarzen Meer ins Gedächtnis traten, als ich die halb in die Erde gegrabenen Wohnungen der Bauern, die Benutzung des Mistes zur Feuerung und das ganze primitive Leben des Volkes in der rauhen Natur dort kennen lernte. Später, zur römischen Zeit, bildete Armenien fortdauernd einen Streitgegenstand zwischen dem römischen und dem parthischen, später dem neupersischen Reich. Meistens wurde es als abhängiges Königtum von einer Nebenlinie des parthischen Königshauses, der Arsakiden, regiert. Einer dieser Herrscher, Tiridates, armenisch Trdat, nahm ums Jahr 300 nicht nur selber das Christentum an, sondern machte es auch zum offiziellen Bekenntnis seines Landes. Unter allen Völkern sind also die Armenier dasjenige, das zuerst als Ganzes christlich wurde, und Trdat war der erste Fürst, der das Christentum als Staatsreligion einführte — fast ein Menschenalter vor Konstantin dem Großen.

Darnach kam die Araberherrschaft, und ihre ersten Jahrhunderte bildeten das Heldenzeitalter des armenischen Volks, während dessen einheimische Könige aus dem Geschlecht der Bagratunier oder Bagratiden für eine Weile durch Tapferkeit und Klugheit eine fast unabhängige Stellung gegenüber dem Kalifat erreichen. Gleichzeitig aber ist dieses Stück der armenischen Geschichte auch von heftigen inneren Kämpfen erfüllt, und nachdem es gelungen war, die Unabhängigkeit von den Arabern längere Zeit einigermaßen zu behaupten, lieferte am Ende des 11. Jahrhunderts die Zerrissenheit des Landes es zum größten Teil den seldschukischen Türken aus, und ebenso im 13. den Mongolen. Seit 1514, dem Jahre, in dem Selim I. Armenien eroberte, ist der größere Teil türkisch; der kleinere wurde von den Persern festgehalten,

Digitized by Google

bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts Rußland sich fast des ganzen persischen Anteils mit Eriwan und dem Kloster Etschmiadsin bemächtigte, wo der Katholikos oder oberste Patriarch der Armenier bis heute seinen Sitz hat. Dort, in der Araxesebene, lag auch die erste armenische Hauptstadt, von der wir hören: Artaxata. Kein geringerer, als Hannibal soll dem König Artaxias, zu dem er auf seiner Flucht vor den Römern gelangt war, den Plan für die Hauptstadt, die der Herrscher gründen wollte, entworfen haben. Vermutlich gehören die bedeutenden Ueberreste, die vor etwa zehn Jahren in der Nähe von Etschmiadsin aufgedeckt wurden, einer Stadt an, die in christlicher Zeit auf der Stelle oder nahe der Stelle des alten Artaxata stand und gleichfalls armenischer Königssitz war.

Bei den Armeniern scheint sich der oftmals in der Geschichte beobachtete Satz zu bestätigen, daß Rassenmischungen unter Umständen von ganz besonderer Dauer, Fruchtbarkeit und Tüchtigkeit sind. Seit dem Beginn seiner eigentlichen Geschichte, ja schon seit der chaldischen Periode, ist Armenien unausgesetzt der Schauplatz der heftigsten und blutigsten Kämpfe gewesen, und namentlich während der mongolischen Einfälle und zu verschiedenen Zeiten unter der Türkenherrschaft sind den Armeniern furchtbare Blutverluste zugefügt worden, ohne daß die Lebenskraft des Volkes zerstört worden wäre. Kaum ein Jahrzehnt nach den letzten Massakres, die der Sultan Abdul Hamid befahl und die dem Armeniertum an Ermordeten, durch Krankheit und Seuchen Gestorbenen, Verhungerten und zwangsweise zum Islam Bekehrten einen Verlust von 100 000 Angehörigen beigebracht haben mögen, erhebt sich die armenische Frage als eine der brennendsten im Gesamtkomplex der orientalischen Probleme. Es ist die mächtige und zähe Energie der führenden Elemente unter den Armeniern, die es verstanden hat, mit allen Mitteln die armenischen Angelegenheiten so weit im Vordergrunde zu erhalten, daß sich Europa schließlich ernsthaft mit ihnen beschäftigen und eine vorläufig erträgliche Lösung zu Wege bringen muß.

Digitized by Google

Die Geschichte der armenischen Frage im letzten Menschenalter ist bekannt. Während des russisch-türkischen Krieges 1877/1878 hatten die Russen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz durch die Sympathie der glaubensverwandten armenischer Bevölkerung allerlei Hilfen gehabt und den Armeniern versprochen, beim Friedensschluß eine Erleichterung ihrer Lage gegenüber den türkischen und kurdischen Gewalttätigkeiten herbeizuführen. Als Einlösung dieser Zusage sollte ein Artikel in der Akte des Berliner Kongresses von 1878 dienen, wonach die Türkei sich verpflichtete, in Armenien Reformen zur Sicherung des Lebens, des Eigentums und der übrigen dringlichsten Ansprüche der Armenier einzuführen. Ueber die Verwirklichung der Reformen sollte den Großmächten berichtet werden. Da aber der betreffende Paragraph keine sachlichen Garantien erhielt, so war von vornherein nicht viel von ihm zu erwarten. Vertrauensmann der Armenier war während der Verhandlungen in Berlin der spätere Patriarch Mkrtitsch I. Nach Hause zurückgekehrt, bekam er Vorwürfe wegen der mangelnden Sicherung der türkischen Zusagen zu hören. Was wollt Ihr, antwortete er: die andern hatten eiserne Löffel, um von der Suppe zu schöpfen, ich hatte nur einen von Papier! Man kann sagen, daß im Zeichen dieses Wortes die armenische Frage von 1878 bis 1908, dem Jahr der türkischen Revolution, gestanden hat. Die Armenier hatten keinen eisernen Löffel zum Schöpfen, d. h. für sich allein waren sie nicht stark genug, um bei den Türken die Berücksichtigung ihrer Forderungen zu erzwingen, und bei den europäischen Großmächten war nirgends ein materielles Interesse vorhanden, dem die armenischen Wünsche und Klagen gegen die Türken gelegen gekommen wären. Auf der andern Seite erregte die fortgesetzte Agitation der Armenier vor Europa mehr und mehr den Zorn und die Besorgnis des Sultans Abdul Hamid, der übrigens selbst der Sohn einer Armenierin aus dem Harem seines Vaters gewesen sein soll, wegen Gefährdung der Türkei. Er hielt es daher für notwendig, die Armenier durch ein furchtbares Exempel zur Ruhe

Digitized by Google

zu bringen, sie zu dezimieren, und unter den Armeniern ging die Verzweiflung über die unerträgliche Vergewaltigung durch die kurdischen Räuber und Mörder so weit, daß einzelne sich schließlich sagten: Mag selbst ein Massakre kommen, so wird Europa dann doch wenigstens wach werden und sich unserer annehmen! So kam es zu den entsetzlichen Metzeleien von 1894 und 1895, die, obwohl ein Schlag ins Gesicht aller Menschlichkeit, von den europäischen Regierungen doch teilnahmslos hingenommen wurden, weil in dem Gegenspiel der politischen Ziele damals keine Macht ein Interesse dabei hatte, gegen die Scheußlichkeiten vorzugehen. Einzig England brachte es bis zu einigen drohenden Worten gegen den Sultan, die, obwohl sie so gut wir wirkungslos verhallten, der englischen Politik doch die hoffende Sympathie der Armenier sicherten.

Nach den Massakres der neunziger Jahre blieb es in Armenien bei Raub, Mord und Vergewaltigung bis zu der jungtürkischen Erhebung von 1908, und noch im Jahre darauf geschahen, wahrscheinlich auf geheime Veranlassung Abdul Hamids, die Massakres von Adana, die wiederum 30 000 Menschen das Leben kosteten. Während dessen hatten sich Verhandlungen zwischen den Jungtürken und den Armeniern angesponnen, und sie führten zu der Abmachung, daß die Armenier gegen Zusicherung eines ausreichenden Schutzes und Ueberlassung von zwanzig Sitzen im türkischen Parlament, entsprechend ihrer Kopfzahl von etwa zwei Millionen innerhalb der türkischen Grenzen, bereit waren, das jungtürkische Regime zu unterstützen. Das gegenseitige gute Verhältnis zwischen Jungtürken und Armeniern dauerte aber nur kurze Zeit, da sehr bald bei den Jungtürken die nationalistische Strömung überhand nahm und den Armeniern der Pakt nicht gehalten wurde: statt der zwanzig Mandate bekamen sie bei der Wahl zum zweiten Parlament nur acht. Ebenso zeigte sich die neue Regierung in Konstantinopel außer stande, die Versprechungen zu erfüllen, die sie den Armeniern in Bezug auf ihre zukünftige Sicherheit vor den Kurden gegeben hatte. Weder geschah etwas

Digitized by Google

gegen die kurdischen Gewalttaten, noch konnten die Armenier die Erlaubnis erlangen, gleich den Kurden und den übrigen Muhammedanern Waffen zu tragen, um sich selbst zu verteidigen. Im Gegenteil, der Besitz von Waffen, sei es selbst bloßer Dolche oder Messer, wurde bei ihnen nach wie vor verfolgt, und die Räubereien, Morde und sonstigen Vergewaltigungen seitens der Kurden dauerten fort, ohne daß Anstrengungen der türkischen Zivil- und Militärbehörde zu ihrer Unterdrückung sichtbar wurden. Charakteristischer Weise erfuhr man gleichzeitig, daß einige der mächtigsten Kurdenhäuptlinge in russischem Solde standen und von der Statthalterschaft des Kaukasus her mit Geld und Waffen versorgt wurden. Man darf wohl annehmen, daß Rußland hiermit die Politik verfolgte, sich auf der einen Seite eine Waffe gegen die Türkei zu schaffen, falls die Jungtürken den Kurden wirklich hätten Ernst zeigen und die Autorität der Regierung in Kurdistan hätten herstellen wollen — auf der anderen Seite die Armenier mürbe machen, damit sie, komme was da wolle, den russischen Schutz anriefen. Dazu hatten diese zunächst freilich wenig Lust, denn auf russischem Gebiet hatte seit dem Beginn der Regierung Alexanders III. den Armeniern gegenüber eine ebenso schroffe Russifizierungspolitik eingesetzt, wie gegen Balten, Finnländer und sonstigen „Fremdvölker". Man unterdrückte das armenische Schulwesen, konfiszierte das Vermögen der armenischen Kirche, ja man hetzte 1905/06 sogar die muhammedanischen Tataren zu Massakres gegen die armenische Bevölkerung in den Gouvernements Eriwan, Baku und Tiflis auf. Die Folge war, daß es bei den Armeniern hieß: dann mögen schon lieber die Türken den Leib morden, als daß wir von den Russen unsere Seelen morden lassen!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dr. Cassselmanns Rücktritt

Von Ludwig Thoma

Der Herr Oberbürgermeister von Bayreuth hat seinen Rücktritt von der Leitung der liberalen Fraktion angekündigt und ein rechtsliberales Blatt beschwört ihn, doch ja seinen Entschluß zu ändern.

Als ein in der Politik unbewanderter Mensch meine ich, daß ein Parteiführer mit dem halben und nur aus Utilitätsgründen in Versammlungen bezeigtem Vertrauen nicht zufrieden sein darf, wenn er feinhörig genug ist, den allgemeinsten, kaum mehr verhaltenen Unmut zu verstehen.

Darum geht Herr Dr Cassselmann, und wer wünscht, daß die Liberalen kampffähig bleiben sollen, wird ihm den ehrenvollsten Abschied unter huldvoller Anerkennung seines Wirkens genehmigen. Man hat uns Wählern seinerzeit gesagt, daß der Kampf gegen die Ultramontanen mit Ungestüm geführt werden würde, man hat uns hintendrein versprochen, daß kein Friede sein solle mit diesem Ministerium, unser Haß war ernsthaft und unser Vertrauen, daß jeder Gewählte ihm dienen werde, war selbstverständlich.

Trotzdem haben wir sehen müssen, daß Herr von Hertling im Führer der liberalen Partei die festeste Stütze fand, und in dem Augenblick schien uns alles hohle Phrase, Wahlmanöver und hilfloses Gepolter gewesen zu sein.

Die Mehrheit der liberalen Partei hat uns aus der grimmigsten Hoffnungslosigkeit gerettet, und wenn sie auch die Schlacht nicht mehr gewinnen konnte, so hat sie doch den Glauben an die Zukunft gerettet.

Herr Dr Cassselmann wirft jetzt dieser Mehrheit vor, daß sie in die Behandlung der Zivilliste politische Momente hineingetragen habe.

Digitized by Google

Dafür wird man ihr dankbar sein. Wenn eine Partei im wichtigsten Momente ihren politischen Standpunkt außer Acht läßt, gibt sie sich auf.

Was Herr Dr Casselmann jetzt wieder von rein sachlichen, finanziellen Gründen bei Erhöhung der Zivilliste sagt, bleibt geheimnisvoll. Aus rein sachlichen, finanziellen Gründen hätte auch das Zentrum die Erhöhung der Zivilliste ablehnen müssen, sie hat sie nur aus politischen Gründen genehmigt.

Ein hinterher zugestandenes Defizit von 6¼ Millionen, die wirtschaftliche Notlage, in der sich das Land befindet, das Fehlen jeder Hoffnung auf baldige Besserung, die jämmerliche Situation der kleinen Beamten und Lehrer, der Altpensionäre, ein fast unerträglicher Steuerdruck, der das Kapital aus dem Lande treibt, der Rückgang im Verkehr, in Handel und Wandel — sind das sachliche, finanzielle Gründe zu einem Millionengeschenk an den Träger der Krone?

Diese Berufung auf strenge Sachlichkeit ist eine Phrase, der auch ein bombastischer Vortrag keinen Inhalt gibt.

Herr Dr Casselmann liebt es, geheimnisvoll anzudeuten, daß er aber besser unterrichtet sei, als der Demos, der nicht hinten herum Informationen erhält.

Er soll uns sagen, was er weiß! In seiner langen Rede im Landtage hat er uns nichts geoffenbart und seine Versicherung, daß er noch ganz besonders starke Gründe hinten in seinen Frackschößen stecken habe, hilft uns nichts.

Seine kluge Frage, was denn geworden wäre, wenn dieses Ministerium wirklich hätte abdanken müssen, läßt allein seinen Abgang wünschenswert erscheinen.

Diesen „Es hilft ja doch nichts"-Standpunkt kann ein Führer der Opposition nicht vertreten.

Sonst werden ihn einmal die Wähler teilen.

Wer Frische und Hoffnungsfreudigkeit nicht aufgeben mag, soll im Kampf vorne dranstehen und darum: Adieu, Herr Oberbürgermeister!

Digitized by Google

Ignatius Taschner

Von Alexander Heilmayer

Viel zu früh hat ihn ein jäher Tod der deutschen Kunst entrissen. Kaum 43 Jahre alt ist er am 25. November auf seinem Landgut Mitterndorf bei Dachau einer Herzlähmung erlegen. Um den Mund der Totenmaske spielt ein so feines, geistvolles Lächeln, wie am Feierabend eines überaus arbeitsreichen, schaffensfrohen Tages.

Dieser Zug spricht so sehr für die eine große Freude und Leidenschaft, die sein Leben beherrschte: die künstlerische Arbeit. Wir staunen, wenn wir den unerschöpflichen Reichtum an Bildern und Gestalten wahrnehmen, die in diesem kurzen Leben entstanden. Als er das Schwabenalter erreichte, in dem die andern erst anfangen sich ihrer bewußt zu werden, war er schon ein vollendeter, ausgereifter Künstler. Den Blick, den seine Freunde in die verwaiste Werkstatt tun konnten, überzeugte sie, daß er, als er von ihnen ging, auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens angelangt war. An den der Vollendung entgegengehenden Figuren und Gruppen des köstlichen Silberschatzes für das Kronprinzenpaar, hat er seine ganze Kraft eingesetzt und bis zur letzten Stunde rastlos daran gearbeitet. Man gewann vor diesen letzten Arbeiten den Eindruck, als hätte er darin die Summe all seiner künstlerischen Erfahrungen in der Bildnerei gezogen und als wäre damit etwas entstanden, was als Klein-Silber und Schmuckplastik in dieser künstlerischen Vollendung von einziger Größe ist.

Sein Schaffen erhielt darin eine Bedeutsamkeit, für die ein Maßstab der Beurteilung nur an den Werken und Schöpfungen der alten Meister gewonnen werden könnte. Diesen auf breitem Volksboden stehenden, und dem Handwerk entsprossenen Künstlern stand er auch näher, als dem ästhetisch angeregten subjektivistischen Kunstschaffen unserer Tage.

Digitized by Google

Wer Taschner noch aus seiner Akademikerzeit her kennt, weiß, daß „Schwabing" für ihn nie einen Zustand, sondern höchstens ein „Gaudium" bedeutete. Der „Kaffeehaus-Aesthetiker" hätte er sich mit einem seiner scharfen Fingerpfiffe im Nu entledigt. So scharf und unfehlbar richtig er mit seinem untrüglichen Gefühl und Kunstverstand urteilte, war ihm doch das bloße Kunstvernünfteln und gar die Afterklugheit moderner Kunstschwätzer gründlich zuwider. Man konnte viel von ihm lernen; wenn er an einem konkreten Beispiel, das Wesen einer künstlerischen Sache erläuterte, da war jedes Wort ein Treffer und in der Kritik war er von einer nie fehlenden Zielsicherheit.

Und diese künstlerische Zielbewußtheit bekundete er auch bei seinen Arbeiten. Er hatte sich nach und nach eine eigene Arbeitsmethode herausgebildet, die seinen künstlerischen Anschauungen, seinem Temperament entsprach. Wie nach einem reiflich durchdachten Plane, entwickelte sich die künstlerische Arbeit bei ihm in voller Harmonie und Uebereinstimmung mit seinen künstlerischen Zielen.

Schon als junger Akademiker schlägt er den ihm später ganz zu eigen gewordenen volkstümlichen Grundton an. Aber auch im Geiste der Akademikerzeit, die ihn viel mit der Dietz-Schule in Beziehungen brachte, ist für ihn zunächst das gegenständliche Motiv das wichtigste. Er fand Gefallen am Kostümlichen der Ritter, Knappen und Landstörzer, wie sie Dietz malte. Demgemäß entsteht der „Strauchdieb" und der „Wanderer". Möglich, daß der „Strauchdieb" eine Reminiszenz an eines der gelungenen Feste der Dietz-Schule oder an eine Habenschadenfeier, war. Aber es ist für Taschners schon früh ausgebildete, tiefe künstlerische Ernsthaftigkeit und stille Besonnenheit bezeichnend, daß er nicht wie so viele „Temperamente" solchen Stimmungen nachhing, sondern sich ihnen frühzeitig entzog.

In seinen beiden ersten Figuren gewahren wir ihn als Holzschnitzer. Und zwar übte er diese Kunst mit einer solchen Technik

Digitized by Google

aus, daß man sie bei ihrem Erscheinen sofort mit den alten gothischen Holzschnitzereien verglich. Sowohl durch ihre packende, gegenständliche Darstellung, als durch ihre eminente Holzschnitzerei bildeten sie lange Zeit die Sensation der Kleinplastik auf allen Ausstellungen. Taschner hat damit die als untergeordnetes Handwerk wenig geachtete Holzschnitzerei wieder zu künstlerischen Ehren gebracht. Und diese seine Liebe zum Holz blieb sich alle Zeiten seines künstlerischen Schaffens hindurch gleich. Er hat in seinen späteren Jahren für sein Haus in Mitterndorf, Haustüre, Schranktüren, Tisch, Stühle, Leisten an der Vertäfelung des Zimmers geschnitzt, alles mit einem untrüglichen Gefühl und unfehlbarer Bewußtheit für den behaglichen Charakter des Hausgerätes. Man nimmt im Taschnerschen Hause die Tür in die Hand, streift mit der Hand über eine Stuhllehne und fühlt keine harte Ecke oder Kante. Und man läßt die Hand behaglich den Linien und Kurven entlang gleiten und gewahrt so tastend und schauend die Form, die dem Auge so wohltuend eingeht, wie das Holz der Hand. Man empfindet dabei aufs lebhafteste, wie diesem Künstler das Material vertraut war und welche besonderen Reize er ihm in seinen Holz-, Stein- und Metallskulpturen abgewinnen konnte. Es ist im Taschnerschen Hause wie in einem Märchen: Stühle, Tische, Bänke, der tönerne Kachelofen, alle diese bekannten Dinge sprechen uns in einer besonderen Weise an, wir gewahren mit einem Male besondere Eigenschaften an ihnen, eine Schönheit, die wir an anderen solchen Dingen nie wahrnehmen konnten.

Ihr Schöpfer fühlte sich eins mit allen Dingen der Natur, ihm war die Gabe der Einfühlung verliehen. Wie er in frohen Stunden sich selbst und den lieben Seinen zum Ergötzen komische Figuren mimte, so versetzte er sich mit geistreicher Einbildungskraft in alle Dinge der Natur, beseelte die Wolken und den Wind, den Mond und die Sterne, Wasser, Luft, Licht, Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen. Es lebt und webt ein starker, kosmischer Zug in seinem Schaffen — die Universalität des echten Künstlers. Daher sind auch seine Schöpfungen viel mehr als bloße Tempera-

Digitized by Google

mentsstücke, oder formale Lösungen irgend eines plastischen Problems oder einer besonderen bildnerischen Aufgabe. Daher haftet ihnen auch gar nichts von sogenannter Aktualität an, sie stehen jenseits von Milieu- und Zeitstimmung, weil in ihnen Ewigkeitswerte echter Kunst verkörpert sind. Man kann bei ihm nicht von Richtungen und Konventionen sprechen, nicht von Kompromissen und Absichten. Mit den aus akademischen Treibhäusern hervorgegangenen Künsten, oder mit den von offiziell beglaubigten patriotischen Denkmälerfabriken verfertigten historischen Kostümpuppen, wie mit der sich in überstiegener Monumentallackelhaftigkeit gefallenden Großplastik haben sie nichts gemein. Man kann sie überhaupt mit dem Gegenwärtigen in der Tagesbildhauerei nicht vergleichen. Wesensverwandt sind sie einzig und allein mit jenen so überaus köstlichen Werken der fränkischen Meister der Bamberger Domskulpturen, mit den sonnigen Holzschnitten eines Dürer und Altdorfer. Ist doch auch die wundersame Blüte seiner Kunst demselben Boden entsprossen. Im fränkischen Volkstum liegen die Wurzeln seiner Kraft, und dieses schönen Erbteils seiner fränkischen Heimat hat er sich auch nie entäußert: „Er ist ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen."

Nur einem der Natur so nahe stehenden, keuschen, naiv gläubigen, kindlichen Sinn konnte es in unserer märchenfernen Zeit gelingen, das Wunder des deutschen Märchens, das Schwind in sanften Farben und Linien geschaut, in plastischer Form für die Kinder unserer Zeit zu verlebendigen, so daß selbst der skeptische Berliner einen Hauch seines Geistes davon verspürt.

Der Märchenbrunnen ist allerdings so, wie er heute dasteht, nicht Taschners eigenste Schöpfung. Die Architektur Hoffmanns ist eine Verbeugung gegen die Konvention des hoffähigen akademischen Geschmackes. Taschner hat sicher etwas anderes gewollt, aber auch hier erkennen wir wieder seinen feinen künstlerischen Takt, als er die Aufgabe einmal auf sich genommen hatte, hat er sich auch den gegebenen Verhältnissen angepaßt. Man beachte

Digitized by Google

nur den Maßstab seiner Figuren: wie hielt er an sich, damit die Architektur im richtigen Verhältnis dazu wirken könne! Es steckte in ihm ein gar feiner kluger Sinn für alles Maß und ein klarer Geist der Proportion, den er mit den Jahren und bei seinen Erfahrungen in der Architekturplastik immer mehr ausbildete. Was davon auch auf die Architektur übergegangen ist und wie sehr diese durch die wohlbedachten tektonischen Wirkungen seiner Plastik gewann, das müßte einmal an anderer Stelle ausführlich dargetan werden. Von seinem Können als Baumeister spricht sein eigenes Haus in Mitterndorf. Man hat schon immer darauf hingewiesen. Und mancher hochschulgebildete und diplomierte Architekt hat schon gefragt: wo Taschner sein Wissen als Baumeister eigentlich her habe. Darauf ist nur zu antworten: „Von der Mutter." Bei seiner besonderen Befähigung als Hauskünstler und Baumeister erscheint uns der vorzügliche Raumdisponent und Raumgestalter nicht einmal so bemerkenswert, wie der Baumeister und Handwerker am Bau, der mit dem Maurer, Dachdecker, Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Glaser an Geschicklichkeit und Können wetteifert, der einen jeden an eine gute, aber längst vergessene Handwerksregel erinnert, ihm einen neuen geschickten Handgriff zeigt und ihm eine Bewertung der Bauformen beibringt, die dem Bauhandwerker erst zu außerordentlichen Leistungen befähigen. Es könnte eine ganze Generation von Architekten aus dieser praktischen Unterweisung Taschners am Bau lernen. Seit Violett-Duc seine Theorie, allerdings nur in einem Buche „Wie man ein Haus baut" niederlegte, ist nichts ähnliches in Erscheinung getreten. Taschners Tätigkeit als Baumeister kam natürlich auch seiner Plastik zu gute.

In seinen Brunnen in Breslau, Posen und Berlin steckt unendlich viel Architektur. Im Altersheim in Buch stehen ganz einfache tektonische Brunnen. Aber so einfach sie sind, so schmuck sind sie auch. Taschner war ein viel zu reicher Künstler und viel zu genußfähig, um von dem Abstinenzkoller der Zweck- und Sachkunst ergriffen zu werden.

Digitized by Google

Er dachte darin wie Gabriel von Seidl: „Grüne Wiesen sind ganz schön, aber schöner sind sie noch, wenn Blumen darauf wachsen." Es kommt schließlich bei aller angewandten Kunst doch immer nur darauf an, wie der Schmuck angewandt wird. Alle dekorative Kunst ist Sache künstlerischen Taktgefühls. Wer das nicht hat, dem ist auch mit aller Erziehung zur Einfachheit nicht zu helfen. Was Taschner gerade in diesem Sinne als guter Anreger hätte noch wirken können, ist gar nicht abzusehen. Er war einer der Wenigen, die sich in der Ornamentalität von Farben und Linien so sicher fühlten, daß sie sich herauszugehen trauten. Wer hätte auch mit einem so schöpferischen Talent und einer so starken selbstsicheren Gestaltungskraft rechten wollen? Im Gefühl seiner einzigen Kraft und seines einzigen Könnens stand er allein da. Wie es immer ist, wahre Größe vergesellschaftert sich nie, sie wird eher gemieden als aufgesucht. Aber durch seine Tätigkeit hatten viele Kärrner zu tun.

In unserer Zeit, wo auch die fähigsten Köpfe, von des Gedankens Bläße angekränkelt, herauszubringen suchen, wie es die alten Meister gemacht haben, gab er durch sein Schaffen das vorbildliche Beispiel eines mit der Vollkraft künstlerischer Sinne ausgestatteten Menschen, der ein fröhlicher Erfinder, ein fruchtbarer Schöpfer und Gestalter war. Es gibt kein Feld der Plastik, das er nicht bestellt hat. Nebenbei fielen auch noch unendlich viel Saatkörner auf die grünen Wiesen der angewandten Kunst; daher ihn Architektur und Kunstgewerbe mit gleichen Rechten in Anspruch nehmen.

Auch die Graphiker, Zeichner, Radierer, Holzschneider, die Illustratoren und Buchkünstler sprechen ihn als einen der Ihren an.

Erst auf der letzten internationalen Kunstausstellung im Münchener Glaspalast konnte man in der österreichischen Buchkunstabteilung Taschnersche Einflüsse wahrnehmen. Trotz der Wiener Orientalisierung und der femininen Verweichlichung und Versüßlichung des Buchschmuckes drückte sich doch noch in der Technik etwas von der Kraft dieser ursprünglichen Anregung aus.

Digitized by Google

Seine Gerlach'schen Märchenbücher und vor allem seine Buchbilder zu Ludwig Thomas Dichtungen wie z. B. zum Heiligen Hias und dem Wittiber sind vorbildlich geworden, wenn auch keiner mehr mit diesem graphischen Takt- und Stilgefühl so das Richtige getroffen hat, wie Taschner. Denn das war das künstlerisch Bedeutende bei ihm, daß er wie Ludwig Richter, durch das Bild, das poetische Feingold des Märchens und der Erzählung nicht nur zu wunderbaren Buchfiligranarbeiten ausmünzte, sondern mit dem Bild zugleich auch Inhalt, Ton, Takt und Tempo der Dichtung so richtig traf, wie nur je ein Schubert, Schumann, Franz und Mendelssohn mit ihrer Musik Ton und Sinn des Volksliedes. Auch Taschners Bilder in Holz und Stein, seine Märchengestalten und Brunnen sind Volkslieder der Skulptur. Und wie diese Lieder dem Volke angehören, so hat auch Taschners Kunst ihren Platz im deutschen Hause.

Handgemenge im Café

Von René Schickele

Am Morgen ist es leer. Wenn ein Schimmer Sonne hereinfällt, tut es gut, nach einer verflackerten Nacht da zu sitzen, die Langeweile neben sich, den eselgrauen Löwen in der Wüste unserer Enttäuschungen. Da zu sitzen, die Hand in seiner Mähne...

Dem Wanderer eine Not und eine Last, trauliches Haustier des Anachoreten, der sich in deinem Gebiet angesiedelt hat und Gott in der Vernichtung sucht! Ich hasse dich, apokalyptisch Tier, dessen Erscheinung, riesengroß am Horizont, mir manchen Tag verfinsterte — und ob ich weiß, wie schrecklich schön du sein kannst!

Es kommt die Stunde, da werde ich dich zähmen und neben dir große Träume haben. Ich zweifle nicht daran, die Stunde kommt. Kein Tier ist häßlich; weil es natürlich dahinlebt, und kein Tier ist böser, als wir selbst sind. Man muß sich nur daran gewöhnen.

Ich werde mich an dich gewöhnen.

Digitized by Google

Und wenn du auf mein Leben einen weiten Schatten wirfst wie der Berg, hinter dem die Sonne untergeht, wenn du die Augen voll bestirnter Leere aufschlägst und majestätisch tust, indem du dich ein wenig räkelst: ich werde dabei sein!

Die Wüste wächst.... Ich verstehe, sie wächst. Eines schönen Morgens wachen wir auf, und sie ist fertig. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als hängende Gärten anzulegen, um den Rest aufzubrauchen. Und wenn wir in dieser Kunst halbwegs Bescheid wissen, dann sind wir auch fertig und werden selber ein Stück Baustelle — Gott weiß, für wen....

Aber bis dahin mag sie wachsen: wir leben!

* * *

Gegen Mittag kommen die Dichter und Denker, fast immer einzeln.

Der Adler fliegt einsam; und es steht ihm gut. Aber der Anblick eines einsamen Sperlings ergreift mich mehr.

Ich finde ihn auch nicht lächerlich. Nächst dem Tod weiß ich nichts, was größer, sichtbar größer macht, als die Einsamkeit.

Wieviele solcher zerzausten Kerle sah ich schon im Caféhaus sitzen, mit einer unansehnlichen bunten Frau, die allein von ihrem Genie wußte, oder noch einsamer, den Kopf in krampfhaften Händen über einer aufgeschlagenen Zeitschrift! Sperlinge, die — ja, wie soll ich sagen — aus Adlernestern gefallen schienen, und nun verfolgte sie eine böse Erinnerung an blauere Tage und sausende Winde....

Sie sind gesegnet. Behandelt sie wie mediatisierte Fürsten, sagt im Stillen wenigstens „Durchlaucht" zu ihnen.

Niemand empfindet so tief, wie der Dilettant: einer der wenigen, nicht schon auf dem Weg zur Formung tot gehetzten Einfälle Baudelaires — die sonst zur guten Hälfte vor lauter, ach so eitlem Uebermut blöd gewordene Stichworte für phantasiearme Literaten sind. (Den Dichter der Fleurs du mal magst du immerhin am königlichen Rhythmus seiner Betisen erkennen.)

Lächerlich nenne ich die Leere, die überströmen möchte. Die Treibjagd auf Herztöne. Die gediegene Bravheit, die mit unendlichem Fleiß Phantasie heuchelt. Wer Phantasie hat, dessen ganze Arbeit besteht darin, sie zu bekämpfen, die einander übertaumelnden Bilder der Welt in einen Rahmen, irgend einen, zu locken. „Schleifen" muß er die Rosse, bis sie ihm lammfromm an der Hand gehen. Und es ist besser, es gelingt ihm nicht, als daß einer, den Gott mit einfarbigem Sitzleder beschlagen hat, durch langwierige Manipulationen die Hälfte einer Muse, wie die Alten sagten, an sich bringt.

Digitized by Google

Einsame Sperlinge, seid gesegnet.
Einsame.

* * *

Dann kommen die Menschen.

Die weißen Tische bocken, wie kleine Steppenpferde, geduckt, voll wilder Zähigkeit, bald drehen sie die Flanke, bald das Hinterteil. Sie stemmen sich gegen den Andrang. Zerfließen in schimmernde Gewißheit an geschützten Stellen. Schreien und überbieten einander von einem Ende zum andern; in die wimmelnden Abgründe der Spiegel gestürzt, taumeln sie plötzlich wieder empor: „Noch nicht! Hallo! Fest! Drauf! Drauf!...."

„Wehe! Wir sind die Herren", sagen die einen, wenn sie eintreten.

„Vorsichtig, wir brauchen Hilfe", lächeln die andern.

Und der Chor antwortet:

„Wir wollen leben!"

Sie bereiten Geschäfte vor, Angst in der Kehle, die Augen fanatisch vom Willen zu überzeugen; sie schließen, aufatmend, ab; wenden besiegt den Kopf.

Sie lügen sich, für eine Stunde oder zwei, Haltung an. Versuchen niederzutreten, weil sie sich gerade stark fühlen, sie ziehen sich vor dem Stärkeren zurück: auf seine schwache Stunde gefaßt — die immer kommt.

Sie berauschen sich am Lärm und am guten Willen ihrer Zuhörer, schmieden ihnen Pläne vor, beginnen, in Gedanken, große Unternehmungen, die den Tod und die Langeweile besiegen. Sie beichten.

Hört nur! Menschenstimmen dieser Zeit!

„Der alte Schuft dreht einem den Hals um, als ob er Musik machte..."

„Sagen Sie, Scholz, das sind doch nicht Sie, der in Konkurs geht?...."

„Ich muß meine Miete zahlen!...."

„Nein, das sind die Herren Carlo Scholz. Ich heiße nur Scholz...."

„Fünfzig Mark!...."

„A. Scholz...."

„Was heißt das eigentlich: A?"

„Ein Buchstabe."

„Alfred?"

„Den ganzen Tag bin ich hinter dir her...."

„Warum interessiert Sie das! Wenn Sie Scholz sagen, so weiß man, wer gemeint ist. Meine Frau ist die einzige, die mich beim Vornamen nennt...."

„Ich habe Hunger!...."

„Und wie sagt sie?"....

„Ehrenwort: ein ganz gemeiner Kerl"....

Digitized by Google

„A ....“

„Ueberhaupt die Männer tun nichts, als den Frauen die Naivität nehmen ...“

„Liebling, ich auch ....“

„Gewiß, wenn sie wohlbehalten abgeliefert sind, hat die Brühe, in der sie konserviert wurden, wenig Sinn mehr. Sie haben sich ihre Zeit gehalten, das ist genug ....“

„Du wirst doch nicht im Café weinen! ....“

„Welch ein Dummkopf, der viel mit Frauen verkehrt hat und nicht weiß, daß sie arme Idioten oder Märtyrerinnen sind, und daß auch nur wenige den Männern gleich kommen — und deshalb von ihnen verachtet werden ...“

„Viel Geld — o je!“ ....

„Ich lobe alle. Auf diese Weise habe ich große Talente entdeckt ....“

„Wenn ich es bis zum Ruhm bringe, werde ich ein großer Mann sein ....“

„Ein Kinofilm, der 600 000 Mark gekostet hat, muß —“

„Zahlen! ....“

„Lieber Herr, reden Sie keine Sachen. Gerade so gut könnte ich eine dritte Hypothek auf Ihren Hosenboden geben ....“

„Ich habe eine klerikale Gemeinde in meinem Wahlkreis, und der Bürgermeister, ein Ritter nicht nur des Kronenordens zweiter Klasse, sondern auch des heiligen Grabes, schickt mir seinen Sohn mit der Bitte, für den jungen Mann eine Beschäftigung zu suchen. Er sieht aus wie ein Graf. Ich will ihn in einem Nachtlokal als Kellner unterbringen ....“

„Laß mich in Ruh! Ich habe keine Zeit —“ ....

„Entweder — oder. Ich oder er ....“

„Seien Sie still. Es vergehen keine fünf Jahre, und er ist reif zum päpstlichen Kammerherrn ....“

„Ober! Zahlen! ....“

„Wenn ich mich aus einem schlechten Geschäft hinausdrücke, runde ich die Bewegung immer durch einen Purzelbaum ab. Sie ahnen nicht, wie leicht man wieder auf die Beine kommt, wenn man sich nur rechtzeitig zu der kleinen Turnübung bequemt ....“

„Lassen Sie mich mit dieser Frauenbewegung in Ruhe. Sie wollen da eine Zuhältergesellschaft organisieren, in der die Männer einen Terror ausübten, wie er heute nur in lichtscheuen Gegenden zu finden ist. Die Prostitution würde eine bisher ungekannte Pracht erreichen. Auf der einen Seite die Amazonen, auf der andern die lustigen Geliebten — dazwischen die Männer. Sie würden den ersten das Geld abnehmen, um es mit den andern durchzubringen. Uebrigens, ich habe nichts dagegen ....“

Digitized by Google

„Ich weiß nur, daß der junge Mann das Chemikerexamen mit Auszeichnung bestanden hat. Wir zahlen ihm 200 Mark monatlich, damit er mit Muße suchen kann. Wir bezahlen ein Jahr, zwei Jahre. Wenn der junge Mann seine Erfindung macht, verdiene ich mein Stück Geld. Wenn er nichts findet, mache ich einen Kontrakt mit ihm, worin er mir gewisse Rechte gibt, für den Fall, daß er das Zeug im Lauf seines Lebens doch noch findet. Für die Unterschrift bekommt er noch einmal 1000 Mark, und ich behalte eine Riesenchance — sozusagen die erste Hypothek auf die Erfindung. Dann verschaffen wir ihm eine kleine solide Anstellung, die es ihm ermöglicht, seine Schulden an uns mit der Zeit zurückzuzahlen. Diese Abzahlungen werden ihn überdies mahnen, seine Mußestunden nicht ungenützt verstreichen zu lassen ...."

„O deine Küsse schmelzen mit der Nacht
und breiten sich in diesem blauen Leuchten,
das alles tief und schwebend macht
und überirdisch ohnegleichen,
als ob der Glanz aus ihrer Seele dränge
und sich gleich wieder ganz in sie verschlänge —".

„Das druckt dir keine Zeitung! ...."

„Er ist tot ...."

„Anständige Menschen, die dabei aushalten. Wahrscheinlich gibt es ein politisches Talent, eine gebieterische Veranlagung ...."

„Sag es mir, bitte! Ich kann es nicht ertragen, in fremden Gesichtern zu lesen, daß du mich hintergehst ...."

„Zahlen!"

„Und dein Mann? ...."

„Wer?" ....

„Herz ...."

„Er ist mir vollkommen gleichgültig. Ich würde wahrscheinlich erschrecken, wenn man mir seinen plötzlichen Tod meldete — vielleicht, weil ich so oft daran gedacht habe. Aber es berührte mich weniger, als wenn unserem Portier Unheil geschähe. In einem Punkt ist er für mich unwiderstehlich: wenn er Geld heischt. Er tyrannisiert mich damit ...."

„Halt's Maul, du Affe ...."

„Es ist unsere einzige Gemeinsamkeit. Und wenn ich jahrelang von ihm getrennt wäre und ihn nie sähe: es wäre mir schrecklich zu hören, daß es ihm an Geld fehle. Es nähme mir den Atem, ich könnte nicht froh sein ..."

„Ich? Verhilf mir zu einem Beruf, den ich ausfüllen kann, und ich schreibe keine Zeile mehr ...."

Digitized by Google

„Za—hlen!....“

„Er hat eine Leidenschaft: das Geld. Du teilst sie. Ihr seid ein vollendetes Liebespaar....“

„Ich verbitte mir —!!....“

„Ueberbieten Sie seine Gage, und er rennt spornstreichs aus dem Faust II. Teil ins Metropoltheater....“

„Aber ich habe ihn nicht lieb — nie. Nur kommt eine Verwirrung, eine Unsicherheit über mich, wenn ich höre, daß er wieder einmal kein Geld hat, ich schäme mich, daß ich einen andern liebe.... Es scheint der Preis meines Glücks zu sein, daß es ihm gut geht....“

„Ober, zahlen!....“

„Eher verrecke ich, als daß ich mich von den Kuxen trenne. Habe ich zehn Jahre geblutet, damit einer Würste daraus macht?....“

„Ich sage Ihnen: ein Genie!....“

„Merkwürdig, daß immer die Frauen unter der Metaphysik zu leiden haben. Das hat mit der Schlange im Paradies begonnen, und ich sehe kein Ende....“

„Ich....“

„Kannst du mir 50 Pfennig pumpen?....“

„Ich....“

„Ich....“

„Er verteilt die Hundertmarkscheine, als wären es Prospekte seines Bankhauses....“

„Hierher, graue Kanaille!....“

* * *

Punkt ein Uhr nachts erhebe ich mich und sage, daß ich die Menschheit famos im Zug finde. Es geht wie der Teufel. Gott und die himmlischen Herrschaften samt ihren irdischen Küchen sind glücklich überritten.

Die unsterbliche Seele paßt sich den Maschinen an, sie formt sich nach ihnen, indem sie ihre Bewegungen mitmacht. Wir sind Dynamos, die denken. Wir produzieren Intelligenz, Herz, Tod und Leben.

Aber, sage ich, und erhebe die Stimme, wir werden zweifellos an der Ueberproduktion von Vernünftigkeiten zugrunde gehen. Die Vernunft wird überhand nehmen. Man wird nicht mehr leben können vor lauter Menschlichkeit, und eines Tages wird man aus rasendem Verlangen nach der Unvernunft die gescheiten Leute in die Maschinen werfen und alles zerschlagen, was einer Maschine ähnlich sieht, um darauf in einem Taumel der Befreiung Obstbäume oder eine echte Schildkröte anzubeten.

Digitized by Google

Irgend eine verlauste Nachtigall wird Wunder wirken, indem sie die alten Lieder von Himmel und Hölle anstimmt.

* * *

Als letzter sitzt im leeren Raum mein Freund, dem seine Frau in einer Stunde unter dem Herzen wegstarb....

Die Liebe ist ein Kerzenlicht am hellen Tag. Wenige sehen das kleine gelbe Licht, aber einem ist es die Sonne, die die Welt erhellt, und wenn es erlischt, wird es — wie erschreckend! — nicht einmal dunkler. Alles ist wie zuvor, der Himmel, die Häuser, die Straßen, die Gärten, die Menschen — niemand hat eine Aenderung bemerkt, aber alles hat seinen Glanz verloren, es ist nicht mehr das Leben, es ist ein gemaltes Panorama.

* * *

„Ober. Zahlen."

Ode an die Engel

Von René Schickele

Ihr wart das erste, was ich sah
von der großen Welt!
Kunde von den breiten Strömen,
von den tiefen Wäldern
und der Ebene dazwischen,
die mit ihrer Seelenglut,
was war und ist, erhellt.
Dort brannte lichterloh die Liebe
aller Menschen,
die je geliebt,
heller als die Sonne,
länger als Erde und Sterne,
in Ewigkeit.
Dort wart ihr zuhause, von dort
kamt ihr zu uns.
Eure Hand kannte jede Stelle,
wo ein Herz schlug.
Eure Flügel deckten jedes Leiden.

Digitized by Google

Eure Stirn leuchtete
von den vielen Geheimnissen der Lebenden,
die Ihr geduldig wußtet,
und von der Seligkeit der Toten.
Eine leise Trauer in Euren Augen
machte Euch besonders schön:
das Wissen um die Verdammten..
Ich hab Euch gesehn!
leibhaftig gesehn!
Ihr knietet neben mir im Gebet,
Ihr standet im Zimmer,
wenn ich nachts erwachte.

Ich schickte Euch meine Freunde bewachen.
Ihr setztet Euch mit übergeschlagenen Beinen,
unendlich ernst, wie eine ältere Schwester,
auf mein Bett und teiltet
meine ersten Liebesnöte.

Wie eine ältere Schwester, ja, aber
Ihr wart zugleich nicht älter als ich
und meine kleinen Freundinnen,
Ihr trugt offenes Haar
und einen kurzen Rock
und gabt mir Eure weichen Hände
zum Kosten: „Soviel du willst!"

Ich legte sie unter mich, an mein Herz,
wie schlief ich ein!
Später wart Ihr überall,
wo Taten vollbracht wurden.
Gewalttaten aller Art,
Taten, die zum Himmel brannten.

Ihr zeigtet Euch einem, prächtig gekleidet
in seinen Entsagungen, die andre nicht kannten.
Ihr wart furchtbar und wart zart.
Ihr wart, wo Menschen die wilden Funken
aus der Erde zogen,
wo Samen über die Furchen flogen,
wo die Schalen von Früchten platzten,
bei schwellenden Traubenstöcken,
an Feldern, die rot und schwer

Digitized by Google

unter einem nassen Himmel
wie Sauerteig aufgingen —
und in allen Frauenröcken.

Von stählernem Glanz umwittert
taucht Ihr aus den Staubwolken
hinter den Automobilen auf,
man hört Euern Gesang,
der wie hohe Harfentöne
im Luftzug zittert.
Ihr lächelt den Fliegern zu,
die sich neben Euch erheben,
Ihr seid da, wenn sie wiederkommen,
und Euer Mund ist irdisch rot
vor ihnen, die sich das Licht und den Schrecken
der Himmel mit beiden Händen
aus dem Antlitz streichen,
irdisch rot Euer Mund und halb geöffnet
und Eure Hüften sind gebogen,
damit sie, noch an ihrem Sitze festgebunden,
gleich
aufatmend froh
die Früchte der Erde erkennen.
Ihr seid der Schwung hinauf und hinüber,
seid alles, was stärker ist, als der Tod.

Digitized by Google

Gitanjali

Seit einigen Monaten steht im Mittelpunkt des literarischen Interesses in England ein indischer Dichter und Heiliger, der eine Auswahl seiner Gesänge aus der Ursprache, dem Bengali, in rhythmische englische Prosa übertragen hat. Einmal übersetzt, ist das außerordentliche Werk*) der allgemeinen Aufmerksamkeit auch in Deutschland gewiß.

Wenn die Dichtkunst die Aufgabe hat, uns zu erlösen aus der Zerrissenheit unseres Daseins, indem sie uns das in der Wirklichkeit nur stückweis Geschaute in seiner Ganzheit vor Augen stellt, dem vom Staub der Alltäglichkeit verdunkelten Auge unendliche, von Ewigkeitslicht bestrahlte Horizonte zeigt und die Disharmonien unseres Kämpferschicksals in Wohlklang löst, — so ist diese Aufgabe hier erfüllt in einer Weise, wie es unsere zeitgenössische Poesie jedenfalls nicht vermag. Denn sie spiegelt notwendig unsere eigenen Nöte, hat mitzutragen an der Desorganisation unseres geistigen Daseins und steht als Frucht unserer Kultur mit dieser unter dem Zeichen der Unruhe und Ungeklärtheit.

Hier aber tönt eine Stimme aus dem kontemplativen Osten, wie aus Himmelsfernen und doch so vertraut wie das Lied der Mutter, so nah wie das Leben selbst. Nur an wenigen Stellen haben wir das Gefühl, einer fremden Gedankenwelt gegenüberzustehen. Sonst aber ist hier große Kunst bis in das Gebiet des allgemein Menschlichen vorgedrungen, wozu auch wohl kommt, daß die Vertrautheit Tagores mit europäischer Kultur zu einer Annäherung an diese geführt hat. Dadurch ist aber das Gleichgewicht der Persönlichkeit nicht gestört. Vielmehr ist deren Kennzeichen gerade ihre ungebrochene Ganzheit, ihr unbeirrbares In-sich-Ruhen, eine Ausgeglichenheit und innere Schönheit ohnegleichen. Dieser Mensch scheint von dem Gesetz des Dualismus, unter das unser Dasein gestellt ist, und das wir täglich neu an uns erleben, unberührt, oder besser, darüber hinausgewachsen. Denn man fühlt, daß der Friede seiner Seele auf einem Fundament von Kämpfen ruht.

Er ist unsagbar vertraut mit Gott und der Natur. Sein Dichten ist Atmen der Seele, selbstverständlichste Lebensäußerung. Er ist ein Träumer, und sein Träumen ist Gesang.*) Er hat das beschauliche Temperament des Inders, der weiß, daß wer dem Leben nachläuft, es nie erjagt, während es sich dem Geduldigen im Schlafe schenkt. In der Einleitung wird uns erzählt, daß er jeden Morgen stundenlang in der Betrachtung Gottes verharrt; und einmal bei einer Bootfahrt sei er vor der Schönheit der Landschaft in Kontemplation versunken, so daß die Ruderer acht Stunden warten mußten, bis sie die Reise fortsetzen konnten.

So gibt er sich ruhevoll der Gottheit hin. Er fühlt sich als die Flöte, durch die der ewige Geist seine Weisen bläst; der Gott heißt ihn singen, und sein Herz will zerspringen vor Stolz. „Alles, das hart ist und mißtönend in meinem Leben, schmilzt dahin in eine süße Harmonie — und meine Anbetung breitet ihre Schwingen gleich einem frohen Vogel auf seinem Fluge über das Meer." Man muß bis zum Alten Testament zurückgehen, um eine ähnlich elementare Gottessehnsucht ausgedrückt zu finden.

*) Eine Uebersetzung von Maria Luise Gothein erscheint bei K. Wolff, Leipzig. Tagore ist in diesem Jahr der Träger des literarischen Nobelpreises.

*) Das Vorwort sagt, daß er seine indischen Lieder selbst in Musik setzt.

Digitized by Google

Die Wucht dieses religiösen Fühlens hat — wie bei den frommen Sängern Israels — ihren letzten Grund darin, daß die Versenkung in Gott für Tagore nicht nur die höchste Form des Selbstgenusses ist, sondern daß er in ihm den Herrn einer intensiv erlebten Erdenwelt sieht. Wie in der Schönheit der Schöpfung, so findet er ihn andererseits gerade unter den Aermsten und Niedrigsten, und im Tempel hört er eine Stimme: „Oeffne deine Augen und sieh, daß dein Gott nicht vor dir steht! Er ist da, wo der Pflüger den harten Boden pflügt, und wo der Straßenarbeiter Steine klopft..... Tritt zu ihm und stehe neben ihm in der Arbeit und im Schweiß deines Angesichts."

Alles wird ihm zur Religion, auch die Liebe, sodaß die Grenze zwischen Gebet und Liebeslied oft nicht zu ziehen ist. Aber seine unendliche Sehnsucht wird auf Erden nicht gestillt. Das Mädchen, das er bittet, mit ihrer Lampe sein dunkles Haus zu erleuchten, läßt lieber sein Lichtlein einsam auf der Flut des Lebens treiben, oder dem Himmel zubrennen, oder im Chaos anderer Lichter untergehn. Sein Los ist Einsamkeit, und die Geliebte, deren Bild er in den Tiefen seines Wesens verborgen trägt, hat kein Sterblicher je von Angesicht zu Angesicht gesehen. Doch herrscht sie, Beatrice gleich, über sein Denken und Tun, bis er sie in seinem letzten Lied als letzte Gabe Gott darbringen will.

Einem so vom Allgefühl durchglühten Leben ist der Tod vertraut. Denn es wurzelt nicht im Zeitlichen. Im Tod wird das große Unbekannte, das ihn in Form seiner Mutter zuerst in die Arme nahm, ihn wieder hinnehmen, und er wird jene Macht als von altersher vertraut empfinden. Weil er dieses Leben liebt, weiß er, daß er auch den Tod lieben wird.

Zwar auch das Kind schreit auf, wenn die Mutter es von der rechten Brust nimmt, aber nur, um im nächsten Augenblick an der linken seinen Trost zu finden.

Werner Picht

René Schickele.

Vor einem halben Jahrtausend hatte das kleine Elsaß seine große Epoche. Namen wie Geiler von Kayserberg, Gottfried von Straßburg, Erwin von Steinbach, der fränkische Gotiker, Brant, Grünewald waren die ersten der Zeit. Sie bedeuten die Ausprägung mittelalterlich-elsässischer Kultur. Und bis jetzt ist diese Zeit der beste Ausdruck elsässischer Art geblieben.

Da findet sich all das typisch Elsässische wieder, wie es heute in bunten Wucherungen blüht: flackerndes Temperament, Witz, der sich noch in ernstester Situation gerade über den Ernst der Situation lustig machen muß, ein Sarkasmus, der sich zu innerst lachend auf den Mundwinkel beißt, wenn er den Pathos von solchen subtilen Dingen vernimmt, wie es Vereinsreden oder Patriotismen sind, élégance und etwas, das sich volkstümlich in jenem Gassenhauer ausdrückt, der schon seit Jahrhunderten in Straßburg geträllert wird: „Hans im Schnockeloch hät alles, was er will. Was er will, dis hät er nit, un was er hät, dis will er nit..."

Gottfried sang auf deutsch ein galisches Lied enthousiastischer Erotik. Pfarrer Geiler hielt seine lustigen Predigten und widmete über ein halbes Dutzend davon Brants „Narrenschiff." Ein so echter Ausdruck elsässischer Frömmigkeit, vielleicht ihr einzig möglicher Ausdruck. Denn er wäre

Digitized by Google

nicht echt, wenn er hergebrachte Phrasen redete und eine Miene aufsetzte, als habe er Sauerampfer in der Backentasche. Und jener Grünewald malte die ganze Groteske und die Sehnsucht und die krasse Realistik elsässischer Phantasie. Sehnsucht, Schwermut — wie soll mans nennen. Ich denke nämlich an Grünewalds Bild von den beiden Heiligen in der exotischen Wildnis-Einsiedelei. Sie sprechen mit bedeutungsvollen Gebärden von Bedeutendem. Und in nebelhafter Ferne ragt ein Berg der Hoffnungen, steil aufsteigend, aufsteigend ohne Ende bis ins Grenzenlose. Der Gipfel ist nicht zu erahnen... Jeder Elsässer kennt diesen Berg. Der Bourgeois singt sein Lied vom „Hans im Schnockeloch", den jungen Uebermut treibts in die Marine, in die — Fremdenlegion. Und auf dem bewußt Fühlenden lastet es, wie eine schwärmerische Hoffnung auf Erlösungen, aber es ist eine schwermütige Zuversicht.

*

Wer jetzt im Elsaß weilt, wird sich wundern, wie dieser kleine Landzipfel wieder mit Energieen geladen ist. Es scheint, als ob nach langer Zeit die elsässische Art nach einer neuen Ausprägung im Kulturleben suchte. Lange hatte das Ländchen keine Ruhe, diente als Fangball zweier Nationen und Rassen, und während der französischen Zeit leistete es in Heer und Verwaltung mehr als in der Kultur. Es ist ja auch klar. Denn die elsässischen Kulturelemente hätten sich auf gallische Art und Weise ausdrücken müssen. Und die Elsässer haben nun einmal mehr deutsches Blut in sich, als es Abbé Wetterle die Seinen glauben machen möchte.

Das Elsaß hat beinahe zu kleine Grenzen für so viel Energieen. Manchmal schäumts über. Und ein brenzlicher Geruch kitzelt unangenehm die Nasen. Eine Ueberfülle von Köpfen und Charakteren, von Wollen und Können. Und unter all diesem Streben mag als die abgeklärteste und rassigste elsässische Erscheinung René Schickele gelten.

Manche Elsässer, glaub' ich, haben gesucht, was er fand: Ausprägung elsässischer Art im deutschen Geistesleben. Am eindringlichsten suchte Lienhardt, der jetzt wohl ein bischen überwunden ist. Von seinem Wege nach dem Herzen elsässischer Art irrte er ab und beschrieb die „Wege nach Weimar." Von den Stufen des klassischen Bosquets, das Schiller und Goethe errichteten, hielt er Ausschau nach dem Straßburger Münster. Und so kam es, daß er „'s Minschter" — „Erwins Dom" nannte. Lienhardt verlor sich in ein Schiller- und Wagner-Epigonentum, das akkurat der elsässischen Art entgegengesetzt ist.

*

Aber alles, was da im Elsaß wild wuchert, die élégance, die große Erotik, die Phantastik, die Ironie, die sich mimosenhaft vor jedem Pathos zurückzieht — das hat Schickele in sich bewußt gezüchtet. Und das blüht nun mit sattfarbenen Blumen und leuchtet, ein brennendes Gewächshaus, über das die wohlgeschliffenen Scheiben des bewußten Züchters in klarer Ordnung gelegt sind. Es ist, als sängen diese Blumen mit offenen Lippen von jenem Berg, der keinen Gipfel hat..

„Verschüttet Herz, du Mond noch nicht im Klaren
„Brich durch, das letzte Licht erlosch im Abendwind..
„Bald werden all meine Gedanken, die Verdammte waren,
„Strahlen, weil sie schwebend und einsam sind." (‚Mondaufgang.').

Digitized by Google

Schwermut und Gläubigkeit strahlen da ins Grenzenlose einer Nacht. Schwermütige Gläubigkeit macht seine Erotik, diese gallisch glühende und südlich-farbenreiche, gleichsam zu einem Glaubensbekenntnis, läßt sie die Religion der Liebe verkünden und füllt die alten Symbole seiner geliebten katholischen Kirche mit neuen Bedeutungen. Reliquien erstrahlen in plötzlicher Glut. Mystisches offenbart sich seltsam.

„Denk ich an deinen Mund, o Frau, du liebe,
„Blühen Himmel warmen Bluts, das dargebracht aus Liebe.
„Denk ich an deinen Leib; Ich durfte mich ihm liebend nahn,
„Glühen Meere weißen Lichts, das die Heiligen sahn,
„Und worin, wie sie glaubten, Gott lebt.
„Dies Weiß und Rot stehn vor der großen Nacht,
„Wie ein verschwommen Angesicht,
„Wie eines Freudenschlosses lohnder Untergang,
„Aus dem, ein Phönix, sich der Mond erhebt."

Dies Gedicht ist der letzten Sammlung „Weiß und Rot" entnommen, einem kleinen elsässischen Brevier, in dem ein Gläubiger elsässischen Bluts Erotik, eigensinnigen Stolz auf seine Rasse, Hoffnungen, Ekstasen, Liebe und Haß zu Einem werden läßt, — einem Glauben, der die strahlenden Gefäße der Kirche mit offenbarender Glut füllt ...

„Ich gehe eine ganz vergoldete Straße entlang
„Der Himmel zerfließt in Sonnenuntergang.
„Da kommen Frauen, märchenschön,
„Und bleiben vor glitzenden Läden stehn
„In Blüten schwimmt der Potzdamer Platz,
„Er träumt vom Mond, dem Götterschatz."

So sehn wir Elsässer Berlin. Und träumen dabei ein bischen von dem lieblichen Paris ... Paris, das sehn wir schon in unserer Knabenphantasie, wie mit zartgoldenen Fäden auf ein Kissen aus himmelblauer Seide aufgestickt. Wir sehen seine fernen goldnen Silhouetten, wie sie Schickele in seiner Erzählung: „Meine Freundin Lo" als traumhaften Hintergrund zu einem blühenden alten Pariser Vorstadtgarten gemalt hat.

Vor einigen Jahren schrieb Schickele einen Roman: „Der Fremde." Es ist der Roman der elsässischen Seele, die in die Welt zieht, sich die Heimat zu suchen und doch überall fremd bleibt, selbst in der eigenen Heimat. Die Glut der Sprache und ihr schwingender Rythmus macht diesen Roman zu einem der schönsten aus dem letzten Jahrzehnt und zu einem der Wertvollsten. Daß die äußere Romanform straff-spannender Handlung mit Eigensinn ins Episodenhafte und Lyrische gezogen wurde, rächte sich an der äußeren Erfolglosigkeit. Es ist kein Roman für Viele.

Neben dem Lyriker ist der Politiker Schickele der Wichtigste. Schickele wäre kein Elsässer, wenn er nicht auch seinen großen politischen Glauben hätte, der jedem Elsässer mit in die Wiege gegeben ist. Glaubenssache — das ist ihm die Politik, ebenso wie seine glühende Ekstase. Nicht bloß ein Anlaß zu künstlerischer Form, die von esprit schillert und deren Ueberlegenheit keine kleinen Bissigkeiten kennt. Nicht die Pose eines ästhetischen Dandy, sondern der Glaube an eine Zukunft, eine elsässische Zukunft, für die Schickele eine erste Erfüllung ist.

Chr. Buchholtz

Digitized by Google

Stinnes und Koppel

So kräftig wie in der letzten Generalversammlung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft hat man den Stürmer Stinnes selten angepackt. Er, der Angreifer, mußte Entschuldigungen sprechen und sophistisch abwehren. Stinnes ist der Industriespekulantentyp, der seine Pläne ohne Aktionärbefragen realisiert, die Geldgeber vor Fakten stellt, vor das Muß. Er schöpft alle Kassen aus, er spannt die Kredite aufs Aeußerste an, dann löst er durch Aktienemission oder Anleihefundierung ab. Diese Gewaltspolitik kann sich ein Genialer leisten, aber auch nur so lange, als die Dividenden danach sind. Jetzt ist die Perspektive trübe. Kaum ein Groschen im Beutel, das Geld für die Jahresraten nicht da, dringender Bedarf. Dazu Brachliegen des Eisengeschäftes, 9 Millionen Verlust aus dem Stabeisenabsatz zu erwarten, voraussichtlich Reduktion der Dividende. Dieser Asket mit der Expansionsphantasie hat gewiß ein großzügiges Organisationstalent, er vereinheitlicht lokale Dualismen, er saniert mit sicherem Blick den Verwaltungskörper, aber er hat sich nicht völlig im Zügel. Das Auge gegen das fernere Ziel, sieht er die nächsten Rentabilitätschancen nicht, er überschätzt technische Reformen, er glaubt von heute auf morgen aus einem Schutthaufen einen Industriepalast zu machen. Die Langatmigkeit des Dortmunder Union-Umbaues zeigt den Augenfehler deutlich. Dieser schnelle Schreiter ist wieder einmal ins Stolpern geraten, doch traut man noch immer seiner Erhebungskraft, man hofft auf Stinnes. Hätte er die Umsicht Beukenbergs, etwas Skepsis und mehr Boden, würde er sicherer gehen. Dann aber wäre er nicht Stinnes, wäre er nicht der Eilende, der Fieberhafte und Unermüdliche, den wir trotz allem auf der Rennbahn der Magnaten gern begrüßen und anfeuern.

Geheimrat Koppel haben wir nicht so lieb. Der Beherrscher der Auer-Gesellschaft manöveriert hinter Schleiern, wird reich und reicher, Bildergalerist, Wissenschaftsmäcen, beordnet, vom Kaiser belobt, als Exempel statuiert, Berliner Typ. Eine blaue Arbeitsjacke, wie Stinnes es tat, hätte er nicht angezogen. Auch sonst geht er andere Wege, er schöpft nich aus, er thesauriert. Die Auer-Gesellschaft ist mit dickstem Fett gepolstert. Die Aktionäre wollen aus der Plethora mehr Dividende, Koppel majorisiert sie und gibt das Geld in die Reserven. Er hat den Ausbauvorrat liegen, er hat flüssige Kampfmittel gegen die Konkurrenz. Es drängt ihn, seine einseitige Produktion variabler und damit widerstandsfähiger zu gestalten, wofür er heute noch die Summen parat hat. Die Prophylaxe ist grundsätzlich zu empfehlen, aber wie Stinnes zu viel wegnimmt, häuft Koppel zu viel. Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-Gesellschaft kommt durch Auspumpen in Atemnot, die Auer-Gesellschaft durch Vollpumpen. Gute Prognosen kann man beiden Unternehmungen nicht machen. Hier hängt viel von Zufälligkeiten, von Konkurrenzkräften, von der Sicherheit der Kalkulation ab. Doch ist Stinnes der Schöpfer, Koppel nur der Agiokünstler.

Alfons Goldschmidt

Das Spionagegesetz

So widerlich jeder anständig und rechtlich Denkende, die Friedensspionage empfindet, vielleicht weniger des tatsächlichen Schadens wegen, der in vielen Fällen, man denke nur an die

Digitized by Google

zahlreichen Verfälschungen dieser Ware, hinter dem geschlagenen Lärm zurückbleibt, als wegen der in allen Kreisen umherschleichenden Versuchung, so erklärlich ist es, daß die öffentliche Meinung nicht ohne weiteres einem verschärften Strafgesetz, mit bedenklich erweiterter Auslegung des Spionagebegriffes, zustimmt. Umsomehr als nicht nur die Schriftgelehrten die strengere Strafandrohung für erfolglos gegenüber dem Uebel erklären, sondern auch der gesunde Verstand der misera plebs sofort erkennt, daß sich ein Spion oder käuflicher Verräter durch ein höheres Strafausmaß nicht abschrecken lassen wird, höchstens größere Vorsicht üben oder etwas höhere Preise fordern und zahlen dürfte.

Der tatsächliche Schadeneffekt eines Spionagegesetzes, wie es der deutschen Reichsregierung vorschwebt, in welchem Gesetzentwurf auch die Verbreitung von „Nachrichten", deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung liegt, unter Spionage oder Landesverrat fällt, und das Kriterium über den Charakter einer Nachricht, bisher dem ordentlichen Richter überlassen, vollständig der Militärautorität überträgt, würde zumeist harmlose Privatpersonen und dann auch wohl die Sicherheit der Berichterstattung der Presse treffen.

Denn nach abstrakt militärischer Auffassung könnte — wie Geheimrat von Liszt zutreffend schreibt — auch die Verbreitung oder Benützung kartographischer Arbeiten, weil sie z. B. Brücken und Flußübergänge verzeichnen, die militärische Bedeutung haben, obwohl sie für alle Welt sichtbar, benützbar, offen sind, die Verwendungvon Reisehandbüchern, ohne weiteres als Vergehen wider das Spionagegesetz gewertet werden. Auch fast jede Mitteilung über militärische Translozierungen, Neuformierungen, Kasernenbauten 2c. in der Presse, könnte, obwohl alles das öffentlich geschieht und von Jedermann gesehen wird, eine Handhabe bieten, die publizistische Tätigkeit der anständigen Presse, der nichts ferner liegt, als die Preisgabe militärischer und Landesinteressen, zu behindern oder unter Verfolgung zu stellen.

Je größer das Rüstungsfieber, desto wachsender das Bedürfnis über die geheim gehaltenen Fortschritte des Anderen informiert zu sein. Gibt es doch z. B. schon eigene, offizielle Dechiffrierbureaus in verschiedenen Staaten, in welchen angeblich jede Chiffredepesche, trotz der Gegenbehauptung der Verfasser der ingeniösesten Schlüssel gelesen werden soll.

Ich entsinne mich zwar, daß mir einmal ein Angestellter eines solchen Amtes im Vertrauen eröffnete, es sei alles Mumpitz mit der Dechiffrierung. Der einfachste Schlüssel mit verschiebbarem Stichwort, sichere die Unlösbarkeit. Aber, fügte er bei, unser Dechiffrierbureau befaßt sich auch gar nicht damit. Es arbeitet nur daran, Schlüssel zu kaufen, zu stehlen. Das sei viel einfacher.

v. S.

Aus der andern Welt

Es gibt Leute, die sich mit Vorliebe ernste, praktische Politiker nennen, die Tage, wie sie der Reichstag bei der Zaberner Interpellation erlebt hat, mit ärgerlicher Verachtung als Allotria und Zeitverlust abtun und mitten im ärgsten Tumult demonstrativ Konkurrenzklausel oder Dienstbotenversicherung studieren. Sie sitzen selbst unter

Digitized by Google

den Sozialdemokraten, deren Interpellationsredner gesagt hat, auch seine Partei würde derartige Debatten am liebsten missen und sich ganz auf den sozialen Kampf werfen. Die Angelegenheit Zabern und ihre Behandlung durch Reichskanzler und Kriegsminister sollte diese ernsten, praktischen Politiker eines Besseren belehrt haben, dahin nämlich, daß im Deutschen Reich preußischer Nation die Allotria immer noch die Hauptsache sind, weil sie von der Regierung Wilhelms II. immer getrieben werden, wenn es um die grundlegenden, unveräußerlichen Volksrechte geht.

Die Regierung des Herrn, der immer, wenn wir Volk Abrechnung halten, irgendwo das Getier der Saison zur Strecke bringt, ist wahrhaftig nie die unsere gewesen. Wer heute in Deutschland Kaiserlicher Minister werden will, der muß auf einem anderen Stern geboren sein und die Gehirnwindungen einer andern Welt aufweisen.

Ein Reichskanzler wagt, eingehende Mitteilung über eine Militär-Revolte anzukündigen und produziert als Quintessenz den fundamentalen Satz, der Rock des Königs müsse unter allen Umständen respektiert werden. Ein Kriegsminister soll über Ungesetzlichkeiten seiner Leute sich rechtfertigen und tut das, indem er sie als die manchmal etwas täppischen Aeußerungen ihres jugendlichen Uebermuts für schätzenswerte Eigenschaften in den Kauf nehmen zu wollen erklärt. Ich glaube nicht, daß ein Parlament jemals blutiger verhöhnt worden ist, als von diesem Prätorianer Seiner Majestät. Ich glaube nicht, daß der oberste Chef der Zivilverwaltung irgend eines Landes sich jemals jämmerlicher selbst beschimpft hat, als Herr von Bethmann, der seine eigenen Leute, die vom Militär an die Wand gedrückt wurden, mit einer ängstlichen Bewegung preisgibt, im selben Augenblick, wo sein militaristischer Kollege die seinen trotz zugegebener Schuld durch Dick und Dünn durchhält.

Bethmann steht verknittert und trüb am Bundesratstisch, faselt vom notwendigen Schutz für des Königs Rock, auch wenn bei solchen Maßnahmen die gesetzlichen Grenzen nicht eingehalten würden. Sein Material ist der Bericht — des Generalkommandos, als welches der Schirm und Schild des Obersten von Reuter bei seinem Feldzug gegen die Zaberner Bürgerschaft war. Er produziert keine Zeile seiner eigenen, zivilen Behörden, deren Unfähigkeit er durch militärisches Urteil für erwiesen hält. Er, der Zivilist, billigt die Vergewaltigung von Zivilisten. Bethmann ist der konkurrenzlos blamierteste Ministerpräsident Europas. Und Falkenhayn der begabteste Kriegsminister. Ihm dünkt die bajonettstarrende Begleitung der tollsüchtigen Leutnants einfach natürlich. Denn, gibt er dem Reichstag zu bedenken, wär' es denn besser, daß ein Offizier in Zabern einem, der ihn beschimpft, den Degen in den Leib rennt? Denn ein Offizier darf sich nicht öffentlich beschimpfen lassen, das ist unmöglich! Das sagt ein vollsinniger Mann im Deutschen Reichstag. Vom Kriegsminister wird mit der unerhörten Beleidigung operiert, die Offiziersehre stehe höher als Zivilistenehre. Der Zivilist kann zum Kadi laufen, der Offizier stößt den Degen durch den Beleidiger. So reden zwei Männer, die auf den wichtigsten Posten des Reichs stehen, reden im Widerhall kaiserlicher Worte. Laßt, alle, die Ihr keine Heloten sein wollt, laßt Eure Konkurrenzklausel und Euer Petroleum-Monopol und kämpft diesen militärfrommen Kanzler, diesen obersten

Digitized by Google

Soldatenführer nieder. Das Heer ist Mittel, nicht Zweck. Und irgend so ein kleiner Leutnant, der sein Vaterland dem Hohn und der Verachtung aussetzt, ist ein Lausbub, kein frischer, junger Führer.

Wenn es den Parteien, die dem Reichskanzler und dem Kriegsminister ihr Mißtrauen ausgesprochen haben, mit der Wahrung der Staatsbürger-Rechte ernst ist, so werden sie sich ihrer Machtmittel erinnern und diese Angestellten Wilhelms II. zwingen, Genugtuung zu gewähren. Es geht hier nicht darum, daß man die Herrschaften wegjage, die in Zabern mit dem schlimmsten Feuer gespielt haben. Es handelt sich um die Frage, wer Herr im Haus sei, das Volk im ganzen Umfang seiner Rechte, oder eine Kaste, die sich nicht nur nach dem Kleid, sondern auch nach sittlichen Anschauungen und Ehrbegriffen waghalsig vom Volk getrennt hat und sich über das Volk erheben will. Der Vertreter der Zivilbevölkerung hat jämmerlich versagt. Der Vertreter des Militärs, der allein seinen kaiserlichen Herrn informieren durfte, hat durch sein restloses Eintreten für den Zaberner Koller diesen der Armee als vorbildlich hingestellt und dadurch zu einer Gefahr für das ganze Reich gemacht. Wenn der Reichstag mit dem Schluß der Sitzung den Karren laufen läßt, so verdiente keiner von denen mehr ein Mandat, die sich mit einem formellen Tadel begnügten, wo sie materielle Genugtuung erlangen könnten. Einmal hat die Linke den Herrn von Oldenburg auch gesellschaftlich boykottiert, als er auf kaiserlichem Befehl einem Leutnant mit zehn Mann die Aufhebung des Reichstags konzedierte. Heute soll, wiederum auf kaiserlichen Befehl, einem Leutnant und fünfzig Mann die Möglichkeit gegeben werden, die Rechte der Staatsbürger, die Verfassung aufzuheben. Boykott dieser Herrn, das ist das einzig Mögliche und Würdige, keine Etatbewilligung, ehe nicht das Bajonett zu Gunsten des Rechts abgedankt hat. Noch nie war der Kampf zwischen Bürger und Prätorianer (nicht Armee) so scharf formuliert, noch nie war es wirklichen Volksparteien leichter gemacht, die richtige Entscheidung zu treffen.

„Was heute hier vorgetragen wurde, klingt wie aus einer andern Welt!" sagte Fehrenbach unter brausendem Jubel des Reichstags. „Ein Redner sagte, es sei sonderbar gewesen, daß, als das zweite Bataillon alarmiert wurde, auch die Maschinengewehre mitalarmiert wurden. Leben wir denn in Deutschland oder wo leben wir!" sagte Falkenhayn unter dem Gelächter des Reichstags. Der Volksvertreter verwundert sich schmerzlich über die seelische Ahnungslosigkeit dieser Regierungsvertreter und der Militärminister ist außer sich vor Staunen, weil ein Redner ein militärisches Detail nicht kannte. Das ist ein Symbol der zwei Welten, von denen die zweite eine Anmaßung ist. Jawohl, Herr von Falkenhayn, wir leben noch in dem Deutschland, wo Maschinengewehre dazu gehören, wenn man dem Bürger das Recht versagt. Da aber, und Ihre eigenen Bilder zu gebrauchen, wie der Sauerstoff zum Atemholen, für das Leben eines Staats Gerechtigkeit die Vorbedingung ist, wird sich hoffentlich der Reichstag ihre sechsläufigen Gründe nicht gefallen lassen, sondern Sie und Ihren Auftraggeber zur Gerechtigkeit zwingen!

Ulrich Rauscher

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Frankreich am Scheideweg

Von Albert Thomas (Paris)
Mitglied der französischen Kammer der Abgeordneten

Der bekannte französische Sozialistenführer entwirft in diesem Aufsatz auf unseren Wunsch ein Bild der inneren Kräfte, die den neuen Umschwung in Frankreich vorbereiten.

Das Ministerium Barthou ist gestürzt. Eine Mehrheit von einundzwanzig Stimmen hat es zu Fall gebracht. Diese neue Mehrheit setzte sich aus den Gruppen der Linken und der äußersten Linken zusammen.

Als das Stimmergebnis verkündet wurde, rief der alte Kommunist Edouard Vaillant, das enfant terrible der sozialistischen Partei, dessen greise Stimme sich der Kammer durch die Leidenschaft des Tones aufzwang, die paar Worte in den Saal: „A bas les trois ans! Nieder mit der dreijährigen Dienstzeit!" Und für die Länge eines Augenblicks schien die Mehrheit vom eigenen Sieg bedrückt zu sein. Sie wurde erst durch die Anmaßung der Besiegten neu belebt. Diese flüchtige Szene offenbarte für Sekunden die tiefe Unruhe der Gemüter.

Das war in der Tat die Stärke des Ministeriums Barthou: die Verhältnisse hatten es zu schwerwiegenden Aufgaben hingedrängt, zu Entscheidungen von ungeheurer nationaler Bedeutung. Welchen Anteil an der Erregung über die neuen deutschen Rüstungen auch eigennützige Machenschaften oder chauvinistische Kriegsängste haben mochten, Frankreich mußte sich von vornherein mit ihnen auseinandersetzen.

Als die Sozialisten ihrerseits das Milizsystem vorschlugen, d. h. eine Neu-Ordnung des „Volks in Waffen", geschah es sicherlich, um Angriffskriegen von unserer Seite vorzubeugen,

Digitized by Google

aber auch um die Wehrmacht des Landes gegen noch immer mögliche Angriffe zu verstärken. Ebenso mußte jede Regierung einige Monate vor dem für die Staatsfinanzen schwierigen Zeitpunkt des Jahreswechsels die besten Mittel zur Kreditgewinnung prüfen und ergreifen, um einen Ausgleich gegen die außerordentlichen Ausgaben oder das Defizit des Budgets zu schaffen. Der Gedanke, daß ein Ministerium, das solche Klippen zu umschiffen hat, mit allen Mitteln unterstützt werden müsse, daß es, um derartige Aufgaben lösen zu können, gleichsam Anrecht auf einen Waffenstillstand der Parteien habe, dieser Gedanke beherrschte die Anschauung und beeinflußte die Abstimmung zahlreicher Abgeordneten. Selbst als die vorgeschlagenen Lösungen ihnen nicht behagten, haben sie auf eigene Meinungen verzichtet. „Die Regierung, so dachten sie, der Generalstab oder die Finanzverwaltung werden besser als wir über die technischen Bedingungen der nationalen Verteidigung oder der öffentlichen Kredits Bescheid wissen." Und noch vor einigen Wochen konnten gute Beobachter voraussagen, daß das Ministerium die Anleihe durchdrücken und voraussichtlich erst später über irgend eine Orangenschale zu Fall kommen würde.

Warum ist das Ministerium Barthou über die Abstimmung der Anleihe gestürzt? Warum hat die Bedeutung des Zustandekommens dieser Anleihe, die die Minister für gefährdet erklärten, wenn das Parlament mit der Annahme zögere, die Abgeordneten der Opposition nicht zurückgehalten?

Aus zwei sehr wesentlichen Gründen.

Zunächst hatte das Ministerium des Herrn Barthou seit Monaten für alle diese schweren militärischen oder finanziellen Probleme nur schlecht vorbereitete Lösungen „aus dem Handgelenk" gefunden, alles Fassade, alles Bluff. Das Heer, dessen Stärke durch das „Gesetz der drei Jahre" sofort hätte wachsen sollen, zieht sich ganz tapfer aus der Geschichte heraus, aber es erfordert die ganze Hingabe der Offiziere, um den Dienst aufrecht zu erhalten unter den jämmerlichen Verhältnissen, die das Gesetz verursacht hat.

Digitized by Google

Seit Monaten hat die Kammer so viel Legenden und Lügen gehört, daß sie kein Vertrauen mehr hat. Weder Herr Etienne, der Kriegsminister, dessen „erstauntes Gesicht" während der Erörterung über die dreijährige Dienstzeit mein Freund Sembat beschrieben hat und der bei jedem neuen Paragraphen Entdeckungen zu machen schien, noch Herr Dumont, der die gewohnten Berechnungen eines Finanzministers durch philosophische Gefühlsduseleien ersetzte — keiner von beiden verstand es, durch unwiderlegbare fachliche Ausführungen zu überzeugen und zu gewinnen. Mitten in der Aussprache über die Anleihe, als der Minister nicht bis zu genauen Zahlen angeben konnte, wie hoch er den Bedarf einschätzte, hatte er endgültig ausgespielt.

Unter dem Schutz der überhasteten und ungenauen Gesetzesmacherei konnten die reaktionären Elemente wieder Boden gewinnen. Unzweifelhaft hat, dank der Politik der Besänftigung, der „nationalen Versöhnung", die klerikale Rechte einigen Einfluß auf die Haltung der Regierung ausgeübt. Ein Erlaß des Marineministers ordnete die Feier des Karfreitags für die französische Flotte im Ausland an. Ein Erlaß des Kriegsministers sicherte den Feldpredigern eine amtliche Stellung. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß die dreijährige Dienstzeit den Wünschen der rückschrittlichen Parteien und des hohen Generalstabs entsprach, der, wenn nicht der republikanischen Staatsform, so doch der demokratischen Bewegung feindselig geblieben ist. Schließlich: es mag sein, daß dem Ministerium die Sorge um das Zustandekommen der Anleihe die Hauptsache war, als es für die Steuerfreiheit der Rente kämpfte. Aber ebenso wahr ist, daß die Regierung eben dadurch, zur großen Freude der Rechten und der besitzenden Klassen, das Gebäude der Einkommensteuer erschütterte, das 1908 von der vorigen Kammer mit Sorgfalt errichtet worden war.

Das war zuviel. Ob die Regierung mit Vorbedacht der Politik des sozialen Stillstands und des politischen Rückschritts dienen wollte, oder ob sie unbemerkt durch die überstürzten Gesetzentwürfe

Digitized by Google

in diese Politik geschoben worden ist, — auch die gemäßigtsten Republikaner konnten sie nicht mehr billigen. Nun genügten einige rednerische Uebertreibungen, einige schlecht angebrachte Trompetenstöße von Seiten Barthous und der Zusammenbruch erfolgte. — Es war eine Art von Aufbäumen der seit drei Jahren durch die Briand'sche Politik verweichlichten republikanischen Mehrheit, die den Präsidenten von gestern aus dem Sattel warf.

Aber in den republikanischen Reihen bleibt eine Unsicherheit bestehen: Wenn die neue Regierung das Widerspiel der alten bilden will, wird das nicht neue Besorgnisse in der öffentlichen Meinung hervorrufen? Kann sie die Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit vorschlagen? Kann sie die Abstimmung und die schleunige Durchführung der Einkommensteuer vorbringen, wie sie von Herrn Caillaux geplant war?

Nach überkommenem Brauch hätte der Präsident der Republik sofort Herrn Caillaux mit der Aufgabe betrauen müssen, das neue Kabinett zu berufen. Er hat es nicht getan. Auf die Gefahr hin, einer persönlichen Politik geziehen zu werden, hat er sich um ein Ministerium der Versöhnung, der republikanischen Einigung, bemüht. Es ist ihm mißglückt. Er mußte Herrn Doumergue berufen, einen Freund von Caillaux, aber weniger ungestüm, weniger Draufgänger, ein „guter Kerl", sympathisch, der ein Kabinett der Linken nach den Wünschen der Kammer bilden wird. Schon die Wahl Doumergues verrät wiederum die gleiche Besorgnis.

Denn in Frankreich ist die demokratische Bewegung seit dem Ministerium Clémenceau brüchig geworden. Das macht, daß die Politik der Herren Briand und Poincaré den politischen Willen irregeführt hat. Unter dem Vorwand, die Franzosen zu einigen, um dem Land eine neue wirtschaftliche Blüte und ein Wiederbeleben des äußeren Glanzes zu sichern, hat man eine Menge von Bürgern von der Parteipolitik zurückgeschreckt. Und noch heute, wo sich die Mehrheit der Linken neugebildet hat, um ihr bisheriges Werk zu verteidigen, heute noch, wo ein

Digitized by Google

Ministerium der Linken sich zu bilden sucht, befürchten diejenigen, die die Verantwortung der Macht selbst übernehmen wollen, im Parlament oder im Volk die unentbehrlichen Hilfskräfte nicht finden zu können.

Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, hat sich das Kabinett noch nicht endgültig gebildet. Aber wie auch seine Zusammensetzung sein mag, wie auch sein Programm lauten wird, sicher wird es nur bestehen können, wenn es durch eine Politik der Tat die eingeschlafenen demokratischen Massen wiedererweckt, wenn es sie am Vorabend der Wahlen für kühne Reformen begeistert, wenn es sie mitreißt zu einem neuen Vorstoß. Herr Berteaux und Herr Monis haben es 1911 versucht. Herr Caillaux, ihr Nachfolger, hat dann gezögert. Er hat ihre Politik abgeschwächt und er wurde durch die Gegenspieler über Bord geworfen. Man kann keine Politik der republikanischen Tat machen, ohne das Vertrauen der Volkskräfte zu gewinnen. Herr Caillaux könnte auch in Ermangelung eigener Erfahrung auch über das Beispiel der englischen Liberalen nachsinnen. Es war die Tat, die kühne und beharrliche Tat, durch die sie sich nach einigen Augenblicken der Schwäche gerettet haben. Mögen die Minister, die jetzt die Macht in Frankreich übernehmen, diese Lehre nicht vergessen!

(Uebertragen von Elly Heuß-Knapp.)

Ein österreichischer Justizskandal

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

ine Sache von größter symptomatischer Bedeutung, die im Auslande viel zu wenig beachtet wurde, hat sich vor kurzem in Oesterreich ereignet. Im Frühjahr des laufenden Jahres fand eine Gerichtsverhandlung statt. Dabei handelte es sich nach dem Bericht eines Wiener Blattes um folgenden Vorfall:

Digitized by Google

„Der Oberleutnant Vinzenz Sagner saß am 8. Februar mit seinem Vater und seinem Bruder in der Restauration des Staatsbahnhofes. Der Vater zahlte mit einer Note, auf die der Oberkellner Johann Strauß als auf eine Zehnkronennote herausgab. Er wurde bald darauf vom Offizier an den Tisch zurückgerufen und der alte Herr Sagner behauptete, er habe dem Kellner eine Zwanzigkronennote eingehändigt. Strauß erwiderte, daß er nur zehn Kronen erhalten habe; worauf sich zwischen dem Kellner und dem Vater des Offiziers ein erregter Wortwechsel entspann. Der alte Herr sagte: „Wenn Sie behaupten, nur zehn Kronen erhalten zu haben, so sind Sie ein Schwindler und Betrüger!" Strauß blieb dabei, daß er nur eine kleinere Note erhalten habe, legte aber, um dem Streite ein Ende zu machen, eine Zehnkronennote auf den Tisch. Der Offizier sagte nun: „Sie haben eine Zwanzigkronennote bekommen, ich habe es gesehen, fahren Sie ab, marsch, Sie Schweinskopf. Holen Sie sofort den Wirt, Sie Kerl." Da der Kellner den Wirt nicht holte und noch weiter erklärte, es sei nicht wahr, daß er zwanzig Kronen erhalten habe, erhob sich der Offizier vom Tische, schnallte seinen Säbel um und ging auf Strauß los. Er wollte den Säbel ziehen, dieser blieb jedoch in der Scheide stecken. Der Offizier versetzte nun dem Kellner eine Ohrfeige, die dieser ruhig einsteckte."

Der Offizier fühlte sich durch den Kellner beleidigt und zwar dadurch, daß dieser ihn der Unwahrheit geziehen und ihm Worte in den Mund gelegt habe, die eines Offiziers unwürdig seien und die gesagt zu haben er leugnete. Er klagte den Kellner, offenbar im Auftrage seiner Vorgesetzten, beim Bezirksgerichte wegen Ehrenbeleidigung an. Er konnte vermuten, der Kellner werde verurteilt werden, da in ähnlichen Fällen die Gerichte wiederholt die Neigung gezeigt hatten, Offizieren unter allen Umständen gerichtliche Genugtuung zu gewähren. Merkwürdigerweise kam es anders. Der Kellner wurde freigesprochen. Die Anklage hatte behauptet, daß der Kellner zum Oberleutnant, als dieser sich ins Gespräch mischte, gesagt habe: „Das ist nicht wahr, Sie haben gar nichts gesehen!" Der Richter nahm an, daß der Kellner diese Worte gesprochen habe, konnte aber in ihnen keine Beleidigung erblicken, was er folgendermaßen begründete:

„In ihrem Wesen liefe diese Aeußerung nur auf die Frage, ob der Angeklagte eine Zehnkronennote oder eine Zwanzigkronennote erhalten hat, hinaus. Es ist aber klar, daß die bloße Gegenüberstellung der einen Sach-

Digitized by Google

verhaltsdarstellung gegen die andere keinen Angriff gegen die Ehre des einen oder anderen Teiles bedeutet, auch dann nicht, wenn der eine Teil ein Offizier und sein Gegner ein Kellner ist. Nicht jede Bemerkung, die im militärischen Unterordnungsverhältnis eine Subordinationsverletzung wäre, ist außerhalb desselben zwischen gleichberechtigten Staatsbürgern eine Ehrenbeleidigung."

Ferner ergab die Gerichtsverhandlung, daß das Wort „Schweinskopf" wirklich von dem Offizier gebraucht worden sei. Der Richter mußte also auch diesen Teil der Klage des Offiziers abweisen. Er tat es mit folgender Begründung:

„Mehr noch als durch die formelle Feststellung in einer Zeugenaussage ist der Richter durch Erwägungen der inneren Wahrscheinlichkeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Kellner vor dem Ehrenrat die Wahrheit gesagt hat, als er angab, bei dem Vorfall von dem Kläger mit den Worten „Betrüger" und „Schweinskopf" beleidigt worden zu sein.

Wie aus dem ganzen Vorfall klar hervorgeht, hat der Offizier den Kellner wegen der angeblich vorenthaltenen zehn Kronen für einen Betrüger angesehen. Nichts liegt näher, als daß er dieser seiner Ueberzeugung auch Ausdruck verlieh, zumal er sich ja damals keineswegs mit einer passiven Rolle begnügte.

In diesem Zusammenhang muß aber festgestellt werden, daß der Herr Privatankläger, der, ohne daß die wichtigste Voraussetzung der Ehrennotwehr im Sinne des § 114 des Militärstrafgesetzes, nämlich ein rechtswidriger Angriff gegen seine Ehre, vorgelegen wäre, kein Bedenken getragen hätte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen und kein Bedenken getragen hat, den Kellner zu ohrfeigen, durch diesen Verstoß gegen die gute Sitte an sich auch zugleich verdächtig geworden ist, das verhältnismäßig harmlose Schimpfwort gebraucht zu haben, über dessen Imputation er sich — recht inkompetenterweise — beschwert und aufregt.

Ferner kommt in Betracht, daß die Wahl des dem Angeklagten zugeschleuderten Schimpfwortes „Schweinskopf" nach Meinung des Richters gegen die Annahme spricht, von dem Kellner frei erfunden worden zu sein. Dieser Ausdruck, den der Richter in einer langen Reihe von Jahren sich nicht erinnert, in der reichen Fülle ziviliſtischer Beschimpfungen gehört zu haben, trägt an sich den Stempel einer militärischen Provenienz und dürfte zu den nicht böse gemeinten Kraftausdrücken der Kaserne zu rechnen sein, ähnlich wie die Worte: „Marsch, abfahren!", deren sich der Kläger nach Aussage der Zeugen Roller, Krivinyi und Sadrazil gleichfalls bedient hat."

Digitized by Google

Nun sollte man denken, sei die Sache erledigt gewesen. Von den Wiener Tagesblättern hatte nur die „Arbeiter-Zeitung" die Verhandlung und auch die mitgeteilte richterliche Begründung zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Aber was nun geschah, ist, soviel ich weiß (und ich stehe jahrzehntelang im öffentlichen Leben und bin vierundzwanzig Jahre Mitglied des österreichischen Parlaments) ohne Beispiel: Das Justizministerium forderte den Bezirksrichter auf, sich über den Bericht der „Arbeiter-Zeitung" zu äußern und die Akten einzusenden. Hierauf erhielt der Richter folgenden Präsidialerlaß:

„Im Auftrag des Justizministeriums wird dem Bezirksgerichte bemerkt, daß die Ausführungen in den Urteilsgründen (wo von der „militärischen Provenienz" gesprochen wird), abgesehen davon, daß sie zur Begründung des Urteils nicht notwendig waren und auch in keiner Richtung schlüssig erscheinen, den nötigen Takt vermissen lassen und eine nicht genug zu verurteilende Beschimpfung der Armee beinhalten, weshalb von diesen Ausführungen nur mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns Kenntnis genommen werden konnte.

Das Oberlandesgerichtspräsidium hat ferner bemerkt, daß auch der Passus: „auch dann nicht, wenn der eine Teil ein Offizier und der andere ein Kellner" in dieser Form besser vermieden worden wäre, da er als Zeichen von Voreingenommenheit gedeutet werden könnte."

Der Bezirksrichter wird in diesem Erlasse der Beschimpfung der Armee unmittelbar beschuldigt. Das ist bei uns in Oesterreich wohlgemerkt ein Delikt, das in der Regel schwer bestraft wird. Es darf daher nicht wunder nehmen, daß der Richter die Einleitung des Disziplinarvergehens gegen sich verlangte. Gewissermaßen lustig an der Sache und eine schallende Ohrfeige für das Justizministerium ist die kürzlich erlassene Entscheidung des Oberlandesgerichts, das der Richter angerufen hatte. Dieses lehnte nämlich die Einleitung eines Disziplinarverfahrens ab.

Der Chef des Justizministeriums ist bekanntlich Hochenburger, der Schutzheilige des „Deutschen Nationalverbandes", unter dessen Geschäftsführung eine Konfiskationspraxis eingerissen ist, die auch ohne Beispiel in der österreichischen Verfassungszeit ist.

Digitized by Google

Dabei galt Hochenburger früher als ein freisinniger Mann. Peinlich war es für den Nationalverband, daß die hauptstädtische liberale Presse, die um des lieben Nationalverbandes wegen Hochenburger nicht gerne angreift, diesmal doch nicht schweigen konnte, zumal auch die unmittelbar interessierten Kreise der Richter und Advokaten sich rührten und die Fachblätter Lärm schlugen. Die Sache wurde schließlich auch im Justizausschusse des Parlaments zur Sprache gebracht und die bezügliche Debatte hat für Herrn Hochenburger nicht ehrenvoll geendet, wenn auch seine Parteigenossen verzweifelte Versuche machten, ihn vor einem Mißtrauensvotum zu retten. Die Nationalverbandspresse in der Provinz hat schon ihre Weisungen und ist so bar aller politischen Ehre, daß sie sogar Hochenburger verteidigt.

Natürlich ist niemand darüber im Zweifel, daß Hochenburger mit seinem Erlasse einen groben Eingriff in die Unabhängigkeit der Rechtsprechung begangen hat. Er hat im Justizausschusse geleugnet, daß er mit dem Erlasse nur einer Weisung des Kriegsministeriums gefolgt sei. Das ist vielleicht sogar wahr. Es ist gut möglich, daß er einen noch höheren Befehl erhalten hat. Er ist nicht der Mann, einem Drucke von oben zu widerstehen.

Es ist natürlich, daß der vom Justizministerium beliebte Vorgang die Wirkung haben wird, daß die Richter in allen Fällen, in denen es sich um Konflikte zwischen Militär und Zivil handelt, wenn sie vor ihr Forum kommen, noch ängstlicher werden, als sie heute schon sind.

Für den aufmerksamen Beobachter des Verlaufes der Dinge in Oesterreich ist dieser Vorfall, der eigentlich die ganze Oeffentlichkeit hätte in Aufruhr bringen müssen, eines der vielen Symptome dafür, daß wir wieder einem Bunde des Säbels mit der Kutte entgegengehen. In diesem Bund — und das ist für einen demokratischen Deutschen so tief beschämend — werden die „freiheitlich gesinnten" Deutschnationalen nicht fehlen.

Digitized by Google

Armenien und die armenische Frage

Von Paul Rohrbach

(Schluß)

Eine neue und endlich den Armeniern günstige Wendung der Dinge ist nun auf eine ganz eigentümliche Art durch den jüngsten Balkankrieg eingetreten. Als die Niederlage der Türkei gegenüber den verbündeten Bulgaren, Serben und Griechen besiegelt war und es sich darum handelte, die türkische Regierung auch diplomatisch zur Anerkennung der Konsequenzen ihrer militärischen Lage und namentlich zur Nachgiebigkeit wegen Adrianopel zu bringen, ging von der russischen Seite ein energischer Druck in dieser Richtung aus, der sich bis zu unmittelbaren militärischen Vorbereitungen an der Kaukasusgrenze und bis zu der Drohung steigerte, russische Truppen würden in Türkisch-Armenien einrücken. In dem Moment war der europäische Friede ernsthaft gefährdet, Januar 1913. Die Okkupation Armeniens durch die Russen hätte den Anfang vom Ende der asiatischen Türkei und damit die Auflösung des türkischen Reichs überhaupt bedeutet: ein Ereignis von so weittragenden, die Interessen Deutschlands so empfindlich berührenden Folgen, daß von unserer Seite sofort die Mitteilung an die russische Adresse erfolgen mußte, das Ueberschreiten der türkischen Grenze durch russische Truppen würde den Kriegsfall bedingen. Daraufhin gab Rußland nach und verzichtete auf gewaltsame Druckmittel gegen die Türkei; für die Armenier aber war der Punkt gefunden, wo ihre Angelegenheiten ein Faktor der großen Politik wurden.

Der Grund dafür, daß gerade Armenien entscheidende Bedeutung für den Bestand des türkischen Reichs hat, ist in seiner besonderen geographischen Lage und Gestaltung enthalten. Armenien gehört zu den typischen Gebieten, die man als strategische Durchgangs- und Schlüssel-Landschaften bezeichnen kann; vor allem ist es dadurch ausgezeichnet, daß es wie eine natürliche

Digitized by Google

Festung mit vier großen Ausfallstoren, sowohl die kleinasiatische Halbinsel, als auch das im Süden vorgelagerte mesopotamische Tiefland beherrscht. Durch Armenien führen zwei der uralten Völkerwege, auf denen von jeher die Wanderungen, der kriegerische und der Handelsverkehr zwischen dem Iranischen Hochlande und den westlichen Randgebieten Vorderasiens erfolgt sind. Der wichtigere von beiden ist die Straße, die am Südfuß des Ararat das Grenzgebirge zwischen Armenien und Persien übersteigt, über Bajasid und Kara Kilissa die wichtigste Eintrittstelle nach Anatolien, Erserum, erreicht, und weiter bis Ersingian, der zweiten Sperrstellung vor Anatolien, dem Lauf des westlichen Euphrat folgt. Ein zweiter Weg von geringerer Bedeutung führt aus dem Becken des Wansees über Musch und Palu nach Charput. Bei Ersingian und Charput öffnen sich die Wege westwärts in die kleinasiatische Halbinsel hinein. Nach Süden führen aus Armenien die beiden einzigen militärisch brauchbaren Uebergänge über den Taurus nach Mesopatamien: die Scharte von Bitlis, nahe an der südwestlichen Ecke des Wansees, und der Paß von Arghana Madén zwischen Charput und Diarbekir. Alle diese vier genannten Straßen, von Erserum nach Ersingian, von Musch nach Charput, von Charput nach Diarbekir und vom Wansee über Bitlis zum oberen Tigris, haben die seltene Eigentümlichkeit, daß die Engpässe von größeren Heeresabteilungen nicht umgangen werden können. Die Hochgebirgskette des Taurus kann außer den beiden genannten Uebergängen nur auf schwierigen Fußpfaden überschritten werden, und sowohl zwischen den beiden Quellflüssen des Euphrat als auch zwischen dem östlichen Euphrat und den pontischen Randketten ist das Gebirgsland so wild, daß es allen militärischen Bewegungen, bei denen es sich um mehr als kleine und leichte Truppenabteilungen handeln sollte, einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt. Armenien kann also von einem von Westen oder Süden her anrückenden Gegner nur erobert werden, wenn er eines der genannten Tore gewaltsam

Digitized by Google

aufsprengt; dagegen kann jede Macht, die ihrerseits im Besitze Armeniens ist und die Zugänge des Landes modernen Anforderungen entsprechend befestigt, beliebig nach Anatolien oder nach Mesopotamien hin vorbrechen. Für die Türkei, die weder über genügende finanzielle Mittel, noch über den erforderlichen Menschenreichtum, noch über ein ausgebautes Straßen- und Eisenbahnnetz verfügt, wäre es unmöglich, gegen ein russisch gewordenes Armenien Verteidigungswerke und militärische Kräfte von solcher Stärke bereit zu stellen, daß sie imstande wäre, von dorther kommenden Angriffen Widerstand zu leisten. Verlieren die Türken Armenien, so hörten sie also damit auf, als militärisch-politischer Faktor von einigem Gewicht zu zählen.

Es bedarf heute keiner besonderen Darlegung mehr darüber, daß die Weiterexistenz der Türkei für Deutschland eine Sache von der größten politischen Wichtigkeit ist. Können sich die Türken nicht halten, so ist die Aufteilung der jetzigen türkischen Ländermasse unvermeidlich, und in dem Fall würden wir, wie gleichfalls keines Nachweises bedarf, unter allen Großmächten in der ungünstigsten Lage sein, unsere Interessen geltend zu machen. Deutschland kann auf eine bedeutende Stellung im Orient nicht mehr verzichten; es kann sie ohne Konflikte und kriegerische Gewaltsamkeiten vermutlich aber nur in dem Falle aufrecht erhalten und entwickeln, daß der türkische Besitzstand in Asien in seinem jetzigen Umfange bestehen bleibt. Von dem Augenblick an, wo Armenien russisch würde, hinge aber der Rest der Türkei ganz und gar von der Gnade Rußlands ab. Um dem entgegenzutreten, mußten wir der russischen Regierung im vorigen Winter jene bekannte Eröffnung zukommen lassen.

Vor einer Reihe von Jahren, damals, als der Vertrag zwischen England und Rußland über die Teilung Persiens geschlossen wurde, war, wie jetzt wohl überwiegend als zugestanden angenommen werden kann, auch die Liquidation der Türkei zwischen den beiden Kontrahenten beabsichtigt: etwa nach dem Plan, daß die mazedonische Frage benutzt werden sollte, um den Konflikt aufzurollen

Digitized by Google

und danach, unter Ausschluß Deutschlands, das Weitere zu regeln. Seitdem aber haben sich die Verhältnisse geändert. Durch den Balkankrieg trat die Möglichkeit in Sicht, daß Rußland als Vormacht eines slavischen Bundes eine gewisse Machtstellung im östlichen Mittelmeerbecken erhalten könnte. Für England war das auf jeden Fall so unerwünscht, daß die englische Politik sich mit der deutschen im Sinne der Erhaltung der Türkei in ihrem asiatischen Besitzstand vereinigte. Zu den Voraussetzungen der deutsch-englischen Entspannung und Verständigung gehört auf jeden Fall, daß England unseren Lebensinteressen im Orient Rechnung trägt. Sowohl durch die Rücksichtnahme auf Deutschland als auch durch die Besorgnis vor den russischen Ausdehnungsplänen in der Richtung aufs Mittelmeer ist England jetzt dahin gebracht worden, daß es die Zertrümmerung der Türkei, zur Zeit wenigstens, nicht wünscht. Das bedeutet aber in der armenischen Frage, daß sowohl Deutschland als auch England im Sinne von Reformen in Armenien auf die Türkei wirken. Auch Rußland hatte sein armenisches Reformprogramm aufgestellt, aber es sah so aus, daß Armenien dadurch im Frieden dem stärksten russischen Einfluß ausgeliefert worden wäre. Damit wäre den Mächten, die auf alle Fälle die Unversehrtheit der Türkei erhalten wollen, nicht gedient. Auf der anderen Seite ist es klar, daß durch die Fortdauer der jetzigen Zustände die Armenier in Kürze zur Verzweiflung, das heißt zum Aufstande und damit in die Arme Rußlands getrieben würden, das seine eigenen Armenier jetzt kluger Weise freundlich behandelt und den türkischen zugesagt hat, auf jeden Fall gegen neue Massakres einschreiten zu wollen. Der Umstand also, daß die Zustände in Armenien bei der heutigen Lage die Gefahr des Zusammenbruchs der Türkei in sich enthalten und in weiterer Folge die Gefahr eines großen europäischen Konfliktes, hat es dahin gebracht, daß diejenigen Mächte, die an einer möglichst friedlichen Weiterentwicklung der türkischen Angelegenheiten interessiert sind, ihren Einfluß für menschenwürdige Zustände in Armenien geltend machen.

Digitized by Google

Nach den Beweisen, die das armenische Volk bisher für seine Lebenskraft, geistige Begabung und allgemeine Tüchtigkeit abgelegt hat, muß auch für die Zukunft mit ihm als einem bedeutenden Faktor in der allgemeinen Entwicklung des Orients gerechnet werden. Vor allen Dingen unterscheidet sich der Armenier vom Durchschnitt der übrigen Orientalen durch seine Arbeitsenergie. Die eigentliche Arbeit bei den türkischen Behörden ist von jeher zu einem unverhältnismäßig großen Teil von Christen an den „nachgeordneten" Stellen getan worden, und unter ihnen zumeist von Armeniern. Ebenso ist der Armenier in der Türkei der fleißigste Ackerbauer. Es ist durchaus falsch, zu glauben, daß die Mehrzahl des Volks als Händler und Gewerbetreibende in den großen Städten sitzt. Im eigentlichen Armenien, um den See von Wan, im Gebiet der beiden Quellflüsse des Euphrat, in den Taurustälern und westwärts bis gegen Siwas und Malatia zu, lebt über eine Million armenischer Bauern als der eigentliche Kern der Nation. In der ganzen asiatischen Türkei und in Konstantinopel wird die Zahl der Armenier etwa zwei Millionen betragen; innerhalb der russischen Grenzen über eine Million. Eine Schwierigkeit für jede Art von Verwaltungsreform in Armenien besteht allerdings darin, daß Armenier, Kurden, Türken und andere Volkssplitter so durcheinander wohnen, daß sich nirgends ein großes und einigermaßen geschlossenes rein armenisches Gebiet herausschneiden läßt. Zwar stammt ein ziemlicher Teil der Türken in Armenien aus früheren Zwangsbekehrungen von Armeniern zum Islam und von dem Frauen- und Mädchenraub her, den sich die Armenier noch heutigen Tages nicht selten von ihren muhammedanischen Nachbarn gefallen lassen müssen, aber diese Elemente sind im Laufe der Jahrhunderte so türkisiert worden, daß sie sich jetzt auch ganz als Türken fühlen. Durch die „amtliche" türkische Statistik und die mit Absicht auf die Erzielung armenischer Minoritäten in allen Verwaltungsbezirken hin zugeschnittenen Provinzialeinteilung hat man türkischerseits versucht, das Problem noch schwieriger erscheinen zu lassen, als es ohnehin

Digitized by Google

ist, und außerdem die Zahl der Armenier um die Hälfte zu verkleinern. Innerhalb der Grenzen des eigentlichen Armenien und ebenso im östlichen Cilicien, dem von Alters her so genannten Kleinarmenien, bilden aber die Armenier auf jeden Fall, wenn nicht die absolute, so doch zweifellos die relative Mehrheit unter der Gesamtbevölkerung — und mehr, als einen diesem Verhältnis entsprechenden Anteil bei der jetzt vorzunehmenden Reorganisation der Verwaltung in den armenischen Vilajets verlangen sie auch gar nicht.

Zum Verständnis der ethnographischen Grundlage der mancherlei politischen Probleme auf dem Boden der asiatischen Türkei muß übrigens noch bemerkt werden, daß eine wirkliche Rassenverschiedenheit unter der Bevölkerung in Kleinasien und Armenien nur zum kleineren Teil besteht. In Syrien und Mesopotamien wohnen allerdings arabisch sprechende Semiten; im Taurusgebiet dagegen und auf dem ganzen armenisch-anatolischen Hochlande haben schon in sehr alter Zeit durchdringende Mischungen zwischen vorindogermanischen Stämmen und indogermanischen Einwanderern stattgefunden, wobei — wie bei den Armeniern — das arische Element sich als das stärkere erwies. Die seldschukisch- und osmanisch-türkische Invasion, die Kleinasien seinen jetzigen sprachlichen und religiösen Charakter gegeben hat, war kriegerisch überlegen, aber zahlenmäßig unbedeutend, und es kann keine Rede davon sein, daß sie die Rasse merklich verändert hat. Was man heute „Türken" nennt, das zeigt nur noch in seltenen Fällen Anklänge an die einstige hochasiatisch-mongolische Gesichtsbildung, sondern es sind einfach im wesentlichen die Nachkommen der alten Phryger, Kappadozier, Galater u. s. w., die wir als Völker von bald mehr, bald weniger gemischtem, überwiegend aber arischem Blut anzusehen haben. Die heutigen Kurden sind wahrscheinlich die reinsten Arier, die es innerhalb der Grenzen der Türkei gibt.

Wird den Armeniern, wie es ja den Anschein hat, jetzt endlich Ruhe und Entwicklungsfreiheit gewährt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie mit der Zeit unter allen Völkern im türkischen

Digitized by Google

Asien die größten Fortschritte machen werden. Vor allen Dingen wird sich das im Erwerbsleben, in der Verwaltung und in allen denjenigen Berufen äußern, zu denen eine höhere Schulung, Studium in unserem Sinne, gehört. Für diese Dinge hat der Armenier eine besondere Begabung und Ausdauer. Daß im Armeniertum, namentlich in den großen Städten, auch sittliche Schäden vorhanden sind, kann nicht bestritten werden, aber es ist verkehrt, von einer besonderen armenischen Schlechtigkeit zu sprechen. Die bürgerliche Moral steht im Orient im allgemeinen tief; höhere Bildung und Kultur, worin die Armenier bald genug die Führung übernehmen werden, sind die sichersten Mittel, die morgenländischen Verhältnisse hierin den unserigen zu nähern.

Der alte Grüne Heinrich

Von Hermann Hesse

Jedermann weiß, daß Gottfried Kellers großer Roman ursprünglich nicht die heutige Form hatte, sondern stark geändert und bearbeitet worden ist, und daß der Dichter selbst mit Strenge darauf hielt, sein Werk nur in der späteren Umarbeitung fortbestehen zu sehen. So viel ist bekannt; wenige aber kennen den alten Grünen Heinrich selber, die Urform, wie sie in den fünfziger Jahren erschienen ist. Das Werk ist überaus selten geworden und war seit manchen Jahren auch für viel Geld kaum mehr aufzutreiben.

Daß die alte Fassung des Romans einmal wieder zugänglich gemacht werden müsse, schien den Eingeweihten selbstverständlich, trotz Kellers ausdrücklichem Verbot, und daß der „Urheinrich" jetzt wirklich, wenn auch fürs Erste nur in einer beschränkten Luxusausgabe, wieder existiert, ist für die deutsche Leserwelt ein wirkliches Ereignis. Er ist soeben in vier schönen Bänden, nach der Einteilung des ersten Druckes, bei Cotta herausgekommen, ein Leckerbissen für Büchersammler und eine aufregende Gabe für

Digitized by Google

alle ernsten Freunde des Dichters. Denn schließlich handelt es sich hier nicht um ein beliebiges hübsches Buch, sondern um eines der klassischen Werke deutschen Geistes, um den größten, dichterisch tiefsten und einflußreichsten deutschen Roman nach dem Wilhelm Meister.

Auch vom Wilhelm Meister ist ja erst vor kurzem die Urfassung wieder aufgefunden worden, und ein Vergleich zwischen diesen beiden Buchschicksalen liegt sehr nahe. Indessen bestehen zwei wesentliche Unterschiede. Einmal war der Urmeister nie gedruckt, er hat nie als Buch existiert, ist niemals öffentlich von seinem Schöpfer anerkannt und niemals öffentlich abgeleugnet worden; er war einfach eine erste Form, ohne Abschluß, ohne Verpflichtung. Und dann ist auch der Unterschied zwischen dem jüngeren und älteren Goethe ein ganz anderer als der zwischen dem jungen und späteren Gottfried Keller. Gewiß, auch Keller hat sich stark verändert, auch bei ihm tritt besonnene Männlichkeit an Stelle einer schwärmerischen, oft gerade in ihren Schwächen liebenswürdigen Jugend; aber die gewaltsame Kluft, die den voritalienischen Goethe vom späteren trennt, darf man in Kellers Entwicklung nicht suchen. Abgesehen von dem flüchtig und in offenbarer Verlegenheit angehängten Schluß des ersten Grünen Heinrich, der dort aus Gram stirbt, während er in der endgiltigen Fassung sich ins Leben findet — abgesehen von diesen paar Schlußzeilen ist im ersten Heinrich nichts, was ihn so völlig vom zweiten trennte, wie Goethes Urmeister vom späteren geschieden ist. Bei Goethe ist aus einem Theaterroman ein Lebens- und Kulturroman geworden; bei Keller war von allem Anfang an die Künstlergeschichte nur eine freilich wichtige Episode.

Nicht selten habe ich alte Kellerfreunde, die seit Jahrzehnten mit dem Grünen Heinrich leben, sich entschieden für die erste Fassung aussprechen und die zweite bedauern, ja fast verdammen hören. Mir selber wurde das Werk in meinen Jünglingszeiten bekannt, natürlich in der späteren Fassung, und erst spät und mit Hindernissen konnte ich die Urfassung einigermaßen kennen lernen.

Digitized by Google

Jetzt, wo der Cotta'sche Neudruck vorliegt, konnte ich zum ersten Mal ohne störende Unterbrechungen den alten Grünen Heinrich lesen. Und jetzt geht es mir genau so wie jenen alten Leuten: ich trete ganz entschieden für den Grünen Heinrich ein, den ich so lange gelesen und geliebt habe, also für den zweiten. Ich kann nirgends finden, daß die erste Fassung besser sei als die zweite, ich finde vielmehr erst jetzt das volle Urteil und die volle Bewunderung für Kellers große und heikle Umarbeitung. Sie ist schöner und besser als der Urheinrich.

Da ist vor allem die große Umschmelzung der alten, schwachen Außenform. Ursprünglich war der Grüne Heinrich eine Erzählung, die zu reichlich zwei Dritteln aus einem eingeschobenen Manuskripte bestand. In der Bearbeitung ist dieser Grundmangel beseitigt, die Erzählung läuft glatt und schön durch das ganze Werk, das nun aus einem Zwitter eine geschlossene, fest umrissene Dichtung geworden ist. Aber darüber hinaus zeigt die Bearbeitung eine so feine, sichere Hand! Gleich der Anfang, der in der ersten Fassung eine zartschöne, romantische Schilderung war, steht jetzt klar und eindeutig wie eine saubere Exposition vor dem Ganzen. Und der Schluß des Buches, der einst in Verlegenheit abrupt und verzweifelt hingesetzt war, ist jetzt so still und läßt so weit in die Ferne blicken! Und so ist es überall, wo wir genauer vergleichen: überall sehen wir in der Bearbeitung eine überlegene Kunst am Werk, wo in der Urfassung eine ungeübte Jünglingshand unsichere Linien zog. Natürlich gilt dies nicht vom Inhalt, vom Erlebten und Gedichteten, sondern eben von der Einkleidung, vom Komponieren, vom Messen der Verhältnisse, vom Spannen der Bögen. — Wenn ich den Heinrich nur in seiner alten Form kennen würde, ich würde ihn verehren und lieben wie jetzt. So aber kommt zum Genuß dieser Fülle und duftenden Blumigkeit noch der Respekt vor dem großen Künstler, der den Reichtum seiner Jugend nochmals umzugießen und edler und reiner zu fassen wagte! Das ist für mich das Hauptergebnis der doppelten Lektüre, daß ich ein unvergleichliches Geschmeide vor meinen

Digitized by Google

Augen in eine unvollkommenere Form zurück gehen und aus dieser neu entstehen sah.

Indessen kommen zu diesem schönen Ergebnis freilich noch manche andere hinzu. Es stehen im alten Heinrich manche, sogar ziemlich viele Details, die später unterdrückt oder gekürzt sind; und obwohl ich beinahe überall zu fühlen glaube, warum Keller diese Seiten gestrichen oder geändert hat, und ihm ziemlich überall Recht gebe, bin ich für das Kennenlernen dieser Stücke, die er unter den Tisch fallen hat lassen, doch unendlich dankbar. Dazu gehört vor allem die genaue Beschreibung von Heinrichs Ausreise, eine ganze Reihe von schönen, lieben, farbigen Seiten, voll von Zeichnung und Reiz. Man mag ihr Wegfallen bedauern; aber mit ihnen fielen auch einige längere jugendliche Expektorationen weg, die dem Ganzen gewiß nicht dienten. Es ist ungemein reizend zu sehen, wie in der ersten Fassung alles aufs Detail geht, während in der Bearbeitung überall der Bezug aufs Ganze entscheidet. Dabei ist übrigens keineswegs überall nur gestrichen worden! Es sind vielmehr da und dort sehr schöne, reiche neue Details hinzugekommen, so mit dem Schädel Zwiehans, oder die Szene des Abschiednehmens von den Züricher Hausgenossen — Details, welche das Gestrichene wohl aufwiegen. Und höchst merkwürdig ist es, daß in den naiv deklamierenden Seiten jugendlicher Betrachtungen, die Keller später weggelassen hat, sehr Vieles steht, was diesen ersten Heinrich als einen nahen Verwandten des Martin Salander zu erkennen gibt. Hier hat der Dichter mit Lächeln Dinge gestrichen, die er in seinem späten Werk reifer und schöner geformt hat.

Das sind meine Eindrücke nach der Lektüre des Urheinrich. Jedem guten Leser Gottfried Kellers ist mit diesem Neudruck der alten vier Bände ein neues Stück Keller'schen Landes aufgetan: er bekommt Seiten zu lesen, die er nicht kannte, er lernt den jungen Dichter näher kennen als es zuvor möglich war, aber er braucht nichts von seiner Liebe für den bisherigen Grünen Heinrich herzugeben, lernt ihn vielmehr neu bewundern.

Digitized by Google

Zum Schluß noch ein Wort über die Cotta'sche Ausgabe. Es ist ein Luxusdruck in beschränkter Auflage, und er ist mit so viel gutem Willen gemacht, daß er ein Urteil verdient und vertragen kann. Das schöne Material und der vorzügliche Druck sind einwandfrei, nicht ganz aber ist es der Satz, der darauf verzichtet, aus je zwei korrespondierenden Buchseiten ein zusammengefaßtes Satzbild zu machen. Das geht immer so, wenn man den Setzer einfach walten läßt! Die übrige Ausstattung ist schön und geschmackvoll, aber für mein Gefühl zu wenig bibliothekgemäß: die prächtigen Einbände sind auf der Vorderseite (also fürs Schaufenster oder für den Auslagetisch) mit überreichem Schmuck versehen; dafür ist der Rücken (für die Bibliothek die Hauptsache) stiefmütterlich behandelt und leider mit Längstiteln versehen. Kurz, es sind Bände zum Herumlegen, aber nicht zum Stellen, und das ist unpraktisch und unzeitgemäß. Dennoch stellt die Ausgabe innerhalb des Cotta'schen Verlages einen bedeutsamen und lobenswerten Versuch dar. Es wird auf die Dauer nicht bei dieser einzigen Ausgabe bleiben, aber wir sind für diese erste dankbar, und der Verlag hat verdienstlicher Weise sich um seinen größten Autor bemüht im Sinne von „Erwirb es, um es zu besitzen!"

Die Memoiren von Alexander Dumas

Von Friedrich Wencker

Dem französischen Revolutionsgeneral a. D. Alexander Thomas Dumas, der unter Bonaparte in Italien und Aegypten gefochten und wegen seiner übermenschlichen Stärke und Körperkraft die Beinamen „Horatius Kokles von Tirol" und „Würgengel von Kairo" erhalten hatte und bei den Feinden als „Schwarzteufel" wie der Leibhaftige gefürchtet war, wurde am 24. Juli 1802 in dem Landstädtchen Villers-Cotteres in der Picardie ein Sohn geboren, der auf den Namen Alexander getauft wurde.

Der General Dumas war der Sohn eines französischen Marquis, der im Jahre 1760 nach San Domingo ausgewandert war, wo er eine schwarze Sklavin, Tesette Dumas, kennen und lieben lernte. Tesette muß ein schwarzes Wunder-

Digitized by Google

mädel gewesen sein, denn der Marquis, der vom Hof des allerchristlichsten und vielgeliebten König Louis XV. kam, wo doch an schönen Frauen kein Mangel herrschte, heiratete seine afrikanische Sklavin, die ihm im Jahre 1762 einen Sohn gebar. Sie starb bald nach der Geburt und der Vater kehrte mit seinem Mulattenkind nach Frankreich zurück. Dort wuchs der kleine Alexander in der Gesellschaft seiner aristokratischen Kameraden auf und beteiligte sich an allen Abenteuern, die ein echter Chevalier des ancien régime mitgemacht haben mußte. Als aber eines Tages sein Vater trotz seiner fünfundsiebzig Jahre noch einmal Verlangen nach einer Frau hatte und seine Haushälterin heiratete, kam es zum Bruch mit dem Sohn. Der sagte sich vom Vater, dem Marquis de la Pailleterie los und trat unter dem Namen seiner Mutter als gemeiner Soldat in ein Kürassierregiment ein.

Stark wie Herkules, hob der kastanienbraune Mulatte mit seinen zarten Fingern, die wie seine Füße, denen die Schuhe seiner Geliebten paßten, eher dem weiblichen Geschlecht anzugehören schienen, vier Gewehre auf einmal in die Höhe, indem er in jeden Lauf einen Finger steckte. Dabei war er ein recht liebenswürdiger Mann, dessen Wesen eigentlich aus der Kreuzung französischer Galanterie und afrikanischer Naturkraft hervorgegangen war. Er überwand nicht nur die Damen, sondern auch die Feinde der Republik, die damals wie Pilze aus dem Blutschlamm der Guillotine hervorschossen. Avancierte in zwanzig Monaten vom gemeinen Soldaten zum Obergeneral, eroberte den Mont Cenis, stürmte die Brücke von Clausen, warf den Aufstand in Kairo nieder, und hatte doch kein Glück. Denn er wollte nur für die eine und unteilbare Republik, nicht aber für den Ruhm des Artillerieleutnants Bonaparte kämpfen. Verläßt deshalb Aegypten und fällt in Brindisi den Schergen des Königs von Neapel in die Hände. Wird in schauderhafte Gefängnisse geworfen, vergiftet, aber sein kräftiger Körper leistet zwei Jahre lang verzweifelten Widerstand. Endlich läßt man ihn frei, aber der erste Konsul will von seinem einstigen Waffengefährten nichts mehr wissen. Seine Briefe bleiben unbeantwortet, er wird pensioniert und erhält nicht mal eine Entschädigung für die Gefangenschaft, die ihn mit vierzig Jahren zum Greis gemacht hat.

In Villers-Cotterets siecht er langsam dem Tod entgegen. Sein einziges Kind ist vier Jahre alt, als er die Augen für immer schließt.

Der kleine Alexander wächst in der freien Natur auf, im Wald bei Schlingen und Leimruten ist seine Heimat. In seinen Adern kocht das heiße Blut, das in den Adern seiner Großeltern floß. Häuft Abenteuer auf Abenteuer, liest den Chevalier de Faublas und setzt ihn in die Tat um, wird Schreiber bei einem Notar und kommt eines Tags nach Paris. Sieht dort den großen Talma in der Rolle Sullas, ein verkappter Napoleon. Und wird dem Mann, der einst

Digitized by Google

vor dem Parterre von Königen spielte, vorgestellt. Und Talma tauft den armen Schreiber im Namen Shakespeares, Corneilles und Schillers zum Dichter.

An diesem Abend wurde der Verfasser der „Musketiere" und des „Grafen von Monte Christo" geboren. Er hat dann noch ein paar hundert Werke, Romane, Dramen, Schauspiele, Reisebeschreibungen und historische Bücher geschrieben, die unter der Nomenklatur seiner „oeuvres complets" begraben liegen. Aus diesem Schutt fördere ich nun wie aus den Trümmern einer versunkenen Stadt ein Kleinod ans Tageslicht, um es nach fünfzigjährigem Schlaf zu neuem Leben zu erwecken: Alexander Dumas' Memoiren.

Diese Memoiren, die in nächster Zeit in deutscher Ausgabe erscheinen,*) sind eines der reichsten Bücher, die je geschrieben wurden, Die ganze Pracht, der Reichtum Dumas'scher Erzählungskunst, die nie ermüdet, langweilt oder beleidigt, tritt uns hier in höchster Vollendung entgegen. Und was weiß uns dieser wunderbare Autor alles zu erzählen! Sein Gedächtnis ist ein Fortunatsbeutel, eine Büchse der Pandora. Er schüttet sein Füllhorn aus und wirft jedem eine Gabe in den Schoß. Und bleibt dabei doch immer originell, immer einzig in seiner Art. Ob er nun von Jagden, Liebesabenteuern, Seefahrten, Literatur, Premieren, Fürsten und Alltagsmenschen, Heldentaten und Bubenstreichen, Revolutionen oder andern Haupt- und Staatsaktionen erzählt, immer weiß er etwas zu berichten, was außer ihm niemand erlebt oder gesehen hat.

Und darin besteht der Reiz seiner Memoiren: das Neue, das Vielseitige. Er, der überzeugte Republikaner, kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und verkehrte mit ihnen wie mit seinesgleichen, er kannte seine Brüder und Schwestern in Apoll wie er die Maschinisten der Theater und die Setzer der Druckereien kannte. Beinahe niemand in ganz Frankreich war ihm unbekannt. Und seine Memoiren sind, wie er selbst einmal mit Stolz sagt, weniger seine Memoiren als die Memoiren Frankreichs.

Dennoch bin ich der Meinung, daß uns und namentlich den heutigen deutschen Leser doch in erster Linie die Erinnerungen interessieren, die sich unmittelbar auf Dumas, den Dichter, selbst beziehen. Was kümmern uns heute noch die politischen Minen und Gegenminen der Restaurations- und Justemilieuzeit! Kaum die Namen der damaligen Parteihäuptlinge sind bis auf uns gekommen. Requiescant in pace!

Drum glaubte ich diesen überflüssigen Ballast über Bord werfen zu müssen, um das Buch für unsere Zeit lesbar zu machen.

Was aber aus diesem Fegefeuer geläutert hervorging, wird für alle Zeiten seinen Reiz und seine Anziehungskraft behalten. Erst aus dieser Bearbeitung lernt der deutsche Leser nicht nur ein höchst unterhaltendes und amüsantes Buch,

*) Alexander Dumas' Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Wencker. Berlin 1913, Morawe & Scheffelt, Verlag. 2 Bände. 6.50 M.

Digitized by Google

sondern auch ein bis dahin fast völlig unbeachtetes Quellenwerk zur Literatur- und Zeitgeschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kennen.

Und vielleicht schadet es gar nicht, wenn wir bisweilen wie der doppelköpfige Janus mit dem geistigen Auge und Gesicht auf die Vergangenheit zurückschauen.

Zumal, wenn wir sie in solch kurzweiligem Panorama von Anekdoten und Skizzen vor uns aufleben lassen können.

Horatius Cocles redivivus

Von Alexander Dumas

Als mein Vater eines Abends von einer herrlichen Jagdpartie aus dem an Gemsen überreichen Gebiet von La Chambre am Fuß des Mont Cenis heimkam, fand er ein Schreiben, das ihn aufforderte, sich unverzüglich nach Italien zu begeben und sich dem General Bonaparte zur Verfügung zu stellen.

Dieser Brief war vom 22. Vendémiaire (14. Oktober 1796) datiert. Mein Vater traf am 19. Oktober in Mailand ein. Er wurde von Bonaparte ausgezeichnet empfangen, noch mehr aber von Josephine, die auf Besuch gekommen war und als Kreolin für alles leidenschaftlich schwärmte, was sie an ihre geliebten Kolonien erinnerte. Bonaparte war sehr unruhig, und besonders sehr aufgebracht gegen das Direktorium, das ihn im Stich ließ. Die österreichischen Generale waren geschlagen, aber Oesterreich war darum noch immer nicht besiegt.

Dennoch verzweifelte Bonaparte nicht. Er empfahl meinem Vater die größte Wachsamkeit und rastloseste Tätigkeit, kündigte ihm den Wiederbeginn des Feldzuges als bevorstehend an und schickte ihn dann nach Mantua, wo er den Befehl über die erste Division übernahm. Nach ungefähr drei Wochen trat bei der Belagerung dieser Festung ein Ereignis ein, das notwendigerweise auch auf den Ausgang des ganzen Feldzugs von bedeutendem Einfluß sein mußte. In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember wurde mein Vater durch ein paar Soldaten aus dem Schlaf ge-

Digitized by Google

weckt. Sie brachten einen Mann, der von unsern äußersten Vorposten in dem Augenblick festgenommen wurde, als er über die vordersten Palisaden von Mantua setzen wollte. Der Oberst, der unsere Vorposten bei St. Antoine befehligte, schickte diesen Mann zu meinem Vater nach Marmirolo, und bezeichnete ihn als einen venetianischen Spion, der wahrscheinlich mit einer wichtigen Botschaft betraut sein dürfte. Er wurde also mit der größten Sorgfalt durchsucht, — es war aber nichts bei ihm zu finden.

Wenn ein General, der eine so wichtige Stadt wie Mantua zu beobachten hat, auch nur die entfernteste Hoffnung hegt, eines Spiones habhaft zu werden, so pflegt er diese Hoffnung nicht so leichten Kaufes aufzugeben.

Eine der Lieblingslektüren meines Vaters war Polybius und Cäsars Kommentarien. Ein Band der Kommentarien des gallischen Krieges lag aufgeschlagen auf dem Tischchen, das am Bett meines Vaters stand. Vor dem Einschlafen hatte er gerade jene Stelle gelesen, wo Cäsar erzählt, daß er, um an seinen Unterfeldherrn Labienus sichere Nachrichten gelangen zu lassen, sein Schreiben in eine kleine Elfenbeinkapsel von der Größe eines winzigen Kinderballes einzuschließen pflegte. Diese Kapsel mußte der Bote, wenn er an feindlichen Posten oder sonst einem Ort, wo er überfallen werden konnte, vorbeiging, im Mund halten und verschlucken, wenn es ihm an den Kragen ging.

Zufällig fiel der Blick meines Vaters in diesem Augenblick auf jene Stelle im Cäsar und ein Blitzstrahl durchzuckte seinen Geist. „Nun gut", begann er plötzlich, „da der Mann leugnet, so führe man ihn fort und erschieße ihn." — „Wie, General?" rief der Venetianer ganz erschrocken, „erschießen? .. Warum erschießen?" — „Um dir dann den Bauch aufzuschneiden und die Depeschen herauszunehmen, die du verschluckt hast", erwiderte mein Vater so bestimmt, als wenn ihm irgendein guter Geist die ganze Sache entdeckt hätte. Die Soldaten schickten sich an, den Befehl zu vollziehen und den Spion abzuführen. „Noch einen Augenblick",

Digitized by Google

flehte der, als er sah, daß die Sache eine bedenkliche Wendung nehme. — „Gestehst du also?" — „Nun, in Gottes Namen, ich gestehe", erwiderte der Spion, nach kurzem Zögern. „Du gestehst also, daß du die Depeschen verschluckt hast?" — „Ja, General, vor etwa anderthalb Stunden." — „Dermoncourt", rief mein Vater seinem Adjutanten zu, der im anstoßenden Zimmer geschlafen hatte und ein aufmerksamer Zuschauer und Zuhörer dieser Szene gewesen war, ohne zu wissen, wie sie enden sollte. „Dermoncourt", rief mein Vater, „suche schleunigst den Dorfarzt auf und frage ihn, ob man jemand ein Abführ- oder ein Brechmittel eingeben müsse, wenn er das wieder von sich geben soll, was er eingenommen hat. Er soll dir sagen, welches Mittel schneller zum Ziel führt."

Nach fünf Minuten kam Dermoncourt zurück, salutierte und sagte mit bewundernswerter Ruhe: „Ein Abführmittel, General." Man reichte es dem Spion, der es unter fürchterlichen Grimassen hinabschluckte, dann wurde er in das Zimmer Dermoncourts abgeführt und dort von zwei Soldaten bewacht, die ihn keine Sekunde aus dem Auge ließen, während Dermoncourt eine recht unruhige Nacht verbrachte, da die Soldaten ihn jedesmal weckten, sobald der Gefangene mit der Hand nach den Knöpfen seiner Hose fuhr. Endlich gegen drei Uhr morgens kam ein Wachskügelchen von der Größe einer Haselnuß zum Vorschein und wurde sogleich in einer der kleinen Bewässerungsrinnen, die auf den Wiesen um Mantua so häufig sind, abgewaschen. Dann überbrachte man es meinem Vater und der händigte es Dermoncourt aus, dem als Adjutantsekretär die Oeffnung der Depeschen zustand. Er vollzog mit einem Federmesser den Kaiserschnitt an dem Wachskügelchen und zog einen Brief heraus, der mit so winzigen Buchstaben und auf so feines Papier geschrieben war, daß er zwischen den Fingern zusammengerollt kaum den Umfang einer Erbse hatte. Jetzt war nur noch zu befürchten, daß der Brief in deutscher Sprache geschrieben sein konnte, und im Hauptquartier war niemand dieser Sprache mächtig. Wie groß war aber die Freude, als der Brief

Digitized by Google

französisch geschrieben war. Man hätte fast glauben sollen, der Kaiser und sein Feldherr hätten es geradezu meinem Vater zuliebe getan, in dessen Hände ihr Schreiben fallen sollte. Die Freude meines Vaters und Dermoncourts läßt sich nicht beschreiben. Die Depesche war von höchster Wichtigkeit, dabei bezeichnete sie auch noch Toskana, Venedig und den Kirchenstaat als Staaten „voll guten Willens", endlich gab sie auch Kunde von Alcinczis Entschluß, vor Ablauf von drei Wochen oder einem Monat nichts zu unternehmen. Die Depesche mußte also so schnell als möglich an Bonaparte befördert werden. Dermoncourt bestieg augenblicklich sein Pferd und sprengte nach Mailand fort. Er kam dort am andern Tag um 7 Uhr morgens an und übergab Bonaparte die Depesche und erzählte ihm den Vorfall mit allen Einzelheiten. Dermoncourt frühstückte mit Bonaparte, aß mit ihm zu Mittag, blieb den Tag über im Palast und brachte dort auch die Nacht zu. Am andern Morgen übergab ihm Bonaparte einen Brief an meinen Vater, trug ihm überdies noch tausend Grüße auf und stellte ihm anheim, abzureisen, wann er wolle. Zur Stunde der Abreise werde für ihn ein Wagen bereitstehen. Als Dermoncourt abfuhr, standen Bonaparte, Josephine und Berthier am Fenster des Palastes und wünschten ihm glückliche Reise.

Mein Vater zeichnete sich bald darauf bei der Belagerung von Mantua aus und nahm einer dreifach überlegenen Feindesmacht sechs Fahnen ab. Aber er hatte kein Glück, das heißt, er sollte nicht die wohlverdiente Anerkennung und Belohnung für seine Taten finden. Denn während Bonaparte die Generale Brune, Vial und Roß besonders im Tagesbefehl nannte und Victor zum Divisionsgeneral beförderte, wurde mein Vater überhaupt nicht erwähnt, ja man bezeichnete sein Corps sogar nur als auf Beobachtung bei La Favorita stehend. Das war eine Ungerechtigkeit, die durch den Fehler des berichterstattenden Adjutanten entstanden war.

Mein Vater war darüber so aufgebracht, daß er einen ziemlich groben Brief an Bonaparte schrieb, der seinerseits kühl antwortete.

Digitized by Google

Doch Masséna und Joubert nahmen sich meines Vaters an. Joubert, der über 20 000 Mann in Tirol gebot, teilte sich mit meinem Vater in das Kommando. Die beiden Generale wohnten beisammen und als später die Feindseligkeiten begannen, besuchten sie gemeinsam die Vorposten und beschlossen auch gemeinsam den Angriff auf die Oesterreicher zu beginnen. Dieser Angriff des 5. Dragonerregiments auf die Brücke von Neumarkt — am 21. März 1797 — muß eine hervorragende Tat gewesen sein, denn Joubert sagte in seinem Bericht an Bonaparte, mein Vater sei der Schrecken der österreichischen Reiterei geworden. Dermoncourt, dem wir hier das Wort geben, schildert diesen Kampf, der meinem Vater den Beinamen des Horatius Cocles von Tirol einbrachte und mit dem ihn später Bonaparte selbst auszeichnete, folgendermaßen: „Ich sah den General Dumas am Clausener Brückenkopf, wo er sich allein gegen die ganze Eskadron wehrte. Die Brücke war sehr schmal, und so konnten immer nur zwei Reiter zugleich auf ihn eindringen, aber er hieb stets alle nieder, die sich ihm entgegenstellten. Ich stand verblüfft da, die Geschichte von Horatius Cocles hatte ich früher immer für eine Fabel gehalten, jetzt sah ich ein ähnliches Schauspiel in voller Wirklichkeit vor mir." Es gelang Dermoncourt, meinen Vater aus dieser verzweifelten Lage zu befreien. Es war auch die höchste Zeit, denn er hatte drei Wunden erhalten, sieben Kugeln hatten seinen Mantel durchlöchert und das Pferd war ihm unter dem Leib erschossen worden. Den Mantel schenkte mein Vater Joubert als Talisman, aber seine Zauberkraft reichte nicht aus, ihn bei Novi vorm Tod zu schützen.

Ein Gutteil des Erfolges in Tirol hatte Joubert meinem Vater zu verdanken. Treuherzig wie er war, tat er alles, was er als sein Waffengefährte unter ähnlichen Umständen für ihn getan hätte. In jedem Bericht, der in Bonapartes Hände kam, trat ihm der Name meines Vaters mit den größten Lobsprüchen überschüttet entgegen. Wenn man Joubert hörte, so verdankte er den ganzen Erfolg des Feldzuges überhaupt nur der Tatkraft und dem Mut meines Vaters. Er war nach Jouberts Aussage der „Schrecken

Digitized by Google

der österreichischen Reiterei", ein „Bayard der neuen Zeit" und er pflegte zu sagen: „Hätte es damals durch ein Wunder, wie sie Revolutionen meist zur Folge haben, in Italien zwei Cäsars gegeben, so wäre General Dumas gewiß einer der beiden gewesen."

Nach und nach gewann auch Bonaparte eine bessere Meinung von meinem Vater und als Joubert, der den Obergeneral in Graz besuchte, Abschied von ihm nahm, sagte ihm Bonaparte: „Schicken Sie mir doch Dumas." Aber mein Vater war ein Trotzkopf und es bedurfte der freundschaftlichsten Vorstellungen Jouberts, um ihn dazu zu bewegen, der Einladung Folge zu leisten. Er reiste endlich nach Graz ab, war aber fest entschlossen, augenblicklich seine Entlassung vom Direktorium zu fordern, falls ihn Bonaparte nicht so empfangen sollte, wie er es verdiente. Mein Vater war ein Kreole und als solcher zugleich furchtlos, ungestüm und unbeständig. Was er mit Sehnsucht wünschte, erfüllte ihn mit Ekel, sobald er es erreicht hatte. Dann war die ganze Tatkraft und Energie, die er vorher zur Erlangung seines Zieles aufgeboten hatte, wie mit einem mal verflogen, er verfiel nun in seine gewöhnliche Sorglosigkeit, er fühlte Langweile und sobald ihm auch nur das Geringste mißglückte, begann er von der Seligkeit des Landlebens zu schwärmen, gleich dem Dichter des klassischen Altertums, dessen Vaterland er erobern half, und schon im nächsten Augenblick war er mit dem Entlassungsgesuch ans Direktorium bei der Hand. Nach acht Tagen hatte sich der Ueberdruß, der meinen Vater erfüllte, verloren. Eine glänzende Stellung, ein paar von Erfolg gekrönte Waffentaten hatten seinen nach dem Unmöglichen ringenden Geist zu neuer Tatkraft und neuem Mut begeistert.

Mein Vater nahm sich nun fest vor, nach der ersten Unannehmlichkeit, die ihm von Seiten Bonapartes in Graz widerfahren sollte, sein Entlassungsgesuch eigenhändig auf die Post zu geben. Aber kaum hatte ihn Bonaparte erblickt, als er ihm mit offenen Armen und mit den Worten entgegeneilte: „Sei mir gegrüßt, Horatius Cocles von Tirol." Dieser Empfang war zu schmeichelhaft, als daß mein Vater noch länger hätte schmollen können.

Digitized by Google

Auch er fiel nun dem Obergeneral um den Hals und erwiderte die Umarmung mit derselben Herzlichkeit.

„Ha, wenn ich daran denke, daß ich ihn einst in meinen Armen hielt und daß ich ihn so leicht hätte totdrücken können ..." sagte mein Vater acht Jahre später, als sich Bonaparte zum Kaiser ausrufen ließ.

Geburt der Weihnacht

Von Paul Zech

Graue Nebel wehn wie aufgerollte Fahnen
um den abgeschrägten Damm, den Vorstadtbahnen
dampfend überdonnern Fahrt für Fahrt;
und den Villen, die aus blätterleeren Wälderfugen
wunderlich in die verblichne Landschaft lugen,
bleibt ein schläferndes Gefröstel nicht erspart.

Brausend schwillt Musik aus den Dezemberwinden
und umdröhnt, umknarrt die weißbereiften Rinden
schlanker Buchenstämme, die den Ort umstehn.
Schwarzgeballte Wolken, die vorüberjagen
um den Vollmond höher in die Nacht zu tragen,
lassen spurlos sich von seinem Glanz verwehn.

Und ein jähes Sternenschauer überfunkelt
die Chaussee, die menscheneinsam dunkelt
und die Weltstadt unten in dem Tal.
Plötzlich flattern Lampen auf wie Silbertauben
und die Türme und gewölbten Kuppelhauben
der Paläste glühn wie Ritterhelme unterm Grab.

Ströme feierlich getragner Menschenmassen
überschwemmen die beglitzten Asphaltgassen,
deren Mündung Dom und Marktplatz sind.
Und die Vielen, die sich durch das Domtor zwängen
und die Käufer, die sich noch um Buden drängen,
beben glückhaft wie ein Roggenfeld im Wind.

Digitized by Google

Beben einem Unsagbaren froh entgegen,
das, wie ein gewölbter Bogen nach Gewitterregen,
Fern und Wirrsal siebenfarbig überbrückt.
Und es wird der Stundenschlag nur dreimal noch erdröhnen,
dann ist Nacht, aus der selbst den verlornen Söhnen
etwas wächst, das überwältigt und entrückt.

Und was einst das Blühende und Unentdeckte
der Maria ungeheuer groß erschreckte
und sich ründete zu einem Sagenkreis,
schenkt noch einmal Stunden, die sich lieben lassen,
Stunden, die verhaltne Wut und helles Hassen
abtun unter dem entflammten Tannenreis.

Beim Pflügen

Hö, ju! setz die Brust an der Scholle Last,
mein Tier, hilf pflügen den Grund,
wie du da vorn geholfen hast,
als wir kanonengepflügte Schar
dort hielten wehrend und wund.

Auch zäher Boden zackert sich aus,
wir beide blieben ganz
und trugen das große Gedächtnis nach Haus
an die bunten Blätter vom gleichen Baum,
die fielen im blendenden Glanz.

Die Blätter fliegen wieder da vorn,
es dampft das rötliche Land.
Hört dein helles Wiehern verklungenes Horn?
Die schreitende Pflugschar klirrt und stockt:
zerrissene Granate im Sand.

Ernst Gallus

Digitized by Google

Der Zweijährig-Unfreiwillige

In Köln haben sie wieder einemal einem jungen Mann, der die Berechtigung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst durch Ablegung der Prüfung in Berlin erworben hat, das Zeugnis entzogen. Grund: Agitation für die sozialdemokratische Partei. Der Mann war in der proletarischen Jugendbewegung tätig, hat auch wohl an den Parteiblättern mitgearbeitet. Er beschwerte sich und bekam als Antwort ein paar dieser unhöflich und ungeschickt stilisierten Schreiben, in denen auf die Wehrordnung und irgendwelche Erlasse der Kriegsminister und eines Ministers des Inneren verwiesen wurde.

Die Herren täuschen sich. Es steht nicht in ihrem Belieben, die „moralischen Qualitäten", die da vorgeschrieben sind, nach ihrem eigenen Parteistandpunkt abzusprechen. Hätte sich der junge Mann politisch in Kriegervereinen einen patriotischen Rausch angetrunken, hätte er für Kaiser und Reich nachts auf den Straßen randaliert, es wäre ihm nichts geschehen.

Vielleicht beschäftigen sich doch unsere Parlamente mehr mit diesem gesetzwidrigen Unfug, zwingende Vorschriften durch interne und heimliche „Verfügungen" illusorisch zu machen. Das Examen berechtigt zum Einjährigen-Dienst. Es ist selbstverständlich, daß die Berechtigung bei Bestrafung wieder entzogen wird. Alles andere ist faule Ausrede. Dieser Fall ist nicht der erste. Sie haben schon einmal in Berlin unerhebliche Ordnungsstrafen herangezogen, um den Sohn eines Sozialdemokraten zu schikanieren.

Eins nur ist hübsch: daß sie damit offen zugeben, der zweijährige Dienst sei eine Strafe. Ja, er ist eine. Nur würde es sich empfehlen, an die maßgebenden Stellen nicht solche traurigen Bürokraten hinzusetzen, die — weil sie gar keinen Ausweg mehr finden, und weil man sich überhaupt ein bißchen wichtig und bemerkbar machen muß —, den Militärdienst als eine Verurteilung für Korrigenden hinstellen.

Es ist hier dasselbe wie überall da, wo Verwaltungsbehörden in unmittelbare Berührung mit dem Publikum kommen. Jeder kleine Bezirksbeamte ist ein Fürst (unter den Hämorrhoiden), und der tapfere Mann bindet nur mit dem an, der ihn braucht.

Ignaz Wrobel

„Eine posthume Tat Tschudis"

Das Münchener Ereignis dieses Herbstes, die Neuhängung der Neuen Pinakothek, ist von Alfred Bäumler in Heft 48 des „März" hinreichend gewürdigt worden, um auch einige Kritik zu ertragen. Das Lob der Absicht und des guten Willens soll keine Einschränkung erfahren, soweit sie wirklich reformatorisch sind. Soweit sie darauf abzielen, gute Kunst zur besseren Wirkung zu bringen, schlechte zu beseitigen. Das wäre eine Sache der Augenkultur, die sich an dem heterogensten Material bewähren kann. Ist die neue Ordnung aber wirklich darnach geraten? Das muß ich verneinen.

Die neue Ordnung ist eine Reaktion auf augenblicklich herrschende Tendenzen, auf eine gewissermaßen offizielle Geschichtsmacherei, die weniger mit der Kultur des Sehens, als mit dem Aufbau von Systemen zu tun hat. Wie wenig ein wirklich sehendes Auge an der Neuordnung beteiligt war, zeigt der erste Blick in den Marees-saal. Diese Großtat (des Dr. Braune, nicht etwa es Marees) ist vollkommen verfehlt. Man hat Marees aus dem Dämmer seiner Einsiedelei in eine vollere Sichtbarkeit entrücken wollen —

Digitized by Google

und hat ihn verdunkelt, totgeschlagen.... durch die Farbe der Wände. Wer das nicht sieht, nun, der sieht eben nicht Kunst, sondern Kunstgeschichte.

Das Grün der Wandbespannung ist so empfindungslos gewählt, daß die grünlichen Halb- und Schattentöne, auf denen Marees gerade in seinen späteren Werken fast ausschließlich modelliert, aus dem Bilde herausgelockt werden. Unruhig, schmutzig verschlossen tanzen sie dem Auge entgegen und heben jeden Eindruck auf.

Gerade die in allen Bedingungen so ausgewogene Monumentalität der Mareesschen Spätwerke kann die Nebenwirkung äußerer Gesichtseindrücke weniger ertragen, als etwa eine einseitigere Kunst, die nur auf Farbe, oder nur auf Raum, oder nur auf Form ausgeht. Seine Frühwerke, auf warm gestimmt, in warm modelliert, mehr als farbig bewegte Fläche denn als Raum gesehen, haben dank dieser Beschränkung weniger von der Wand zu leiden (auch weil in ihnen keine der Wandfarben benachbarten Töne spielen). Die Spätwerke leiden zudem noch doppelt unter dem schauderhaften Tapezierer-Einfall, die Wandbekleidung in Falten zu legen, die nun auch mit der Formenmodellierung in den Bildern konkurrieren.

Von dem Mißtrauen in sein künstlerisches Sehen, das dieser Mareessaal erweckt, kauft Dr. Braune selbst der am besten gelungene Leibl-Saal nicht los. Auch ein Blinder könnte nicht umhin, unter dem Druck des herrschenden Kritik- und Kunstkanons diesen Saal zu stellen Dieser Saal, und in sehr schneller Abschwächung die folgenden, führen aber die Unmöglichkeit der abstrakten Richtung vor Augen, die hier rangordnend wirken wollte. Die Unmöglichkeit, aus einer Bildergalerie ein entwicklungsgeschichtliches Anschauungsobjekt zu machen. Gleich hinter dem Leibl- und Mareessaal stolpert das Prinzip schon über sich selber zu Boden. Man wollte Geschichte hängen, aber man zeigt gerade die Zusammenhanglosigkeit der Kunstrichtungen.

Die Verlegenheit erreicht ihren Gipfel, indem man Lenbach — tot-hängt. So lieblos hängt, daß die Absicht der Vervehmung unverkennbar ist. Dieser Mann, den man in Berlin nun einmal aus der Kunstgeschichte hinausgeschmissen hat, beging zu seinen Lebzeiten die Versäumnis, sich keiner Richtung anzuschließen. Fritz August Kaulbach, der wenigstens so klug war, noch am Leben zu bleiben, erfreut sich dafür einer Aufmerksamkeit, für die es weder aus dem Wert seiner Arbeiten, noch aus irgend einem Entwicklungs-Sehwinkel heraus eine Erklärung gibt. Schlimm springt man auch mit Ludwig Herterich um — und erst mit Segantini! Ihm gibt man Bravourstücke als Nachbarschaft. Inkonsequenz auf allen Seiten, und Beweis über Beweis, daß ein wirklich zum künstlerischen Sehen erzogenes Auge hier nicht den Ausschlag gegeben hat.

Niemand kann über seine Kräfte, aber man muß es den Verantwortlichen sagen, daß diese Neuordnung noch nichts anderes bietet, als einen ersten Versuch, dem die wirkliche Tat noch zu folgen hat. Man bemühe sich, sich der Entwicklungshypnose zu entziehen, die ein wissenschaftliches Element in das Kunsturteil hineinträgt, das gar nichts darin zu suchen hat. Es lenkt nur von dem allein giltigen Maßstab ab, das einzelne Kunstwerk, unbestochen von Richtungsmerkmalen, auf seine Qualität hin anzusehen. Keine traurigere Zukunft könnten unsere Kunstsammlungen haben, als wenn ihre Ergänzung (wie schon vielfach der Fall) im Sinne der Ausfüllung sogenannter

Digitized by Google

entwicklungsgeschichtlicher Lücken geschähe, anstatt einzig auf das vollkommene Einzelkunstwerk zu fahnden.

Hermann Gottschalk

Der nackte Mensch in der Kunst

Der Titel des Buches paßt eigentlich nur zu dem wundervoll reichhaltigen Abbildungsmaterial. Von dem, was der Text bietet, sagt er nur die kleinere Hälfte aus. Denn der überraschte Leser erhält in dem großangelegten Ersten Teile des Werks nichts Geringeres als die Entwicklungsgeschichte der die bildende Kunst beherrschenden Stile, systematisch erklärt aus den Wandlungen der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verhältnisse. Daß ein solches Wagnis einmal unternommen wurde, ist ein großes Verdienst. Die Erscheinungen der Kunst wurden bisher stets losgelöst von den übrigen ideellen und mehr noch von den materiellen Erscheinungen des Kulturlebens betrachtet. Diese Fiktion, daß die Kunst sämtliche Bedingungen ihres Seins wie ihres Wechsels in sich schließe, hat viel zur Klärung aller künstlerischen Fragen beigetragen. Aber gerade weil die Entwicklung der Kunst, so, wie sie aus den rein formalen und aus den inhaltlich-gegenständlichen Wandlungen folgt, bis in die kleinsten Einzelheiten durchforscht ist, muß man sich freuen, daß die entgegengesetzte Auffassung einmal mit vollem Nachdruck und mit leidenschaftlicher Einseitigkeit verfochten wird.

Der leitende Gedanke des Buches ist dieser: Die Veränderungen im wirtschaftlich-gesellschaftlichen Unterbau der Völker führen mit Notwendigkeit jene Veränderungen im ideologischen Oberbau herbei, die scheinbar ihren eigenen Entwickelungsgesetzen folgen. Oder: Philosophie, Religion, Künste, alle Gedanken und Anschauungen irgend eines Volkes zu irgend einer Zeit sind abhängig von seiner gesellschaftlichen Struktur. Zwei Grundtypen von wirtschaftlichen Organisationsformen, die einander ständig ablösen, lassen sich unterscheiden. Sie werden von den Saint-Simonisten als „organische" und „kritische" bezeichnet. Jene sind die kollektivistischen, diese die individualistischen. Organische Gesellschaften sind auf dem Gebiete der Kunst stilistisch, kritische sind naturalistisch gesinnt. Wo ein Gemeinschaftswille und ein Gemeinschaftsgefühl in allen Lebensäußerungen vorherrscht, also bei absoluten Despotien nach orientalischem Zuschnitt und bei sozialen Organismen, wird die Unterordnuug des Einzelnen, auch wenn er als Künstler schafft, zur Selbstverständlichkeit. Die Mitarbeit aller Einzelpersönlichkeiten, ohne persönlichen Ehrgeiz, an der einen großen Kunst, der Epoche, erzeugt die überpersönliche Kunst, den Stil. In bürgerlichen, liberalen Zeitaltern befreit sich das Individuum vom Zwang gemeinsamen Denkens und Handelns. Sein Verhältnis zur Welt wird persönlich, rationalistisch. Die Kunst sucht das, was dem Individuum auf eigene Faust erreichbar ist, die Beobachtung und Deutung der Wirklichkeit.

Die Architektur ist zweifellos diejenige Kunst, die am engsten mit dem Leben verwachsen ist. Hat sie doch allen materiellen wie allen ideellen Interessen gerecht zu werden. So muß sich auch in ihrer Entwickelung der Wandel der wirtschaftlichen Verhältnisse getreuer spiegeln als in jener der schmückenden bildenden Künste, der Malerei und Plastik, deren Formengebung abhängig ist von der beherrschenden der Baukunst. Trotzdem ist es Hausenstein geglückt, die Parallelentwicklung gesellschaftlicher und

Digitized by Google

künstlerischer Formen ohne Berücksichtigung der Architektur nachzuweisen, indem er aus der Ueberfülle der von Bildhauerei und Malkunst verwendeten Stoffe jenen einzigen herausgriff, der rein als Gegenstand sich überall und immer gleichbleibt, aber die äußersten Unterschiede formaler und geistiger Auffassung zuläßt: Den nackten Mensch. Der Verfasser verfolgt die verschiedenen Arten der Darstellung an der Hand einer vergleichenden Wirtschafts- und Stil-Geschichte. Er macht dabei freilich kein Hehl daraus, daß er mit seinem ganzen Herzen auf der Seite kollektivistischer Gesinnung steht. Der Individualismus schneidet bei dieser so energischen und eigenartigen Persönlichkeit schlecht ab. Am stärksten wirkt Hausenstein darum dort, wo seine Sympathie und sein Verständnis am stärksten ausgeprägt sind, wie bei der Analyse der altorientalischen und der mittelalterlichen Kunst, des Barock und des Rokoko. Den Parallelismus künstlerischer und gesellschaftlicher Entwicklung macht er durchaus glaubhaft. Davon aber, daß die künstlerischen, wie alle ideellen Erscheinungen lediglich Folgeerscheinungen materiell wirtschaftlicher Tatsachen sind, wird er doch nicht jeden überzeugen. Er unterschätzt die Kraft der Ideen. Und bringt doch selbst in dem Ausblick auf die Zukunft der bildenden Kunst einen Beweis für die Macht der Ideen. Denn den erneuten Drang zur Stilbildung innerhalb der modernen Kunst, der sich nach seinen Anschauungen so gar nicht mit unserer kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaftsordnung vereinbaren läßt, leitet er aus einer doch erst in der Idee existierenden, sozial-kollektivistischen Organisation ab.

Der zweite Teil mit einer sehr feinen psychologischen Analyse der Auffassung vom nackten Körper zu den verschiedenen Zeiten bildet das Bindeglied zwischen der vergleichenden Entwickelungsgeschichte und der den Rest des Buches füllenden Abhandlung „Von der Schönheit der Gestalt." Hier wird den schaffenden Künstlerpersönlichkeiten ihr Recht. Und wieder kann man dem temperamentvollen Verfasser nicht böse sein wegen seiner Einseitigkeit. Gewiß: Für die ungeheuere Größe Lionardos fehlt ihm der Blick; Rafael ist noch selten so schief beurteilt worden; Holbein und Veronese werden so gut wie totgeschwiegen usw. usw. Aber an sachlichen Würdigungen fehlt es ja nicht. Und ist Hausenstein dort, wo er nicht verstehen und lieben kann, ungerecht, so zeigt er dort, wo er liebt und versteht, ein so intimes Eingehen auf das Allerpersönlichste, ein so intensives Miterleben und Nachschaffen, wie nur eine feinfühlige Künstler- und Dichternatur vermag. Die Abhandlungen über Masaccio und Quercia, über Michelangelo, über „das Genie des Barock: Tintoretto - Greco - Ribera", über Rembrandt und über Renoir sind Kunstwerke.

Hausenstein zitiert viel. Nicht aus Unselbständigkeit oder aus Bequemlichkeit oder um seine Belesenheit zu zeigen. Sondern einfach, weil er, sobald ein Anderer etwas Erschöpfendes gesagt hat, es für unnötig erachtet, aus persönlichem Ehrgeiz nach einem gleich passenden Ausdruck zu suchen: Er faßt sein Werk, das ein ganz persönliches ist, als eine gemeinsame Arbeit der Gleichgesinnten auf.

Die Abbildungen sind mit soviel künstlerischem Gefühl und Geschmack ausgewählt, auch technisch so vorzüglich wiedergegeben, daß sie über jedes Lob erhaben sind. Eine sehr bedeutende Zahl der hier veröffentlichten Bilder wird man sonst nirgends wiederfinden. So vereint sich die Allseitigkeit des

Digitized by Google

Bildermaterials mit der prachtvollen Einseitigkeit des Textes. Ein Buch, das jeder haben sollte, der die Kunst ernsthaft liebt.*)

Hans Hildebrandt (Stuttgart)

Buddhismus und Schwabing

Schwabing ist eine Weltanschauung. Dies Urwort ward vor drei Jahren geprägt. Es wird Aeonen überdauern. Es war in der Tat nicht leicht, die so ungeheuer mannigfaltigen, und so ungemein bunten Strahlen des Nordmünchner Lebens in einen einzigen Focus zu versammeln. Durch jenes Urwort aber ward es erreicht. Vergleich ist die Seele der Wissenschaft; um also zu dem Bronnen der Erkenntnis vorzudringen, müssen wir nach ähnlichen Zuständen und Anschauungen suchen, müssen uns in anderen Ländern umschauen. Nichts ist hier ähnlicher als Indien und die Hinduauffassung vom Leben.

Die Hochziele sind bei den verschiedenen Völkern verschieden. Der Araber bewundert den Vielgewanderten, Vielgewandten, den erfindungsreichen Ibn Batuta; der Californier und der Boner von Nevada und Idaho hält umgekehrt einen Mann, der schon außerhalb des amerikanischen Westens war, für einen verdächtigen Abenteurer, und beargwöhnt einen Vielgewandten als einen Menschen, der kein Geschäft versteht, der seinen Beruf verfehlte. Put all your eggs in one basket, you can then better watch them — so lautet ein Grund- und Hauptsatz amerikanischer Weisheit.

*) Dr. Wilhelm Hausenstein, Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker. Mit 700 Bildern. — Verlag Piper & Co., München, 1913.

Dem Franzosen ist das Ideal der geistreiche Causeur, und dem Italiener entweder der feurige Volkstribun, oder der geschniegelte, gewissenlose Hofmann. Der Engländer verehrt den Lord von hoher Abstammung und den reichen Minenbesitzer, der Mexikaner und Venezolaner den siegreichen Diktator-General. Dem einen steht am höchsten, wer am feinsten denken, dem anderen, wer am besten boxen und schießen kann. Das Hochbild ist in Norddeutschland Vornehmheit, in Süddeutschland überquellende Lebenskraft. Wen aber bewundern die Hindu? Den Fakir, den Arhat, den Wundertäter, den Tathagata, den vollkommnen Buddha; mithin einen Heiligen, der über den Dingen dieser Welt steht, der jenseits des Irdischen nach dem Unirdischen, nach der Leidenschaftslosigkeit, nach dem Nirwana trachtet. Reichtum ist für den Arhat nur Mist und Rauch, ein fröhlicher Tanz und rauschende Musik nur ein Blendspiel der Apsaras, nur ein Trugbild im Wirbelstrom des Sansara, Politik endlich die zwecklose Arbeit niedrigster Geister. Und damit soll Schwabing Aehnlichkeit haben? Gewiß! Auch dem Bohémien der Belgradstraße ist Politik ein sinnloser Quatsch, ist das Trachten nach Reichtum und Ehren bloß ein Beginn der Vertrottelung. Für ihn ist schon das Wort Arbeit die Vorhölle der Schrecken. Bloß die innere Eingebung, sie ist von Wert. Seine Göttin ist die Begeisterung, ob sie nun vom Himmel oder vom Teufel stamme; nein! auch nicht die Begeisterung, denn auch die hat er längst überwunden, gleichwie der wahre Arhat Innigkeit und Liebe und Gott selbst überwunden hat. Hinter ihm im wesenlosen Scheine liegt die Welt der niederen Wirklichkeiten, die Welt der Anstrengungen. Gerade von den

Digitized by Google

fortgeschrittensten Jüngern des Buddha wird gerühmt, daß sie auch den Glauben an Buddha selbst zuletzt preisgegeben haben, sie glauben weder, daß etwas sei, noch daß etwas nicht sei. Und auch der Zweifel daran, welche von diesen beiden Auffassungen die richtige sei, wird zuletzt für sie ein belangloses Schwanken. Auch der vollendete Schwabinger steigt von der staubgeborenen Begeisterung zu gänzlicher Wurschtigkeit auf. Er hat das Weib überwunden und hat auch den Mann überwunden, und hat die Meinung des Pöbels überwunden, daß äußere Leistungen nötig seien, um den Wert oder Unwert einer Individualität ans Licht zu stellen. Wenn man von allem die Summe zieht, so bleibt jedenfalls die eine feste Brücke, die den Hindu-Heiligen mit dem Schwabinger verbindet: beide verachten die Welt der Gegenwart, für sie eine Welt der Sansaras, die Welt des Scheines, beide erschaffen sich das Hochbild einer neuen Welt, das in ihrem eigenen Bewußtsein thront.

Albrecht Wirth

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Franz Ferdinand

Von Stefan Großmann

Am 18. Dezember wurde der österreichische Thronfolger fünfzig Jahre alt. Es war nicht ganz leicht, diesen Tag in Oesterreich freimütig zu feiern, weil das österreichische Strafgesetz (das noch aus Maria Thereſiens Zeit stammt) nicht bloß wie anderwärts die Majestät schützt, sondern auch die Mitglieder des Kaiserlichen Hauses, und sie nicht bloß wie anderwärts schützt, sondern fordert, daß man mit Ehrfurcht von ihnen rede. Schon die Verletzung dieser obligatorischen Ehrfurcht ist in Oesterreich strafbar. Deshalb ist es in Oesterreich auch unmöglich, daß die politischen Karikaturenzeichner Arbeit fänden, obwohl es an Themen gewiß nicht fehlt. Wenn wir Oesterreicher an die kecken und fröhlichen Schnurrbartzeichnungen denken, die in München und in Berlin erscheinen, werden wir verlegen und schämen uns: Der diskreteste Kaiserbart, sofern ihn der Zeichner nicht ganz ehrfürchtig meint, wird hier konfisziert! Besonders jetzt, während ein knieweicher Provinzadvokat als Justizminister die Justiz zu korrumpieren trachtet, wird die Karikaturenpresse vollends in den erotischen Winkel gedrängt.

Gott weiß, warum mir das gerade heute einfällt! Ich sehe ja doch mit gebotener Ehrfurcht das auffallend geistreiche Gesicht Franz Ferdinands vor mir, das noch kein Gulbranſſon entweiht hat. Dieses charakteristische Gesicht, das populär werden mußte, weil so viele Zahlkellner sich (mit Erfolg) bemühen, ihm ähnlich zu sein. Lebten wir noch zu Lavaters Zeiten und wäre die physiognomische Wissenschaft nicht vernachlässigt, man brauchte nur dieses sprechende Gesicht unretouchiert auszustellen und könnte sich den begleitenden Essay ersparen.

*

Digitized by Google

Eigentlich müßte Franz Ferdinand Einer der beliebtesten Leute in Oesterreich sein. Er hat als junger Mensch das Mitgefühl der Oesterreicher erregt, weil er lungenkrank war und jahrelang zwischen Tod und Leben schwebte. Ein kaiserlicher Prinz, den die Tuberkulose bedroht — unwillkürlich wandte sich ihm die Teilnahme aller Oesterreicher zu — man denke an die furchtbare Schwindsucht-Statistik dieses Reiches, in jeder Familie gibt es hier einen ähnlichen Fall. Er widerstand den Tuberkeln und sieht heute rüstig, ja beinahe vierschrötig aus. Von der superben Noblesse des schlanken Oheims Franz Joseph ist in dieser derben Erscheinung nichts zu spüren.

Er blieb lange ledig. Dann heiratete er keine ebenbürtige, sondern eine einfache Gräfin Chotek. Er hat für diese Frau gekämpft! Die Hofgesellschaft, die kaiserliche Familie hat diese Liebesehe nicht gern gesehen, denn Oesterreich wird in der Herzogin Sophie von Hohenberg keine Kaiserin, nur eine Kaiser-Gemahlin haben. Der Widerstand des Hofes hat Franz Ferdinand nicht verdrossen, im Gegenteil, mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit, die Achtung einflößt, hat er der Gräfin Chotek, Schritt für Schritt, den gewünschten Platz erobert. Er hat sie zur Fürstin, er hat sie zur Herzogin von Hohenberg erheben lassen und dies wird wohl noch nicht ihre höchste Würde sein! Freilich, die letzte Erhöhung, die ihren Kindern den ersehnten Rang sichert, bleibt ihr voraussichtlich versagt .... All das müßte Franz Ferdinand im Volke, das immer belletristische Bedürfnisse hat, beliebt machen. Es hat ja auch nicht an literarischen Verklärern dieses aus der Entfernung ergreifenden Kampfes gefehlt. Dennoch, Franz Ferdinands Legende klingt anders. Wenn man wiedergeben wollte, wie Offiziere, wie ehemalige Generäle und Minister, wie Mitglieder des kaiserlichen Hauses, ohne viel Vorsichten, dies Thema behandeln, ein Ausländer würde es nicht für möglich halten.

*

Franz Ferdinands verstorbener Bruder Otto war keineswegs Sinnbild tugendhafter Lebensführung. Manches Stücklein, das

Digitized by Google

der übermütige junge Offizier aufgeführt hat, hätte ihm Sympathien entziehen müssen! Eine beharrlich auftauchende Erzählung stellt Otto als jungen Reiteroffizier dar, wie er auf der Straße einem Leichenzug begegnet und mit seinem prachtvollen Hengst über den Sarg hinüberfliegt. Wie verwegen! Wie respektlos! Die Geschichte sei wahr oder erfunden, der prachtvolle Schwung, der Otto darin nachgesagt wurde, hat die Volksphantasie leidenschaftlicher bewegt als die familiäre Sittsamkeit eines Anderen. Erzherzog Otto ist in jungen Jahren an einer grauenvollen Krankheit zu Grunde gegangen. Dennoch wird das Bild dieses lebensvollen Offiziers von einer romantischen Legende vergoldet.

Franz Ferdinand lebt in einer glücklichen Ehe. Nie hat der Klatsch sich an diese Gemeinschaft gewagt, die von einer Harmonie, von einem Willen beseelt zu sein scheint. Seit zwanzig Jahren ist Franz Ferdinand der erklärte Thronfolger. Aber noch hängt in tausend Stuben das Bild des Kronprinzen Rudolf und die patriotischen Oesterreicher seufzen, wenn sie des Kaisersohnes gedenken, der ihnen nicht ersetzt wurde.

*

Thronfolger brauchen nur zu leben, hübsch auszusehen, sich und ihre Familie oft photographieren zu lassen und ihre liebenswürdige Legende ist fertig. Franz Ferdinands Legende (so unrichtig wie alle Legenden) ist bei anderen Gelegenheiten entstanden. Vor allem im Gerichtssaal: Franz Ferdinand, selbst ein sehr wirtschaftlich denkender Mann, hat eine noch energischere Wirtschaftsverwaltung. Auf seinen böhmischen Gütern sind wiederholt bitterarme Leute, alte Weiber, angehalten und vor Gericht gestellt worden, weil sie im Wald Reisig oder gar Holz gesammelt hatten, ohne dazu befugt zu sein. Die Gerichte verurteilten die Reisigsammler sehr strenge. Es kam vor, daß Wirtschaftsbeamte des Erzherzogs den betreffenden Richter zu informieren suchten und diese nicht ganz unbedenkliche Aufklärung des Richters machte so böses Blut, daß Zeitungen und zuletzt der Reichsrat sich mit

Digitized by Google

diesen armseligen Reisigsammlern beschäftigten. Schließlich handelten die hartherzigen Beamten nicht im eigenen Namen ....

Die Wirtschaftsverwaltung des Erzherzogs ist eine sehr rührige. Sie bringt z. B. einen Schloßkäse in den Handel, der gelegentlich auch schon bis ins Parlament duftete. Einmal wurde im Abgeordnetenhaus interpelliert, ob die Portofreiheit, die Mitglieder des kaiserlichen Hauses genießen, sich auch auf die Handelskorrespondenz über den Schloßkäse erstrecke. Dergleichen Kleinigkeiten der erzherzoglichen Verwaltung beschäftigten die Oeffentlichkeit wiederholt. Zuletzt waren es die Touristen, die spüren mußten, was eine auf den Kreuzer achtsame Verwaltung durchzusetzen weiß. Da wurde ein in allen Alpenführern als freigegeben verzeichneter, hundertmal begangener Weg durchs Blühnbachtal plötzlich gegen alles Gewohnheitsrecht gesperrt, Touristen wurden festgehalten, die der bewährten Markierung folgten — ich weiß nicht, wie groß der Schaden war, den diese Passage der erzherzoglichen Verwaltung verursachte. Um eine dreistellige Ziffer handelte es sich wohl kaum. Der Streit drang bis zum Kaiser .... Lauter Bagatellen, wird man mit Recht sagen. Aber diese Bagatellen haben sich dutzendmal wiederholt, angefangen von dem Offiziersburschen, für den der Erzherzog das Relutum bar beanspruchte, bis zu den Käsequerellen. Man sollte meinen, ein einziges Machtwort hätte diese kläglichen Streitigkeiten verhindern können ....

*

Als Politiker trat der Thronfolger ganz offen auf, als er das Protektorat des Katholischen Schulvereins übernahm. Herr Theodor v. Sosnosky fragte unlängst im „Greif" mit vorwurfsvoller Miene, ob die Sozialdemokraten es dem Thronfolger auch verübelt hätten, wenn er das Protektorat eines ihnen nahestehenden Vereines übernommen hätte? Mit Verlaub, das ist Wirtshausdemagogie! Erstens sind die Sozialdemokraten zu schlau, um sich je mit einem Protektorat zu belasten, dann aber ist es immer von Uebel, wenn ein Kronprinz mit irgendeiner politischen

Digitized by Google

Partei anbandelt. Thronfolger mögen sich in Geduld üben und niemand protegieren! Dergleichen Schutzexposen erzeugen und nähren Legenden! Aber das erschwert die gesetzlich vorgeschriebene — Ehrfurcht. Jener Schwärmer im „Greif" verteidigt auch Franz Ferdinands Ausspruch: „Los von Rom ist Los von Oesterreich", denn „der Thronfolger habe damit den Nagel auf den Kopf getroffen". Nun, der Ausspruch ist jedenfalls als Bekenntnis von Wert. Besucher des neu erbauten Traktes der Hofburg erzählen von den großen Wandgemälden, die dort auf Bestellung Franz Ferdinands hingepinselt wurden. Sie behandeln mit Vorliebe Themen — und die Themen sind das Interessanteste an diesen künstlerisch unwichtigen Bildern — aus der österreichischen Gegenreformation. (In diesem Zeitalter scheint sich der Thronfolger mit Vorliebe aufzuhalten.) Das Drama von Glaube und Heimat malt sich eben im Kopf des Thronfolgers anders als in Schönherrs Hirn. Erstaunlich ist das nicht. Vor ein paar Jahren hat die Wiener „Arbeiter-Zeitung", einen Erlaß an die Postdirektion veröffentlicht, worin diese aufgefordert wird, dem Thronfolger, wo er auch weile, zwei Wiener Zeitungen nachzusenden, ein mit miserablen „Bildeln" geschmücktes, frommes Zweikreuzerblatt und die „Reichspost", das zügelloseste und verlogenste Blatt der christlich-sozialen Demagogie, das in Deutschland nicht seines Gleichen hat. Der Macher dieses tollen Parteiblattes ist kürzlich mit einem hohen Orden ausgezeichnet worden, eine Ehrung, die unzweifelhaft auf den steigenden Einfluß des Thronfolgers zurückzuführen ist. Wer diese Zeitung mit Aufmerksamkeit liest, merkt jeden Tag, daß sie im Grunde für einen einzigen Leser geschrieben ist. Bedenkt man, mit welcher maßlosen Erbitterung in Wien der Kampf zwischen dem rüdesten antisemitisch-christlichen Demagogentum und der Sozialdemokratie geführt, und wie sehr dieser Kampf durch die cynische Ritualmordtaktik kaltblütiger Routiniers vergiftet wird, so muß man befürchten, daß diese Verbindung und tägliche Lektüre eines Tages überraschende Folgen zeitigen wird!

Digitized by Google

Franz Ferdinand ist ein Mann, der seine Meinungen nicht verbirgt. Eines Tages veranstalteten die Wiener Klerikalen ein großes Meeting gegen die Madjaren, die damals noch — schärfer als heute — ihre nationale Sonderstellung im Rahmen des Heeres betont wissen wollten. Das kommune Schlagwort dieser antimadjarischen Bewegung hieß: „Einmarschieren in Ungarn!" Wenn die Ungarn nicht parieren wollen, nun, dann soll die gemeinsame k. k. Armee die Madjaren zur Gemeinsamkeit bekehren. Das Meeting, in welchem die wildesten (und gedankenlosesten) Reden gegen die Ungarn gehalten wurden, fand im Wiener Rathaus und auf dem großen Platz vor dem Rathaus statt. Ein Zufall, ein merkwürdiger Zufall, wollte es, daß die Hofequipage, in der Franz Ferdinand saß, gerade vorbei fuhr als die Teilnehmer vom Rathaus abzogen. Die Rufe gegen die Madjaren mengten sich mit den Hochrufen auf den Thronfolger — und die Equipage fuhr in lässigem Tempo. Damals lebte Karl Lueger noch und es ereignete sich bei einem Toast auf Wilhelm II., daß der Bürgermeister von Wien den Wunsch aussprach, daß auch in Oesterreich endlich einmal ein „energischeres Regime" anhebe.

„Einmarschieren" das ist überhaupt ein Lieblingswort — der „Reichspost". Wäre es nach ihrem (und ihrer Leser) Willen gegangen, so hätten wir die Italiener längst, im vergangenen Jahre auch die Serben „Mores gelehrt". Jedenfalls steht es fest, daß diese Zeitung am hitzigsten nach dem Krieg schrie und daß ihr Chefredakteur (trotz etlicher schwerer moralischer Niederlagen) am Ende der Kampagne mit einem Komturkreuz ausgezeichnet wurde! Mag sein, daß die Zusammenhänge doch etwas komplizierter sind als hier angedeutet wurde. Die Auszeichnung des skrupellosesten „Großösterreichers" hat jedenfalls die Franz-Ferdinand-Legende neu befeuert. Noch vor einigen Wochen, als der Thronfolger in England weilte, hat man in diesem Organ des „Katholischen Schulvereins" einen Kommentar zur Englandreise lesen können, der mit allerlei spitzigen Reminiszenzen an die Tage geschmückt war, da Deutschland bei einem Balkankrieg nicht mit-

Digitized by Google

tun wollte. Der treue Leser der „Reichspost" hat zwar in England selbst dieses politische Echo nirgendwo finden können, daheim in Wien las er wohl die nach Berlin gerichteten Spitzigkeiten mit einigem Behagen.

*

Franz Ferdinand ist fünfzig Jahre, aber die Tugend der Bedächtigkeit zu erwerben ist er erst im Begriffe. Vorläufig scheint er ein Mann der simplen Definitionen: Das Volk muß sittlich-religiös gemacht werden, die Madjaren müssen parieren, die Serben sollen uns kennen lernen, und mit den sozialdemokratischen Hetzern wird man kurzen Prozeß machen! Leider ist das Leben nicht immer nach so schlichten Formeln zu regulieren. Franz Joseph, den seine Erfahrungslast vorsichtig und schweigsam gemacht hat, scheint denn auch in seinen Entschlüssen ziemlich unabhängig von den Ratschlägen seines Neffen. Wie suggestibel dieser ist, das hat man zuletzt in der Auswanderungsaffäre gesehen. Die Hetze gegen die Canadian-Pacific, die dem Pool nicht angehört, ist von einem rührigen israelitischen Jüngling betrieben worden, der die Kampagne — wo glaubt man, inszenierte? In der streng antisemitischen „Reichspost". Ueber Hals und Kopf wurde der Direktor der Kanadischen Schiffahrts-Gesellschaft verhaftet und der plötzlich erwachte Eifer der Behörden wurde durch das Geständnis des genannten Inspirators erklärt, er habe seine aufgedonnerten Berichte (wonach die Auswanderung uns schon vier Armeekorps gekostet habe) auch an den Thronfolger gesandt. Alles, was dann die Herren vom Handelsministerium zu ihrer Rechtfertigung vorbrachten, war nicht nur an die Adresse des Parlamentes, sondern auch an die Adresse der „Reichspost" und an ihren Leser gerichtet. Dort war das komplizierteste Problem der Auswanderung auf die simple Formel gebracht worden: Die Armee verliert in den Auswanderern Regimenter, also verhaften wir die Vertreter der kanadischen Schiffahrtsgesellschaft!.... Aber es kostete das Handelsministerium einige Mühe, begreiflich zu machen,

Digitized by Google

daß das Auswanderungsproblem zu den verzwicktesten Fragen des wirtschaftlichen Lebens gehört und daß die simplen Definitionen leicht zu dilettantischer Uebereilung führen können.

*

Zweifellos steigt der Einfluß Franz Ferdinands mit jedem Tage, denn der Kaiser ist dreiundachtzig Jahre. Der Thronfolger hat ein durch Erfahrungen noch nicht genügend geschwächtes Bedürfnis, seinen schlichten Definitionen Geltung zu schaffen. In allen Fragen unseres öffentlichen Lebens ist dieser kategorische Wille, der auf schlichten Erkenntnissen fußt, schon (oder noch) zu spüren. So hat die Wiener Akademie der bildenden Künste Gustav Klimt und Josef Hoffmann nicht zu Professoren ernennen dürfen, weil der Thronfolger kein Freund der modernen Kunst ist. Den armen Professoren ist das im Unterrichtsministerium ziemlich deutlich zu verstehen gegeben worden. Nun, der tätige Mensch braucht eine gewisse Unbeirrbarkeit. Aber es gibt auch einen Grad der nachtwandlerischen Sicherheit, der gefährlich werden kann, denen, die ihm begegnen, aber auch dem Wandler selbst.

Dieses Oesterreich, das ja keineswegs ein (sozusagen) organisches Ganzes ist, sondern vielmehr durch einen schon etwas ältlichen Kitt zusammengehalten wird, könnte allzuheftige Krisen vielleicht nicht vertragen. Eine von Rom inspirierte Politik, die mit Italien schmollt, weil es den Papst gefangen hält, die mit England kokettiert, um gegen Deutschland zu sticheln und die dabei den Balkanvölkern fortwährend mit dem großen Stock droht, kann Oesterreich in eine Isolierung bringen, die auch rüstigeren Leuten als es der „andere kranke Mann" ist, schaden könnte. In diesem Oesterreich, wo die Hemmungen der deutschen Reichsverfassung fehlen, wo vom Konstitutionalismus zur absolutistischen Ungeniertheit immer nur ein Schritt ist, hier kann auch das Gottesgnadentum eine gefährlichere Spielerei sein als im deutschen Bundesstaat. Ein durch Erfahrungen weise gewordener Monarch wie Franz Joseph sucht seine Verantwortung lieber mit Anderen zu teilen!

Digitized by Google

Nun aber .... Werden wir nicht trist! Hoffen wir, daß Franz Ferdinand noch viele Jahre der Vorbereitung für sein schweres Amt gegönnt sein werden. An diesem fünfzigsten Geburtstag haben wir natürlich gebetet (mit Franz Ferdinand) gebetet, daß Gott, der Herr, Franz Joseph noch lange, lange erhalte! ....

Bismarcks Staatsstreichpläne

Von Ludwig Thoma

Professor Hans Delbrück hat in seinem jüngst erschienenen Buche seine Behauptung wiederholt, daß Bismarck im Jahre 1890 damit umgegangen sei, das Reichstagswahlrecht aufzuheben und zu erwartende Unruhen mit Gewalt niederzuschlagen. Diese Anklage belastet das Andenken an Bismarck und sein Werk so ungeheuerlich, daß sie nur gestützt auf unwiderlegliche Beweise erhoben werden dürfte.

Professor Delbrück kann nichts anführen, was dieses Verbrechen — und es ist nichts anderes — auch nur als möglich oder wahrscheinlich erscheinen läßt.

Er bezieht sich auf die uns allen bekannte Stelle in den Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe, Bd. II, 468 ff. Das ist das einzige direkte Zeugnis, das er für sich hat, und es ist ziemlich schwach und es *sagt etwas gänzlich anderes*, als was Herr Delbrück im Eifer herausliest. Am 24. April 1890 fuhr Hohenlohe mit dem Kaiser von Hagenau nach Sufflenheim:

„*Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde, während welcher der Kaiser ohne Unterbrechung die ganze Geschichte des Zerwürfnisses mit Bismarck erzählte. Danach hat die Verstimmung schon im Dezember (1889) begonnen. — Der Kanzler wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem neuen Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn er es nicht annehme, auflösen, und dann, wenn es zu Aufständen käme, ener-*

Digitized by Google

gisch einschreiten. Der Kaiser widersetzte sich dem, — — ihm werde man vorwerfen, daß er seine Regierung damit anfange, seine Untertanen tot zu schießen."

Diese Stelle gibt Herrn Delbrück das Recht, „historisch festzustellen"!!, daß Bismarck abgehen mußte, „weil der Kaiser es ablehnte, auf den Staatsstreichgedanken einzugehen." Dabei erwähnt Hohenlohe kein Wort von Staatsstreich, kein Wort von Aufhebung des Reichstagswahlrechts, Bismarck hat, wie ihm der Kaiser erzählte, nur von der Auflösung des Reichstages gesprochen.

Uebrigens erzählt Hohenlohe noch sehr viel mehr von den Gründen des Zerwürfnisses, und alles widerlegt die historische Feststellung des Herrn Delbrück.

Der Kaiser selbst gibt den Streit über die Kabinettsordre, ferner die unliebsamen Erörterungen über den Besuch Windthorsts als Gründe an. Der Großherzog von Baden sagte schon am 26. März 1890 zu Hohenlohe, daß die Ursache des Bruchs nur die Machtfrage gewesen sei, daß alle andern Meinungsverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und anderes, nebensächlich gewesen seien. Der Hauptgrund war die Frage der Kabinettsordre vom Jahre 1852, nach deren Bestimmungen Bismarck die Minister abhalten wollte, dem Kaiser Vortrag zu halten.

Heuduck erzählte dem Fürsten Hohenlohe, daß der Kaiser den kommandierenden Generälen als Grund der Entlassung Bismarcks die Frage der Kabinettsordre und die maßlose Weise des Auftretens Bismarcks angegeben habe. (31. März 1890.)

Weiterhin sagte der Kaiser den Generälen, Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen, — — Bismarck wollte Oesterreich, welches dadurch in Krieg mit Rußland geraten wäre, im Stich lassen. — Der Kaiser aber wollte mit Oesterreich gehen. Daraus erklärte sich Hohenlohe die Aeußerung Bismarcks, der

Digitized by Google

zu ihm sagte, der Kaiser treibe Politik in der Weise Friedrich Wilhelms IV.

Kurz und gut, alles, was Hohenlohe erzählt, beweist, daß niemals die Meinungsverschiedenheit über einen Staatsstreich zur Entlassung Bismarcks geführt hat.

Der Kronzeuge Delbrücks sagt in jeder Zeile seiner Denkwürdigkeiten *gegen* ihn aus.

Aber der Herr Professor hat „selbst einen Brief des damaligen Führers der Konservativen, des Herrn von Helldorf, in welchem steht: „Bismarck habe ihm gesagt, er wolle den größten Fehler seines Lebens, die Schaffung des allgemeinen gleichen Wahlrechts wieder gutmachen." Es ist sehr wohl möglich, daß Bismarck im Unmut eine solche Aeußerung getan hat, aber es sollte nicht möglich sein, daß ein Historiker auf diese noch dazu unverbürgte Wiedergabe eines Gespräches seinen *ungeheuerlichen Vorwurf* stützt. Noch dazu können wir Herrn von Helldorf und Herrn Delbrück nachweisen, daß sie falsche Schlußfolgerungen auch sonst gezogen haben. Herr von Helldorf fragte Bismarck, ob die Konservativen für das Sozialistengesetz stimmen sollten. „Ein Wort hätte genügt — aber Bismarck schwieg."

Daraus schließt Herr Delbrück — und schloß Herr von Helldorf? — „*daß Bismarck Konfliktsstoff sammeln wollte*, um dann die Sozialisten mit Gewalt niederzuschlagen! Bismarck hat zwar kein Wort gesagt, was darauf hindeutete, aber es liegt doch so nahe, aus seinem Schweigen zu schließen, daß er als agent provocateur das Volk zum Aufruhr treiben und dann seinen Blutdurst stillen wollte!

Das sind wohl unanfechtbare historische Feststellungen! Kurz vorher hat sich der Historiker auf Hohenlohe berufen, der uns erzählt, wie heftig Bismarck für das Sozialistengesetz eingetreten war.

Ich meine, ehevor wir Herrn Delbrück zu liebe den Fürsten Otto von Bismarck für einen ungeheuerlichen Verbrecher halten und in seiner Entlassung die Rettung aus der schlimmsten Gefahr

Digitized by Google

sehen wollen, warten wir doch das Erscheinen des dritten Bandes von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ab.

Und sein Inhalt soll dann zutreffender zitiert werden, als der Schluß des II. Bandes von Delbrück zitiert wird. Es ist nicht wahr, daß darin „Andeutungen" enthalten sind, darüber, daß „das Volk sich von dem allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrecht zu befreien, die Kraft und den Mut haben werde."

Es ist nicht eben gewissenhaft, aus Andeutungen, Auslegungen, Gesprächen und Anekdoten den schwersten Vorwurf heraustüfteln zu wollen, der je gegen einen großen Mann erhoben worden ist.

Die Gloriole, die nach Delbrück jetzt Kaiser Wilhelm II. umgeben soll, bietet uns keine Entschädigung.

Janus

Von Theodor Heuß

Der Kanzler hat im Juni dem Leipziger Geschichtsprofessor Karl Lamprecht einen Brief geschrieben, der in wohlgesetzten Worten vom Wesen und der Notwendigkeit einer „Kulturpolitik" redet, und Lamprecht übergibt jetzt diesen Brief der deutschen und der europäischen Oeffentlichkeit. Man wäre fast versucht, in dem Zeitpunkt des Abdrucks eine heitere Ironie zu sehen, einen Vexierspiegel zu der Kulturpolitik im Elsaß, die uns in den letzten Wochen beunruhigte, und die bei Bethmann nachsichtiges Verständnis fand. Was dort krumm, verschroben, überzwerg, erscheint durch die neue Linse zu schlichter Gradheit, liebenswürdiger Selbstverständlichkeit geordnet. Wir haben die angenehme Gelegenheit, wieder einmal den anderen Bethmann zu sehen, den nachdenklichen Menschen, von dem wir wissen, daß er im Kreise seiner Familie den Homer liest.

Freilich: das Wort „Kulturpolitik" überwältigt uns nicht, denn die brauchbare Vokabel ist dermaßen abgenützt, daß sie bald

Digitized by Google

für eine Zeit dem Umlauf entzogen werden müßte. Jedermann hängt, seit „Kultur" in Schwang gekommen ist, seine Wünsche, Bedenklichkeiten, Ueberzeugungen und Lebensanschauungen an diesen allgemeinen Kleiderrechen auf; denn wer wollte „ohne Kultur" sein, wer möchte zugeben, seine Lebensgestaltung oder gar seine Politik sei ohne Kulturideale? Einstweilen läuft die gute Kultur noch, ohne Firmenschutz, durch die deutschen Leitartikel und Satzungen aller Reformhuberei, und der gute, unverdrossene Dr. Grabowsky möchte diese Reklamemarke selbst den deutschen Konservativen aufkleben dürfen — er darf jedoch nicht. Mit einer platonischen Erklärung ist es also nicht getan.

Aber der Kanzler geht einen Schritt, einen vorsichtigen Schritt weiter und spricht sich über die Bedeutung dieser Kulturpolitik näher aus: daß sie nicht eine Angelegenheit empfindsamer Schwärmerei, sondern ein Gegenstand internationaler Machtfragen ist, daß sie nicht innerhalb der Wirkung staatlicher Anordnung, sondern in der Gesinnung und dem Bewußtsein des Volkes liegt. Kultur kann weder im Bundesrat noch im Reichstag beschlossen, weder von einem Reichsamt noch aus dem Militärkabinett verordnet werden. Sie ist im weiteren Verstand irrational.

Es sind eigene Kräfte, die von einer Regierung nicht geschaffen, aber benutzt werden können, sofern diese ihre Segel in die Windrichtung einer solchen Entwicklung einstellt. Wie aber wenn die Regierung den Wind nicht spürt, oder wenn sie sich von zufälligen Böen in einen unruhigen und schaukelnden Kurs treiben läßt?

Bethmann schreibt, er schreibt das wenige Wochen, nachdem er dem Reichstag die Heeresvorlage abgezwungen (und man spürt fast einen Klang wie Entschuldigung heraus):

„Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Damit wir, wie unsere westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stils treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und

Digitized by Google

Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde. Hierzu aber kann die Regierung nichts tun ohne die stete Unterstützung und Mitarbeit der gebildeten Schichten."

Das wäre fast ein Programm. Wäre! Es ist, als ob wir derlei schon gelesen hätten, klingt wie das Echo aus irgendwelchen Aufrufen und Kundgebungen über internationale Verständigung und dergleichen; ein Rest von Kantscher Lehre hängt daran. Nicht neu, nicht tiefsinnig, jedoch richtig; in den aufrichtigen Demokratien aller Länder eine geläufige Formel. Ein Mann wie Theodor Barth etwa wurde nicht müde, immer dies in den Vordergrund des öffentlichen Denkens zu rücken, wie und daß die Imponderabilien des kulturellen und staatlichen Bewußtseins im Innern mächtige Hebel unserer äußeren Geltung darstellen.

Und nun sagt Bethmann das gleiche, greift zum Sprachgebrauch einer liberalen Politik; wir sind fast bereit, Bravo zu rufen, aber die Silben bleiben uns in der Kehle stecken.

Denn sein Schicksal zwingt ihn und uns, nicht nach dem Briefschreiber zu schauen, der mit einem Professor wohlmeinende Sentiments tauscht, sondern nach dem Mann, den Fleiß und Ehrgeiz in die Leitung der deutschen Politik geschoben. Er hat ein anderes Gesicht. Zwar scheint durch die etwas grämliche Unsicherheit seiner Züge die Ahnung hindurch, daß diese Seele eines guten Humanisten und preußischen Beamten aus mehrfachen Bestandteilen zusammengesetzt, nur erfahren wir in der Politik unserer Tage, daß er die Mittel seiner Arbeit nicht seinem besseren Wissen, sondern den Traditionen der Kaste entleiht, der er entwachsen ist und von der er innerlich nicht loskommt. Daß jene öffentliche Gesinnung des subalternen Parvenüs, deren Schädlichkeit er beschreibt, selten so in Blüte stand, wie gerade in den letzten Jahren.

Sentenzen helfen uns da nicht viel weiter, wenn die öffentlichen Organe, für die der Reichskanzler die Verantwortung hat und stets übernimmt, immer ungefähr das Gegenteil von dem

Digitized by Google

betätigen, was der Kantschüler für richtig hält. Wenn ein blöder Chauvinismus gerade in dem offiziellen Deutschland um sich frißt und an „innerer Vertiefung und Stärkung unserer Kultur“ alles fehlen läßt (was wird man in diesen Kreisen über den guten Bethmann lachen!). Solange der erste Beamte des Reiches mit Achselzucken Offizieren zusieht, die die Gewalt, vielmehr die Gewalttätigkeit, zum alleinigen Ausdruck und Werkzeug des deutschen Kulturbewußtseins machen.

Die elsässische Verwaltungspraxis, Nordschleswigs Erfahrungen und die Auswüchse der Polenpolitik sind die Illustrationen der Kulturpolitik des Praktikers, und die deutsche Linke wird diesem neuen und überraschenden Theoretiker ihrer Ideale nur zögernd folgen.

Zum Glück aber hat er in dieser privaten Kundgebung durch die Allmacht der Regierungsweisheit selber einen Strich gemacht. Das ist das Löblichste an dieser Weihnachtsbescherung. Denn sie gibt uns theoretisch Recht und Anspruch darauf, unsererseits mit den Meinungen des gläubigen Bethmann die Wirkungen des tätigen Bethmann zu korrigieren.

„Berlin“

Von Hermann Friedemann

Die Sternkunde weiß von Systemen, ringförmigen, deren Schwerpunkt inmitten der schwingenden Massen, im leeren Raum liegt. Einer solchen Anordnung nähert sich das Wirtschaftssystem Berlin.

Noch um 1900 war „Berlin“ ein wuchtiger Stadtkörper, an dessen Rändern einige, freilich rasch wachsende, Vororte hingen; künftig werden wir eine ringförmige Wohnstadt haben, Ausmitstrahlungen nach der Mitte zu. Die Geschichte dieser Veränderung läßt sich mit Zahlen schreiben. Was ist „Berlin“? Um 1890

Digitized by Google

zählte die Gemeindeeinheit dieses Namens 1 560 000 Einwohner; die weit zerstreuten Vororte, von denen keiner zu einer Großstadt herangewachsen war, eine Viertelmillion. Als im Jahre 1894 die Berliner Stadtvertretung den denkwürdigsten ihrer Fehler beging und das Angebot westlicher Vororte, sie einzugemeinden, ablehnte, war das Zahlenverhältnis etwa 1 650 000 zu 330 000, also 5:1. — Zwischen 1895 und 1900 wuchs Berlin noch sehr schnell, um jährlich 42 000 oder 2,2 v. H.; weit schneller freilich die Vororte, mit 8 v. H. Vor der Jahrhundertwende hatte Berlin 1 890 000, der Vorortring 530 000 Einwohner; Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf waren Großstädte. Seitdem verlangsamt sich das Wachstum Berlins. Bis 1905 nahm die Zentralgemeinde noch um 150 000 Einwohner zu, oder 1,5 v. H. jährlich (wie das deutsche Reich); im folgenden Jahrfünft jedoch nur um 30 000 im ganzen, oder 0,3 v. H. jährlich. Bei der letzten Zählung hatte die Hauptgemeinde 2 070 000 Einwohner, der Gesamtkomplex „Großberlin": 3 712 000. Das heißt, die Vororte erreichten, mit etwa 1 640 000 Einwohnern, zusammen fast schon die Größe „Kleinberlins". Gegenwärtig ist die Einwohnerzahl Berlins sogar zurückgegangen: sie bewegt sich zur Zeit um 2 060 000. Die „Vororte" dürften ziemlich genau bei zwei Millionen stehen.

Fazit: „Berlin" verliert an Bewohnerzahl, der Vorortring wächst jährlich um mindestens 100 000. Bei der Zählung von 1920 werden die zwei Millionen Berlins von 2,6 Millionen umschlossen sein.

Man könnte Verschiebungen solcher Art, die sich doch innerhalb ein und desselben Wirtschaftskörpers vollziehen, für unerheblich halten. Sie wären es — behielte nicht der schwindende Kern mit dem Namen auch die Lasten und wachsenden Aufgaben einer Zentralgemeinde. Die Unnatur dieses Verhältnisses muß in absehbarer Zeit unerträglich werden. Kurz zusammengefaßt, vollzieht sich die Entwicklung so, daß Steuerkraft und Einnahmen den Vororten, besitzloses Proletariat und Ausgaben der Hauptgemeinde zufallen.

Digitized by Google

Alle Vierteljahre zeichnet die Steuerstatistik eine kleine Tragikomödie nach; mindestens einmal wöchentlich sieht der Berliner Zahlmeister schweren Herzens einen Millionär von dannen ziehen. In den drei Monaten vom 1. April dieses Jahres bis zum letzten Juni verließen Berlin 27 876 Zensiten, 25 858 zogen zu. Wie verteilte sich aber dieser Ab- und Zustrom? Auf der Verlustseite stehen 3135 Steuerzahler mit mehr als 1200 Mark Einkommen; darunter 19 mit mehr als 50 000 Mark. „Gewonnen" hat Berlin 1703 Zensiten, deren Jahreseinkommen unter 1200 Mark bleibt.

Es läßt sich eine einfache Rechnung aufstellen. Jeder der 3125 Fortgezogenen zahlt durchschnittlich mindestens 75 Mark Einkommensteuer, mit den sonstigen Abgaben etwa das Dreifache. Da er mit seinen Angehörigen der Stadt etwa 150 Mark Kosten verursacht, bedeutet sein Fortzug einen Reinverlust von 75 Mark. Jeder der 1703 Zugezogenen zahlt 7 Mark Einkommensteuer; im ganzen etwa 20 Mark Abgaben: Sein Zuzug bedeutet ein Defizit von 100 Mark. Auf das Jahr berechnet, verliert Berlin an 12 500 Steuerzahlern rund eine Million; es gewinnt etwa 7000 Zuzügler, die 700 000 Mark im Jahre — kosten. Im ganzen also eine Verschlechterung um 1,7 Millionen binnen zwölf Monaten.

Noch vor wenigen Jahren brachte Berlin allein etwa 17 v. H. der preußischen Einkommensteuer auf; heute sind es kaum 12 v. H. Schon jetzt bezahlen in den Vororten die physischen Zensiten mehr Einkommensteuer als in der Hauptgemeinde; unter Einrechnung der Nichtphysischen stehen die Ziffern etwa gleich. Bisher sind die Herausreißer noch die in Berlin arbeitenden und steuerzahlenden Betriebe: dennoch läßt sich die Zeit absehen, da die Vororte doppelt so steuerkräftig sein werden wie „Berlin".

Natürlich soll mit dem allem die zentrifugale Entwicklung Großberlins nicht etwa beklagt werden: sie ist sogar sehr erfreulich. Verhängnisvoll aber ist ein kommunalpolitischer Zustand, der um 1890 der Wirklichkeit angepaßt sein mochte, seither aber die ausgehungerte Zentralgemeinde zwingt, mit kleinlichen Wohnbestimmungen und verwüstenden Lustbarkeitssteuern sich gegen

Digitized by Google

die Unnatur ihrer Lage zu wehren. Zwei Millionen leiden darunter, daß ihr Wohnort eine falsche Bezeichnung führt. Die Mitte wird leer. Und der Fremde, der sich nach überlieferten Namen richtet, weiß nicht, daß er auf der Friedrichstraße — — gar nicht in Berlin ist.

Five Sisters auf Reisen

Von L. Andro

Die fünf kleinen geschminkten Mädel flatterten und zwitscherten leise im Eisenbahn-Waggon herum, bis sie in einem Coupé dritter Klasse Halt machten. Es waren zwar schon drei Personen darin, zwei junge Leute und eine unbeträchtliche Dame und es schien ausgeschlossen, daß noch weitere fünf Menschen Platz finden sollten, aber wenn die Mädchen ihre schmalen Körperchen zusammendrängten, ging es doch. Dann begann ein eifriges Verladen nach oben von all den Hand- und Hutkoffern, Schachteln und Päckchen, denn „Father" hatte ein Aufgeben des Gepäcks nicht gestattet, es kam zu teuer. Die zwei jungen Leute waren hilfreich dabei und erhielten ein bescheidenes „Thank you very much" zum Dank. Dann setzten sich die Sisters eng zusammen und zwitscherten ihr leises Englisch weiter, untermischt mit einer sonderbaren, aber melodischen Geheimsprache. Der eine Student, der Philologe war, glaubte zu erkennen, daß sie nach jeder zweiten Silbe „ongedilong" einschoben. Plötzlich kam Leben in die kleine Schar. Im Korridor des Waggons erschien ein hoher breitschultriger Herr, von einer kleinen dicken Dame gefolgt: „Father", der Direktor. Ehrfürchtig umdrängten ihn die Mädchen. Er schärfte ihnen ein, nicht „crazy" und nicht „silly" zu sein und mit dem Gelde hauszuhalten, er habe wirklich schon das Aeußerste für sie getan. Seine Frau umarmte die Fünf und übergab ihnen einen wohlgefüllten Speisekorb, was sowohl für ihren mütterlichen Sinn als auch für ihre kluge Sparsamkeit ein schönes Zeugnis bildete: denn sein Inhalt war wesentlich billiger als fünf Diners im Speisewagen. Dann pfiff der Zug und die Sisters eilten in ihr Abteil zurück.

Sie sahen sich gar nicht ähnlich und glichen einander doch sehr, nicht nur durch die gleiche Haartracht der kurzen Locken, die Mäntel und Reisekappen. Alle hatten sie den scharfen Zug von der Nase zu den Mundwinkeln herunter, den

Digitized by Google

junge Menschen bekommen, die nie genug schlafen. Ihre Augen waren mit schwarzen Strichen eingerahmt, aber auch sie sahen müde aus. Uebrigens hatten sie und ihr Direktor, Mister Leon Busenlatz aus Kolomea keine gute Saison hinter sich. In Lissabon, wo ihre Songs und Tänze Aufsehen machten, brannte das Theater ab und sie standen mitten im Monat auf der Straße. In Kopenhagen war der Besuch des Tivoli infolge des schlechten Wetters miserabel. Noch schlimmer war es in Budapest, wo die politischen Wirren der Nachbarländer auf die Stimmung drückten. In Anbetracht dieser Umstände beschloß Mr. Busenlatz, den Mädels den Ferienurlaub zu geben, den er ihnen seit drei Jahren versprochen hatte und sie nach Hause zu schicken. Leider war die Urlaubszehrung, die er ihnen geben konnte, nur eine minimale, die Sisters beschlossen aber, nichts zu verwüsten, sondern ohne Unterbrechung in bescheidenen Personenzügen zu fahren. Uebrigens sahen sie ein, daß Mr. Busenlatz nicht der Schlimmste war. Er trieb es weniger arg als andere, ja am Champagnerverbrauch hatte er fast niemals Anteil, und gestattet auch nur selten, daß die Mädels hierauf los arbeiteten. Er hielt im Gegenteil etwas auf Tugend und gute Sitten und wenn auch eine gewisse Gefügigkeit zum Geschäft gehörte, so sah er Privatliebeleien doch sehr ungern, da sie Tanzkraft und Tanzlust wesentlich abschwächten, wie er erklärte.

Die Truppe bestand schon lange, aber die Mitglieder wechselten immer. Es zeugte vom völkerpsychologischen Einsehen des Herrn Busenlatz, daß er nach dem Süden nur mit blonden, nach dem Norden nur mit dunkeln Girls zog. War die Tourné wie eben jetzt gemischt, so waren auch die Farben gemischt. Ursprünglich waren alle Mädchen indifferent braun gewesen, aber jetzt waren drei goldblond und zwei rabenschwarz. Uebrigens waren sie alle fünf echte Engländerinnen, bis auf Isabel, die natürlich etwas besonderes haben mußte und Amerikanerin war.

Lily war am längsten bei der Truppe und obgleich sie kaum fünfundzwanzig zählte, war sie eigentlich schon zu alt dafür. Ihre Oberlippe war ein wenig zu lang geworden und die Nase scharf von den vielen schlaflosen Nächten, in denen man jahraus jahrein die Beine warf, ganz gleich ob man körperlich oder seelisch indisponiert war. Father hatte auch schon manchmal daran gedacht, Lily auszumustern, tat es dann aber doch nicht. Sie war die Autorität unter den Girls, die Ruhigste, Vernünftigste, Verläßlichste, ihr konnte man Kolleginnen, Reisebillets und Geld anvertrauen. Mabel und Isabel, blond und schwarz, waren die Schönheiten unter ihnen. Mabel müde, indolent, aber in wachen Stunden ein Schöngeist, der Karl I. einen stillen Kultus weihte und historische Romane las. Isabel war die Carmen der Truppe, immer in Liebeshändel verwickelt, im Kampf mit Father und in offener Rebellion. Dann war noch die

Digitized by Google

unauffällige Ethel da, die seit kurzem eine ebenso unauffällige Maud ersetzte und die kleine Doris, die brennender Ehrgeiz beseelte, betrübt darüber, daß sie die Kleinste war, nicht so schön wie Mabel und nicht so respekteinflößend wie Lily, und leidenschaftlich bemüht, sich hervorzutun. Alle waren sie sanfte gutmütige Geschöpfe, wie sie da beisammen saßen und in ihrer melodischen „Ongedilong"-Sprache zwitscherten. Father hielt etwas auf angenehmes Temperament und wählte seine Girls danach, seit er in den ersten Jahren üble Erfahrungen gemacht hatte.

Müde waren sie alle sehr. Seit Jahren kamen sie erst morgens ins Bett und in den Tag hinein schlafen konnte man auch nicht so recht in billigen Zimmern, die vor Menschen- und Straßen-Lärm keinen genügenden Schutz boten. Diese Nacht aber hatten sie gar nicht geschlafen, denn da es Monatserster war, hatte Mr. Busenlatz als sparsamer Mann das Quartier schon zum dreißigsten gekündigt und die Girls nach ihrer Produktion ins Kaffeehaus genommen, um sie die Stunden bis zum Abgang des Frühzugs da verbringen zu lassen. Nun kauerten sie übernächtig auf den harten Holzbänken beisammen, totmüde, gelblichblaß unter der gewohnheitsmäßig aufgelegten Schminke. Den Studenten und der Dame taten sie leid. Leise standen sie auf, damit wenigstens ein bischen mehr Platz würde, und schoben ein paar Plaids unter die müden Köpfchen, die leise „Thank you" nickten. Dann schliefen sie ein, die Sommersonne schien in das enge Abteil und der Heuduft von den Wiesen her mischte sich mit dem Eisenbahngeruch und dem intensiven Parfum der Girls zu einer sonderbaren Atmosphäre.

Gegen Mittag wachten sie auf, mit den kleinen Schreien, dem Kichern und Strecken, mit dem junge Mädchen erwachen. Sie rollten die Plaids zusammen und dankten sehr artig. Keine Spur von Koketterie war in ihnen. Die jungen Leute waren freundlich und respektvoll und ein gutes kleines Gespräch flog im Coupé herum, nicht sehr lebhaft, weil das Deutsch der Mädchen und das Englisch der Studenten mangelhaft war, aber eben dadurch zu lächelnder Heiterkeit reizend. Dann kam der Eßkorb an die Reihe, sie zerlegten ein „chicken" mit der Engländern eigenen ruhigen Appetitlichkeit und boten den Studenten an, die sich mit Obst und Cigaretten revanchieren konnten. Man war heiter, kameradschaftlich unschuldig. Es war wie im Paradies.

Isabel wars, die die Brandfackel da hinein warf. Nicht weil sie kokettiert hätte, o nein! Auch sie war empfänglich für die harmlose Anmut der Stunde. Es war nur ihr „want of tea", der sie störte. Die andern fanden plötzlich auch, daß sie Tee haben müßten, der aber war nur im Speisewagen zu haben. Nach einer sorgfältigen Ueberzählung ihrer Barschaft beschlossen sie, sich zu fünft

Digitized by Google

zwei Portionen zu vergönnen. Sie zogen selbander hinüber; aber sie kamen nicht allein zurück.

Denn natürlich war die Anwesenheit der kleinen gefärbten Girls kein Geheimnis im Zuge geblieben und zwei Lebemänner der dritten Klasse beschlossen, dieses Erlebnis nicht ungenützt an sich vorbeigehen zu lassen. Im Speisewagen war eine Anknüpfung bald gefunden, das Geleite zurück gegeben und da sie im Coupé keinen Platz mehr hatten, blieben sie an der Türe stehen und würzten die Gespräche mit ihren Bemerkungen. Der eine war Fellreisender aus Komorn, Zyniker und Viveur, wie er augenzwinkernd den Studenten erklärte, die still und zähneknirschend dasaßen. Der andere war mehr ein Gemüt und Baumwollgrossist aus Böhmisch-Leipa. Mit einem Mädchen vom Variété hatte er noch nie gesprochen, denn er hatte mit zweiundzwanzig Jahren geheiratet, wie er gleich berichtete, eine „geredete" Partie, aber er liebte seine Frau, hundert Jahr sollte sie ihm alt werden. Dennoch genoß er den Reiz dieser Begegnung. Er sprach fortwährend von seinen Kindern, drei waren es, das vierte war unterwegs, im Herbst zuguten sollte es kommen. Er zog gerührt eine Photographie heraus und zeigte sie den Girls. Da war er selbst zu sehen, klein und fett, mit dicker baumelnder Uhrkette, der einer kleinen fetten Dame den Arm reichte, die überall wo es nur anging, eine Brosche stecken hatte und sichtlich für den festlichen Anlaß onduliert war. Drei Kinder mit dicken blöden Gesichtern vervollständigten die Gruppe des Familienglücks. Es waren fünf ausnehmend häßliche Menschen, aber die Girls lächelten träumerisch und sagten ergriffen: „Lock how sweet!" Und ihre Augen schienen jenes ferne unbekannte und ihnen wohl immer unerreichbare Land zu suchen, wo es liebevolle Ehegatten gab und dicke Babies...

Aber dem Zyniker behagte diese Stimmung nicht, die er unnatürlich fand. Er ließ eine Flasche Wein — vom billigsten — aus dem Speisewagen kommen und schenkte den Girls ein. (Die Studenten wiesen die angebotenen Gläser mit Abscheu zurück.) Die schlaffen Wangen der Mädchen röteten sich. Der Zyniker kniff die kleine Doris in die Backe. Doris machte ein empörtes Gesicht und sah Lily an. Aber Lily sah ernst und ergeben drein. Dies war immer so. Es ging nicht anders. Solche Liebkosungen mußte man über sich ergehen lassen. Sie ließ es müde zu, daß der gute Ehemann sie an der Hand faßte. Er wagte es bei Lily zuerst, weil sie ihm am solidesten erschien. Nun machte sich der Zyniker an Mabel, während der gute Ehemann zu Doris überging. Weil sie ihn so an sein Töchterchen erinnerte, wie er sagte. Der Zyniker brachte seinen Schnurrbart in verdächtige Nähe von Mabels schönen schmalen Wangen...

„Soll man den Kerl nicht fordern?" zischte der eine Student. „Wo hab ich meine Karte? Himmelherrgott, wo hab ich sie nur..."

Digitized by Google

„Aber ich bitt' dich!" sagte der andere ruhiger. „Wegen solch Mädeln schlägt man sich doch nicht!"

„Wenn einer sie so belästigt, so ein Hund!"

„Wenn sie dich zu Hilfe riefen, dann ja, dann natürlich. Aber rufen sie dich denn? Du siehst doch, sie lassen sichs gefallen — nicht gern, vielleicht aber doch. Sie erwarten gar nicht, daß einer ihnen hilft. Sie sinds nicht anders gewöhnt."

„Dann bleib ich wenigstens nicht mehr im Coupé", sagte der erste leise und erbittert. „Mitansehen kann ich das nicht. Solche Mädeln — solche liebe anständige Mädeln . . ."

Er riß sein Gepäck aus dem Netz und trat auf den Korridor. Blaß und zornig starrte er hinaus. Sein Freund stellte sich neben ihn. Sie hörten nicht was drin gesprochen wurde, nur die surrenden Stimmen der Mädchen. Fröhlich klangen diese Stimmen aber nicht mehr, eher müde, eher traurig und ergeben. Das Leben war so, die Männer waren so, man mußte sichs gefallen lassen. O warum war das Leben nicht anders! Der Zyniker meckerte dazwischen und die eifrige Stimme des guten Ehemannes klang schmalzig und fiebrisch. Dieses Abenteuer! dachte er wonnig erschauernd. Was würde seine Frau sagen, daß sie so einen Mann hatte!

An der nächsten Station stiegen die Studenten aus. Fünf gelockte Köpfe drehten sich nach ihnen und fünf Augenpaare flehten sie an. Aber sie sahen nicht hin. Sie standen auf dem Bahndamm, der eine verbissen und trotzig, der andere überlegen und wissend und sahen dem Zuge zu, wie er fünf kleine Mädchen und zwei Lebemänner in die Ferne entführte.

In dem Coupé hatte aber außer den Girls, den Studenten und den Lebemännern noch jemand gesessen und das war die unbeträchtlich aussehende Dame. Sie sah nur so aus, sie war es eigentlich nicht. Vielmehr war sie ein Mensch, der Höhen und Tiefen des Daseins durchmessen hatte und der später durch einen Glücksfall eine bedeutende Erbschaft und eine prächtige Villa in Harvestehude zugefallen war. Das hinderte sie jedoch nicht, von Zeit zu Zeit in der dritten Klasse zu reisen, um Menschen zu beobachten, denn, so war ihre Meinung, die interessanten Existenzen fanden sich immer in der ersten und in der dritten Klasse, nur die zweite, die Mittelklasse, mochte sie nicht leiden. Als die Girls, ein Jahr nach jener Fahrt, in Hamburg auftraten, ging die unbeträchtliche Dame, durch Plakate aufmerksam gemacht, in das Variété in St. Pauli und erkannte sie sofort. Schon am nächsten Abend hatte Miß Lily eine Einladung in Händen, worin die Dame sie an die gemeinsame Fahrt erinnerte und die Five Sisters bat, Sonntag bei ihr zu speisen. Die freudige Aufregung der Girls war ungeheuer. Noch war die Truppe unverändert, bis auf die nichtssagende Ethel, die einer

Digitized by Google

ebenso nichtssagenden Edith Platz gemacht hatte, aber die andern waren noch da, auch Isabel, die eine Zeit mit einem Schwergewichtsathleten ausgerückt, nun aber zurückgekehrt war und ihren blauschwarzen Lockenkopf in einen feuerroten verwandelt hatte. Endlos steckten sie die Köpfe zusammen und berieten die Antwort, die Mabel, die Intellektuelle, als Besitzerin der besten Handschrift und Orthographie ins reine schreiben mußte. Sie sprachen nur mehr vom Sonntag und erschienen zur festgesetzten Zeit, schön gekleidet und hübsch geschminkt. Eigentlich hatten sie sich zur Feier des Tages gar nicht schminken wollen, aber über den weißen Kleidern blickten ihnen ihre Gesichter so gelb und fahl entgegen, daß sie auf den gewohnten rosig-weißen Hauch nicht verzichten konnten. Es war eben weder ein Jahr mehr vorbeigegangen.

Die Dame empfing sie freundlich in ihrer schönen Villa, an deren Balkons sich Glyzinien und Klematis in tiefstem Blau rankten. So ein tiefblaues Kleid trug sie auch und sah überhaupt ganz anders aus, als damals in der Eisenbahn. Der Himmel war auch schön blau, und blau schimmerte das Alsterbassin jenseits des Gartens herein. Es war märchenhaft.

Man ging gleich zu Tisch, wo es ausgewählte englische Nationalgerüchte gab und die Dame unterhielt sich in geläufigem Englisch mit ihren Gästen. Sie fragte nach ihrem Leben und ihren Plänen, aber seltsam! es war doch nicht mehr dasselbe wie damals in der Bahn. Die Girls waren still und befangen, gerade, daß noch Lily, die Vernünftigste, Rede und Antwort gab. Sie waren dancing-girls und dies eine vornehme Dame, der die Laune gekommen war, die armen geschminkten Dinger einmal zu sich zu bitten. Zukunftspläne? Gab es denn eine Zukunft? In ein paar Jahren waren sie verblüht, verbraucht, landeten in immer kleineren Singspielhallen in der Provinz und dann...? Und die Vergangenheit? Sie waren in diesem Jahre in Kiew und in Mailand gewesen, in Graz und Mannheim und in noch sechs andern Städten. War es denn nicht immer trostlos dasselbe?

Die Stimmung sank schwer auf die Girls herab, wie der warme Sommernachmittag. Die freundliche Dame fühlte das und bat sie auf die kühle Veranda hinaus. Unten rauschten die Bäume und jenseits sah man schlanke Segelschiffe sich auf der Alster wiegen. Durch einen kleinen Kanal schwamm ein Schwan von draußen herein, aber die Girls jauchzten bei seinem Anblick nicht, sondern blieben stumm. Sie hätten sich gern untereinander verständigt, aber für ihre Ongedilong-Sprache war jetzt nicht der Moment, das fühlten sie. Damals im Coupé hatten sie gern geraucht, nun hatten die fünf kleinen Hände fünf Cigaretten umklammert, aber keine führte sie zum Munde.

Die freundliche Dame wurde traurig. Sie hatte den Girls eine Freude bereiten wollen und mußte nun erleben, was Leuten mit guten Absichten öfters passiert.

Digitized by Google

Sie hielt sie auch gar nicht, als Lily aufstand und ungeschickt vorbrachte, daß sie nun wohl gehen müßten. Alle Girls schüttelten ihr die Hand und sagten artig „Thank you so much", und dann gingen sie auseinander, alle traurig, Gastgeberin und Gäste; weil etwas Schönes nicht eingetroffen war und es unbegreiflich schien, warum.

Aber es gibt für Enttäuschungen eine wunderbare Zaubermacht und die heißt Vergangenheit. Kaum war die schmiedeeiserne Gartentür hinter den Girls ins Schloß gefallen, kaum war das Erlebnis ins Gewesene gerückt, so erstrahlte es in zauberhafter Schönheit. „Habt ihr gesehen?" fragte die eine, „die wunderbare Aussicht von der Terrasse" — „Habt ihr geschmeckt, wie das Essen gut war?" — Und das kostbare Geschirr? Die liebliche Stimme der Dame? Und ihr herrliches Kleid?" Immer lebhafter wurden die Stimmen der Mädchen, immer mehr tauchten alle Schönheiten vor ihnen auf, nun ihnen die bedrückende Gegenwart genommen war. Den ganzen Nachmittag verbrachten sie im Streit darum, was eigentlich das Schönste gewesen sei und am Abend bekam es die ganze Variétégarderobe zu hören, in welch patriziachem Heim sie zu Gast gewesen waren, sie, die Five Sisters!!

„Wißt ihr, was das Allerschönste war? Das Allerschönste?" flüsterte die kleine Doris unmittelbar vor dem Auftreten, als sie schon in der Kouliſſe standen. „Das Allerschönste war, daß keine Männer dabei waren!" Und dann stürmte sie als erste auf die Bühne und warf ihre magern Beinchen so hoch in die Luft, als ihr eigener Ehrgeiz und der Ruf der Truppe es ihr nur gestatten wollten.

Vom Ichroman

Von Friedrich Markus Huebner

Wenn ein Lyriker das Wörtchen „ich" verwendet, d. h. also, wenn er etwa sagt:

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist ....."

so wird kein Kunstrichter „etwas dabei finden", noch gar das Gedicht dieses Subjektivismus wegen im Ernst ästhetisch beanstanden. Verallgemeinert und mit anderen Worten: Der Weg des unmittelbar persönlichen, bekenntnishaften Aussagens ist in der Lyrik nicht nur kein Einwand gegen die stilistische Abgeschlossenheit eines Werkes, sondern im Gegenteil das gang und gäbe, unvermeidliche, traditionell befestigte Gestaltungsverfahren.

Digitized by Google

Sonderbarerweise schlagen die Auffassungen sofort um, wenn eine andere Gattung redender Kunst: der Roman, diesen Modus benutzt, und sich, wie man sagt, in der „Ichform" vorträgt. Sofort entstehen Bedenken; das betreffende Buch wird von vorneherein um eine Stufe tiefer eingeordnet als Romane, die in neutral epischer, herkömmlich beschreibender Manier abgefaßt sind. Alle Einsprüche gegen den Roman überhaupt entstehen jetzt verdoppelt: solche Tagebuch- oder Brief- oder Selbstgesprächsromane, heißt es, zeigten das problematische, zwitterhafte, unausgeprägte Kunstwesen, die ganze Vergeblichkeit des ästhetischen Gebildes: genannt Roman, in Reinkultur.

Ich fürchte, man macht derlei Beanstandungen nicht auf Grund der Erfahrung. Es sind Ergebnisse, scheint mir, bloß abstrakten Logisierens über die literarischen Hauptformen. Man stabiliert ein System und in dieses System paßt wohl das Drama, das lyrische Lied, die Novelle hinein, leider aber nicht auch der Roman. Ginge man, rein biologisch, von den Produkten der Wirklichkeit aus und zöge man namentlich in Rechnung, daß auch Lyrik, Drama, Novelle bis zu ihrer heutigen unbezweifelbaren Formeinzigkeit einen jahrhundertelangen Weg langsamer, fragwürdiger, strauchelnder Hinentwicklung zurückgelegt haben, so möchte ich bezweifeln, ob sich noch länger jene apriorische Geringschätzung gegen den Roman, insbesondere den Ichroman, kunsttheoretisch wird aufrecht erhalten lassen.

Allerdings sind die Romanbücher, in denen der Verfasser ausdrücklich: Ichsagend das Wort führt, zumeist schon im Gerüste dilettantisch. Ihr eventueller Wert an tüchtiger Menschlichkeit, an psychologischen Aufdeckungen, an lyrischen oder sentenziösen Passagen, das alles hebt sie nicht darüber hinweg, daß zu der erzählten Fabel einerseits, zum angeredeten Leser andererseits nicht das mindeste Distanzverhältnis herrscht, und daß deswegen bestenfalls nur ein Selbstbekenntnis, ein Memoirenstück, ein Plauderbericht das Endergebnis ist. Kein Roman, kein Kunstgebilde. Dennoch gibt es ein paar Bücher, die dieses fertig bringen: Ganz ein subjektiver Erguß und doch dabei ein ästhetisch objektives, sich selbst gehörendes Kunstwunder zu sein. Solche Ausnahmen genügen, um die Regel über den Haufen zu werfen und auch den Ichroman des Ansehens einer absoluten, reinen, unzweideutig künstlerischen Formart prinzipiell zu versichern.

Ich denke da vor allem an Goethes Werther und Kellers Grünen Heinrich. Man weiß, wie sehr Briefbekenntnis, unmittelbarer Lyrismus, Grübelei und Selbstanklage in dem Wertherroman durcheinanderstrudeln. Und trotzdem hat das Buch einen ganz anderen ästhetischen Rang als etwa jenes Konfessionsbuch Rousseaus, das seine Stimmung und Aussageform so wesentlich mit bestimmte. Rousseau erreicht es nur hier und da, sich so weit von seinem Ich zu trennen, daß dieses, wie wohl episch von ihm niedergeschrieben, sich doch gewissermaßen

Digitized by Google

spontan und anonym aus sich selber entfaltet, aus sich selber seine literarische, überpersönliche Form zeugt. Zum überwiegenden Teil hat sein Buch nichts mit einem absoluten Kunststile zu schaffen; es ist immer abhängig von seinem Verfasser, einem allerdings typischen und durch seine Erfolge historisch nicht hinwegzudenkenden Menschen. Dagegen behält der Werther seinen Reiz, seine ästhetische Einmaligkeit, auch wenn der Autor nie gelebt hätte. Das Ich Goethes hat dieses, sein zweites Ich (des Wertherbuches), derart prinzipialisierend herausgestellt, hat dieses zweite Ich, bei aller subjektiven Beziehung, derart objektiv und beziehungslos herausgearbeitet, daß wir uns ruhig an dem höheren Ich des Buches genügen lassen; für das Ich des Verfassers interessieren wir uns aus ganz anderen Gründen.

Die Dinge liegen ähnlich bei Keller. Aber statt auf ihn einzugehen, möchte ich lieber auf zwei moderne Autoren weisen, die auf einem Sondergebiete der literarischen Prosa: in der Skizze der Novellette, jene Leistung mit Bravour vollführen, — Ich zu sagen und doch in sich selber isolierte, kleine künstlerische Mikrokosmen zu schaffen. Ich meine Peter Altenberg und die durch zwei Bücher bekannte Catherina Godwin. Schon auf den Büchertiteln dieser Autoren heißt es: „Ich". „Wie ich es sehe" (Altenberg). „Begegnungen mit mir" (C. Godwin) ꝛc. Und jede ihrer Zeilen, „schlimmer" als beim selbsttrunkensten Lyriker, sagt in allen Varianten „Ich." Aber dieses Ichsagen wirkt nie zudringlich. Es entsteht uns nirgends jenes peinliche Gefühl, wie etwa von guten Bekannten, die übersprudelnd, taktlos, rustikal, nichts besseres wissen, als uns immer wieder mit ihrem lieben Ich und dessen dummen, selbstischen Affairen zu behelligen. Die Küchenrezepte, die Kaffeehausbegegnungen, die Huldigungen an unerreichbare Damen, und aus welchen, nur ihn angehenden Ichinteressen sonst noch dieser Peter Altenberg seine kleinen, egozentrischen Aperçues substrahiert — seine Art diese Dinge sprachlich zu prägen, sie innerlich von sich abzulösen, sie zur eigenen Betrachtung sich wie fremd gegenüber zu halten, all das eben macht sie zu etwas durchaus Anderem als die belanglose Ichbeschreibung irgend eines selbstverliebten Snobs oder eines Backfisches, den die Gier nach Eingeständnissen, nach spießbürgerlicher Exhibition reitet.

Der Vorgang balanciert wie auf Messers Schneide. Im Einzelnen ist oft schwer, bloßzulegen: Hier, dieser Passus bedeutet Kunst, jener dumpfen Dilettantismus. Vom ehrlichen gutgemeinten Herzenserguß zur anonymen Ichdarbietung ist der Schritt winzig. Aber alles hängt an diesem Schrittlein, an dieser leisesten Niveauerhöhung des Verhältnisses zur eigenen Aussage. Die Godwin leistet darin Erstaunliches. Ich zitiere den Anfang eines dieser fünfzehnzeiligen „Déshabillements." Ueberschrift: „Entlobt." Es beginnt: „Da ich begriff — dieser Mann — lief ich weg. Ich lief die Treppe hinunter und weinte.

Digitized by Google

Ich weinte aus einer großen Unruhe heraus, denn ich wußte, er würde mir Gutes tun, und ich habe mich gleich gepudert und einem anderen telephoniert, einem Kalten, einem Egoisten, einem Verräter von Klasse" ꝛc. Man sieht: Thema wie Tonart sind gründlich subjektiv. Aber dieses allzu persönliche Thema, diese allzu persönliche Tonart hat die Godwin um einen gewissen kleinen Lichteinfallswinkel gedreht und so ist ein literarischer Aphorismus entstanden, der seine Wirkung und sein Leben nicht aus der primärmenschlichen, privat-schmerzlichen Voranekdote bezieht, sondern aus seiner eigenen, sprachlichen, formenergetischen Vollendetheit selber.

Nach all dem ist auch in der Prosa die direkte Ichaussage eine darstellerische Möglichkeit, die einem dichterischen Gebilde keinen Abdruck zu tun braucht. Das Bedenken beginnt erst dort, wo sich das Ich des Verfassers im Urzustande anbietet und nicht erhöht, gesteigert, geläutert ist zu einem ästhetischen Objektiv-Ich.

Großstadtnacht

Friedrich Stieve

Im Dunkel
weit
mit inbrünstigem Gefunkel
spinnt die Stadt ihr Feierkleid.

Straßen werden aus Edelsteinen,
Bänder von heißem Glanz
Und der fernen Plätze Scheinen
Flicht sich zu blaßblauem Perlenkranz.

Alles Wünschen und Träumen
Wird nun Licht,
Das in wehenden Funkensäumen
Durch die Nacht sich flicht.

Und es ist wie das glühende Hoffen
einer Braut im Hochzeitsgewand:
bebend offen
um unendlichen Liebesbrand.

Digitized by Google

Das Ende des Jubiläumsjahres

Es hat so kommen müssen. Der Ueberschwang einer künstlich genährten und mit schlauer Absichtlichkeit für vorherbestimmte Zwecke ausgenutzten Begeisterung mußte das Selbstgefühl des Militarismus ins Ungemessene und Unerträgliche steigern. Statt daß die Erinnerung an den großen Volksaufschwung vor 100 Jahren zur Belebung des patriotischen Selbstgefühls und patriotischen Verantwortlichkeitsgefühl des deutschen Staatsbürgers geführt hätte, wurde sie dazu ausgenutzt, um eine nie dagewesene und niemals geahnte Erhöhung der Militärlasten durchzusetzen. Wir wollen heute nicht mehr auf die abgetane Frage zurückkommen, ob und in welchem Maß diese Erhöhung notwendig war, — jedenfalls aber war die unglaublich überhastete Erledigung, sowohl der Heeresverstärkung als auch der finanziellen Deckung die Folge eines abnormen Geisteszustandes, in den sich das deutsche Volk und auch der Reichstag hatte hineindrängen lassen. Wie diese Ueberbereitwilligkeit auf die militärischen Kreise wirkte, ließ sich ohne weiteres daraus ersehen, daß die berufsmäßigen Kriegshetzer, wie der General Keim sofort nach der geschehenen ungeheuren Bewilligung neue Forderungen auszuschreien die Dreistigkeit hatten. Der Deutsche Wehrverein, dessen Gründung von Anfang an ein Zeichen überreizter kriegsdurstiger Empfindungen gewesen war (denn die deutsche Regierung bedurfte wahrlich nicht auf dem Wege militärischer Rüstungen vorwärts gedrängt zu werden), sollte für die Durchsetzung auch dieser neuen Forderungen streiten.

Auch die plötzliche Ueberhandnahme der militärischen Jugendbewegung gab ein deutliches Bild davon, wie die militärische Macht zur unbedingten Herrschaft im deutschen Volksleben gelangen sollte, und mit wie willenloser Gefügigkeit das deutsche Bürgertum dieser willensstarken Zielbewußtheit unterlag. Militärische Erziehung kann bis zu einem gewissen Grade in den Schulanstalten selber getrieben werden; die Auslieferung 12—15jähriger Knaben an das militärische Kommando von Leutnants ist aber eine Sinnlosigkeit und eine Verletzung der elterlichen Pflicht.

Das schlimmste Symptom jedoch des überreizten militärischen Zustandes, in den Deutschland geraten war, bildete die Schamlosigkeit, mit der die höchsten Kulturbestrebungen, die auf die Herstellung des dauernden Friedens unter den Nationen gerichtet sind, verhöhnt und beschimpft wurden. Man braucht durchaus keine phantastische Vorstellung von der Nähe dieses zu erreichenden Zieles zu haben; aber das Ziel selbst herabzuwürdigen ist der Ausdruck eines schlimmen moralischen Tiefstandes, und in Deutschland durfte das in diesem Jahr geschehen, ohne daß das allgemeine moralische Gewissen sich empörte. Die Bestrebungen der edelsten Geister, eines Immanuel Kant und Leo Tolstoi, wurden von pensionierten Generalen und Stabsoffizieren ins Lächerliche gezogen und statt dessen die Dogmen einer Religion bluttriefender Barbarei verkündet.

Nun ist die Schicksalsfügung von Zabern hereingebrochen, in Bewahrheitung des alten Spruchs: „Quem deus vult perdere, prius dementat, und sie wird vieler Augen öffnen und viele auf einen anderen Weg weisen. Sie bringt uns wieder zum Bewußtsein, daß es im Wesen des Militarismus liegt, zur Alleinherrschaft zu streben und jede Selbständigkeit neben sich zu vernichten, daß es daher die selbstverständliche Pflicht des Staats-

Digitized by Google

bürgers ist, ohne jede grundsätzliche Feindseligkeit doch fortwährend auf seiner Hut vor den Uebergriffen des Militarismus zu sein und vor allem sich nicht in gutmütiger und kritikloser Hingebung seinen Forderungen zu beugen. Sie wird im Besonderen lehren, daß Leutnants nicht die geeignetsten Organe der Jugenderziehung sind, und daß, wenn Staatsbürger Wehrvereine gründen, es Vereine zur Abwehr der Eingriffe in die eigene Freiheit und Würde sein sollten. Sie wird endlich uns zur Erkenntnis bringen, daß wenn wir unsere hohe kulturelle Stellung unter den Nationen behaupten wollen, wir uns vor allem hüten müssen, unter ein Säbelregiment zu geraten, das an Stelle der Vernunft die Brutalität, an Stelle des Rechts, die Willkür setzt.

Otto Harnack

Die indische Bewegung

Seit etwa vierzig Jahren besteht in Indien eine Gärung, die sich gegen die dortige Herrschaft der Engländer richtet. Diese Bewegung, bedeutungsvoller als schlechthin angenommen, vermag die merkwürdigsten Erscheinungen zu zeitigen.

Die Vorstellungen von dem, was praktisch erreicht werden soll, sind freilich zurzeit bei den Reformern noch nicht einheitlich. Es gibt auch hier, wie bei allen großen Parteien, verschiedene Schattierungen. Die einen denken an vollständige M i t regierung Indiens durch Indier, andere wollen das Land lediglich durch Indier regiert und verwaltet sehen, wenngleich ein Konnex mit England bestehen bleiben soll, wieder andere verlangen völlige Loslösung von Albion. Letztere sind, so wird von Kennern allgemein behauptet, in der überwiegenden Mehrzahl.

Nun ward erst kürzlich in der englischen Presse davor gewarnt, die sogenannte indische Gefahr nicht zu überschätzen, da es ja nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Eingeborenen sei, die sich der antibritischen Bewegung angeschlossen haben. Es ist wahr, unter den 300 Millionen, von denen, nebenbei gesagt, jährlich Hunderttausende Hungers sterben, fallen die Reformer ziffernmäßig nicht ins Gewicht. Die Masse der Bevölkerung (über 180 Millionen) besteht eben aus armen, geknechteten Bauern, die für wirtschaftliche und politische Bestrebungen absolut kein Interesse besitzen. Diese Menschenkinder werden wie eine Herde Schafe regiert und dirigiert. Allein in der Bewegung repräsentieren die intelligenten und gebildeten Elemente einen Machtfaktor, der, wenn auch noch nicht berechenbar, bedeutungsvoll genug erscheint. Die einheimischen Regenten wissen denn auch, wo sie dran sind. So meinte der Nizzam von Hyderabad, der bedeutendste der indischen Fürsten, bereits vor Jahren: „Obschon einstweilen die Zahl der Aufwiegler noch gering ist, besteht doch die Gefahr, daß sie mit der Zeit ihren Einfluß weit über das Land ausbreiten und auch die Massen mit ihren verderblichen Lehren gefangen nehmen werden." Und der Maharajah von Jaipur äußerte 1909: „Es ist allerdings bloß ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung, den der Keim des Aufruhrs angesteckt hat, aber dieser Teil verfügt über eine sorgfältige Organisation, die begabte Leute ausgearbeitet haben." Jedoch auch der Rajah von Dewas ist voller Bedenken. Er erklärte öffentlich: „Es ist wohlbekannt, daß die Bestrebungen der Umsturzpartei sich nicht nur gegen die oberste Gewalt richten, sondern gegen alle bestehenden Regierungsformen in In-

Digitized by Google

dien." Es kommen bei der Bewegung auch republikanische, sogar anarchistische Tendenzen in Frage.

In Indien herrscht seit Jahren ein Ueberangebot von gebildeten und halbgebildeten Männern, die kein Fortkommen finden können. Daraus entstand ein Bildungsproletariat, voll verbitterter Unzufriedenheit. Hunderte und aber Hunderte liegen trotz guter Fachbildung auf der Straße, leben von der Hand in den Mund, finden ihre Rechnung nicht beim englischen Kurs. Denn alle wesentlichen Entscheidungen liegen bei englischen Beamten und die treffen, kommt der Indier überhaupt in Frage, ihre Wahl gewöhnlich nach Gunst, persönlicher Beziehung oder nach Fürsprache. So wird aus sozialem Groll ein politischer.

Der Nachschub von Indiern, die englische Schul- oder gar Universitätsbildung genossen haben, wird dabei immer größer. Diese Elemente werden natürlich ebenfalls Betätigung suchen, eine Stellung haben wollen. Aber wohin sollen sie? Da kann's schon passieren, daß der Strom nicht weiter vermag; er wird stocken, sich stauen. Dieser Druck kann sich leicht einen gewaltsamen Durchbruch erzwingen — was dann? Die Zahl der Indier, die die Schwächen Englands erkannt haben, wird immer größer.

Niemand kann den Weg bezeichnen, den die Bewegung im einzelnen nehmen wird; nur sollen England und Europa wissen, daß sie da ist und wächst. Es arbeiten in ihr die kraftvollsten Elemente einer erwachenden Nation, die von europäischen Ideen erfüllt ist. Auch sind die leitenden Geister der Bewegung hochbegabte Männer, die zu dem den Unterdrückern ihres Volkes unauslöschlichen Haß und unversöhnliche Feindschaft entgegenbringen. Das gibt Spannkraft! Die letzte Entscheidung kann freilich nur im Schatten einer gewaltigen Weltkatastrophe geschehen.

Walter Achilles Korn

Dänemark und Nordschleswig

Zurzeit finden sowohl in Berlin wie in Kopenhagen Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und dem nördlichen Nachbarlande statt; hier wird das Schicksal der „Heimatlosen" entschieden, dort die Rechtsgiltigkeit der Sonderburger Landungsverbote*) untersucht. Es ist natürlich, daß hüben und drüben die Gelegenheit zu allgemeinen Betrachtungen über das gegenseitige Verhältnis der beiden Länder benutzt wird.

Worüber das Nachbarvolk zu klagen hat, liegt leider klar am Tage. Das dänische Volk müßte, um ein drastisches Wort des Herrn Kloppenborg anzuführen, ein „Volk von Hunden" sein, wenn die nordschleswigsche Zwangspolitik es kalt ließe. Aber sehen wir uns die Beschwerden an, die von deutscher Seite gegen das amtliche und nichtamtliche Dänemark erhoben werden. Die Klagen laufen darauf hinaus, daß von Dänemark, direkt oder indirekt, die Wiedervereinigungshoffnung der Dänen Nordschleswigs gestärkt werde. Eine dahinzielende Tätigkeit wird besonders den „Zusammenwirkenden Südjütischen Vereinen" zur Last gelegt.

Die „Südjütischen Vereine" in Dänemark erfreuen sich seit einigen Jahren

*) Dampfern mit Lustreisenden aus Dänemark wurde in diesem Sommer vom Landrat Schönberg in Sonderberg die Landung untersagt, ein Verbot, das nach dänischer Auffassung mit den Bestimmungen der preußisch-dänischen Handelsverträge unvereinbar ist.

Digitized by Google

in einem Teile der deutschen Oeffentlichkeit einer sehr regen Aufmerksamkeit, das beispielsweise 1911 dadurch zum Ausdruck kam, daß über die Aarhuser Jahresversammlung (zur Zeit der höchsten Spannung in der auswärtigen Politik!) der ausführlichste Bericht in — der „Kreuzzeitung" erschien. Dieses Interesse, das sich seitdem in steigendem Maße kundgegeben hat, ist es eben, das es umso notwendiger erscheinen läßt, den dänischen Vereinen vor einem größeren deutschen Leserkreise einmal Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Vereine stellen ursprünglich eine Vereinigung derer dar, die unter dem Zwange der politischen Verhältnisse ihr Heimatland Nordschleswig hatten verlassen müssen. Das mag es zur Genüge erklären, wenn, zumal in früherer Zeit, innerhalb dieser Kreise vielleicht manch hartes Wort über das preußische Regiment in der alten Heimat gefallen ist. Nichtsdestoweniger muß es betont werden, daß der Verband der Südjütischen Vereine sich bisher niemals politisch betätigt, sondern, ebenso wie der „Verein für das Deutschtum im Auslande", sich lediglich kulturellen Aufgaben gewidmet hat. Das Programm ist in der Nakskover Resolution vom 18. Juli 1902 festgelegt, wo der Zweck der Vereine dahin angegeben wird, „nicht allein eine nähere Verbindung zwischen den in Dänemark wohnenden Nordschleswigern zustande zu bringen und diejenigen unserer nordschleswigschen Landsleute zu unterstützen, die infolge der politischen Verhältnisse, z. B. durch Ausweisung, unverschuldet in Not geraten sind, sondern auch Bestrebungen zum Schutze unserer Muttersprache und des dänischen Geisteslebens in Nordschleswig zu fördern, was zum Teil dadurch geschieht, daß jungen Leuten nach der Konfirmation zu einiger Ueberweisung in der Muttersprache auf dänischen Volkshochschulen verholfen wird. Die „Zusammenwirkenden Südjütischen Vereine" bekennen sich offen zu diesen durchaus gesetzlichen Zielen, weisen aber ebenso entschieden jede Beschuldigung zurück, in Bestrebungen politischer Art eingreifen zu wollen, die von der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig entfaltet werden".

Solange kein Schatten eines Beweises erbracht ist, daß der Verband und die ihm nahestehenden Kreise irgendwie die im Nakskover Programm gezogenen Grenzen überschritten und sich in ihrer Betätigung etwa den „Alldeutschen Verband" zum Vorbild genommen haben, werden sie loyalerweise nach demselben Maßstabe zu beurteilen sein, wie der unpolitische deutsche Schulverein (früher „Allg. deutscher Schulverein", jetzt offiziell „Verein für das Deutschtum im Auslande"), der sich bekanntlich auch einer weitgehenden offiziellen Unterstützung erfreut. Zum Verdruß unserer Nordmarkhakatisten muß es einmal mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß nicht nur die Mitgliedschaft und die aktive Beteiligung dänischer Offiziere und Beamten an den Bestrebungen der fraglichen Vereine vom Standpunkte des internationalen Rechts durchaus einwandfrei ist, sondern auch eine etwaige Teilnahme des dänischen Staates als solchen den allgemein anerkannten Regeln zwischenstaatlichen Verkehrs in keiner Weise widersprechen würde. Tatsache ist, daß der dänische Staat für die dänischen Nordschleswiger bisher nichts getan hat, und daß das dänische Volk für die Landsleute im Auslande weiter nichts tut, als was jede zivilisierte

Digitized by Google

Nation als ihre Pflicht ansieht. Daß das Hauptgebiet der dänischen Kulturarbeit für Nordschleswig, die Fürsorge für die nordschleswigsche Jugend, ins Mutterland, also im deutschen Sinne ins Ausland verlegt werden muß, daran trägt nicht das dänische Volk, sondern das preußische System die Schuld, das in der Behandlung seiner fremdnationalen Untertanen unter den Kulturstaaten auch darin eine Ausnahmestellung einnimmt, daß es den privaten sowohl wie den öffentlichen Unterricht in der Muttersprache schlechthin verbietet.

Die Berechtigung der Kulturarbeit des Mutterlandes für Landsleute jenseits der Staatsgrenzen sind natürlich auch die Nordmarkhakatisten deutschnational genug im Prinzip anzuerkennen. Aber gegenüber der unerbittlichen Konsequenz dieses Gedankens, die ihr ganzes System über den Haufen rennen müßte, ist es nun, daß sie den unverzeihlichen logischen Schnitzer begehen, das Gebiet des Tatsächlichen zu verlassen, um sich hinter Gedanken zu verschanzen: gegen die dänische Kulturarbeit haben sie vernünftigerweise an sich nichts einzuwenden,*) bekämpfen sie aber, weil sie „doch nur" den Losreißungs- oder Lostrennungsbestrebungen oder, wie man jetzt vorsichtiger sagt, der Realisierung der Wiedervereinigungshoffnung dienen solle. Selbstverständlich wissen auch die Hakatisten, zumal die rechtlich geschulten, daß Gedanken und Hoffnungen, solange sie sich nicht in konkreter Gestalt äußern, den Staat schlechterdings nichts angehen; aber sie haben durch das nicht gerade besonders tapfere Mittel erreicht, daß die Diskussion an einem Punkte abbrechen muß, wo sie — Recht behalten. Denn es ist ganz unleugbar, daß die Wiedervereinigungshoffnung, und zwar als Glaube an den endlichen Sieg des Selbstbestimmungsrechts der Völker, in den weitesten Kreisen nicht nur Nordschleswigs, sondern auch Dänemarks besteht.

Gedanken und Hoffnungen aber stände auch unter der Voraussetzung ihrer Zuständigkeit die Staatsmacht machtlos gegenüber. Oder hat der preußische Staat irgend ein Mittel zur Bekämpfung der Sehnsucht der dänischen Nordschleswiger nach einer möglichst innigen Vereinigung, also auch der staatsrechtlichen, mit demjenigen Lande, mit dem sie bis vor einem halben Jahrhundert verbunden gewesen sind? Gewiß, er glaubt ihrer viele zu haben: jede Maßnahme seiner nordschleswigschen Landräte, die ihn bisher niemals vergebens um die Sanktionierung ihrer politischen Handlungen angingen, ist in seinen Augen ein solches Mittel, über dessen Wirkung er sich durch keine Wahlergebnisse und keine Statistik der Welt bisher hat irreleiten lassen. Aber jede Ministerrede ist eine einzige Klage über das Fortschreiten des Wiedervereinigungsgedankens und damit ein Eingeständnis der Wirkungslosigkeit der angewandten Remedur.

Nur ein Mittel gibt es, das dem preußischen Staate anzugeben, dem dänischen Professor J. P. Bang ganz ungefährlich erscheint. Er schreibt in „Köbenhavn":

> „Das einzige Mittel, durch das die Wiedervereinigungshoffnung vernichtet werden könnte, ist dies, daß der erobernde Staat es der eroberten Bevölkerung so angenehm macht, innerhalb seiner Grenzen zu wohnen, daß sie schließlich selber zu der An-

*) Der Vorsitzende des „Deutschen Vereins", Landgerichtsdirektor Dr. Hahn-Kiel, ist freilich unvorsichtig genug, zu erklären, daß auch die dänische Kultur in Nordschleswig nichts zu suchen habe!

Digitized by Google

sicht kommt, es sei wohl dennoch das beste, sich mit den Tatsachen auszusöhnen. Aber diesen Weg haben die Preußen bisher nicht betreten — und ich glaube auch nicht, daß sie dazu imstande wären."

Professor Bang wird Recht behalten. Der Wiedervereinigungshoffnung droht von dieser Seite keine Gefahr. Sie wird von dem preußischen Staate weiter gepflegt und gefördert werden. Aber daß gerade Dänemark sich dagegen wehren sollte, ist wirklich zu viel verlangt.

* * *

Der Kampf um die Arzneitaxe

Anmerkungen eines Apothekers

Der Kampf der Aerzte mit den Krankenkassen und der Kampf der Apotheker um Erhöhung der seit 40 Jahren nicht mehr geänderten Arzneitaxe ist in Nro. 49 des „März" nicht mit dem gleichen Wohlwollen erwähnt, obwohl für beide Kategorien dieselbe Voraussetzung durch die Reichsversicherungsordnung: „quantitative Ausweitung der Abnehmer von ärztlichen Diensten und damit auch von Apothekenbesuchern" und dasselbe Endziel: „bessere Entlohnung ihrer Arbeit" zutreffend ist.

Aber der „quantitativen Ausweitung von Apothekenbesuchern" steht bestimmt entgegen der finanzielle Rückgang aus dem Rezepturergebnis. Man nehme nur die Listen der Krankenkassen zur Hand für Handverkauf und Spezialitäten, nach denen die ärztliche Kassenpraxis geübt wird, geübt werden m u ß. Die Rechnung ist einfach. Das bisherige gute Privatpublikum geht durch die Reichsversicherungsordnung zum größten Teil in Kassenpatienten über. Ein weiteres Ergebnis ist nicht zu erwarten.

Der Apothekerstand will nicht die Taxerhöhung, um sich aus seinen mißlichen Daseinsverhältnissen zu befreien; das wäre wohl nur möglich durch Schaffung eines wirklichen, nicht eingebildeten, Arzneimittelmonopols und Beseitigung des gesamten offenen und geheimen Handels mit Arzneimitteln durch Drogisten, Drogenschränke, Kaufleute jeden Berufes, Gewerbetreibende, Hausierer 2c. — wie es z. B. sofort eintreten würde, wenn der Staat die Apotheken aufkaufen und auf eigene Rechnung führen würde — denn der Staat duldet keine Konkurrenz!

Der Apothekerstand will überhaupt eine bessere, seinem Bildungsgang angemessene Entlohnung seines schweren, verantwortungsreichen Dienstes, genau so wie dies Aerzte, Tierärzte, Chemiker schon lange erreicht haben.

Man nehme doch z. B. die Taxe der letzteren zur Hand: „Bestimmung des Morphins im Opium 6—10 ℳ" oder „Bestimmung des Chlors im Chlorkalk 3—5 ℳ". Gut! Aber all diese Arbeiten macht der Apotheker täglich. Tag für Tag untersucht er die eingehenden Arzneimittel auf Zuverlässigkeit und Gehalt, um Schädigung der Heilungsuchenden hintanzuhalten und seine Entlohnung dafür beträgt nichts! —

Nicht einmal das verwendete, oft sehr teure Material erhält er ersetzt, genau wie dies auch bei den Arbeitspreisen der Rezepturtaxe der Fall ist, laut deren er in vielen Fällen das verwendete Material u n b e r e c h n e t zur Verfügung stellen muß.

Warum gibt es beim Apotheker nicht den in amtlichen Büreaus und auch sonst so beliebten Pauschalsatz, einen Posten, unter dem sich das geschröpfte Laienvolk gewöhnlich kopfschüttelnd, die verbrauchte Tinte und das Papier vorstellt? —

Digitized by Google

Oder warum läßt die Taxe keinen Spielraum wie beim Arzt, wie beim Tierarzt? Ist der Kunde, der auf Grund seines Namens, seiner Verhältnisse beim Arzt als „sehr gut" eingeschätzt wird, plötzlich ein anderer, sobald er die Apotheke betritt.

Worin beruht das Recht, daß ein titelreicher Arzt mehr verlangt, wie sein Kollege vom Lande für dieselbe Handlung und warum besteht nicht der gleiche Unterschied zwischen Stadt- und Land-, Dorf- und Hofapotheke.

Minder triftig aber wäre das Bedauern, das der „verschwindenden, alten Apothekerkunst" gewidmet wird, wenn die Gesamtheit der Aerzte zu dem zurückkehren würde, was heute die Leidenden den 10 000, ja 100 000 Pfuschern in die Arme treibt, zur Rezeptur, der geheimnisvollen; gestehen wir es ruhig ein; das Rezept, dessen Zeichen und Inhalt der Kranke nicht zu erfassen vermag, übt eine suggestive, mächtige Wirkung aus, die den Leidenden hoffnungsfroh beeinflußt, ganz anders, als die fertige Schachtel Abführpillen oder Aspirinersatz-Tabletten, die heute jedes Kind auf seine Wirkung einschätzt.

Das ist die Unzufriedenheit der Apotheker, darin ist sie begründet, in der mangelhaften Entlohnung seiner schweren, öfters gesundheitsschädigenden Berufspflichten und auf der immensen Ausbreitung der Verordnung fertiger Arzneiformen, die das Studium, die Wissenschaft, die alte Apothekerkunst illusorisch macht.

August Ertl

Sie lächelt wieder!

Die Gioconda, — man sprach nie anders von ihr, wie wenn man mit ihr geschlafen hätte, — lächelt wieder. Anoch in Italien, bald wieder in Paris, wo man sie nun noch häufiger als bisher photographieren wird, weil sie früher da war, und weil sie dann nicht mehr da war, und weil sie nun wieder da ist. Man berechne, was sie im Lauf der Zeit kostete: Telegramme prasseln, Illustrationen klatschen auf die Lithographiersteine, Schmöcke schwitzen, und wieder ist ein Verbrauch in Adjektiven wie in den alten Zeiten, da sie gestohlen wurde.

Sachte, sachte! — Es ist ja alles nicht wahr. Wer von euch hat denn je dieses Bild im Original gesehen? Und wer von euch, die es je gesehen haben, sah etwas anderes in ihm als das besternte Ding aus dem Baedecker? — Ihr wißt nichts von Malerei, am allerwenigsten von dieser alten Malerei, die Gegenstände nicht einmal kubusförmig sah.

Also geht die große Presse den Menschen voraus? — Sie turnt in der Luft, während jene, behaglich unten ihren Trab zottelnd, den merkwürdigen Evolutionen zusehen, die eigens für sie arrangiert werden. Würde eine Zeitung in der Form, im Stil und im Inhalt wirklich einmal nach dem Leserniveau gemacht, man würde staunen über diese Kindlichkeiten. Denn der Abonnent klaubt sich gewandt aus dem Bombast von Fachausdrücken, von Kulturanstrich, von Bildung schon das heraus, was er davon begreift, und das ist nicht allzuviel, sondern immer nur das Konkrete und das Bewußtsein, daß es ihn zwar gar nichts, andere aber schon sehr viel angehen müsse, — denn sonst stände es doch nicht in der Zeitung. Also, da ist ein Bild gestohlen, und das ist sehr viel wert gewesen, und wir haben es auch schon mal in Reproduktionen gesehen, und nun ist es wieder da, und da haben wir ja auch ein Gutachten des Professors Wickelstroh, nun, der Mann

Digitized by Google

wird's verstehen, das will ich meinen,— so, und wie ist es denn mit dem Wehrbeitrag ....?

Begieße einen Pudel mit Wasser, er wird mehr Eindrücke haben als der Abonnent, der sich und sein Blatt schüttelt, weitergeht und zwischen Ein- und Beinbrüchen gnädig ad notam nimmt, daß jene wieder lächelt.

Ignaz A. Wrobel

Deutsche Schauspielkunst*)

Von Monty Jacobs

An Stelle der Kränze, die nach Schillers Wort die Nachwelt dem Mimen nicht flicht, treten als Dokumente von des Mimen Ruhm oder manchmal auch Unruhm die niedergeschriebenen Urteile derer, die seines Schaffens Künder und Richter waren. Seit es im Bewußtsein des Volkes ein deutsches Theater gibt, seit Lessings und Eckhoffs Tagen, haben sich auch Beurteiler gefunden, die Menschendarstellungskunst vom Schauspielervirtuosentum auseinanderzuhalten vermochten. Solche Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen hat als bemerkenswerten Beitrag für die historische Darstellung deutscher Theaterkunst Monty Jacobs in dem stattlichen, im Inselverlag erschienenen Bande „Deutsche Schauspielkunst" gesammelt, der dem Andenken Erich Schmidts gewidmet ist.

Ein über seine Zeit hinausreichendes wertvolles Dokument für die noch zu schreibende Theatergeschichte entsteht jedesmal, wenn durch Zufall „die lebendige Rolle, der große Schauspieler und der bedeutende Beurteiler" zusammentreffen. Monty Jacobs archivische Leistung besteht im Sondern und Erkennen jenes Urkundenmaterials, das heute noch lebendig und anregend wirken könnte. Er gruppiert die Menge bedeutsamer Urteile nach Rollen und nicht nach schauspielerischen Persönlichkeiten, nach klassischen Rollen, die wie einst auch heute noch unseren größten Darstellern Ziel ihres Strebens sein dürfen. Das ausgewählte Rollengebiet beschränkt sich auf Shakespeare, Molière, Lessing, Schiller und Goethe. Nur Schauspieler von überragender Bedeutung oder vom Werte eines Zeitentypus kommen in Betracht. Bunt gemischt aber tritt die Gesellschaft der Theaterkritiker auf. Wir begegnen unter ihnen nicht nur den Zünftlern, sondern auch Gelehrten, Dichtern, Theaterdirektoren und selbst Schauspielern. Costenoble schreibt über Iffland, Gregori über Kainz, Kainz über Baumeister. Wir erhalten einen Ueberblick über die deutsche Theaterkritik im Wechsel der Zeiten und ersehen, daß immer wieder dieselben Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche über schauspielerische Leistung wiederkehren. Daß es aber im Grunde immer nur einzelne starke Persönlichkeiten waren, die aus der Zeitströmung heraus ausschlaggebend die Geschmacksrichtung bestimmten, davon wird jeder überzeugt sein, der dieses ungemein fesselnde Sammelwerk durchstudiert

Alfred Mayer

*) Insel-Verlag geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Der ethische Yankee

Mac Allan, Bernhard Kellermanns gigantischen Tunnelbauer, als einen, wenngleich ganz ins Geistige transponierten, Lebenden zu beweisen, dient Hans Winands Vorwort zu einem bei Georg Müller in München erschienenen Buche, das in Woodrow Wilson Amerikas Carlyle redivivus offenbart. Einen „Aufruf zur Be-

Digitized by Google

freiung der edlen Kräfte eines Volkes" erläßt dieser, trotz Sigurd Ibsen für europäisches Denken schwer zu erfassende Diplomat in Gestalt gesammelter Bruchstücke aus Wahlreden, und mit nur halbem Bewußtsein gibt er darin nichts mehr und nichts weniger als die komprimierte Geschichtschreibung von der Vereinigten Staaten letzten Jahrzehnten, als eine bleibende Bibel der Politiker, als einen auch künstlerisch vorbildlichen Essayband, als ein Literaturwerk, das, endlich einmal wieder, eine ungeheure Kulturtat darstellt.

Amerika steht vor der schwersten Krisis: sein Volk beginnt zu erkennen, daß längst das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu dem der beschränktesten Möglichkeiten wurde, daß nirgendwo ähnlich wie hier auf jedem Schaffensgebiete der freie Wettbewerb unterdrückt ward. Die Demokraten sehen, daß sie allmählich ihr schönstes und eigenstes Recht, das der Selbstverwaltung, an eine Unmenge von Kommissionen, Konsortien und Kliquen verloren, daß der Kapitalismus ihnen jede Selbständigkeit entziehen konnte. Boß und Trust haben mehr und mehr das Volksrecht erstickt; und in dumpfer Lethargie duldete es die eigensinnigste aller Nationen, daß man ihr alle Selbstbestimmung raubte. Das Leben, das, nach Wilsons Erkenntnis, einzig vom Boden aufsteigen kann, wurde erdrückt, und den harten Massen wurde, wie einst den Schweizern, suggeriert, daß sie der Vormundschaft bedürften: Seit Jahren hat der Bürger keine Berechtigung mehr, zu fragen, wofür, wozu, wohin er arbeitet; seit Jahren hat er keinen Versuch unternommen, in jene versteckten Zimmer, Rechenschaft fordernd, einzudringen, und selbst sein Geschick zumindest in seiner Entwickelung zu überwachen. Die Arbeiter sind, obschon Nachkommen der freiesten und großzügigsten aller Eroberer, Sklaven geworden, seit die Republik Oligarchie ward. Nun endlich regt sich Leben in ihnen; das Volksparlament, das ihnen stets gebührte, beginnt zu erstehen, und es gilt lediglich, seine Verhandlungen auf das Wesentliche, das Brennende zu richten. Wilson tut es; er zeigt auf, was der wahre Fortschritt bedeute; er erklärt, warum endlich das Alte stürzen muß; schonunglos entblößt er die tiefste Notwendigkeit: „Ein freies Volk braucht keine Vormundschaft". Und vom Zolltarif, jener ungerechtesten und lastendsten aller Beschwernisse, ausgehend, weist er klar nach, wie unbedingt die Frage „Gnade oder Recht?" zu lösen, wie der freie Wettbewerb zu retten, wie alle schlafenden Kräfte zu erwecken. „Laßt Licht herein!" ruft er laut aus, und er fordert weitestgehende Oeffentlichkeit aller Vertragsabschlüsse, Zerstörung jeder Heimlichkeit, die überflüssig, sowie keine Entlarvung zu scheuen. Einstweilen freilich müssen die Kämpfer noch mit zagem Verlegenheitlachen zusammenkommen wie die schweizerischen Bauern nach Hauptmanns inszenatorischer Vision. Bald aber muß das Unausbleibliche völlig Ereignis werden.

Und mit schlecht-verhohlenem Neide darf Europa, angesichts eines solchen Führers zum Aufstiege, noch dem gedrückten Westkontinente sein „Amerika, du hast es besser!" zurufen.

Franz Graetzer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google